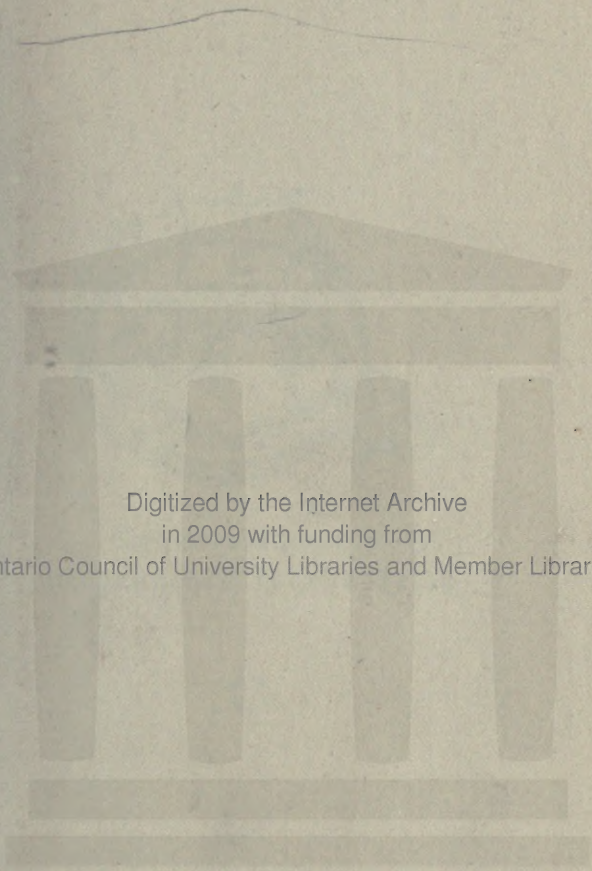
Die Befreiung 1813·1814·1815

Presented to
The Library
of the
University of Toronto
by

Mrs.C.D.Bertram



Digitized by the Internet Archive
in 2009 with funding from
Ontario Council of University Libraries and Member Libraries

http://www.archive.org/details/diebefreiung181300keinuoft

Wilhelmina Lamont.
1915.

Lebensdokumente
vergangener Jahrhunderte

⑦

Die Befreiung

Wir müssen anerkennen, daß wir nur auf den Grundlagen weitergebaut haben, welche 1813, 1814 und 1815 gelegt worden sind.

Kaiser Wilhelm I.
1871 beim Einzug der Truppen in Berlin.

HG
KG4b

Die Befreiung 1813·1814·1815

Urkunden Berichte Briefe
mit geschichtlichen Verbindungen
von Tim Klein

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

430186
29.11.44

Wilhelm Langewiesche-Brandt
Ebenhausen bei München
1913

Das einundsechzigste bis fünfundneunzigste Tausend
dieses Buches ist im April 1913 in der
Spamerschen Buchdruckerei
zu Leipzig gedruckt
worden.

Zehn Jahre nach dem Tode Friedrichs des Großen übernahm der junge General Napoleon Bonaparte das Kommando über die französische Armee in Italien, und die Welt sah von nun an zwanzig Jahre lang ein Schicksal und ein Abenteuer ohne gleichen. Das revolutionäre Frankreich, aber auch das alte monarchische Europa hatte seinen Herrn und Meister gefunden. Wie alle großen Menschen der Geschichte kam er zu seiner Zeit. Zuerst war er der Mann der Demokratie. Sein Ehrgeiz griff aber weit über das Ziel der Festigung des tief erschütterten republikanischen Frankreich hinaus. Er führte die Revolution da weiter, wo er sie bei seinem Eintritt in die Geschicke Frankreichs vorfand: bei ihrem kriegerischen Vorschreiten in Europa. Sein erstes und sein letztes Mittel zur Macht, seine Leidenschaft und seine Kunst war der Krieg. Zwar führte dieser größte aller Kriegsfürsten stets den Frieden im Munde. Aber wenn er auch ernstlich den Frieden gewollt hätte, so konnte er ihn doch nicht schaffen. Denn zu früh schon hatte er sich am eigensten Leben der Völker vergriffen. Sein Weltreich brach zusammen, weil die Nationen Europas politisch zu hoch und zu selbständig entwickelt waren. Es wurde Europa zum Heil, daß Napoleon den kriegerischen Erfolg nicht wie Cäsar oder wie Friedrich der Große einer klar umgrenzten politischen Idee, sondern dem Phantom einer Weltmonarchie dienstbar machte. Napoleon hat Frankreich einen unsterblichen Kriegsruhm erkämpft, er hat die Grundlagen seines jetzigen Bestandes gelegt, — er hat aber auch, ganz gegen seine Absicht, die politische Erneuerung und Zusammenfassung der deutschen Völker

in einen Nationalstaat vorbereitet. Vieles hat er zertrümmert, was nicht wert war zu bestehen, und vieles gebaut, was dauern sollte. Beides tat er jäh, unerbittlich, mit raschen Griffen und Schlägen. Er zählte die Millionen von Menschenopfern nicht. Seine persönliche Anziehungskraft war dämonisch und ohne Grenzen; er war die Bewunderung, der Abscheu, das Verhängnis, — niemals die Liebe — der Welt. Kein Volk hat er erbarmungsloser mißhandelt als das deutsche. Jahrelang schleppte er Deutsche gegen Deutsche in den unnatürlichen Kampf. Deutsche Fürsten dienten ihm willig als Verführte oder Abtrünnige. Keinen Staat hat er bitterer gehaßt als den preußischen, und kein Herrscherhaus roher gedemütigt als die Hohenzollern. Er wußte, was er tat, als er die preußische Großmacht entwaffnete. Aber gerade dieser norddeutsche Staat half vor allen anderen ihm den Untergang bereiten. Nachdem er die Schöpfung Friedrichs des Großen zerstört hatte, erstand im Norden Deutschlands aus dem Haß gegen den Unterdrücker und aus Verzweiflung über die Not der Zeit, vor allem aber aus einer großartigen sittlichen, geistigen und politischen Selbsterneuerung in vollkommener Klarheit der nationale Gedanke. Die innere Abhängigkeit der deutschen von der französischen Kultur war den Zeitgenossen durch die Weltstellung Napoleons gern als eine geschichtliche Notwendigkeit, ja als ein Glück für die Völker erschienen. Die Befreiung vom fremden Joche aber geschah im Zeichen der tiefen neuen deutschen Bildung aus dem Geiste Kants, Goethes, Schillers, der Romantik. Einmal zum Bewußtsein vom Werte des eignen Wesens erwacht,

von kühnen und entschlossenen Führern aufgerüttelt, neugeordnet und geführt, konnte das deutsche Volk es wagen, die ungeheure Macht des neurömischen Weltreichs zu brechen. Das deutsche Volk mit seinem Heerbann war der stählerne Kern der Völkerheere. England kämpfte um die Herrschaft über die Meere, Rußland um den Besitz Polens, Österreich um seine alte Machtstellung, Preußen kämpfte um seine Existenz. Es ergriff allein in diesem entscheidenden Ringen mit tiefer Leidenschaft den Gedanken geschichtlicher Vergeltung und das Ziel geschichtlicher Bestimmung für die Zukunft: Freiheit und Einheit. Wenn der Befreiungskrieg mit dem Sturze des Unterdrückers endigte, so war dieser Erfolg nicht das Verdienst der verbündeten Fürsten und Kabinette, die vielmehr das Befreiungswerk durch Kleinmut, Eigennutz, Neid und Mißtrauen oft genug in Gefahr brachten. Die Freiheit Europas ist von den **Völkern** erstritten worden, und die Seele des Widerstandes gegen Napoleon waren in Deutschland die besten Männer, die man im geheimen unlauterer Ziele verdächtigt hat. Die Befreiungskriege offenbarten die Sünden einer Politik, die den Geist der Zeit nicht verstand und in der Angst vor dem Volke dieses um den Preis seiner Mühen brachte. So nahm die gewaltige Zeit ein Ende in Erschöpfung und Stillstand. Aber durch Zerklüftung und Ohnmacht hindurch retteten sich die großen Antriebe jener Epoche, bis im Kampfe mit einem Napoleoniden eine spätere, schlachtenmächtige Zeit unter der Führung von Männern, die der Ahnen wert waren, das Deutsche Reich schuf.

Dr. Tim Klein.

Es ziehen die Dämonen,
schwanger mit Blut und Schmach;
doch die auf Sternen wohnen,
senden die Rache nach.

Ernst Moritz Arndt

Die Weltlage

Mitte Juni des Jahres 1812 stand die „Große Armee" des Kaisers Napoleon mit 450000 Mann und 1146 Geschützen an der russischen Grenze und wartete auf den Befehl zum Einmarsch. „England zwingt mich, den Kontinent zu erobern," sagte der Kaiser einmal. In der Tat war der russische Krieg eine weitere Folge des Krieges, den England seit 1793 mit Frankreich führte. Frankreichs Flotten waren von den Meeren verschwunden, England beherrschte den Welthandel. Napoleon hatte durch die im Jahre 1806 in Berlin proklamierte Kontinentalsperre die englischen Waren vom Festlande ausgeschlossen und seine Vasallen und Verbündeten zu der nämlichen Maßregel gezwungen. Die Folge war, daß Rußland an den Rand des Bankerotts geriet und die in Tilsit gestiftete Freundschaft zwischen Napoleon und dem Zaren Alexander I. in die Brüche ging. Aber alle Staaten Europas seufzten unter dem Druck dieser gewaltsamen Handelssperre nicht weniger wie unter dem politischen Joch des Kaisers. In den Augen der Welt stand er zwar auf der Höhe seiner Macht. Er war der Herr des Abendlandes. Sein Reich mit 42 Millionen Einwohnern erstreckte sich von der Ostsee bis Neapel, vom Kanal bis an die Adria, von Warschau bis Madrid. Österreich war durch drei große Kriege überwunden, Italien unterworfen, Preußen zerschmettert; das übrige Deutschland stand im Rheinbund zu seinem Befehl. Wohl wütete in Spanien ein opferreicher Krieg, und Frankreich selbst stand unter dem schwersten Druck. Es litt wie die anderen Staaten unter den Folgen der Unfreiheit des Handels, das despotische Regiment des Kaisers hatte alle Freiheiten unterdrückt; der ewige Krieg mit seinen Konskriptionen war verhaßt, durchaus unpopulär vor allem der Krieg mit Rußland. England hielt die Wunde in Spanien offen. — Napoleons Zweck mit dem russischen Kriege war dieser: Frankreich und sein ganzes politisches System von dem schweren wirtschaftlichen Druck dadurch zu entlasten, daß er Rußland zum Ausharren bei seiner Politik zwang und das britische Reich nach erfochtenem Sieg entweder zum Frieden nötigte oder durch einen zweiten Alexanderzug in seinem indischen Besitz tödlich traf. Nur als Sieger konnte Napoleon

sich auf die Dauer in Frankreich behaupten. Darum hatte er den russischen Krieg aufs gründlichste vorbereitet. Die Armee, die er gegen Rußland führte, war die größte und schönste, die die Welt je gesehen. Fast alle Völker Europas dienten in diesem Heere. Preußen mußte ein Hilfsheer von 20000 Mann stellen. Es stand unter dem General York, und dieser unter dem Marschall Macdonald, der den linken Flügel der „Großen Armee" befehligte. Beim Zentrum, das Napoleon selbst führte, standen die übrigen preußischen Truppen, Bayern, Schwaben, Sachsen, Westfalen und die übrigen Rheinbündner; auf dem rechten Flügel das österreichische Hilfskorps unter dem Fürsten Schwarzenberg. — Die Bewunderung, ja das Grauen vor dem Kaiser, der wie der Kriegsgott selbst erschien, lähmte den ganzen Westen, als seine Heeressäulen hinter der russischen Grenze verschwanden. Die überwiegende Mehrzahl der Zeitgenossen ahnte nicht, daß das Weltreich ein Koloß mit tönernen Füßen war. Und Napoleon wußte nicht oder wollte nicht wissen, daß er einen vulkanisch durchwühlten Boden hinter sich ließ, daß das preußische Volk nur auf die Stunde der Vergeltung wartete.

Die Katastrophe in Rußland.

Am 26. Juni 1812 überschritt Napoleon den Niemen, am 28. Juni zog er in Wilna ein. Er verhinderte die Vereinigung der beiden russischen Hauptarmeen unter Barcla de Tolly und Bagration, und erst als Napoleon nicht auf St. Petersburg, sondern geraden Wegs nach Moskau marschierte, trafen sich die russischen Heere anfangs August in Smolensk. Inzwischen waren die russischen Landwehren und die Kosakenheere ins Feld gerufen, feurige Proklamationen hatten den Krieg zum heiligen Nationalkrieg erklärt. Am Hofe Alexanders I. war der Freiherr vom Stein, in dessen Hand die Fäden der deutschen Befreiungsbewegung zusammenliefen, die Seele des Widerstandes. Die Stimmung des Volkes war derart, daß der Zar nicht daran denken durfte, nachzugeben. — Als auch Napoleon in Smolensk, am Eingangstor ins alte Rußland, angelangt war, hatte er durch Hunger, Krankheit, Fahnenflucht, Marsch- und Gefechtsverluste von der Hauptarmee schon 100 000 Mann und 80 000 Pferde verloren. Die Disziplin des zusammengewürfelten Heeres war schon in bedrohlichem Maße gelockert. In der ersten großen Hauptschlacht des Feldzuges vom 15. bis zum 18. August wurde um den Besitz von Smolensk blutig gekämpft, die Stadt von den Franzosen in Brand geschossen. Der Plan der

Russen, Napoleon immer tiefer ins Land zu locken, wurde durchgeführt, und die Russen zogen sich auf Moskau zurück. Am 20. August ersetzte der alte Feldherr Kutusow den bisherigen Führer Barclay de Tolly, und Kutusow stellte sich bei Borodino, westlich von Moskau, am 7. September zur Schlacht, der blutigsten dieses Krieges. „Hier ist auch nicht ein Fußbreit Erde, worauf ein Feiger sich bergen möchte." Napoleon brach sich Bahn und zog am 14. September in das heilige Moskau ein. Er war schon zu tief in den Herbst gekommen. Wohl fanden sich in Moskau viele Vorräte. Was aber die Franzosen brauchten, das waren Menschen. Die Stadt war menschenleer. Dazu begann sie schon am ersten Tag zu brennen. Napoleon konnte in Moskau nicht überwintern. Seine Armee war von 300000 Mann auf 90000 Mann zusammengeschmolzen, seine Pferde zugrunde gerichtet, rechts von ihm stand eine 110000 Mann starke feindliche Armee, um ihn herum brandete ein bewaffnetes Volk, er hatte keine Magazine, keine hinreichenden Munitionsvorräte, nur eine einzige, ganz verwüstete Verbindungsstraße mit seinem Reich. Seine Friedensangebote blieben unbeachtet. So gab er denn am 18. Oktober den Befehl zum Rückzug. Nach anfänglichem Ausbiegen in südlicher Richtung betrat die „Große Armee" am 29. Oktober den alten Leidensweg. Die schrankenlose Plünderung in Moskau hatte die Manneszucht des französischen Heeres aufgelöst. Regen, dann Kälte und Hunger, dazu die Kosakenschwärme rieben das Heer auf. Mit nur mehr 42000 Mann kam Napoleon am 10. November nach Smolensk. Am 26. November stand er trotz Verstärkung mit nur 11000 Mann an der Beresina. Dort zeigte sich noch einmal die Größe seines Geistes, die kriegerische Tugend seines Heeres in vollem Glanze. „Vous voyez, comme on passe sous la barbe de l'ennemi." [Sie sehen, wie man unter dem Bart des Feindes entwischt.] Er überschritt den Fluß. Am 2. Oktober war die Armee auf 9000 zusammengeschmolzen. Trotz Verstärkung verließ sie Wilna am 11. Dezember nur 4000 Mann stark. Beim Übergang über den Niemen am 13. Dezember betrugen die Überreste noch 1600 Mann Bewaffnete. Die Nachzügler und Waffenlosen überschritten nur in geringer Zahl die russische Grenze. Als sich Ende Januar die Hauptarmee hinter der Weichsel gesammelt hatte, betrug sie nur 13000 Mann, darunter 2200 Offiziere; dazu kamen Macdonalds und Reyniers 10000 Mann; die österreichischen und preußischen Truppen betrugen 35000 Mann, der ganze Rest also etwa 58000 Mann. — Mit Einschluß der Nachschübe war die ganze Armee 610000 Mann stark gewesen, es waren also in Rußland tot oder gefangen zurückgeblieben 552000 Menschen. Die Armee hatte 182000 Pferde bei sich gehabt. Bei dem Rest befanden sich noch 15000, verloren waren also 167000 Pferde. Sie hatte zuletzt 1372 Geschütze; der Rest hatte zurückgebracht 150, also sind über 1200 verlorengegangen. — Am 5. Dezember 1812 hatte Napoleon bei Smorgonji sein Heer verlassen, nachdem er im 29. Bulletin der „Großen Armee" vom 3. Dezember mit dürren Worten der Welt von den Ereignissen Kunde getan. Er eilte, da und dort erkannt, aber nicht ergriffen, durch Deutschland nach

Paris. Dort traf er am 18. Dezember nachts um 11 Uhr ein. Am 11. Januar 1813 stellte ein Senatsbeschluß dem Kriegsminister 350000 Mann zur Verfügung, nämlich 100000 Mann der im Land gebliebenen und dort ausgebildeten „Kohorten", 100000 bisher nicht einberufene Rekruten der Aushebungen von 1809, 1810, 1811 und 1812 und 150000 Mann des Jahrgangs 1814. — Seine rheinbündischen Vasallen hielt Napoleon mit Versprechungen und Drohungen bei sich. Mit Österreich liefen Verhandlungen, in denen Graf Metternich, seit 1810 Leiter der österreichischen Politik, sich die Rolle einer bewaffneten Vermittelung unter den Mächten erhandeln wollte. Den verstümmelten Kleinstaat Preußen hielt Napoleon für unfähig, ihm zu schaden. „Die Preußen sind keine Nation, sie haben keinen nationalen Stolz, sie sind die Gaskogner von Deutschland." Inzwischen aber war an der russischen Grenze ein Ereignis eingetreten, das den Anstoß gab zur Erhebung des preußischen Volkes: General York erklärte das preußische Hilfskorps, das unter dem Marschall Macdonald auf dem linken Flügel der „Großen Armee" in den Ostseeprovinzen gestanden hatte, für neutral.

Ernst Moritz Arndt

in seiner Flugschrift „Die Glocke der Stunde" (1812):

Die Würfel großer Entscheidungen sind geworfen, aber sie werden nicht fallen, wie die Verruchtheit hoffet. Europa wird nicht untergehen, Rußland wird nicht niedergetreten werden, Bonaparte wird kein zweites völkerverschlingendes Rom gründen: er wird mit seinen Verbrechen und Greueln vergehen. So klingt die Weissagung Gottes und der Geschichte, so klingt die Weissagung der Tapfern und Guten, so klingt selbst die Lehre dieses schwachen und wahnsinnigen Zeitalters. Mut, Standhaftigkeit, Beharrlichkeit, Hochsinn in Gedanken und Stolz in Taten werden die ermattete und verblutete Welt erlösen und verjüngen; alle Länder, alle Völker werden sich erheben und an dem eisernen Joche schütteln; nach den Stürmen werden glückliche und friedliche Zeiten wiederkehren, und die Herrscher auf den Thronen, die Edlen auf den Schlössern, die Bürger und Bauern in ihren Häusern und Hütten werden sicher wohnen und ihren Kindern und Kindeskindern die blutigen und ungeheuern Märchen dieser Tage erzählen. Dann wird auch diese Zeit und ihre Schande und ihr Unglück wie ein dunkler Traum hinter uns schweben und die Wahrheit wird herrschen für die Lüge.

Napoleons Proklamation an die Große Armee.

Hauptquartier Wilkowyszki, 22. Juni 1812.

Soldaten! Der zweite polnische Krieg hat begonnen! Der erste endete zu Friedland und Tilsit. In Tilsit schwor Rußland ewiges Bündnis mit Frankreich und Krieg mit England, — heute bricht es seine Eide! Es will sich über sein sonderbares Betragen nicht früher erklären, als bis die französischen Adler wieder über den Rhein zurück, und also unsere Bundesgenossen seiner Willkür preisgegeben sein werden. Ein unvermeidliches Schicksal reißt Rußland mit sich fort, es kann seinem Lose nicht entrinnen. Sollte es wähnen, wir seien entartet? Wären wir nicht mehr die Soldaten von Austerlitz? Es stellt uns zwischen Entehrung und Krieg: die Wahl kann nicht zweifelhaft sein. Vorwärts also! Vorwärts über den Niemen! Tragen wir den Krieg in sein Gebiet! Der zweite polnische Krieg wird für Frankreichs Waffen ruhmreich wie der erste sein. Aber der Friede, den wir schließen werden, wird seine Bürgschaft in sich tragen und dem verhängnisvollen Einfluß, den Rußland seit 50 Jahren auf die Angelegenheiten Europas ausübt, ein Ziel setzen.

Aufruf des Grafen Rostopschin

an die Russen nach der Besetzung Moskaus durch Napoleon.

Der Feind der menschlichen Gesellschaft, die Strafe Gottes für unsere Sünden, die teuflische Verführung, der französische Bösewicht ist in Moskau eingedrungen und hat es dem Schwert und den Flammen überliefert. Er plündert die Tempel Gottes, entweiht die Altäre durch sein unsittliches Leben, die heiligen Gefäße durch seine Völlerei und seinen Spott. Er benutzt die Meßgewänder anstatt der Pferdedecken, reißt die Rahmen und Kränze von den Heiligenbildern fort und stellt seine Pferde in unsere Kirchen. Er plündert die Häuser, beschimpft Frauen, Töchter und Kinder, sowie die Kirchhöfe und reißt die Gebeine unserer Voreltern, unserer Verwandten aus der Erde. Vertilgt die noch übriggebliebenen Streitkräfte des Feindes, denn es sind ihrer nicht viele mehr, und unser sind vierzig Millionen Menschen, die von allen Seiten

auf ihn einbrechen wie eine Schar Adler! Vertilgt das ausländische Ungeziefer und übergebet die Leichname den Wölfen und den Raben! Bald wird er euch um Gnade anflehen, denn sein Ende ist nahe, aber Ihr werdet ihn nicht hören!

Clausewitz über den Brand von Moskau.

Karl von Clausewitz, aus einem oberschlesischen Adelsgeschlecht stammend, geb. 1780 in Burg bei Magdeburg, tritt zwölfjährig als Fähnrich in die preußische Armee ein und macht 1793/94 den Feldzug am Rhein gegen Frankreich mit. Im Jahre 1806 wird er kriegsgefangen. Bis 1812 ist er als Major im Generalstab und von 1809 an als Gehilfe Scharnhorsts im Kriegsministerium tätig. 1812 tritt er in die russische Armee über, macht den Feldzug als Oberst und Quartiermeister des Kavalleriegenerals Pahlen, später beim Wittgensteinischen Heer mit. Dort ist er an der Konvention von Tauroggen mitbeteiligt. Im Jahre 1813 ist er Generalstabschef beim Korps Wallmodens. Seit 1814 wieder beim preußischen Heer, wird er im Feldzug 1815 Generalstabschef im dritten preußischen Korps. Er stirbt als Generalstabschef des Feldmarschalls Gneisenau wie dieser, im Jahr 1831, an der Cholera. — Clausewitz ist ein glühender Patriot, ein reiner, gütiger Mensch, durch sein Buch „Vom Kriege" der bedeutendste strategische Denker vor Moltke, der sich an ihm gebildet hat. — Während des Waffenstillstands 1813 schrieb er die Geschichte des russischen Feldzugs. Clausewitz erzählt:

Der Verfasser (Clausewitz) hat sich lange nicht von einem absichtlichen Abbrennen Moskaus überzeugen können. Nach dem aber, was nun von allen Seiten zur Sprache gekommen ist, und besonders nach der wenig befriedigenden Verteidigung, welche der Graf Rostopschin hat drucken lassen, ist er in seiner früheren Ansicht nicht nur zweifelhaft geworden, sondern hat auch fast die Überzeugung bekommen, daß Rostopschin allerdings Moskau hat anstecken lassen, und zwar auf eigene Verantwortlichkeit, ohne Vorwissen der Regierung . . Daß die Regierung, namentlich daß der Kaiser diese Ansteckung gewollt, befohlen habe, ist nicht wahrscheinlich . . Dagegen war die Verantwortlichkeit, welche Rostopschin übernahm, ungeheuer . . Man kann sich, wenn er es getan hat, nicht anders denken, als daß ein Zustand von Leidenschaftlichkeit und Bitterkeit, in dem er sich damals zu befinden schien, ihm die Kraft zu einem Entschluß gegeben habe, von dessen Ausführung er jede Gefahr und niemals Dank und Ehre ernten konnte . . . [Er fiel beim Zaren in Ungnade.] . . . In jedem Fall ist es

wohl eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Geschichte, daß eine Tat, welche nach der Meinung der Menschen von so ungeheurem Einfluß auf das Schicksal Rußlands gewesen ist, wie eine Frucht verbotener Liebe vaterlos dasteht und allem Anschein nach ewig mit einem Schleier bedeckt bleiben wird.
(von Clausewitz, Der Feldzug 1812 in Rußland und die Befreiungskriege von 1813—15.)

Schlachtenmaler Adam über den Brand von Moskau.

Albrecht Adam, Schlachten- und Pferdemaler, geb. 1786 in Nördlingen, gest. 1862 in München. Machte die Feldzüge von 1809 und 1812, den letzteren im Gefolge des Prinzen Eugène Beauharnais, mit.

Schon im Laufe des ersten Tages [am 14. September] begann es in einem entfernten Stadtteile zu brennen, und während der Nacht nahm das Feuer rasch und auf eine bedrohliche Weise zu.

. . . Die Disziplin und Ordnung, welche bisher nur noch mühevoll eingehalten worden, ging rasch in Demoralisation über. Napoleon hatte zwar ein strenges Verbot gegen das Plündern erlassen, das sich aber gänzlich unausführbar erwies. Anfangs war es nur Gesindel: Marodeurs, Dienerschaft und die Masse von Leuten, die einer solchen Armee nachziehen, und da man viele Lebensmittel und Getränke fand, so fehlte es nicht an Exzessen und Brutalitäten. Nach und nach ging das aber auch auf die Soldaten über und wurde allgemein. Wer wollte auch unter den obwaltenden Verhältnissen in dem brennenden, so weit ausgedehnten Moskau den Soldaten überwachen! Moskau war das Ziel seiner Hoffnungen, hier hatte er den Lohn für seine riesenhaften Anstrengungen erwartet, er fand ihn nicht und nahm sich ihn nun selbst, so gut er konnte. Man sah auf den Straßen die wunderlichsten Szenen. Anfangs suchte man nach brauchbaren Dingen, viele aber beluden sich wie Lasttiere mit Gegenständen, die sie voraussichtlich nicht mit sich fortschaffen konnten. Mein eigener Diener schleppte mit einem Kameraden eine Menge Kolonialwaren, Tücher, Luxusgegenstände aller Art zusammen. Dies alles lag im Hofe des Hauses, das

ich bewohnte, aufgehäuft. Ich war ganz empört darüber, konnte aber nichts dagegen tun, wenn ich mich nicht von meinem eigenen Diener mißhandeln lassen wollte. Alles war betrunken und in der größten Aufregung.

Zu diesem wüsten Treiben gesellte sich das Toben und Brausen des rasch zunehmenden Feuermeers. Keine Feder, kein Pinsel sind imstande, das tobende Element zu schildern. Der Ton, den es erregte, kann nur mit dem Brausen eines ungeheuren Wasserfalles verglichen werden, in dessen Nähe man ganz betäubt wird. Dazu denke man sich die verschiedenen Farben der Flammen, je nach den Stoffen, die sie verzehrten. Die wunderlich gestalteten und gefärbten himmelansteigenden Rauchsäulen, die öfters die Luft verdüsterten: das alles bot ein schauerlich-schönes Schauspiel . . . Durch Löschen dem Feuer Einhalt zu tun, daran war nicht zu denken: es hatte zu schnell eine riesenhafte Ausdehnung bekommen und in kurzer Zeit ganze Stadtviertel in Asche gelegt. Wenn das Feuer auch auf einer Seite nachließ, so brach es auf einer andern desto wütender los. Man konnte nur zu deutlich erkennen, daß der Brand planmäßig geleitet war . . . . .

Adam entging mit knapper Not dem Flammentode. Kurz danach zog er in Eugène Beauharnais Gefolge nach Petrowski, einem zwei Stunden von Moskau entfernten Lustschlosse.

Der Gefahr, ein Raub der Flammen zu werden und in Moskau in Dampf, Rauch und glühendem Aschenregen zu ersticken, war ich glücklich entgangen. Von Petrowski aus konnte man das großartige Schauspiel des Brandes ruhig betrachten. Es war in der Tat ein schauerlich-schönes Bild, ein wahres Feuermeer. Man glaubte, kein Haus in der Stadt werde stehen bleiben; soweit das Auge reichte, wirbelten himmelhohe, von brennenden Stoffen genährte, rotgelbe Rauchsäulen empor. Es war, als wollte die Erde sich in Feuer auflösen . . .

(Albrecht Adam, Aus dem Leben eines Schlachtenmalers.)

Ernst Moritz Arndt über Napoleon im Kreml.

Er saß in dem alten ehrwürdigen Kreml der Zaren, gleich einem Tyrannen der alten Geschichte, von seinen Mamelucken und Trabanten umlagert und die Tore der Burg mit ge-

ladenen Kanonen besetzt. So sah er in die Flammen und Zerstörung hinab. (Arndt, die Glocke der Stunde. Flugschrift 1812.)

Napoleon über den Brand von Moskau.

Ein russischer Edelmann, namens Jakoblew, der ausgeplündert in Moskau umherirrte, weil er nicht rechtzeitig die Stadt verlassen hatte, wurde vor den Kaiser gebracht; durch ihn hoffte Napoleon zunächst auf Alexander einwirken zu können. Er sprach diesem Jakoblew seine große Entrüstung darüber aus, daß die Russen ihre Hauptstadt verbrannt hätten. „Meine Truppen," sagte der Kaiser, „haben beinahe alle Hauptstädte Europas besetzt, aber ich habe nicht eine einzige derselben anzünden lassen. In meinem ganzen Leben und während meiner Feldzüge ist durch meine Veranlassung nur eine einzige Stadt in Brand geraten und zwar in Italien, aber auch dies geschah mehr zufällig durch den in den Straßen wütenden Kampf. Und Sie haben sich selbst entschlossen, Moskau niederzubrennen, das heilige Moskau, wo die Asche aller Vorfahren des Zaren ruht! Wer war der Gouverneur von Moskau?" — „Der Graf Rostopschin", sagte Jakoblew. „Was ist das für ein Mann?" — „Er ist durch seinen Verstand bekannt, Sire." — „Das kann sein," rief der Kaiser, „aber er ist wahnsinnig. Wenn der Kaiser Alexander den Frieden wünscht, alsdann braucht er mir ja nur davon Nachricht zu geben. Ich sende ihm einen meiner Adjutanten, und wir können sofort Frieden schließen."

(Rehtwisch, Napoleon in Rußland.)

Arndt über den Freiherrn vom Stein in Petersburg.

Ernst Moritz Arndt, geb. 26. Dezember 1769 in Schoritz auf der Insel Rügen, als Sohn eines Gutsinspektors. Nach längeren Reisen 1805 Professor der Geschichte und Philologie in Greifswald. 1806 begann er mit dem ersten Teil seiner gewaltigen Streitschrift „Geist der Zeit" seinen Beruf als Wecker, Mahner, Züchtiger seines Zeitalters. Der Freiherr vom Stein berief ihn im Jahre 1812 zu sich nach St. Petersburg. In Steins Auftrage schrieb er eine große Anzahl von Flugschriften, darunter „Was bedeutet Landwehr und Landsturm?" und „Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze." Die Wirkung seiner volkstümlichen Schriften ging tief. Unerschrocken forderte er nach der Kriegszeit die Gewährung einer zeitgemäßen Verfassung. Nach dem Einsetzen der Dema-

gogenverfolgung wurde er 1820 seiner Professur in Bonn entsetzt, und seine Papiere beschlagnahmt. Erst im Jahre 1840 wurde er von Friedrich Wilhelm IV. rehabilitiert. 1848 nahm er am Nationalparlament teil. Er starb am 29. Januar 1860 im Alter von 90 Jahren. — Arndt erzählt:

Dieser Mann [Stein], durch die jammervollen Geschicke seines Volks seit fünf, sechs Jahren durch die Welt umhergejagt und ein Land der Freiheit und der Ehre mit der Seele suchend, saß nun in Petersburg, saß und stand da bald als ein von vielen beneideter und gefürchteter Mann, im Rat des Zaren Alexander der Erste und Oberste; er hatte die letzten Fäden des Systems zerrissen, wodurch Romanzoff [der franzosenfreundliche Kanzler] und andere seit dem Tilsiter Frieden für Napoleon und die Franzosen den Kaiser verstrickt gehalten hatten; Romanzoff selbst war gefallen, neue Verhältnisse waren mit England, Schweden usw. nach allen Seiten angeknüpft, neue Ansichten und Einsichten waren gewonnen und neue politische Gesichtspunkte gezeigt. So war Stein der erste Mann des Augenblicks, er bei den Seinigen, das heißt bei allen, welche seine Gesinnungen teilten und etwas von seinem Mut in der Brust hatten, der bewunderte, ja von vielen der angebetete Mann.

(Arndt, Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn vom Stein.)

Der Freiherr vom Stein.

Heinrich Friedrich Karl, Freiherr vom und zum Stein, geb. 26. Oktober 1757 in Nassau an der Lahn, stammt aus altem reichsfreiherrlichen Geschlecht. Er trat nach größeren Reisen in den preußischen Staatsdienst und war dort im Berg-, Finanz- und Handelswesen tätig. 1804 trat er als Minister ins General-Direktorium zu Berlin ein und reformierte das Zoll- und Finanzwesen. Nach dem Zusammenbruch des preußischen Staates forderte er die Abschaffung der Kabinettsregierung und wurde deshalb in der ungnädigsten Form verabschiedet. Die Kabinettsorder Friedrich Wilhelms III. vom 3. Januar 1807 lautet:

Ich habe zu meinem Leidwesen gesehen, daß Sie als ein widerspenstiger, trotziger, hartnäckiger und ungehorsamer Staatsdiener anzusehn sind, der auf sein Genie und sein Talent pochend, weit entfernt, das Beste des Staates vor Augen zu haben, nur

durch Kapricen geleitet, aus Leidenschaft und persönlichem Haß und Erbitterung handelt. Dergleichen Staatsbeamte sind aber gerade diejenigen, deren Verfahrungsart am allernachteiligsten für die Zusammenhaltung des Ganzen wirkt. Ich muß noch hinzufügen, daß, wenn Sie nicht Ihr respektwidriges Benehmen zu ändern willens sind, der Staat keine große Rechnung auf Ihre ferneren Dienste machen kann.

Stein zog sich sofort zurück. Acht Monate danach ließ ihn der König bitten, sein Amt wieder zu übernehmen. Vom Krankenlager aus diktierte er an den König die Antwort:

Ich befolge die Befehle unbedingt und überlasse Ew. Majestät die Bestimmung jedes Verhältnisses, es beziehe sich auf Geschäfte oder Personen, mit denen Ew. Majestät für gut halten, daß ich arbeiten soll. In diesem Augenblick des allgemeinen Unglückes wäre es sehr unmoralisch, seine eigene Person in Ansehung zu bringen.

Stein begann nun die Neugestaltung des Staats, deren Zweck, angesichts der verzweifelten Lage, war, den Untertanen das Bewußtsein von Staatsbürgern einzuflößen und damit ihre Teilnahme am Staat wieder zu beleben. Er schuf die Bauernfreiheit, die Städtefreiheit und mit Scharnhorst die Grundlagen einer volkstümlichen Wehrverfassung. Schon nach einem Jahr mußte Stein, nachdem ein verfänglicher Brief in die Hand Napoleons geraten war, den Abschied nehmen. Am 16. Dezember 1808 wurde „le nommé Stein" von Napoleon geächtet und mußte aus Preußen fliehen. Sein politisches Bekenntnis legte er in seinem sogenannten „politischen Testament" nieder. Von der Regierung des Königs Jérôme wurden seine Güter in Westfalen konfisziert. In Prag, wo er zuletzt weilte, nicht mehr sicher, ging er im Mai 1812, vom Zaren Alexander I. eingeladen, nach St. Petersburg. Hier war er das Haupt des Widerstandes gegen Napoleon. Nach der Katastrophe in Rußland belebte er in Ostpreußen die Erhebung der Nation und entschied in Breslau den Anschluß Preußens an Rußland. Nach der Schlacht bei Leipzig wurde Stein, am 21. Oktober 1813, zum Vorsitzenden der Zentralkommission aller der Länder ernannt, die von den Verbündeten besetzt würden. Er ging mit nach Paris. Im September 1814 erschien er auf dem Kongreß in Wien und war dort unermüdlich in der Arbeit für die deutsche Zukunft. Von da ab zog er sich von der öffentlichen Tätigkeit zurück. Er starb als der letzte seines Stammes am 29. Juni 1831 auf seinem Gute Kappenberg in Westfalen, im Todesjahr Gneisenaus und Niebuhrs.

Der Freiherr vom Stein bei der Nachricht vom Brande Moskaus.

Ernst Moritz Arndt erzählt:

. . . Er [Stein] war der unerschütterlichste Fürst und Feldherr des Mutes. Als die Nachricht von der Schlacht von Borodino und bald von dem Brande Moskaus ankam, und Zar Konstantin umhersprengte und Frieden! Frieden! rief, als die Kaiserin-Mutter und Romanzoff Frieden flüsterten, trug er sein Haupt nur desto heiterer und stolzer. Ich habe ihn gesehen, diesen heiteren Mut. Ich war den Tag nach der eingelaufenen Kunde von jenem Brande mit dem tapfern Dörnberg [dem westfälischen Freischarenführer] und mehreren wackern Deutschen bei ihm zur Tafel. Nie habe ich ihn herrlicher gesehen. Da ließ er frischer einschenken und sprach: „Ich habe mein Gepäck im Leben schon drei-, viermal verloren; man muß sich gewöhnen, es hinter sich zu werfen: weil wir sterben müssen, sollen wir tapfer sein."

(Arndt, Erinnerungen aus dem äußeren Leben.)

Aus dem 26. Bulletin der Großen Armee.

Borowsk, 23. Oktober 1812.

Napoleon berichtet über die kriegerischen Ereignisse vom 14. September, dem Tag des Einzugs in Moskau, bis zum 17. Oktober, dem Vorabend des Rückzugs von Moskau. Dann fährt er fort:

. . . Moskau ist heute nichts als eine ungesunde, schmutzige Kloake. Eine Bevölkerung von 200000 Seelen irrt, vom Hunger gepeinigt, in den benachbarten Wäldern umher und dringt in die Trümmer ein, um dort nach einigen Resten und nach etwas Gemüse in den Gärten zu suchen. Alle Magazine in der Stadt wurden sorgfältig aufgesucht und geräumt, den Kreml ließ der Kaiser unterminieren. Der Herzog von Treviso [Marschall Mortier] sprengte ihn am 23. [Oktober], um 2 Uhr morgens, in die Luft. Das Arsenal, die Kasernen, die Magazine, alles ist zerstört. Diese alte Burg, die seit der Gründung der Monarchie bestand, der erste Palast der Zaren, — sie sind nicht mehr! . . . Die Bewohner Rußlands staunen über das gute Wetter, das seit 20 Tagen herrscht. Die Sonne scheint, und wir haben die schönen Reisetage von Fontaine-

bleau. Die Armee ist in einem außerordentlich reichen Lande, das sich den besten Strichen von Frankreich und Deutschland vergleichen kann.

Der Freiherr vom Stein und die Kaiserin-Mutter von Rußland.

Ernst Moritz Arndt erzählt:

Die alte Herrin und Kaiserin . . . bei der Nachricht von dem Rückzuge und der Flucht der Feinde von ihren Schrecken erlöst, hatte, auch von dem allgemeinen Siegesmut angesteckt, [bei einem Festmahl nach dem Abzug Napoleons aus Moskau] dem Minister Stein gegenüber ihre stolzen württembergischen Lippen ungefähr mit den Worten aufgetan: „Wenn jetzt noch ein französischer Soldat durch die deutschen Grenzen entrinnt, so werde ich mich schämen, eine Deutsche zu sein." Bei diesen Worten, so erzählte Uwaroff, sah man Stein im Gesichte rot und längs seiner großen Nase vor Zorn weiß werden, sich erheben, verneigen und in geflügelter Rede also erwidern: „Ew. Majestät haben sehr unrecht, solches hier auszusprechen, und zwar über ein so großes, treues, tapfres Volk, welchem anzugehören Sie das Glück haben. Sie hätten sagen sollen, nicht des deutschen Volkes schäme ich mich, sondern meiner Brüder, Vettern und Genossen, der deutschen Fürsten. Ich habe die Zeit durchlebt, ich lebte in den Jahren 1791, 1792, 1793, 1794 am Rhein; nicht das Volk hatte schuld, man wußte es nicht zu gebrauchen: hätten die deutschen Könige und Fürsten ihre Schuldigkeit getan, nimmer wäre ein Franzose über die Elbe, Oder und Weichsel, geschweige über den Dnestr gekommen." — Und die Kaiserin hatte die Rede aufgenommen, wie sie nicht anders konnte, und mit aller Fassung gedankt: „Sie mögen vielleicht recht haben, Herr Baron; ich danke Ihnen für die Lektion."

(Arndt, Wanderungen und Wandelungen.)

Die deutsche Legion in St. Petersburg.

Ernst Moritz Arndt erzählt:

Viele deutsche Offiziere und zwar grade nicht von den gewöhnlichsten, waren aus der Heimat entwichen und gegen

Osten gezogen. . . Diese Entwichenen, meistens Preußen, treue tapfere Männer, meinten hier nicht gegen, sondern für ihren Herrn und König zu fechten... Viele dieser Entwichenen fochten nun mit im Heere; andere lebten in Petersburg, um aus deutschen Gefangenen, Überläufern und Freiwilligen eine Deutsche Legion zu bilden, welche Fahnen und Schwerter erheben sollte, so wie der Sieg aus diesem Osten gegen die vaterländischen Grenzen nach dem Westen vorrücken würde. An der Spitze der Errichtung dieser Legion standen der regierende Herzog von Oldenburg, auch er ein entwichener Flüchtling, der Graf Lieven, jüngst noch Gesandter in Berlin, und der Minister vom Stein, die ungleichsten Männer; was viele kleine Häkeleien gab. Der Herzog, ein würdiger trefflicher Fürst, war feierlich, kalt und gemessen und freilich nicht gemacht, soldatischen und kriegerischen Angelegenheiten Atem und Feuer einzublasen. Der kurze Stein war in Verzweiflung, wenn er mal mit ihm sich besprechen und beraten mußte: „der steht vor mir ganz wie der alte deutsche Reichsprozeß und dociert mir zwei, drei Stunden stans pede in uno" pflegte er von ihm zu sagen. . .

Durch die langsame und etwas pedantische Weise des Herzogs wurden die armen Offiziere auch oft zur Verzweiflung gebracht, und die feurigsten waren oft nahe daran, sich von dem ganzen Plan zurückzuziehen und sich lieber in dem russischen Heere zu verlieren, wo ihnen freilich auch nicht leicht eine würdige Tätigkeit beschieden ward, zumal da die Russen, als es mit ihren Dingen anfing glücklicher zu gehen, gegen die Fremden, die sie nicht leiden können, einen unerträglichen Stolz und Hohn übten. Das war eine harte Geduldprobe vieler trefflichster Männer; doch hat Gott ihnen verliehen, im Jahr 1813 ihre Schwerter fürs Vaterland mit welschem Blute zu röten.

(Arndt, Wanderungen.)

Inschrift auf der Fahne der Deutschen Legion.

Auf! Auf! gekommen ist die Zeit,
Es fällt der bunte Drache,

Aus allen Ländern weit und breit
Erklingt der Ruf der Rache!
(Aus Ernst Moritz Arndts Gedicht: „An die Teutschen.")

Der württembergische Leutnant von Martens
über die Kälte in Rußland.

6. und 7. November 1812.

Der Grund zu den folgenden namenlosen Leiden wurde an diesem Tage von der Natur gelegt. Die Witterung nahm eine furchtbare Wendung, der Himmel verfinsterte sich, schwere Wolken senkten sich tief herab, und der bisherige Regen ging in anhaltendes Schneegestöber über. Große Scharen von Krähen flogen mit dem Sturm daher . . . sie erwarteten nur den Augenblick, über die Leichname herfallen zu können. Bald nach dem Aufbruch des frühen Morgens gelangten wir mit dem Krankenfuhrwerk durch das zerstörte Städtchen Dorogobusch, woselbst die Leichen der früher Dahingeschiedenen bereits eingeschneit waren. Eine Notbrücke brachte uns über den Dnjepr. Gegen Abend fuhr die Wagenburg beim Dorfe Pnewa auf. In welchem Zustande sich aber die unglücklichen Verwundeten hier befanden, vermag ich kaum zu schildern. Da lagen sie gleich eingeschneiten Toten auf den russischen Wägelchen. Mehrere wurden als völlig tot befunden in den Schnee heruntergeworfen, der nun ihr Grab wurde. Wir suchten für diese Nacht unsere Zuflucht unter den Wagen. Bereits am ersten Schneetag sanken Hunderte vor Ermattung nieder und standen nicht mehr auf. Sterbend wandte sich ihr Blick flehend zu den Vorüberziehenden, dann hüllte die Nacht ihr Auge ein, und die Qual war von ihnen genommen. Anfangs bezeichnete ein Schneehügel die Stelle, wo der Tote lag, aber bald war jede Spur in der unabsehbaren Schneewüste verschwunden . . . .

Schlecht gekleidet, meist ohne gute Fußbekleidung, ohne Nahrung und ohne stärkende Getränke zog alles stumm über die weite Schneefläche hin. Wir kamen am Schlachtfelde von Smolensk vorbei, aber tiefer Schnee deckte schon die Tausende zu, welche hier gefallen waren. Diese unerhörten Leiden

mußten endlich alle kriegerische Haltung brechen, welche das Heer noch behauptet hatte. Niemand befahl, niemand gehorchte mehr, selbst der stolze Napoleon streckte nun seine Hand aus, nicht zum Befehl, sondern sie zu erwärmen. — In dem schauerlichen Schneesturm dieses Tages bemächtigte sich eines jeden der Drang nach eigener Rettung. Der russische Winter löste vollends alle Ordnung auf, und die Truppen der verschiedenen Nationen mengten sich durcheinander. Massen von Schneeflocken wurden durch den gewaltigen Sturm aus der Luft und vom Boden herauf uns ins Gesicht gepeitscht, und mechanisch folgten wir dem Menschentroß. Wagen und Geschütze blieben stehen; die gefallenen Pferde standen nicht mehr auf. (Nach Rehtwisch, Napoleon in Rußland.)

Eine französische Zeitungsnachricht mit russischer Anmerkung.

14. November 1812.

Die Pelze, mit welchen die Soldaten bekleidet sind, gewähren ein einzig buntscheckiges Aussehen. Man hat sich alles dessen bedient, was man nur irgend von dieser Art vorfand, ohne erst abzuwarten, daß der größte Teil der Felle noch die letzte Zurichtung erhalte. Wenn auch hiervon etwas weniger äußere Eleganz die Folge ist, so verliert man doch in Ansehung der Wärme nichts daran; und dies bleibt immer das Wesentliche.

Russische Anmerkung: Ihr unglückseligen Verkünder falscher Nachrichten! Das Schicksal so vieler Braven rührt euch nicht! O, wenn ihr ihn sehen könntet, diesen Riesen der Garde, mit Narben bedeckt, ausgemergelt zum Skelett durch Hunger und Strapazen, den Kopf unter eine Weiberhaube versteckt, die Füße mit dem Tornisterfell umwickelt, die Hände in die Achselhöhlen eingekauert, um wieder einige Regung in dieselben zurückzurufen, das Gesicht berußt durch das Feuer der Biwaks, worin ihn jede Nacht Napoleon gefesselt hielt; o wenn ihr ihn sehen solltet, diesen Veteran, der in den Balg eines Luders gekrochen ist, welches ihm zur Nahrung diente! Ihr nennt das „ein unbedeutendes Entbehren eines

äußern Glanzes"? Ihr erdreistet euch von Hitze zu sprechen, wenn selbst die Lebensgeister in den Adern eurer Soldaten gefroren sind? . . .

Napoleon bei Krasnoi am 17. November 1812.

Ich bin lange genug Kaiser gewesen, es ist Zeit, daß ich wieder General werde.

Von der Scheu des Fürsten Kutusow vor Napoleon.

Michael Kutusow, Fürst Smolenskoj, russischer Feldmarschall, geb. 1745. Er erhielt von Alexander I. den Oberbefehl über das russische Heer im Feldzug 1812. Am 7. September wurde er von Napoleon bei Borodino geschlagen. 1813 trat er an die Spitze des preußisch-russischen Heers, starb aber schon im April in Bunzlau. Kutusow war einäugig. — Seiner zögernden Verfolgung ist die Rettung Napoleons zuzuschreiben.

Über die Furcht, die Kutusow vor Napoleon hatte, ist eine verbürgte Anekdote im Umlauf. Im späteren Verlauf des Feldzugs [1812] bei Krasnoi [zwischen dem 14. und 18. November] wurde ein bayrischer Offizier gefangen und vor Kutusow geführt. Der russische Fürst hatte eine sehr gute Bildung und sprach geläufig Deutsch. Er wollte vor allen Dingen wissen, wer den Oberbefehl führe. Der Offizier erwiderte, er habe den Mann wohl gesehen, kenne ihn aber nicht, — denn nur die wenigsten deutschen Offiziere der Großen Armee waren in unmittelbare Nähe des Kaisers gekommen. Kutusow scheute sich wohl, das auszusprechen, was ihm so sehr am Herzen lag, und begann dem Offizier in der Art eines Polizisten das Signalement des Kaisers abzufragen. „Ist er brünett? usw." Ein- oder zweimal erhielt Kutusow nun Antworten, die ihm höchst bedenklich schienen. Mit einem Gesicht, das den Schrecken nur allzu deutlich erkennen ließ, wendete er sich an seine Umgebung und sagte betroffen: „C'est lui!" „Das ist er!" Dann fragte er weiter. „Er ist klein von Wuchs?" — „Nein," antwortete der Bayer, „er ist sehr groß," denn er hatte den kolossal gebauten Marschall Mortier an der Spitze der Garde gesehen. Nun atmete Kutusow auf, und mit größter Befriedigung sagte er zu seiner Umgebung: „Ce n'est pas lui!" „Nein, das ist er nicht."

(Nach Rehtwisch, Napoleon in Rußland.)

Der Freiherr vom Stein an den englisch-hannöverschen Minister Grafen Münster in London.

St. Petersburg, 20. November 1812.

... Es ist mir leid, daß Euer Exzellenz in mir den Preußen vermuten, und in sich den Hannoveraner entdecken — ich habe nur ein Vaterland, das heißt Deutschland, und da ich nach alter Verfassung nur ihm und keinem besonderen Teil desselben angehörte, so bin ich auch nur ihm, und nicht einem Teil desselben von ganzem Herzen ergeben. Mir sind die Dynastien in diesem Augenblick großer Entwicklung vollkommen gleichgültig, es sind bloß Werkzeuge; mein Wunsch ist, daß Deutschland groß und stark werde, um seine Selbständigkeit, Unabhängigkeit und Nationalität wieder zu erlangen, und beides in seiner Lage zwischen Frankreich und Rußland zu behaupten; das ist das Interesse der Nation und ganz Europens; es kann auf dem Wege alter zerfallener und verfaulter Formen nicht erhalten werden; dies hieße ein System einer militärischen, künstlichen Grenze auf den Ruinen der alten Ritterburgen, und den mit Mauern und Türmen befestigten Städten gründen zu wollen ... Mein Glaubensbekenntnis ist Einheit.

Der Kaiser Napoleon auf der Flucht.

Der Sergeant der französischen Kaisergarde, François Bourgogne, erzählt vom 25. November 1812:

Wir begegneten [in der Nähe der Beresina] einer Abteilung von ungefähr dreißig Mann mit drei Offizieren. Es waren Sappeure und Pontoniere, die bis jetzt in Orscha in Quartier gelegen, daher noch wenig gelitten hatten und ganz rüstig waren; sie marschierten nach der Beresina. Ich fragte einen Offizier nach dem Hauptquartier und erhielt die Auskunft, der Kaiser wäre noch zurück, würde aber bald mit den Truppen hier des Wegs kommen ... Nach kurzem Warten sahen wir die Spitze der Marschkolonne auftauchen. In tiefem Schweigen nahte sich der Zug. Er wurde eröffnet durch Generale, von denen einige noch beritten, die meisten aber zu Fuß waren; im unmittelbaren Anschluß an

diese folgten die traurigen Reste jener sogenannten heiligen Legion, die in einer Eskadron und einem Bataillon am 22. November aus höheren Offizieren gebildet worden war, und die jetzt, nach drei Tagen, eigentlich schon nicht mehr existierte. Alle Unberittenen dieser heiligen Schar schleppten sich mühselig an Stöcken, die erfrorenen Füße mit alten Fetzen oder Stücken von Schaffell umwickelt, zerlumpt und verhungert wie Bettler dahin. Hinter diesen kamen die Trümmer der Gardekavallerie und dann — zu Fuß, in einem polnischen Staroſtenpelz, eine rote mit schwarzem Fuchs besetzte Sammetmütze auf dem Kopf und einen Stock in der Hand — der Kaiser. Rechts von ihm schritten König Murat, links Prinz Eugène, der Vizekönig von Italien, und dahinter die Marschälle Berthier, Ney, Mortier, Lefèbvre, sowie andere Marschälle und Generale, deren Korps im großen ganzen vernichtet waren. Kaum war der Kaiser bei uns vorüber, so stieg er und ein Teil seiner Begleitung zu Pferde; dreiviertel der Generale hatten keine Pferde mehr. Es folgten jetzt 700 bis 800 Offiziere und Unteroffiziere, die in Ordnung marschierten und in tiefstem Schweigen die Adler ihrer Regimenter trugen; sie bildeten den Rest von 60000 Mann. Hieran schloß sich die alte Kaisergarde zu Fuß, die wie immer festgegliedert marschierte. Mein armer Pikart [ein alter Waffengefährte Bourgognes von den Kaisergrenadieren], welcher die Armee seit einem Monat nicht gesehen hatte, starrte sprachlos und wie im Traum das alles an; die konvulsivischen Zuckungen auf seinem Gesicht und die krampfhaften Bewegungen seiner Hände verrieten aber deutlich, was in ihm vorging. Öfter stieß er den Gewehrkolben auf die Erde und mitunter drückte er wie unbewußt die Hand auf Brust oder Stirn; endlich übermannte es ihn, und dicke Tränen entquollen seinen Augen, die niederrollend als Eiszapfen in seinem Barte hängen blieben. Als er sich nach einiger Zeit gefaßt hatte und die Sprache wiederfand, sagte er mit tonloser Stimme: „Landsmann, ich weiß nicht, ob ich wache oder träume! Ist's denn möglich, daß unser Kaiser, der Mann, der uns so groß und stolz gemacht, zu Fuß, mit einem

Bettelstab in der Hand, auf der Landstraße dahinzieht? Kein Wunder, daß mir da das Wasser in die Augen kam. Und er hat's gesehn! Haben Sie nicht gemerkt, wie er uns ansah? Ich fühlte es, er hat mich auch erkannt!" Es war richtig, der Kaiser hatte im Vorübergehen den Kopf nach uns gedreht und uns so angesehen, wie er immer jeden Mann seiner Garde anblickte, den er zu dieser Zeit des Unglücks vereinzelt traf, und dem er mit seinem Blick Vertrauen und Mut einflößen zu wollen schien. Seine Alten kannte er alle und es war daher durchaus keine Einbildung oder Selbstüberschätzung von Pikart, wenn er die Überzeugung hegte, daß ihn der Kaiser erkannt habe. Zudem hatte Pikart, um einen möglichst günstigen Eindruck zu machen, seinen weißen Mantel abgelegt und trotz seiner Kopfwunde auch die Bärenmütze aufgesetzt, an Stelle deren er unterwegs eine ihm von einem alten Polen geschenkte weiche Pelzmütze getragen hatte.

(Sergeant Bourgogne, Kriegserlebnisse 1812 und 1813.)

Selbstmorde in der Großen Armee.

Das namenlose Elend der letzten Zeit trieb manchen braven Mann zur Verzweiflung. Einer meiner besten Offiziere starb auf dem Schnee, weil er nicht mehr zu bewegen war sich zu erheben und weiter mitzugehen. Viele Offiziere und Mannschaften schossen sich eine Kugel vor den Kopf, um ihren Leiden ein Ende zu machen.

(Memoiren des Generals Marbot.)

Armeebefehl des russischen Admirals Tschitschagow mit einem Steckbrief auf Napoleon.

Paul Wassiljewitsch Tschitschagow, Befehlshaber der dritten Westarmee gegen Napoleon, wurde am 28. November 1812 mit 27000 Mann von 8000 Franzosen, Schweizern und Polen unter Ney und Oudinot an der Beresina geschlagen. Er fiel in Ungnade.

Die napoleonische Armee ist auf der Flucht. Der Urheber des Elendes in Europa mit ihr. Wir befinden uns auf seiner Rückzugsstraße. Es ist leicht möglich, daß es dem Allerhöchsten gefällt, uns ihn zu überliefern. Ich wünsche daher, daß die Personalbeschreibung dieses Mannes jedem bekannt werde: Er ist von kleinem Wuchse, wohlbeleibt, von

blasser Gesichtsfarbe, hat einen kurzen, starken Hals, großen Kopf und schwarze Haare. Ich halte es infolgedessen künftig für notwendig, alle Gefangenen, die klein von Statur sind, mir vorzuführen. Von der Belohnung für die Gefangennahme dieses Mannes rede ich nicht, darauf wird die bekannte Freigebigkeit unseres Monarchen antworten.

Aus dem Kampf um die Berezinabrücke.

Ein deutscher Artillerieoffizier mit Namen Brechtel, der ein hölzernes Bein hatte, kommandierte an einem der Geschütze. Eine Kugel nahm ihm dieses Holzbein, und er wurde zu Boden geschleudert. Da rief er einem Kanonier zu: „Du, geh schnell, hole mir ein anderes Bein, du findest es im Gepäckwagen Nr. 5." Als er es dann hatte, schnallte er sich kaltblütig das zweite Bein an und fuhr mit dem Feuern seines Geschützes fort.

Napoleon an seinen Minister des Auswärtigen

Maret, Herzog von Bassano, in Wilna.

Zaniwki, rechtes Ufer der Berezina, bei Zembine,
29. November 1812.

... Lebensmittel, Lebensmittel, Lebensmittel! Ohne diese gibt es keine Greuel, denen diese zuchtlose Masse in dieser Stadt [Wilna] nicht entgegengeht. Vielleicht kann sich diese Armee erst hinter dem Niemen wieder sammeln. Bei dieser Lage der Dinge ist es möglich, daß ich meine Anwesenheit in Paris für notwendig halte, um Frankreichs, um des Kaiserreichs, ja um der Armee selbst willen.

Ich wünsche sehr, daß in Wilna kein auswärtiger Vertreter sich aufhalte. Die Armee ist heute nicht so, daß man sie zeigen kann; die dort anwesenden Vertreter sind zu entfernen; man könnte ihnen beispielsweise sagen, daß Sie, daß ich selbst mich nach Warschau begebe, und sie dorthin beordern, indem man ihnen einen Tag zur Abreise bestimmt.

Aus dem 29. Bulletin der Großen Armee.

Molodetschna, 3. Dezember 1812.

... Die Kälte, die am 7. begonnen hatte, stieg plötz-

lich, und vom 14. auf den 15. und 16. zeigte das Thermometer 16 und 18 Grad unter Null. Die Wege bedeckten sich mit Glatteis; die Pferde der Kavallerie, der Artillerie und des Trains fielen allmählich nicht zu Hunderten, sondern zu Tausenden, vor allen die französischen und die deutschen. In wenigen Tagen gingen mehr als 30000 Pferde zugrunde; unsere Kavallerie sieht sich zu Fuß, unsere Artillerie und unser Train sind ohne Bespannung. Wir mußten ein gut Teil unserer Geschütze und unserer Kriegs- und Mundvorräte im Stich lassen und zerstören. Diese Armee, am 6. noch so schön, war am 14. nicht mehr zu erkennen, — fast ohne Kavallerie, ohne Artillerie, ohne Train . . . Der Feind, der auf dem Wege die Spuren dieses entsetzlichen Unglücks sah, das die französische Armee getroffen, suchte Vorteil daraus zu ziehen. Er umringte alle Marschkolonnen mit seinen Kosaken, die, wie die Araber in den Wüsten, die vom Weg abgekommenen Trains und die Wagen wegnahmen. Diese verächtliche Kavallerie, die nur Lärm macht und unfähig ist, eine Kompagnie leichten Fußvolks in Grund zu reiten, machte sich, von den Umständen begünstigt, furchtbar . . . Unsere Kavallerie hat solchen Mangel an Pferden, daß man die Offiziere, denen ein Pferd geblieben ist, zusammen nehmen mußte, um 4 Kompagnien zu je 150 Mann zu bilden. Die Generale taten hier den Dienst von Hauptleuten und die Obersten den von Unteroffizieren. Diese heilige Schwadron, vom General Grouchy kommandiert, unter dem Oberbefehl des Königs von Neapel, verlor bei allen Bewegungen den Kaiser nicht aus den Augen. Die Gesundheit Sr. Majestät war nie besser.

Marschall Berthier über die vernichtete Armee.

Alexander Berthier, Fürst von Neuchâtel und von Wagram, geb. 1753 als Sohn eines Ingenieuroffiziers, einer von den Intimsten Napoleons und von 1796 ab an seiner Seite. Er hatte seit 1799 den Posten eines Generalstabschefs (major général) der Armee inne. Vermählt mit einer bayrischen Prinzessin, ging er beim Beginn der „Hundert Tage" nach Bamberg. Dort stürzte er sich am 1. Juni 1815 in geistiger Umnachtung vom Balkon des Schlosses.

Die Korps wurden durch ihre Adler dargestellt.

Marschall Ney kommt nach Königsberg.

Mitte Dezember 1812.

Wenige Tage nach jenem 14. Dezember, an welchem die letzten Trümmer der französischen Armee unter dem Marschall Ney den Niemen überschritten, trat in das kleine Zimmer des Generals Dumas, der in Königsberg darniederlag, ein rauhbärtiger, von Rauch geschwärzter Mann mit versengten Brauen und in einen Lumpen von Mantel gehüllt. „So, Dumas, da wäre ich endlich!" — „Ja, mein Gott, wer sind Sie denn?" — „Wie, General Dumas, Sie kennen mich nicht?" — „Nein, wahrhaftig nicht; wer sind Sie?" — „Nun, ich bin die Nachhut der großen Armee, der Marschall Michael Ney. Ich habe an der Brücke von Kowno den letzten Schuß getan, habe meine Waffe in den Niemen geworfen und mich dann so, wie Ihr mich seht, hierher gemacht."

(Nach Rehtwisch, Napoleon in Rußland.)

Clausewitz über die russische Verfolgung.

Nie hat eine Verfolgung im großen mit solcher Tätigkeit und Anstrengung der Kräfte stattgefunden wie in diesem Feldzuge. Freilich waren die russischen Generale oft zaghaft in dem Augenblick, wo sie die Flüchtlinge greifen sollten, aber darum war ihre Tätigkeit des allgemeinen Nachrückens doch bewundernswert; man muß nur den Maßstab nicht aus den Augen verlieren. In den Monaten November und Dezember nach einem angestrengten Feldzuge zwischen Schnee und Eis in Rußland, entweder auf wenig gebahnten Nebenwegen oder in der ganz verwüsteten Hauptstraße, bei einer sehr großen Schwierigkeit der Verpflegung, dem flüchtigen Feinde 120 Meilen weit innerhalb fünfzig Tagen folgen, ist vielleicht beispiellos; und um das Ganze dieser großen Anstrengung mit einem Worte auszudrücken, dürfen wir nur sagen, daß die russische Hauptarmee 110000 Mann stark von Tarutino abmarschiert und 40000 Mann stark bei Wilna angekommen ist. Das übrige war tot, krank, verwundet oder erschöpft zurückgeblieben.

(Clausewitz, Der Feldzug 1812 in Rußland.)

Der französische Botschafter in Warschau, Abbé de Pradt, über die Ankunft Napoleons in Warschau am 10. Dezember 1812:

Die Türen meines Zimmers öffnen sich, und es tritt ein großer Mann ein, der sich auf einen meiner Sekretäre stützt. „Kommen Sie schnell, folgen Sie mir", sagte dieses Gespenst zu mir. Sein Haupt war mit schwarzem Taft umhüllt; sein Gesicht war fast ganz in seinem Pelze versteckt; seine Füße von einem doppelten Wall von gepolsterten Stiefeln umgeben. Ich stehe auf, bemerke einige Züge seines Profils, erkenne ihn und sage: „Ach, Sie sind es, Caulincourt [der Großstallmeister Napoleons]! Wo ist der Kaiser?" — „Im Englischen Hof. Kommen Sie schnell, der Kaiser erwartet Sie." — Ich eile auf den Hof, auf die Straße, und komme zum Englischen Hof. Es war halb zwei Uhr . . . Ich treffe in dem Hofe einen kleinen Kasten von Wagen auf einem Schlitten aus vier Stücken Tannenholz zusammengezimmert, der halb zersplittert war. . . Die Türe eines kleinen niedern Zimmers öffnet sich geheimnisvoll. Rustan [Napoleons Leibmameluck] erkennt mich und führt mich ein. Der Kaiser geht, wie gewöhnlich, im Zimmer auf und nieder. Ich fand ihn in einen prächtigen, mit grünem Stoff überzogenen Pelz, mit herrlichen Goldquasten besetzt, eingehüllt. Sein Haupt war mit einer Art Pelzkappe bedeckt, und seine ledernen Stiefel waren mit Pelz umhüllt . . . Nachdem er den polnischen Ministern die Versicherung seines Schutzes erteilt und ihnen Mut zugesprochen hatte, stieg er wieder in seinen elenden Schlitten, der den Cäsar und sein Glück trug, und verschwand.

(de Pradt, Geschichte der Gesandtschaft in Polen.)

Er.

Weib, zieh den Laden ein und lösch das Licht!
Die Ruh ist süß, ja sie ist Bürgerpflicht.
Das Bett ist noch einmal so warm und weich,
seit Er verscholl im Moskowiterreich.
Es geht ihm schlecht und Moskau liegt verkohlt, —
nun hoff' ich doch, daß ihn der Teufel holt,

so Gott will, und dann hat Europa Fried; — —
sagt ich es nicht: das ist das End vom Lied . . .
Horch! Ist mirs doch, als hört ich Trab, trab, trab —
Hufschlag und Roßgewiehr die Gaß herab —
geh! stoß den Laden auf und zünde Licht!
Husaren . . . aber unsre sind es nicht . . .
Husaren! . . Und im Schlitten hinterher . . .
Gott steh uns bei! . . . im Schlitten, das war Er!

(Aus einem Stammbuch.)

Der Freiherr vom Stein an seine Frau

über die Vernichtung der „Großen Armee".

Wilna, Januar 1813.

Ganz Deutschland muß mit Trauer bedeckt sein. 80000 junge Männer aus diesem unglücklichen Lande sind umgekommen oder sterben noch täglich in den Hospitälern einem fauligen Nervenfieber zur Beute, dem die durch Hunger, ungesunde Nahrung von gefallenem Vieh, die einzige die übrig war, entkräfteten Körper nicht widerstehen können. 15000 Kranke allein lagen in den Hospitälern von Wilna. Man sieht nichts als Karren voll Leichname, die man teils von Wölfen angefressen auf den Heerstraßen sammelt, und aus den Hospitälern wegführt, oder Züge von Gefangenen, mit Lumpen bedeckt, ausgemergelt durch Leiden aller Art, höhläugig, mit blaugrauer Haut, in dumpfem Schweigen den Tod erwartend ..... Es ist durch die achtungswürdigsten Zeugnisse beglaubigt, daß im Übermaß des Elends, welches das französische Heer litt, französische Soldaten sich von den Leichnamen ihrer unglücklichen Kameraden genährt haben... Die leibliche und sittliche Erschöpfung und Vernichtung dieser Unglücklichen war so groß, daß ein Zug von zweitausend Mann sich einem russischen Gesundheitsbeamten ergeben hat, der in seiner Kalesche reiste; daß der Pöbel von Wilna, großenteils aus Juden bestehend, auf den Nachzug des Heeres gefallen ist und eine Anzahl Gefangener von der Kaisergarde gemacht hat ..... Diese gräßlichen und ungeheuren Ereignisse waren oft von kleinen Zügen begleitet, welche lächer-

lich erscheinen, wenn man dafür empfänglich sein könnte inmitten eines ungeheuren Kirchhofs oder umgeben von entfleischten und sterbenden Gespenstern. So erinnert man sich hier mit Verachtung und Unwillen, wie Berthier beim Schall einer schlechten Trommel ein 60 Menschen versammelte, um die Flüchtigen aufzuhalten, die sich beim Erscheinen einer Handvoll Kosaken nach den Toren von Wilna stürzten; wie Murat in einen Schal gehüllt, eine Kutschermütze auf dem Kopfe, mit einem Stocke in der Hand nach Wilna hereinkam, Narbonne zu Fuß von Moskau nach Smolensk durch den Schnee marschierte, Napoleon durch Wilna kommend seine Schande und seine Wut hinter den aufgezogenen Fenstern seines Wagens verbarg, und alle seine Adjutanten demütig, unterwürfig, dankbar, wenn man ihnen ein Stück Brot anbot. Zu Wilna hat er alle seine Sachen, unter andern ein kostbares mit Schals tapeziertes Zelt verbrennen lassen. Die Beute der russischen Truppen ist unermeßlich, man schätzt die jedes einzelnen Kosaken im Durchschnitt auf 300 Dukaten. Die Kosaken haben der Kirche der heiligen Maria von Kasan in Petersburg 1600 Pfund Silber geschenkt, um daraus die Bilder der vier Evangelisten machen zu lassen.

Von der Flucht der französischen Offiziere durch Ostpreußen.

Ernst Moritz Arndt erzählt von einem Gespräch zwischen dem Freiherrn vom Stein und dem Regierungspräsidenten von Schön:

Januar 1813.

[Schön sagte:] „Die französischen Offiziere kamen meist in einem so armseligen jämmerlichen Aufzuge an, . . daß sie von ein paar Hundert lustigen und wohlberittenen Husaren leicht hätten können abgefangen und zusammengehauen werden. Das Volk wäre dazu wohl lustig und nach den Mißhandlungen und Schändungen, die es von ihnen gelitten hatte, auch wohl berechtigt gewesen; ja, hätte nur einer der Oberen die Trompete geblasen: Schlagt tot, schlagt tot! von den Tausenden dieser Generale und Offiziere wäre kein Mann über die Weichsel entkommen."

Hier fiel Stein ihm ein: „Aber warum haben Sie

die Kerle denn nicht totschlagen lassen?" Und Schön erwiderte ihm ruhig: „So zornig Sie bei Gelegenheit auch werden können, Sie hätten es auch nicht getan." Jener aber rief zurück: „Ich glaube, ich hätte blasen lassen." Nach diesem Wortwechsel belächelten sich beide eine Weile.

(Arndt, Wanderungen und Wandelungen.)

Das Fluchtlied.

Gedichtet von dem deutschen Primaner Friedrich August (gest. 1870) auf dem Zimmer des Turnvaters Jahn Ende 1812.

Mit Mann und Roß und Wagen
so hat sie Gott geschlagen.
Es irrt durch Schnee und Wald umher
das große mächtge Franschenheer.
Der Kaiser auf der Flucht,
Soldaten ohne Zucht.
Mit Mann und Roß und Wagen
so hat sie Gott geschlagen.

Jäger ohne Gewehr,
Kaiser ohne Heer,
Heer ohne Kaiser,
Wildnis ohne Weiser.
Mit Mann und Roß und Wagen
so hat sie Gott geschlagen.

Trommler ohne Trommelstock,
Kürassier im Weiberrock,
Ritter ohne Schwert,
Reiter ohne Pferd,
mit Mann und Roß und Wagen
so hat sie Gott geschlagen.

Fähnrich ohne Fahn,
Flinten ohne Hahn,
Büchsen ohne Schuß,
Fußvolk ohne Fuß,
mit Mann und Roß und Wagen
so hat sie Gott geschlagen.

Feldherrn ohne Witz,
Stückleut ohne Geschütz,
Flüchter ohne Schuh,

nirgend Rast und Ruh,
mit Mann und Roß und Wagen
so hat sie Gott geschlagen.

Speicher ohne Brot,
aller Arten Not,
Wagen ohne Rad,
alles müd und matt,
Kranke ohne Wagen,
so hat sie Gott geschlagen.

König Friedrich Wilhelm III. und die flüchtenden Offiziere der Großen Armee.

Major Graf Henckel von Donnersmarck, Flügeladjutant des Königs beim Yorckschen Korps, war vom General Yorck am 26. Dezember 1812 nach Berlin geschickt worden, um den König vorläufig von den Verhandlungen mit den Russen in Kenntnis zu setzen. Auf dem Weg über Memel, Königsberg hatte Graf Henckel die Trümmer der Großen Armee gesehen. Er erzählt vom 2. Januar 1813:

Nachdem ich dem König den Zustand der aufgelösten französischen Armee geschildert, bat ich ihn, die Gnade zu haben, mir ein Kavallerieregiment zu geben; unfehlbar würde ich ihm dann einen Teil der Marschälle, Generale und Stabsoffiziere bringen; es sollte dem Kaiser doch schwer werden, diesen Mangel gleich wieder zu ersetzen. Er erwiderte mir darauf: „Für Sie wäre das ganz schön, für mich aber malhonnête."

(Graf Henckel von Donnersmarck, Erinnerungen aus meinem Leben.)

Der märkische Edelmann von der Marwitz über Volk und König nach der russischen Katastrophe. Dezember 1812.

Friedrich Ludwig August von der Marwitz, geb. 1777, entstammt einem alten märkischen Adelsgeschlecht, das dem preußischen Heer elf Generale geschenkt hat. Er gehörte zu den erbittertsten adeligen Gegnern der Reformen Hardenbergs und saß wegen seines Widerstands gegen diese fünf Wochen auf der Festung Spandau. Im Feldzug führte er eine kurmärkische Landwehrbrigade, 1815 eine Brigade der Kavallerie. Von der Marwitz gehört zu den ausgeprägtesten Charakteren der Zeit, — ein Ritter ohne Furcht und Tadel. Seine „Nachrichten aus meinem Leben" sind von hohem Wert, wenn auch vielfach ungerecht gegen die leitenden Politiker.

... Diese Vernichtung des ungeheuren französischen

Heeres und die Flucht Bonapartes von Rußland nach Paris wirkten sehr verschieden auf das Volk, Hardenberg und den König. Das Volk jubelte und harrte mit Ungeduld auf den Augenblick, wo ihm würde erlaubt sein, über die durchziehenden Franzosen herzufallen und sie alle totzuschlagen. Es erwartete jeden Augenblick, daß der König sich erklären würde. Hardenberg jubelte auch, glaubte aber, mit Napoleon sei es vorbei, und man werde nun durch Demonstrationen und durch Traktaten alles erhalten können, was man nur wolle. Der König entsetzte sich, denn er merkte, daß eine Zeit des Handelns kommen werde, und beschloß, seinen gewöhnlichen Gang zu gehen, nämlich: nichts zu tun und das Ende abzuwarten.

... Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß, wenn schon damals der König das Land aufrief, wie später, die Sache so gut wie beendigt gewesen wäre, denn alsdann wurden nebst einer größeren Zahl Unteroffiziere und Soldaten viele tausend französische Generale und Offiziere erschlagen, oder gefangen, die nun mit Extrapost, mit Vorspann (!) zu Pferde und zu Fuß durch unser Land nach Frankreich reiseten und dort die neue Armee wieder besetzten, die Napoleon formierte ...

(von der Marwitz, Nachrichten aus meinem Leben.)

von der Marwitz beim Staatskanzler Hardenberg, um Weihnachten 1812.

Ich sagte: „Der gegenwärtige Augenblick müsse jeden Preußen und jeden Deutschen ergreifen; jetzt käme es darauf an, alle den Schaden wieder gut zu machen, den man dem Lande getan hätte; wenn die Regierung sich jetzt würdig betrage, würde alles Vergangene vergessen werden. Ich käme also, um zu vernehmen, wie er dächte, und um zu allem Vaterländischen die Hand zu bieten."

Es war, als ob ihm ein Stein vom Herzen fiele; er wurde ganz gesprächig und gab sich ganz preis: „Dies sei seine Meinung auch; schon lange habe er auf einen solchen Zeitpunkt gewartet" — er detaillierte mir alle seine geheimen Verbindungen mit England und (während des

Krieges) mit Rußland, — „jetzt müßten und würden wir alles wieder gewinnen, darum werde auch schon gerüstet. Wahrscheinlich aber werde man es nicht brauchen, Napoleon sei so herunter, daß er Frieden machen müsse, und wir würden ohne Blutvergießen bloß durch Negoziationen zu unserm Zweck kommen." Ich erstarrte! — Also noch nicht belehrt? die Zeit noch nicht begriffen? Napoleon noch nicht kennen gelernt? — Ich sagte: „Wenn dem auch so sei, so werde die Zeit vergehen, der Augenblick sei dringend; wenn man jetzt alle Franzosen festhielte, so ständen wir im Vorteil, und ganz Deutschland würde entbrennen." Er: „Dazu sei der König nicht zu bewegen." — Ich: „Er habe ihn ja doch während seines Ministeriums zu allem gebracht, wozu er ihn habe bringen wollen, so werde ja auch dies möglich sein in dem wichtigsten und dringendsten Momente der Zeit." Er: „Das möge ich nicht glauben, der König ließe sich wohl leiten bis auf einen gewissen Punkt, aber wenn es zur Entscheidung komme, behalte er seinen Willen . . ."

Ich ließ fallen: „Wenn es so stehe, würden wir alles verlieren und alles versäumen." Dieses verneinte er und versicherte, es werde fleißig gearbeitet, vorzüglich wären wir in Übereinstimmung mit den Österreichern, und der König sei entschlossen, alles zu tun, was diese tun würden. Man könne nichts übereilen; wenn es Zeit sein würde, werde er es mich wissen lassen.

(von der Marwitz, Nachrichten aus meinem Leben.)

General von Bülow fordert eine offene Sprache.

Friedrich Wilhelm Freiherr von Bülow, Graf von Dennewitz, preußischer General, geb. 1755. Er führte in den Feldzügen 1813 und 1814 das dritte preußische Korps. Im Frühjahrsfeldzug 1813 hatte er die Marken und Berlin zu decken, und siegte am 5. April bei Möckern (unweit Magdeburg) über den Prinzen Eugen Beauharnais, erstürmte am 2. Mai Halle und wehrte durch den Sieg bei Luckau am 4. Juni den Marschall Oudinot von Berlin ab. Im Herbstfeldzug 1813 stand er unter dem Kronprinzen von Schweden bei der Nordarmee. Am 2. August siegte er über den Marschall Oudinot bei Großbeeren, am 6. September bei Dennewitz über den Marschall Ney und bewahrte so Berlin vor der Rache Napoleons. Er eroberte nach dem Sieg bei Leipzig Holland und Belgien, vereinigte sich mit Blüchers Armee und siegte mit Blücher und Yorck über Napoleon bei Laon, am 9. und 10. März 1814. Im Feldzug 1815 führte Bülow das vierte preußische Korps. Er starb 1816.

Wozu unterhandelt man? Wozu diese kleinlichen Formeln? Sagte man zu Napoleon: Du hast uns entehrt, du hast uns betrogen und unter die Füße getreten und Gewalt und Schändlichkeiten aller Art in unsern Landen ausgeübt, dafür wollen wir auf Leben und Tod gegen dich fechten und wo möglich dich vernichten — sagte man dieses geradezu ohne Umschweife, so behauptete man weit mehr den Charakter des geraden biederen Mannes als nun, da man nur den äußeren Schein durch nichts fruchtende Unterhandlungen retten will. (Nach Lehmann, Scharnhorst.)

Die Konvention von Tauroggen

vom 30. Dezember 1812.

Der Marschall Macdonald, von den Russen unter Wittgenstein verfolgt, zog auf Memel zu. Der russische Generalquartiermeister Diebitsch, ein geborener Preuße, stieß bei der Verfolgung an der Spitze von 1400 Mann auf das preußische Hilfskorps unter den Generalen von Yorck und von Kleist. Diebitsch legte sich zwischen die preußischen Kolonnen und Macdonalds Truppen. Yorck hätte um die Verbindung mit Macdonald wieder herzustellen, sich mit den Russen schlagen müssen. Da leitete Diebitsch Verhandlungen mit Yorck ein, die am 30. Dezember zum Abschluß kamen. In der Mühle von Poscherun schloß Yorck mit dem russischen General einen Vertrag ab, kraft dessen das preußische Korps neutral erklärt und ihm in Preußisch-Lithauen ein neutraler Landstrich angewiesen wurde. Sollte die Konvention von einem der beiden Monarchen nicht genehmigt werden, so erhielten die preußischen Truppen freien Abmarsch auf dem kürzesten Weg, verpflichteten sich aber, für den Fall der Verweigerung des Vertrages durch den König von Preußen, innerhalb zweier Monate nicht gegen die Russen zu kämpfen. Friedrich Wilhelm III., inmitten einer französischen Garnison, mit Napoleon noch im Bündnis, der Kriegshilfe des Zaren noch nicht unzweideutig gewiß, sagte sich öffentlich von dem aufrührerischen General los. Der Staatskanzler Hardenberg führte mit unübertrefflicher Klugheit die preußische Politik so lange scheinbar in französischem Sinne, bis zu dem Augenblick, wo die Kriegserklärung nicht notwendig zum Untergang des gefährdeten Staates führen mußte. Insgeheim wurde mit Österreich angeknüpft; die Verhandlungen mit Alexander I. gaben bestimmte Aussicht auf ein russisch-preußisches Bündnis. Lange schwankte die Entscheidung; aber die Macht des Volkswillens erwies sich stärker als der zaudernde König und als der übervorsichtige Gang der Kabinettspolitik.

Clausewitz über das Recht und über die Tragweite der Konvention.

Als der Strom des Sieges sich von Moskau unaufhaltsam bis über den Niemen über Preußens und Polens Grenzen fortwälzte, zersprangen die Zügel, an welchen die Tyrannei eines Eroberers die unterjochten deutschen Völker zu seinen Zwecken leitete. Sie hatten wie eingespannte Sklaven an seinem Triumphwagen ziehen müssen. Wie durch ein Gebot Gottes sprangen Ketten und Zügel. Doppelte Schande wäre es gewesen, wenn sie, der Gewalt entrissen, der Schmach entbunden, frei wie sie waren, willig und gehorsam hinter ihren Treibern hergegangen wären, um ihren Hals dem Joch von selbst wieder anzubieten. Diesen Trieb zur Sklaverei hat nicht das schlechteste unter den Tieren, und nur ein ganz verderbtes Herz könnte den Menschen unter das Tier erniedrigen. — Das kleine preußische Heer, vergessen und verlassen von den eilig fliehenden Franzosen, zog in stiller Ordnung und festem Mut durch den Schnee und die Wälder Kurlands seiner Heimat zu, um sich seiner wahren und einzigen Bestimmung wiederzugeben, dem Dienst und Willen seines Herrn. Ein russisches Korps war ihm zuvorgeeilt und vertrat ihm den Weg zu seinen Grenzen. Die gegenseitigen Führer, von Vernunft und Herz geleitet, verstanden einander bald. Die Preußen waren gezwungen nach Rußland getrieben, kein anderes Recht band sie als das Recht des Stärkeren. Im unbesonnenen Gebrauch seiner Gewalt hatte der französische Kaiser diese Mittel des Zwanges selbst zerstört, und dies Recht war in sein Nichts zurückgefallen; die Preußen konnten, sich selbst überlassen, sich nicht mehr als Feinde der Russen betrachten, denn sie waren es selbständig nie gewesen, sie konnten keine andere Bestimmung erkennen als die, den neuen Befehlen ihres Königs entgegenzugehen. Die Russen, im Vertrauen auf die nahe Verbindung mit allen frei werdenden Völkern, hatten keinen größeren Vorteil, als auch ihrerseits die Wirkungen jener erzwungenen Verbindung Preußens mit Frankreich aufhören zu lassen und sich zum engen Bündnis den Weg zu bahnen. — Nicht als Feinde, nicht als Verbündete, sondern ihre gegen-

seitige Unabhängigkeit anerkennend, schieden beide Korps, und die Preußen bezogen neutrale Quartiere in ihren Grenzen. — Kaum hatte das kleine Heer sich dem Joch der Eroberer entzogen, kaum sah das Volk die übermütigen Eroberer zurückkehren wie wandelndes Siechtum in verächtlichen Haufen elender Bettler (der Eroberer muß immer glücklich sein, sonst ist er mit Recht verachtet), als es sich durch die Macht des Schicksals zurückgeführt fühlte zu einem unabhängigen freien Dasein und zu der Verpflichtung, alle Kräfte aufzubieten, um die Unabhängigkeit diesmal kräftiger und würdiger zu behaupten, als es leider im Jahre 1806 geschehen war. — Der König und seine Minister verstanden die Stimme des Volks und teilten seine Gefühle. Sie erkannten die Pflicht, jetzt das Volk mit allen Kräften gesetzlicher Ordnung und Autorität zu unterstützen, den kurzen Zeitraum ungebundenen Handelns nach Möglichkeit zu nutzen, eiligst alle Kräfte aufzubringen und dann den Kampf um eine freie, ehrenvolle Existenz unter den Völkern Europas noch einmal zu beginnen.

So veränderte Preußen seine Stellung und wurde der erste Verbündete Rußlands in dem neuen Kampfe für die Unabhängigkeit Europas.

(Clausewitz, Der Feldzug 1812 in Rußland.)

Der Held von Tauroggen: Yorck von Wartenburg.

Hans David Ludwig Graf Yorck von Wartenburg, geb. 1759, aus dem kassubischen Kleinadel (Jarcken), Sohn eines preußischen Offiziers. Er wird schon im zweiten Dienstjahr als Leutnant kassiert, weil er von einem Vorgesetzten, der im Krieg nicht ganz reine Hände behalten, geäußert: „Das ist ja gestohlen.“ Friedrich der Große durchstrich das jenen Vorgesetzten verdammende Urteil und schrieb an den Rand: „Geplündert ist nicht gestohlen, der Yorck kann sich zum Teufel scheren!“ Yorck nahm Dienste bei dem Regiment von Meuron der holländisch-ostindischen Handelskompagnie, die bei Frankreich gegen England Schutz suchte. Auf Ceylon kämpfte Yorck unter den Augen des größten französischen Admirals: Suffren. 1785 trat er wieder ins preußische Heer. 1806 zeichnet er sich beim Elbübergang des Herzogs von Weimar aus. Auf dem Rückzug Blüchers gegen Lübeck fällt er schwer verwundet in französische Gefangenschaft. Im Feldzug 1812 führt er als zweiter, dann als erster Kommandant das preußische Hilfsheer unter dem Marschall Macdonald. Mit der sog. Konvention von Tauroggen rettet er das preußische Heer und gibt damit den Anstoß zur Befreiung. Er

kämpft in den Feldzügen von 1813 bei Großgörschen (2. Mai) und Bautzen (20./21. Mai), an der Katzbach (26. August), bei Wartenburg (3. Oktober), bei Möckern (16. Oktober), 1814 bei Montmirail (11. Februar), bei Laon (9./10. März) und hat an diesen Schlachten oft den entscheidenden Anteil, wenn auch meistens im Zerwürfnis mit Blücher und Gneisenau. An dem Feldzug 1815 nahm er, tief gekränkt, nicht teil und forderte seinen Abschied. „Scharf wie gehacktes Eisen", war er von den Truppen und Offizieren gefürchtet, aber wegen seiner Fürsorge für ihr Wohl hingen sie ihm doch an. Er starb, nachdem er zehn Kinder verloren, in Einsamkeit am 4. Oktober 1830.

Clausewitz über Yorck.

General Yorck war ein Mann von einigen fünfzig Jahren, ausgezeichnet durch Bravour und kriegerische Tüchtigkeit. Er hatte in seiner Jugend in den holländischen Kolonien gedient, sich also in der Welt umgesehen und den Blick des Geistes erweitert. Ein heftiger, leidenschaftlicher Wille, den er aber hinter anscheinender Kälte, ein gewaltiger Ehrgeiz, den er hinter beständiger Resignation verbirgt, und ein starker, kühner Charakter zeichnen diesen Mann aus. General Yorck ist ein rechtschaffener Mann, aber er ist finster, gallsüchtig und versteckt, und darum ist er ein schlimmer Untergebener. Persönliche Anhänglichkeit ist ihm ziemlich fremd; was er tut, tut er seines Rufes willen, und weil er von Natur tüchtig ist. Das schlimmste ist, daß er bei einer Maske von Derbheit und Geradheit im Grunde sehr versteckt ist. Er prahlt, wo er wenig Hoffnungen hat, aber noch weit lieber scheint er eine Sache für verloren zu halten, wo er eigentlich wenig Gefahr sieht. Er war unbedenklich einer der ausgezeichnetsten Männer unserer Armee.

(Clausewitz, Der Feldzug 1812 in Rußland.)

General Yorck schließt mit dem russischen General Diebitsch die Konvention von Tauroggen am 30. Dezember 1812.

Schon am 25. Dezember hatte General Diebitsch, der die Avantgarde der Armee Wittgensteins führte, den ersten Unterhändler zum General Kleist, dem Führer der preußischen Nachhut, geschickt. Am Abend desselben Tages kam Diebitsch mit Yorck selbst zusammen. Yorck schwankte lange. Er war mit dem Marschall Macdonald zerfallen. Dies erleichterte ihm seinen Entschluß, der übrigens aus der klaren Einsicht in dessen Notwendigkeit hervor-

ging. — Zu den russischen Unterhändlern gehörte der Oberst von Clausewitz. Dieser erzählt:

Am 29. mittags wurde der Verfasser (Clausewitz) noch einmal zum General Yorck nach Tauroggen geschickt, den er in der Nacht in diesem Ort erst verlassen hatte. Diesmal brachte er zwei Schreiben mit, welche als die ultima ratio angesehen wurden. Das erste war vom Chef des Generalstabs des Wittgensteinschen Korps, dem General d'Auvray, an den General Diebitsch gerichtet, in welchem ihm zuerst einige Vorwürfe darüber gemacht wurden, daß er die Sache mit dem General Yorck noch nicht zu Ende gebracht habe. Nun wurden ihm die Dispositionen der Wittgensteinschen Armee mitgeteilt. [Aus diesen ging für Yorck hervor, daß Wittgenstein ihn mit ziemlicher Gewißheit vom Macdonaldschen Korps abschneiden würde, wenn Yorck den Marsch auf Tilsit fortsetzte.] Diese Umstände mußten für den General Yorck einigen Wert haben. Der Brief des General d'Auvray enthielt daher den Auftrag, den General Yorck mit diesen Verhältnissen bekannt zu machen, und die Erklärung, daß, wenn er darauf keine Rücksicht nehmen und sein zweifelhaftes Betragen nicht endigen wolle, man ihn wie jeden anderen feindlichen General behandeln würde, so daß unter keiner Bedingung mehr von einem freundschaftlichen Abkommen die Rede sein könnte.

Das zweite Schreiben war folgender [von Kosaken aufgefangene] Brief des Marschalls Macdonald an den Herzog von Bassano [Maret, französischen Minister des Auswärtigen, damals in Wilna].

Stalgen, am 10. Dezember 1812.

„. . . . Ein Offizier, der von Wilna kommt, verbreitet unter uns Absurditäten über diese Stadt; er behauptet, daß er den Kaiser habe durchziehen sehen, um sich nach Kowno zu begeben. Und Ew. Exzellenz würden ihm folgen.

Ich kann nicht alles glauben was ich in den russischen Bulletins lese, die ich Ihnen schicke, obwohl man Personen zitiert, von denen ich weiß, daß sie zum zweiten und neunten

Korps gehören; ich erwarte von einem Augenblick zum andern Aufklärung von Ihnen. Endlich ist die Bombe mit dem General Yorck geplatzt; ich glaubte mehr Festigkeit zeigen zu müssen bei den Zuständen unseres Heeres, welche die Herren vom preußischen Generalstab in Umlauf bringen, anstatt sie zu unterdrücken. Das Korps ist gut, aber man verdirbt es; der Geist hat sich zum Erstaunen verändert, aber einige Gnadenerweise und Belohnungen — und ich werde es leicht wieder zurecht bringen, vorausgesetzt, daß die Offiziere, die ich bezeichne, auf der Stelle entfernt werden; man wird sie nicht vermissen, zwei Drittel der Armee verabscheuen sie."

Der erste dieser beiden Briefe würde einem Manne wie Yorck nicht imponiert haben, aber für eine militärische Scheinrechtfertigung, wenn der preußische Hof sich derselben gegen den französischen bedienen wollte, war es viel. Der zweite Brief mußte wenigstens in des Generals Yorck Seele alle Bitterkeit zurückrufen, die sich vielleicht seit einigen Tagen in dem Gefühl der eigenen Schuld gegen Macdonald vermindert haben mochte. — Als der Verfasser zum General Yorck ins Zimmer trat, rief ihm dieser entgegen: „Bleibt mir vom Leibe, ich will nichts mehr mit Euch zu tun haben. Eure verdammten Kosaken haben einen Boten Macdonalds durchgelassen, der mir den Befehl bringt, auf Piktupöhnen zu marschieren, um mich dort mit ihm zu vereinigen. Nun hat aller Zweifel ein Ende, Eure Truppen kommen nicht an, Ihr seid zu schwach, ich muß marschieren und verbitte mir jetzt alle weiteren Unterhandlungen, die mir den Kopf kosten würden." Der Verfasser sagte, daß er dem General hierauf nichts entgegnen wolle, daß er ihn aber bitte, Licht geben zu lassen, weil er ihm einige Briefe mitzuteilen habe: und da der General noch zu zögern schien, setzte der Verfasser hinzu: „Ew. Exzellenz werden mich doch nicht in die Verlegenheit setzen wollen abzureisen, ohne meinen Auftrag ausgerichtet zu haben." Der General Yorck ließ hierauf Licht geben und aus dem Vorzimmer seinen Chef des Generalstabes, den Oberst Roeder, hereintreten. Die Briefe wurden gelesen. Nach einem augenblicklichen Nachdenken sagte General Yorck: „Clausewitz,

Sie sind ein Preuße; glauben Sie, daß der Brief des Generals d'Auvray ehrlich ist, und daß sich die Wittgensteinischen Truppen am 31. wirklich auf den genannten Punkten befinden werden? Können Sie mir Ihr Ehrenwort darauf geben?" Der Verfasser erwiderte: „Ich verbürge mich Ew. Exzellenz für die Ehrlichkeit des Briefes nach der Kenntnis, die ich von General d'Auvray und den übrigen Männern des Wittgensteinischen Hauptquartiers habe; daß diese Dispositionen so ausgeführt sein werden, kann ich freilich nicht verbürgen, denn Ew. Exzellenz wissen, daß man im Kriege mit dem besten Willen oft hinter der Linie zurückbleiben muß, die man sich gezogen hat." Der General schwieg noch einige Augenblicke ernsten Nachdenkens, reichte dann dem Verfasser die Hand und sagte: „Ihr habt mich. Sagt dem General Diebitsch, daß wir uns morgen früh auf der Mühle von Poscherun sprechen wollen, und daß ich jetzt fest entschlossen bin, mich von den Franzosen und ihrer Sache zu trennen." Es wurde die Stunde auf acht Uhr morgens festgesetzt. Als dies feststand, sagte der General Yorck: „Ich werde aber die Sache nicht halb tun, ich werde Euch auch den Massenbach verschaffen." [Massenbach war General unter Yorck.] Er ließ hierauf einen Offizier hereintreten, der von der Massenbach'schen Kavallerie und eben angekommen war. — Ungefähr wie Wallenstein sagte er, im Zimmer auf und niedergehend: „Was sagen Eure Regimenter?" Der Offizier ergoß sich sogleich in Enthusiasmus über den Gedanken, von dem französischen Bündnisse loszukommen, und sagte, so fühle jeder einzelne ihrer Truppen. „Ihr habt gut reden, Ihr jungen Leute, mir Alten aber wackelt der Kopf auf den Schultern!" erwiderte Yorck. — Ganz beglückt eilte der Verfasser nach Willkischken zurück, und am andern Morgen begleitete er den General Diebitsch zu jener Mühle, wo sich der General Yorck in Begleitung des Obersten von Roeder und seines ersten Adjutanten, des Majors von Seydlitz, einfand. Außer dem Verfasser begleitete den General Diebitsch nur der Graf Dohna, so daß sich bei dieser Verhandlung lauter geborene Preußen befanden. (Clausewitz, Der Feldzug 1812 in Rußland.)

General Yorck an seinen bisherigen Oberfeldherrn, den Marschall Macdonald.

30. Dezember 1812.

Nach sehr mühseligen Märschen ist es mir nicht möglich gewesen, sie fortzusetzen, ohne auf den Flanken und im Rücken gefährdet zu werden. Dies hat die Vereinigung mit Ew. Exzellenz verzögert, und, da ich zwischen zwei Dingen wählen mußte, entweder den größten Teil meiner Truppen und alles Material zu verlieren oder alles zu retten, so habe ich es für meine Pflicht gehalten, eine Konvention zu schließen, nach welcher die Sammlung der preußischen Truppen in einem Teile Ostpreußens, der sich durch den Rückzug der französischen Armee in der Gewalt der russischen befindet, stattfinden soll . . . Welches auch das Urteil sein mag, das die Welt über mein Verfahren fällen wird: ich bin darüber wenig in Unruhe. Die Pflicht gegen meine Truppen und die reiflichste Erwägung schreiben es mir vor. Die reinsten Beweggründe, wie auch immer der Schein sein mag, leiten mich.

Marschall Macdonald war aufs tiefste erschüttert. Ein Leutnant von Korff hatte mit 32 preußischen Dragonern die Stabswache bei ihm. Der Marschall entließ ihn freundlich zu seinem Korps. Ein anderer Offizier, aus der Umgebung des Generals Massenbach, schreibt über Macdonald: „Wer den Marschall näher kennen gelernt hat, den wird ein betrübendes Gefühl anwandeln, daß gerade dieser Mann mit einer bitter gekränkten Empfindung uns verließ, die ihm nicht zu ersparen war, die aber jeder gerade ihm gern erspart hätte." — Das Verhängnis des Krieges stellte in der vernichtenden Schlacht an der Katzbach und noch öfter den General Yorck dem Marschall Macdonald gegenüber.

General Yorck an seinen König Friedrich Wilhelm III.

über die Konvention von Tauroggen.

Yorck rechtfertigt in diesem zweiten Schreiben seinen Schritt noch eindringlicher als in seinem ersten vom 30. Dezember 1812.

Tilsit, 3. Januar 1813.

Ew. Königl. Majestät Monarchie, obgleich beengter, als im Jahre 1805, ist es jetzt vorbehalten, der Erlöser und Beschützer Ihres und aller deutschen Völker zu werden. Es liegt klar am Tage, daß die Hand der Vorsehung das große Werk leitet. Der Zeitpunkt muß aber schnell benutzt werden. Jetzt oder nie

ist der Moment, Freiheit, Unabhängigkeit und Größe wieder zu erlangen, ohne zu große und zu blutige Opfer bringen zu müssen. In dem Ausspruch Ew. Majestät liegt das Schicksal der Welt. Die Negociations, so Ew. Majestät Weisheit vielleicht schon angeknüpft, werden mehr Kraft erhalten, wenn Ew. Majestät einen kraftvollen und entscheidenden Schritt tun. Der Furchtsame will ein Beispiel, und Östreich wird dem Wege folgen, den Ew. Majestät bahnen. Ew. Königl. Majestät kennen mich als einen ruhigen, kalten, sich in die Politik nicht mischenden Mann. So lange alles im gewöhnlichen Gang ging, mußte jeder treue Diener den Zeitumständen folgen, das war seine Pflicht. Die Zeitumstände aber haben ein ganz anderes Verhältnis herbeigeführt, und es ist ebenfalls Pflicht, diese nie wieder zurückkehrenden Verhältnisse zu benutzen. Ich spreche hier die Sprache eines alten treuen Dieners; und diese Sprache ist die fast allgemeine der Nation. Der Ausspruch Ew. Majestät wird alles neu beleben und enthusiasmieren; wir werden uns wie alte echte Preußen schlagen, und der Thron Ew. Majestät wird für die Zukunft felsenfest und unerschütterlich dastehen.

Ich erwarte nun sehnsuchtsvoll den Ausspruch Ew. Maj., ob ich gegen den wirklichen Feind vorrücke, oder ob die politischen Verhältnisse erheischen, daß Ew. Majestät mich verurteilen. Beides werde ich mit treuer Hingebung erwarten, und ich schwöre Ew. Königl. Majestät, daß ich auf dem Sandhaufen ebenso ruhig wie auf dem Schlachtfelde, auf dem ich grau geworden bin, die Kugel erwarten werde. Ich bitte daher Ew. Majestät um die Gnade, bei dem Urteil, das gefällt werden muß, auf meine Person keine Rücksicht nehmen zu lassen. Auf welche Art ich sterbe, ich sterbe immer wie Ew. Majestät alleruntertänigster und getreuester Untertan Yorck.

Die öffentliche Stellungnahme des Königs Friedrich Wilhelms III. zum „Abfalle" des Generals Yorck.

Spenersche Zeitung Nr. 8 vom 19. Januar 1813.

... Se. Maj. haben bei dieser unerwarteten Nachricht

den höchsten Unwillen empfunden und, Ihrem Bündnis mit Frankreich getreu, nicht allein die wegen obiger Kapitulation abgeschlossene Konvention nicht ratifiziert, sondern auch sofort verfügt . . . [Folgt die Absetzung Yorcks.] Mit diesen Allerhöchsten Befehlen ist der Kgl. Flügeladjutant v. Natzmer bereits zur Armee abgegangen. — Es ist Sr. Majestät sehr schmerzhaft gewesen, daß ein Corps d'armée, welches während des ganzen Feldzugs so viele Beweise erprobter Treue und Tapferkeit gegeben hat, in einem entscheidendem Moment untätig gemacht ist . . .

Yorcks Gegenerklärung.

Königsberg, 28. Januar 1813.

Yorck erklärt, daß von Natzmer weder zu ihm noch zu General von Kleist gekommen sei.

. . . Ich werde daher um so unbedenklicher fortfahren, das Gen.-Kom. des Korps und andere Funktions usw. auszuüben, da bekanntlich im preußischen Staat eine Zeitung kein offizielles Staatsblatt ist, und bis jetzt noch kein General seine Verhaltungsbefehle durch die Zeitungen erhalten hat . . .

Die Erhebung Ostpreußens.

Die Tat Yorcks schien keine Folgen zu haben. Da ging Yorck noch einen Schritt weiter, erschien am 8. Januar in Königsberg, übernahm das Oberkommando über die Provinz Ostpreußen und forderte auch den General Bülow auf, gegen die Elbe und Oder aufzubrechen. Ohne den König aber oder gar gegen ihn noch weiterzugehen, fiel ihm schwer. Da kam am 22. Januar 1813 der Freiherr vom Stein nach Königsberg, ausgestattet mit einer Generalvollmacht des Zaren Alexander I., die Kräfte der Provinz für den künftigen Widerstand gegen Napoleon zu organisieren. Stein machte der Ratlosigkeit ein Ende, er behandelte das Land als mit Rußland verbündet, öffnete die Häfen, hob die Kontinentalsperre auf und leitete die Volksbewaffnung ein. Hier in Ostpreußen wurde zuerst die offene Sprache der Wahrheit und der Freiheit geredet. Ein ausgeschriebener Landtag beschloß das von dem Obersten Clausewitz, dem Lieblingsschüler Scharnhorsts, entworfene und von Yorck vorgelegte Landwehrgesetz. Ostpreußen allein stellte 13000 Mann Reserve, 20000 Mann Landwehr, ein National-Kavallerieregiment und 700 Freiwillige als Offiziersstamm. Ernst Moritz Arndt schrieb im Auftrage Steins seine zündende Schrift: „Was bedeutet Landwehr und Landsturm." Ein Wille beherrschte die ganze Provinz: Das

letzte irdische Gut und das Leben selbst herzugeben für die Befreiung. Alles geschah noch unter dem Vorbehalt der Genehmigung durch den König.

Napoleon über die Erhebung des deutschen Volkes.

Wie Napoleon über die Gefahr dachte, die ihm von einer Volksbewegung in Deutschland kommen könnte, zeigt der folgende Brief vom 2. Dezember 1811 an den Marschall Davout, Generalgouverneur der Departements der Elbmündungen:

Die Deutschen beklagen sich darüber, daß alle die Gerüchte über eine Erhebung Deutschlands von den Franzosen genährt werden, die, weil sie sich darüber unterhalten und erhitzen, am Ende noch dran glauben. Die Deutschen beklagen sich, daß Sie in Rostock gesagt haben, Sie würden wohl zu verhindern wissen, daß Deutschland ein zweites Spanien werde ... Solche Äußerungen richten nur Unheil an. Spanien und die Provinzen Deutschlands haben nichts miteinander gemein. Spanien wäre längst unterworfen — ohne seine 60000 Engländer, ohne die tausend Meilen Küste, die für unsere Armeen immer eine Grenze sind, und endlich ohne die hundert Millionen, die Amerika ihm geliefert hat ... Aber weil es in Deutschland weder ein Amerika, noch ein Meer, noch eine ungeheure Anzahl fester Plätze noch auch Engländer gibt, so ist nichts zu befürchten, selbst wenn der Deutsche so müßig, so faul, so meuchelmörderisch, so abergläubisch und ebensosehr den Mönchen ausgeliefert wäre wie das Volk von Spanien, wo es 300000 Mönche gab. Urteilen Sie doch selbst was zu befürchten ist von einem so braven, so vernünftigen, so kalten, so geduldigen Volke, das von jeder Ausschreitung so weit entfernt ist, daß kein einziger Mann während des Krieges in Deutschland ermordet wurde. Es ist also sehr ärgerlich, ... im Lande Vergleichungen in Umlauf zu setzen, die nur Unheil stiften, ohne irgend etwas zu nützen. Wenn eine Bewegung in Deutschland ausbrechen sollte, dann wird sie am Ende für uns und gegen die kleinen Fürsten gehen.

Napoleon zu dem österreichischen Generalmajor Grafen Bubna über die Franzosen.

Der Franzose ist nicht kriegerisch; er liebt die

Künste, die Wissenschaften, die Industrie und die Freude am Leben. Nur ich bin es, der ihn durch meinen Ernst und meine Rauheit vorwärts treibt; aber so muß er geführt werden. Wenn ich nicht mehr sein werde, wird Frankreich für Deutschland nie mehr gefährlich werden, wohl aber die russische Nation.

Der preußische Regierungspräsident von Schön und der Freiherr vom Stein in Gumbinnen am 25. Dezember 1812.

Heinrich Theodor von Schön, geb. 1773, zur Zeit der Erhebung Preußens Regierungspräsident von Gumbinnen, nahm teil an der Neugestaltung Preußens und an dessen Erhebung. Mit dem König Friedrich Wilhelm IV. war er später eng befreundet. Er starb 1856. —

Ende Dezember 1812 waren die ersten Kosaken in Gumbinnen eingerückt. Der russische General Marquis Paulucci gebärdete sich in Memel als Eroberer. Schön protestierte entschieden dagegen und schrieb an Stein, der mit dem Zaren Alexander I. in Lyck weilte.

Statt einer schriftlichen Antwort war Stein bald darauf mit Arndt in Gumbinnen vor meiner Tür. Für uns beide war es eine große Freude, in diesen neuen Zuständen uns wieder zu sehen, dazu kam, daß in diesem Momente die Nachricht, welche Stein brachte, für mich das Allerwichtigste war. Nach der ersten Begrüßung forderte ich Antwort, und Stein erklärte, Paulucci sei verrückt, der Kaiser habe ihm schon das Kommando genommen und ihn nach Riga zurückgeschickt. Das war alles, was ich erwartet hatte, und nun begrüßte ich den Freund um so herzlicher . . .

Um nun die gute Sache, bei der kein Augenblick verloren werden dürfe, zu fördern, forderte Stein von mir, daß ich jetzt gleich das Volk zur Bewaffnung auffordern solle, um bewaffnet mit den Russen gegen die Franzosen zu gehen. Dies verweigerte ich ihm gänzlich, denn teils müsse in solchen Fällen, wenn das Werk unerschütterliche Basis haben solle, das Volk sprechen, teils müsse, da wir vor allem Preußen bleiben wollen, des Königs Wort dazu kommen, und wesentlich müsse jeder Schein von Veranlassung oder Abhängigkeit von Rußland davon entfernt bleiben. Für Stein war das alles zu langwierig, die Rede zwischen uns ging hin und her, bis Stein endlich sagte: Er würde befehlen. Und dabei

brachte er eine vom Kaiser Alexander förmlich ausgestellte Urkunde hervor, durch welche er (Stein) einstweilig zum unumschränkten Verwalter des Königreichs Preußen ernannt war. Nachdem ich dies Dokument gelesen hatte, gab ich es Stein mit der Erklärung zurück, daß, wenn er diesen Standpunkt annehme, alle Verhandlung unter uns aufgehoben sei. Stein wollte, daß ich Abschrift nehme, ich erklärte ihm aber, daß ich weder das Original noch eine Abschrift davon je in meinem Hause dulden würde. Unser Gespräch wurde ernstlich, Stein äußerte, daß er seine Autorität gleich dadurch dokumentieren würde, daß er die Güter des Fürsten von Dessau russisch militärisch besetzen und eine Kriegskontribution davon erheben lassen würde, er wollte auch einen in Berlin sehr bekannten Mann, der jetzt in Preußen sein müsse, als französischen Spion gleich aufhängen lassen usw. Ich erklärte beides für Akte der Gewalt. Da es aber Stein, wie ich es im voraus wußte, mehr auf die Sache, als auf seine Macht ankam, so gab er bei meinen bestimmten Erklärungen sein offizielles Verhältnis gänzlich auf, und verlangte von mir, daß wir als nahe Freunde, deren politische Richtung gleich sei, miteinander sprächen. Und nun nahm Stein meine obige Erklärung als Basis an, und wir verabredeten, daß er nur als russischer Armeekommissarius auftreten und als solcher mit Abgeordneten des Landes verhandeln solle.

Entwickele sich aus dieser Versammlung eine Volksstimme zur Bewaffnung unter dem Vorbehalt der Genehmigung des Königs, so würde diese Stimme sich selbständig und ohne russischen Einfluß stellen.

Stein wollte in Königsberg hiernach handeln und wir trennten uns in voller Freundschaft.

(Aus den Papieren des Ministers Theodor von Schön.)

E. M. Arndt über die Ereignisse in Königsberg.

. . . Königsberg gab jetzt auf seine Weise auch ein recht lebendiges Bild des Kriegslebens: wechselsweise die tapferen Regimenter des Generals Yorck in und um der Stadt, russische

Generale und Offiziere, zum Teil sogar noch solche, die als preußische Gefangene oder Verwundete hierhergebracht worden waren, und die nun, ohne daß die Lage der Dinge zwischen Rußland und Preußen geklärt oder abgeklärt war, doch als bei erklärtem Frieden und Bündnis frank und frei umhergingen; auch Durchführungen und Durchtreibungen unter dem Knall der Kosakenpeitschen unglücklicher einzelner Trupps französischer Gefangenen; zu diesen die meist unter lautem Jubel einziehenden Scharen von Jünglingen, welche das Yorcksche Heer ergänzen und verstärken sollten. Nun war auch Stein dazu gekommen, und die Augen aller Menschen waren auf ihn gerichtet, aus allen Enden des Landes strömten die Männer herbei, teils in des eigenen Herzens Angelegenheiten, teils zu dem großen, von Stein veranlaßten preußischen Landtage gelockt und berufen . . . In diesem Leben und Weben der Dinge und Menschen war Stein der Morgenstern der Hoffnung, wohin alle blickten; um ihn rissen sich Freunde und Feinde — ich sage, auch Feinde; denn die Feinde kamen wohl auch heran, aus Furcht und für den Schein, oft mehr als Lauscher, Späher und Berichterstatter. Der große Mann sollte nun in allem sein, bei allem sein, er konnte vor Festschmäusen und Mittagstafeln, meistens doch von seinen Getreuesten angerichtet, sich kaum retten, wich den meisten aus, weil er dafür weder Zeit noch Gesundheit übrig hatte, wo er aber erschien, war jetzt durch ein in den deutschen Grenzen gleichsam mächtiger erglühtes und erblühtes Leben in ihm die Lust der Mutigen, der Schrecken der Feigen, durch Schritt und Tritt und Blick und Rede den Kühnsten voran . .

Unter vielen kleinen Dingen standen die großen Dinge und die großen Personen Rußland, Deutschland, Preußen, Kaiser Alexander, König Friedrich Wilhelm, Yorck, Stein, Hardenberg und mehrere andere bedeutende Angelegenheiten und Menschen in der Schwebung, Senkung und Hebung des Tages; es waren schwerste Knoten zu flechten und zu lösen, schwerste Fragen zu erörtern, geschwindeste Bereitungen und Rüstungen gegen Deutschland und den Westen hinaus zu

machen: denn das wußte man wohl: Napoleon, welchen man hundertfünfzig Meilen Flucht durch deutsche Grenzen in einem einsamen Schlitten unbeschädigt hatte entrinnen lassen, werde daheim nicht schlummern und schlafen, der gewaltige Löwe werde seine Stimme in den deutschen Wäldern schon wieder ertönen lassen. Stein träumte, wußte, dachte Tag und Nacht nichts anderes als Erhebung und Aufstand des ganzen deutschen Volks gegen den bösesten Feind, als baldigstes Bündnis zwischen Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm und dann geschwindesten Marsch über Weichsel und Oder zur Elbe und zum Rhein.

Hier in Königsberg öffnete sich nun der Anfang des künftigen deutschen Volkskriegs, hier sahen alle deutschen Hoffnungen auf die Gerüchte von Napoleons Unglück und Steins Ankunft in Preußens Grenzen.

In Preußen wollte und mußte Stein mit seiner Begeisterung die Dinge mit der Blitzgeschwindigkeit seiner Natur anfassen und treiben und fortstoßen, und zwar in einer untröstlichen Lage. Alles lag, ging und lief hier ja gegen- und durcheinander, preußische, russische Kriegsscharen, weder Freund noch Feind, durcheinander gemischt, der Befehlshaber der preußischen Scharen, General York, als Verräter und Aufrührer von seinem Könige geächtet — man wußte nicht, ob bloß aus diplomatischem Schein oder aus Meinung der Tat — das Land selbst durch die Heereszüge seit dem Frühling des Jahres 1812 von dem tückischen, welschen Feinde geplündert, verwüstet, erschöpft; doch mußten, wenn der deutsche Anfang hier wirklich ein tüchtiger Anfang werden sollte, Mittel und Kräfte an Menschen und Geld gefunden werden.

Stein hatte in Gumbinnen diese Angelegenheiten mit Schön vielfältiglich verhandelt und durchgesprochen, jetzt kam es an den Hauptsitz der preußischen Regierung und an ihren Oberpräsidenten, den Landhofmeister von Auerswald, der zu gleicher Zeit Schöns Schwäher war. Dieser mußte, wenn die Dinge hier zu einer Gemeinsamkeit zwischen Rußland und Preußen kommen sollten, mit Mund und Tat voranschreiten. Stein fand nun den Oberpräsidenten nicht so ge-

schwind und entschlossen, wie er selbst war, er schalt ihn eine alte Schlafmütze, ohne Mut und Feuer, wo doch jedes deutsche Herz brennen und jeder Nerv zucken müsse, als sei jede Fiber ein Schwert.

Auerswald war aber keine Mütze sondern ein gescheiter, tüchtiger, treuer Mann, der selbst wohl führte und regierte... War dem Oberpräsidenten einige zaudernde Bedenklichkeit zu verdenken und zur Feigheit mißzudeuten? Er stand nicht bloß für seine Person sondern auch für sein Vaterland dicht am Rande eines möglichst schauderhaften Abgrunds, wo das Darüberspringen oder Hineinstürzen unentschieden vor ihm lag; er wie alle Preußen hatten gleichen Schauder vor den Russen und den Franzosen; sie hatten auch die fides moscovitica und die fides alexandrina, von welcher Stein in seinem Eifer die schönsten Verkündigungen und Verheißungen machte, in dem Frieden von Tilsit genug erfahren; könne Alexander mit seinen Russen nicht wieder Eroberungen über Preußen meinen?..

Genug, Auerswald zauderte vor Steins kühnem Ungestüm und wollte sich im Steinschen Sinn .. nicht fortreißen lassen... Das ward indessen durch die mehr vertrauten Männer und Freunde, durch den edlen, tapfern Grafen Minister Alexander Dohna und durch Schön vermittelt. Es ward ein Landtag ausgeschrieben, und im Namen ihres Königs versammelt, wollten die Stände den General Yorck zu ihrem Präsidenten wählen; er aber lehnte das weise ab, und bald stand Alexander Dohna als ihr Präsident da. Sogleich ward nun desselben Bruder, Major Graf Ludwig Dohna, an das königliche Hoflager in Breslau gesandt, dem König über den Gang und Verlauf der Dinge und über die Treue und treue Meinung seines Volkes in den in den Augenblicken der Not ergriffenen Maßregeln genauen Bericht abzustatten und für alles endlich seine Gnade und Billigung zu erbitten, auch über das Heer und über Yorcks Führung und Stellung das Wahre und Mögliche darzustellen. . . .

Wahrlich kein Land war gleich Preußen durch die Durchzüge der französischen Heere, durch den Raub von Geld, Kanonen, Menschen, Pferden und Rindern, fast mit berech-

neter Bosheit und Tücke, für den großen russischen Feldzug so mitgenommen und ausgeleert worden als Preußen, und doch — jetzt bewegte und belebte sich alles, als wenn jüngstes, vollstes Leben, ja die Fülle des Lebens und der Kraft noch dagewesen wäre. Ja, es war jene Fülle der Kraft da, die aus dem Geiste erglüht und erblüht, durch diese Kraft haben Greise wieder wie Männer gefochten und Jünglinge, ja fast Knaben von sechzehn, siebzehn Jahren ihre Säbel wie mit vollster Manneskraft geschwungen. Ich werde das Schwingen, Klingen und Ringen dieser Morgenröte der deutschen Freiheit, diesen so leuchtenden Aufgang eines neuen, jungen Lebens nimmer vergessen.

(Arndt, Wanderungen und Wandelungen.)

Der Regierungspräsident von Schön über die Versammlung der ostpreußischen Landstände am 5. Januar 1813.

Die Versammlung erklärte einstimmig, auf russische Veranlassung keine Maßregel nehmen zu wollen, beschloß aber, dem General-Militär-Gouverneur, dem General von Yorck, durch eine Deputation Mitteilung von der russischen Aufforderung [zur Mobilmachung] machen und ihn befragen zu lassen: ob er vielleicht im Namen unseres Königs der Versammlung darüber etwas mitzuteilen habe. Der General Yorck ging mit der Deputation selbst in die Versammlung, stellte die Lage der Sache dar und forderte das Land auf, zur Verstärkung der bewaffneten Macht gegen die Franzosen bei Seiner Majestät dem König auf allgemeine Landesbewaffnung anzutragen, und da kein Augenblick zu verlieren sei, mit den dazu nötigen Einleitungen sogleich vorzugehen. Yorck sagte: Er sei kein Redner, er spräche wie ein alter Soldat, aber seine Rede begeisterte dermaßen, daß ihm alles im höchsten Enthusiasmus beistimmte. Als er die Versammlung verlassen wollte, und man ein Lebehoch ihm nachrief, kehrte er schnell um, gebot Stille und sagte: „Auf dem Schlachtfelde, nicht hier.“ *) (Aus den Papieren des Ministers von Schön.)

*) Nach einem andern Bericht soll Yorck bezeichnender gesagt haben: „Auf dem Schlachtfelde verbiete ich mir das.“

Der Regierungspräsident von Schön über das ostpreußische National-Kavallerieregiment.

In welchem hohen Grade man damals in Preußen der Idee der Selbständigkeit und der Tapferkeit lebte, geht daraus hervor, daß, obgleich das Land durch zwei Kriege verheert war, es ohne allen Zwang doch nicht an Mitteln fehlte, unsere Landwehr wenigstens mit dem Notwendigsten auszurüsten. Ein Gutsbesitzer, der früher Militär gewesen war [von Lehndorff], faßte den Entschluß, aus Freiwilligen, welche sich selbst equipierten, ein National-Kavallerie-Regiment zu errichten. Mehrere seiner Freunde stellten ihm vor, daß neben den Scharnhorst'schen Freiwilligen und neben der Landwehr sein Vorhaben nicht gelingen könne. Er baute aber fest darauf, ein Regiment von ausschließlich Preußen aus dem gebildeten Stande errichten zu können, und der brave Mann, fortwährend an nichts denkend, als an sein National-Kavallerie-Regiment, und unbedingt nichts wollend, als die Errichtung dieses Regiments, obgleich ihm selbst keine Geldmittel dazu zu Gebote standen, führte sein Vorhaben brillant aus. So sind Ideen allmächtig.

(Aus den Papieren des Ministers von Schön.)

Blücher an Scharnhorst.

5. Januar 1813.

Mich juckts in alle Finger, den Säbel zu ergreifen, Wenn es jetzt nich Sr. Majestät unseres Königs und aller übrigen deutschen Fürsten und der ganzen Nation Führnehmen ist, alles Schelmenfranzosenzeug mitsammt dem Bonaparte und all seinen ganzen Anhang vom deutschen Boden weg zu vertilgen: so scheint mich, daß kein deutscher Mann mehr des deutschen Namens werth sei. Jetzo ist es wiederum die Zeit zu duhn, was ich schon Anno 9 angerathen, nämlich die ganze Nation zu den Waffen anzurufen, und wann die Fürsten nicht wollen und sich dem entgegensetzen, sie sammt dem Bonaparte wegzujagen. Denn nicht nur Preußen allein, sondern das ganze deutsche Vaterland muß wiederum heraufgebracht und die Nation hergestellt werden.

Heinrich von Kleist.

... Wer, in unzählbaren Wunden,
jener Fremden Hohn empfunden,
Brüder, wer ein deutscher Mann,
schließe diesem Kampf sich an!

Alle Triften, alle Stätten
färbt mit ihren Knochen weiß,
welchen Rab und Fuchs verschmähten,
gebet ihn den Fischen preis;
dämmt den Rhein mit ihren Leichen;
laßt, gestäuft von ihrem Bein,
schäumend um die Pfalz ihn weichen,
und ihn dann die Grenze sein!

Eine Lustjagd, wie wenn Schützen
auf der Spur dem Wolfe sitzen!
Schlagt ihn tot! das Weltgericht
fragt euch nach den Gründen nicht! ...

Aus „Germania an ihre Kinder". Entstanden im Frühjahr 1809. Als fliegendes Blatt wiedergedruckt im Jahre 1813.

Volkswut gegen die Franzosen.

1. Januar 1813.

Vor dem Königsberger Schlosse standen am Neujahrstage 1813 einige hundert neu einberufene Krümper und Rekruten aufmarschiert. Ein des Weges kommender französischer Gendarm fand bei seinem Versuche, die Reihen zu durchschreiten, nicht das erwartete Entgegenkommen und stieß, viehisch wie er war, einen der Rekruten mit dem Fuße dermaßen vor den Leib, daß der Gestoßene vor Schmerz zusammenbrach. Allsogleich fielen die Kameraden des Unglücklichen über seinen Peiniger her und vollstreckten an ihm das Gebot des Dichters, der seinem Volke zugerufen hatte:

Schlagt sie tot! Das Weltgericht
Fragt nach euren Gründen nicht.

Murat, der König von Neapel durch Bonapartes Gnade, stand am Fenster und sah den Auftritt mit an. Um die Empörung zu stillen, schickte er zwei Offiziere herunter;

vergebens, es war Öl ins Feuer gegossen: die Degen wurden ihnen zerbrochen, die Hüte und Epauletten heruntergerissen, kaum retteten die Beschimpften ihr Leben durch eilige Flucht nach der Schloßtreppe. Die Schloßwache trat ins Gewehr, lauter Bewaffnete gegen lauter Unbewaffnete, aber der König verbot ihr, Feuer zu geben; er hatte die Empfindung, daß der Erdboden unter seinen Füßen erdröhne. Er gedachte sich mit einem Achtungserfolge zu begnügen, mit der Verhaftung des Unteroffiziers, der angeblich durch seine Haltung den Gendarmen herausgefordert hatte: auch dies vergebens, die Menge befreite den Unteroffizier auf der Stelle, und Murat verließ die Stadt, in der sein Ansehen so grausam herabgewürdigt war, noch desselbigen Tages.

(Nach Lehmann, Scharnhorst.)

General von Boyen über die Bedeutung der Erhebung in Ostpreußen.

Leopold Hermann Ludwig von Boyen, preußischer Feldmarschall, geb. 23. Juli 1771 zu Kreuzburg in Ostpreußen. Er trat 13jährig in die preußische Armee ein. Als junger Offizier saß er zu den Füßen Kants in Königsberg. Seinen großen Fähigkeiten verdankte er die Aufnahme in den Generalstab. 1806 wurde er bei Auerstädt schwer verwundet und im Hause des weimarischen Oberststallmeisters von Stein gepflegt und geheilt. Erfüllt von den Gedanken und Zielen Scharnhorsts, war er dessen eifriger Gehilfe. 1812 nahm er seinen Abschied und ging nach Rußland. 1813 wurde er Generalstabschef des 3. Armeekorps, 1814 Kriegsminister. Als solcher schuf er das Gesetz vom 3. September 1814 über die allgemeine Wehrpflicht. Der preußische Generalstab verdankt seinem Wirken Großes. Boyen starb am 15. Februar 1848 als Generalfeldmarschall.

Ohne den Schritt von Yorck und jetzt den der ostpreußischen Landstände wäre Scharnhorst höchstwahrscheinlich mit allen seinen Bemühungen nicht durchgedrungen. Es bedurfte solcher außerordentlichen Veranlassungen, um die Franzosenfreunde in die Enge zu treiben und die Unentschlossenheit des Königs zu besiegen.

Der Entschluß der ostpreußischen Stände bleibt daher einer der wichtigsten jener denkwürdigen Zeit, und wenn man den durch die vorhergegangenen Kriegsleiden erzeugten Notstand berücksichtigt und hinzurechnet, daß noch eine kleine

französische Armee in der Provinz als Besatzung in Danzig stand, so bildet der patriotische Sinn, der sich hier aussprach, eine der glorreichsten Erscheinungen der preußischen Geschichte. Durch das freiwillige Anerbieten der Landwehr war für Feind und Freund der Geist, der das preußische Volk belebte, ausgesprochen, keine der Provinzen des Staats konnte sich ähnlichen Leistungen entziehen.

(von Boyen, Denkwürdigkeiten.)

Die Zeichen der Zeit.

Aus den „Drei Bekenntnissen" von Clausewitz.

Indem ich mich von einer öffentlichen Meinung feierlich lossage, die mich umgibt, bin ich genötigt, sie in ihren Hauptzügen flüchtig zu berühren.

Die Meinung, daß man Frankreich widerstehen könne, ist unter uns fast gänzlich verschwunden. Man glaubt also an die Notwendigkeit . . . einer Unterwerfung auf Gnade und Ungnade, endlich einer Entsagung auf den Vorzug eines eigenen Fürstenhauses. Man gibt diese Gradationen der Übel mit Achselzucken zu und errötet höchstens, indem man die Augen niederschlägt.

Dies ist die allgemeine Stimmung. Einzelne zeichnen sich noch durch die Frechheit aus, mit der sie auf die Sicherheit und den ruhigen Genuß des bürgerlichen Eigentums pochen; auf die Notwendigkeit, diesem alles zu opfern, auch die Rechte des Königs, auch die Ehre des Königs, auch die Sicherheit und Freiheit des Königs!

Dies ist die öffentliche Meinung mit wenig Ausnahmen. Die Art, sie zu bekennen, ihr nachzuleben, unterscheidet die verschiedenen Stände und in den Ständen die Individuen. Die vornehmen Stände sind die Verderbteren; Hof- und Staatsbeamte die Verderbtesten.

Sie wünschen nicht bloß wie die andern Ruhe und Sicherheit, sie sind nicht bloß des Gedankens entwöhnt, unter Gefahren ihre Pflicht zu erfüllen, sondern sie verfolgen auch jeden mit unversöhnlichem Haß, der nicht verzweifelt.

Denn was ist es anders als verzweifeln, wenn man unsern Zustand und einen viel schlimmeren, welcher folgen wird, jedem Widerstande vorzieht?

Wer also nicht verzweifelt an der Erhaltung des Staates auf dem Wege der Pflicht und der Ehre, wer nicht glaubt, daß nur die bedingungsloseste schändlichste Unterwerfung Pflicht sei, und daß es der Ehre nicht bedürfe, der ist ein Staatsverräter, der darf sicher sein, von jenen pflichtvergessenen Staatsbeamten gehaßt, verfolgt, vor dem Publikum verleumdet, vor dem Könige angeklagt und — dem Französischen Gesandten verraten zu werden.

. . . Doch wenden wir den Blick hinweg von diesen traurigen Zeichen der Nationalverderbtheit, die wie Geschwüre äußere Zeichen einer tiefen Krankheit sind, von der das Ganze nur allzu leicht untergraben, vergiftet und aufgelöst werden kann.

Alle diejenigen, welche nicht durch die Verderbtheit ihres Herzens und ihrer Grundsätze zu einem solchen Bekenntnis der Furcht und der Mutlosigkeit gekommen sind, wie es an der Tagesordnung ist, sind nicht auf immer verloren, sondern könnten und würden sich zu einem besseren Dasein erheben, wenn ihnen dazu die Hand gereicht würde.

Man kann es bei aller Anhänglichkeit an die Regierung sich nicht verhehlen, daß vorzüglich der Mangel an Vertrauen zu ihr die Quelle der allgemeinen Mutlosigkeit ist. Ebensowenig Vertrauen hat die Regierung gegen die Untertanen, ja sogar gegen sich selbst. Dieser gänzliche Mangel an Vertrauen auf sich und andere ist die allgemeine Ursache unserer öffentlichen Meinung; das beständige Einwirken der Weichlinge, Lasterhaften und Pflichtvergessenen auf diese Meinung ist die Ursache der öffentlichen Meinung.

Von dieser Meinung und Stimmung, womit man sich bei uns schmückt, als sei sie aus dem reinen Gefühl für das Wohl aller entsprungen oder eins mit demselben, sage ich mich feierlich los;

ich sage mich los: von der leichtsinnigen Hoffnung einer Errettung durch die Hand des Zufalls;

von der dumpfen Erwartung der Zukunft, die ein stumpfer Sinn nicht erkennen will;

von der kindischen Hoffnung, den Zorn eines Tyrannen durch freiwillige Entwaffnung zu beschwören, durch niedrige Untertänigkeit und Schmeichelei sein Vertrauen zu gewinnen; von der falschen Resignation eines unterdrückten Geistesvermögens; von dem unvernünftigen Mißtrauen in die uns von Gott gegebenen Kräfte; von der sündhaften Vergessenheit aller Pflichten für das allgemeine Beste; von der schamlosen Aufopferung aller Ehre des Staats und Volks, aller persönlichen und Menschenwürde; ich glaube und bekenne, daß ein Volk nichts höher zu achten hat, als die Würde und Freiheit seines Daseins; daß es diese mit dem letzten Blutstropfen verteidigen soll; daß es keine heiligere Pflicht zu erfüllen hat, keinem höheren Gesetz zu gehorchen; daß der Schandfleck einer feigen Unterwerfung nie zu verwischen ist; daß dieser Gifttropfen in dem Blute eines Volks in die Nachkommenschaft übergeht und die Kraft später Geschlechter lähmen und untergraben wird; daß man die Ehre nur einmal verlieren kann; daß die Ehre des Königs und der Regierung eins ist mit der Ehre des Volks und das einzige Palladium seines Wohls; daß ein Volk unter den meisten Verhältnissen unüberwindlich ist in dem großmütigen Kampf um seine Freiheit;
daß selbst der Untergang dieser Freiheit nach einem blutigen und ehrenvollen Kampf die Wiedergeburt des Volks sichert und der Kern des Lebens ist, aus dem einst ein neuer Baum die sichere Wurzel schlägt;

ich erkläre und beteuere der Welt und Nachwelt, daß ich die falsche Klugheit, die sich der Gefahr entziehen will, für das Verderblichste halte, was Furcht und Angst einflößen können; . . . daß ich die warnenden Begebenheiten alter und neuer Zeit, die weisen Lehren ganzer Jahrhunderte, die edlen Beispiele berühmter Völker nicht in dem Taumel der Angst unserer Tage vergesse und die Weltgeschichte hingebe für das Blatt einer lügenhaften Zeitung;

daß ich mich reinfühle von jeder Selbstsucht, daß ich jeden

Gedanken und jedes Gefühl in mir vor allen meinen Mitbürgern mit offener Stirn bekennen darf, daß ich mich nur zu glücklich fühlen würde, einst in dem herrlichen Kampf um Freiheit und Würde des Vaterlandes einen glorreichen Untergang zu finden!

Verdient dieser Glaube in mir und in den mir Gleichgesinnten die Verachtung und den Hohn unserer Mitbürger?

Die Nachwelt entscheide hierüber!

Auf dem heiligen Altar der Geschichte lege ich dieses leichte Blatt nieder in dem festen Vertrauen, daß, wenn der Sturm der Zeit es hinweggeweht, einst ein ehrwürdiger Priester dieses Tempels es sorgfältig aufheben und in das Jahrbuch des vielbewegten Völkerlebens einheften werde. Dann wird die Nachwelt richten und von dem Verdammungsurteil die ausnehmen, welche dem Strom der Verderbtheit mutig entgegengerungen und das Gefühl der Pflicht treu wie einen Gott im Busen bewahrt haben.

(Aus dem Jahre 1812.)

Aus Gneisenaus Denkschrift über die Notwendigkeit, die Kräfte des ganzen Volkes zu entfesseln.

Ein Grund hat Frankreich besonders auf diese Stufe von Größe gehoben: die Revolution hat alle Kräfte geweckt und jeder Kraft einen ihr angemessenen Wirkungskreis gegeben. Dadurch kamen an die Spitzen der Armeen Helden, an die ersten Stellen der Verwaltung Staatsmänner, und endlich an die Spitze eines großen Volkes der größte Mensch aus seiner Mitte.

Welche unendlichen Kräfte schlafen im Schoße einer Nation unentwickelt und unbenutzt! In der Brust von tausend und tausend Menschen wohnt ein großer Genius, dessen aufstrebende Flügel seine tiefen Verhältnisse lähmen. Währenddem ein Reich in seiner Schwäche und Schmach vergeht, folgt vielleicht in seinem elendesten Dorfe ein Cäsar dem Pfluge, und ein Epaminondas nährt sich karg von dem Ertrag der Arbeit seiner Hände. Warum griffen die Höfe nicht zu dem einfachen und sichern Mittel, dem Genie, wo es sich auch immer findet, eine Laufbahn zu öffnen, die Talente und die Tugen-

den aufzumuntern, von welchem Stande und Range sie auch sein mögen? Warum wählten sie nicht dieses Mittel, ihre Kräfte zu vertausendfachen, und schlossen dem gemeinen Bürgerlichen die Triumphpforte auf, durch welche der Adlige jetzt nur ziehen soll? Die neue Zeit braucht mehr als alte Namen, Titel und Pergamente, sie braucht frische Tat und Kraft . .

Die Revolution hat die ganze Nationalkraft des französischen Volks in Tätigkeit gesetzt, dadurch die Gleichstellung der verschiedenen Stände und die gleiche Besteuerung des Vermögens, die lebendige Kraft im Menschen und die tote der Güter zu einem wuchernden Kapital umgeschaffen und dadurch die ehemaligen Verhältnisse der Staaten zueinander und das darauf beruhende Gleichgewicht aufgehoben. Wollten die übrigen Staaten dieses Gleichgewicht wieder herstellen, dann mußten sie sich dieselben Hilfsquellen eröffnen und sie benutzen. Sie mußten sich die Resultate der Revolution zueignen und gewannen so den doppelten Vorteil, daß sie ihre ganze Nationalkraft einer fremden entgegensetzen konnten und den Gefahren einer Revolution entgingen, die gerade darum für sie noch nicht vorüber sind, weil sie durch eine freiwillige Veränderung einer gewaltsamen nicht vorbeugen wollen.

(Denkschrift vom Juli 1807.)

Gneisenau an den König Friedrich Wilhelm III.

. . . Es sind nicht immer die stehenden Heere gewesen, die Throne und Staaten gerettet haben; häufig war es die Liebe eines für seinen Herrscher begeisterten Volkes. König Alfred von England hatte nichts mehr übrig als ein Bauerngewand, und dennoch rettete er Thron und Volk aus der Gewalt der damals allfurchtbaren Dänen.

Ew. Majestät werden mir, indem ich dieses sage, abermals Poesie*) Schuld geben, und ich will mich gern hiezu bekennen. Religion, Gebet, Liebe zum Regenten, zum Vaterland sind nichts anderes als Poesie; keine Herzenserhebung ohne

*) Der König hatte zu dem Abschnitt „Über die Milizen" in einer früheren Denkschrift Gneisenaus die Randbemerkung geschrieben: „Als Poesie gut."

poetischen Schwung. Wer nur nach kalter Berechnung handelt, wird ein starrer Egoist. Auf Poesie ist die Sicherheit der Throne gegründet. Wie so mancher von uns, die wir mit Bekümmernis auf den wankenden Thron blicken, würde eine ruhige, glückliche Lage in stiller Eingezogenheit finden können, wie mancher selbst eine glänzende erwarten dürfen, wenn er statt zu fühlen nur berechnen wollte. Jeder Herrscher ist ihm dann gleichgültig. Aber die Bande der Geburt, der Zuneigung, der Dankbarkeit, des Hasses gegen die Fremdlinge fesseln ihn an seinen alten Herrn, mit ihm will er leben und fallen; für ihn entsagt er den Familienfreuden; für ihn gibt er Leben und Gut ungewisser Zukunft preis. Dies ist Poesie, und zwar der edelsten Art. An ihr will ich mich aufrichten mein Lebelang, und zur Ehre will ich mir es rechnen, der Schar jener Begeisterten anzugehören, die alles daran setzen, um Ew. Majestät alles zu retten; denn wahrlich, zu einem solchen Entschluß gehört Begeisterung, die jede selbstsüchtige Berechnung verschmäht. Viel sind der Männer, die so denken, und weit stehe ich ihnen an Adel der Gesinnungen nach; aber ich will mich bestreben, ihnen ähnlich zu werden.

(Aus einer Denkschrift Gneisenaus vom September 1811.)

Ernst Moritz Arndt an die deutschen Fürsten.

Deutsche Fürsten und Männer, es gibt viele gute und wackre unter euch für mittelmäßige Zeiten und Geschichten, wenige, die in dem schrecklichen Strudel sich aufrecht halten können, der das Zeitalter und das Vaterland ergriffen hat. Seid doch lieber unglücklich mit Würde, mit Geist, mit Wahrheit, als mit Lüge und Knechtssinn, der euch eure letzten Waffen gegen den Feind raubt . . . Offenbart das Elend und die Schmach, die keiner so fühlen mußte als ihr, sprecht sie wahr aus, laut und fürchterlich vor den Ohren der Nation, sprecht und tut frei und edel vor der Nation, und Männer werden sich zu Männern gesellen, und die geweckte Kraft, wenn sie nicht siegen kann, wird doch edler untergehen, und endlich wachsen aus dem Blute die Rächer. Zeigt dem Volke, daß ihr mit ihm verbunden seid, daß seine Ehre, sein Glück,

seine Liebe auch die eurige ist, und Begeisterung und Rettung wird kommen, und die Worte Vaterland, Religion, Ordnung, Herrscherliebe, die jetzt hohl verklingen, weil ihr sie leer gemacht, werden mehr als Worte werden.

Ihr hört mich, ihr erstarrt. Dumpfe Gleichgültigkeit, trübe Verzweiflung mit leeren Hoffnungen, mit größeren Wünschen als Kräften lähmt euch. Ihr zeigt und wollt nichts Würdiges und könnt nichts Würdiges schaffen. Die Völker sehen auf euch, dulden und dienen knechtisch, wie ihr regiert, und in gleicher Erschlaffung geht alles ohne Erlösung unter.

Ihr schreiet in eurer Not zur deutschen Nation, ihr gebärdet euch, als wenn ihr an eine solche glaubtet. Verbrecher an ihr, ihr habt sie nie geglaubt, sie nie geliebt noch gekannt! . . . Von deutschen Fürsten war vielfach die Rede, nie und nirgends vom deutschen Volk. Deutscher Fürsten Ehre und Macht hieß vielfach verletzt, nie und nirgends deutschen Volks. . . . Nie hatten die Fürsten als eine getrennte Partei so fern von der Nation gestanden; sie erröteten nicht im Angesicht eines starken, braven, tapferen Volkes, das sie wie ein unterjochtes behandeln ließen . . .

So standet ihr da und so stehet ihr wie die Krämer, nicht wie die Fürsten, wie die Juden mit dem Seckel, nicht wie die Richter mit der Wage noch wie die Feldherren mit dem Schwert. Land habt ihr ungerecht gekauft, ungerecht genommen, so werdet ihr es verlieren, vielleicht eher, als ihr träumt. Als Knechte und Sklaven seid ihr neben den fremden Fürsten gestanden, als Sklaven habt ihr eure Nation hingestellt und geschändet vor Europa. Wo ist Achtung gegen sie, wo Gemeinsinn und Mitgefühl erschienen? Nirgends in Tat noch in Wort. Und ihr wollt Begeisterung, ihr wollt Geist des Volks in der Gefahr? Ihr sprecht von Pflichten der Völker gegen ihre Führer und Fürsten, ihr, die ihr euch und deutsches Blut und deutsche Ehre sogleich dem Großmogul verkauftet und mit dem Tatarchan ausginget, Deutsche zu vertilgen, wenn durch viel Blut und mehr Schmach einige Quadratmeilen Land zu gewinnen wären? So fliehet zu euren kleinen Hilfen und Künsten, so tragt Deutschlands Feinden

euer Gold hin und wetzt für sie eure Schwerter auf deutsche Schädel. Der Tag der Rache wird kommen schnell und unvermeidlich, und ohne Tränen wird das Volk die unwürdigen Enkel besserer Väter vergehen sehen. (Arndt, Geist der Zeit I.)

Ernst Moritz Arndt gegen die deutschen Ästheten, Schreiber und Projektenmacher.

Die Deutschen sind Kosmopoliten geworden und verachten die elende Eitelkeit, ein Volk zu sein; feine, leichte und aufgeklärte Gesellen sind es, ohne Vaterland, Religion und Zorn, die nur von Barbaren für etwas Großes gehalten wurden . . . Und die Schriftgelehrten und Propheten? Es sind Zeitungsschreiber und Kritikaster geworden oder sublime Ästhetiker, die, auf Hellas' und Hispaniens Fluren wandelnd, den stinkenden Mist der Politik verachten; oder himmelstürmende Philosophen, welche ewig feste Staaten bauen, während sie die irdischen mit einem höhnisch stolzen Lächeln unter sich vergehen sehen. Von diesen ist nichts zu hoffen . . . Windbeutelei, Pedanterie, Gaukelei, Schwärmerei ohne Kraft, und Tat ohne Ziel, dies ist die Überschrift des Plunders, womit wir uns schleppen, und wohl bedarf es des eisernblutigen Tyrannenbesens, den Wust aus der Welt zu fegen, damit unsere Kinder wieder klar vor sich sehen können. Steh einmal still und horche, wie die Ausrufer schreien. Hier posaunt einer, durch die reine und reinste Philosophie in einem Hui Maler, Poet, Feldherr, Minister, ja Gott selbst werden zu können, dort kakelt ein zweiter, durch das Prinzip der Einheit für Universalmonarchie und Papsttum . . .; der eine hat ein neues Rezept zu einem Kartoffel- und Eichelbrote, der andere ruft Knochensuppen, der dritte Gesundheitskatechismen und Kuhpocken, der vierte ein leichteres Pfluggestell aus, alle mit der roten Überschrift: Heil der Menschheit. So hat das Elend sich eingefressen, und die größte Not sieht darüber keiner. Für die Unmündigen und Halbtoten denkt und schreibt und schreit dies Volk in einem Augenblicke, wo es die Starken und Frischen mit Heldenmut ent-

flammen und mit brennenden Herzen und rächenden Schwertern in die Feinde treiben sollte. Wer immer nur die Erbärmlichkeit und Verwesung der Welt sieht, wird ihre Wunden nicht heilen. (Arndt, Geist der Zeit I.)

Friedrich von Gentz an die deutschen Fürsten.

Flugschrift Anfang 1813.

Friedrich von Gentz, politischer Schriftsteller und Diplomat, geb. 1764, zuerst begeisterter Anhänger, dann scharfer Kritiker der französischen Revolution. Er bekämpft Napoleon leidenschaftlich, dann hängt er der Politik Metternichs mit Leib und Seele an und schreibt gegen die politische Freiheit des Volks. Ein verschwenderisches und genußsüchtiges Leben entnervt ihn. Seine Eitelkeit ist maßlos und sein Charakter in keinem Verhältnis zu seinem eminenten politischen Verstand und seiner klassischen Darstellung politischer Gegenstände. Er starb 1832.

. . . Mit Wehmut müßt Ihr Eure Bevölkerung wachsen sehen, denn Eure Jünglinge werden bei Tausenden nach Spanien und Rußland geschleppt und kehren nicht zurück! — was ein vernichteter Handel, zerstörte Fabriken, menschenleere Felder an Einkünften Euch noch übrig ließen, müßt Ihr durch Kontribution Euch abgepreßt sehn, oder für erzwungene Rüstungen vergeuden oder mit gierigen Fremdlingen teilen, die scharenweise Eurem Überwinder nachschwärmen, wie vormals die Raben einem römischen Priester, wenn er Opfer schlachtete.

Die besten und hellsten unter den Köpfen Eurer Untertanen müßt Ihr nun selbst in den Bann legen, und mit empörender Gewalt Wahrheit und Vaterlandsliebe unterdrücken, oder gewärtigen, daß fremde Schergen, Eurem Fürstenrechte spottend, diejenigen vor Euren Augen erschießen, die etwa laut zu seufzen gewagt haben. Keiner Eurer Knaben reift zum Jünglinge, ohne daß fremde Herrschaft berechnet, wieviel Blut sie ihm aussaugen könne. Kein Taler fließt in Eure Schatzkammer, ohne daß fremde Habsucht berechnet, wie viele Groschen von demselben sie Euch übrig lassen wolle. Keine Zeile wird in Euren Staaten gedruckt, ohne daß fremde Gewissensangst sie deutet. Kein Schiff darf mehr in Eure Häfen einlaufen, kein Frachtwagen über Eure Grenze rollen, ohne daß fremde, sich mästende Zöllner die Früchte des

Fleißes Eurer Untertanen durch Schikanen und Gewalt verkümmern. Spione bewachen Eure Blicke, Spione zählen Eure Fußtritte, und alle Wände Eurer Paläste haben Ohren. Französische Soldaten entführen gewaltsam Unglückliche, die Eurem Schutze vertrauten, um sie zu ermorden. Nicht einmal durch milde Formen ist man bemüht, das Joch erträglicher zu machen. Nicht in den rohesten Jahrhunderten erlaubten sich die Mächtigsten eine solche Sprache gegen minder Mächtige (s. 6. französisches Bulletin, worin den Königen verboten wird, sich in Zelten aufzuhalten), als nun Ihr täglich hören und mit Respekt erwidern müßt. Französische Gesandte kommen, um Eure Länder zu regieren, und ihr Übermut gleicht jenem der römischen Prokonsule in den besiegten Provinzen.

So ist denn Deutschland wirklich in seiner tiefsten Erniedrigung! und war es schon, als der unglückliche Palm für dieses Wort sein Blut vergoß. Tiefer und immer tiefer sinkend, was ist seitdem aus Deutschland geworden! Ein Menschenmagazin für Frankreich! ein gebundenes Tier, das auch dann noch immerfort gemilcht wird, wenn schon Blut statt der Milch aus seinen Brüsten fließt. Französische dotierte Generäle, französische Zöllner und französische Beamte aller Art erpressen und verprassen den Schweiß der Deutschen und verspotten die Unglücklichen. Wessen Gefühl sich hierbei nicht empört, der ist kein Deutscher und am wenigsten ein deutscher Fürst.

Der Dichter Karl Immermann über die preußische Jugend in den Befreiungskriegen.

Die Jugend wurde von dem Gewühle disparater Vorstellungen, welche die moderne Völkerwanderung aufstörte, noch inniger ergriffen als das Alter. Sie war noch nicht durch Reflexion und Erfahrung abgebraucht. Sie hatte das frühere Leben nicht gekannt, sie empfing daher von dem Kriegs- und Weltsturm reine, für ihre ganze Zukunft bestimmende Eindrücke. Das Leben in einer seiner ungeheuersten Entfaltungen half die damalige deutsche Jugend miterziehen. So war keine frühere, so ist die spätere Generation nicht erzogen worden.

Abscheuliche Exekutionen traten vor das junge Auge. Ich war dreizehn Jahre alt, als ich eines Morgens von der Zitadelle [Magdeburgs] herauf durch unsere Klosterstraße nach ödem Blachfeld vor dem Tore zwei blasse Männer führen sah. Es war ein junger und ein alter, sie waren mit den Händen aneinander gefesselt und der junge redete dem alten zu, der sehr niedergeschlagen war. Gendarmen ritten vor und nach, und ein Kommando Infanterie folgte. Ich hörte, daß es ein Vater und ein Sohn sei und daß sie erschossen würden, weil sie bei Kattes Korps gedient hätten. [Katte wollte im Jahr 1809 als Freischarenführer mit märkischen Bauern Magdeburg überrumpeln; er wurde verraten.]

Einige Wochen später hörten wir feuern; es war Schill, der sich bei Dodendorf mit den Westfalen schlug. Ich machte mich, als diese Sache wieder still geworden war, an einen Holzhacker, einen finsteren, bärtigen Kerl, von dem es heimlich bekannt war, daß er unter dem Parteigänger gedient hatte. Er erzählte mir in den Pausen, wo er vom Hacken ausruhte, flüsternd, wie er nach dem Stralsunder Blutbade drei Tage und drei Nächte in einem elenden Kahne auf der See geschwommen habe und endlich von Fischern nach der Insel Usedom gerettet worden sei. Daß Schill geblieben sei, galt für eine französische Fabel; er lebe, hieß es, und werde zu gelegener Zeit schon wieder zum Vorschein kommen. Das Volk läßt seine Lieblinge nicht sterben. Es hieß seinen Helden Schild, in dieser Umgestaltung des Namens unabsichtlich sein Gefühl aussprechend . . .

In phantastischer Energie des Hasses entlud sich die verletzte Empfindung der Jugend. Wir wußten nichts von Stabs [Stapß hatte nach der Schlacht bei Wagram 1809 ein Attentat auf Napoleon gemacht], wir wußten noch weniger von Georges Cadoudal und Pichegru [beide 1804 nach einem Attentat auf Napoleon hingerichtet], aber es war unter den jungen Leuten ein gemeines Gespräch, wie man es wohl anfangen könne, Napoleon zu erschießen oder zu erstechen. Daß es Sünde sei, einen Menschen zu töten, kam hierbei nicht in Erwägung; nur daß es den Kopf kosten werde, machte die Sache be-

denklich. — Man wird zugeben, daß eine Jugend, die in ihren Gedanken mit Mord und Tod spielt, eine eigenartige Jugend gewesen sein müsse. Alle Gegensätze zogen wie die unter dem Machtherrscher zusammengekoppelten Völker durch die unreifen Gemüter. Der gröbste Materialismus, der durch die Not der Zeit aufgezwungene Glaubenssatz, daß es vor allen Dingen darauf ankomme, Unterhalt und Brot zu finden, stand neben den wildesten Träumen von goldenen glänzenden Abenteuern tief in Asien oder fern bei Lissabon, worin eine maßlos an das Unmögliche verlorne Einbildung schwelgte. Drastisch zum Gefühle ihrer Wichtigkeit aufgeregt wurde die Jugend an einigen Orten durch Fichte und Jahn und durch die, welche von den Gedanken dieser Männer einen Anstoß empfangen hatten.

Die damalige Jugend lebte mehr in starken Vorstellungen als in umfassenden, mehr in Gefühl und Entschluß als in Verstand und Betrachtung. Ihren Durchschnittszustand möchte ich eine edle Barbarei nennen. In dieser Verfassung traf sie der Krieg. (Immermann, Memorabilien.)

Napoleon Bonaparte.

Der Fürchterliche, der sich durch das Blut und Elend von Hunderttausenden so groß spielt, muß den Gegenwärtigen zu Gericht stehen; gerechter wird ihn die Nachwelt richten. — Ich habe den allmächtigen Mann beobachtet von dem Anfange seiner glorreichen Bahn, denn als eine gewaltige Naturkraft verkündigte er sich in seinen ersten Schlachten; in Worten und Taten das Tiefe und Gefährliche, wie das Sausen der schwangeren Gewitterwolken und dann ihre schrecklichen Ausbrüche und Klänge — so trat der kleine Korse auf und erschreckte die verwunderte Welt, die durch Ungeheures, was die Zeit brachte, an Schrecken und Verwunderung gewöhnt war. Er stand bald als der Erste unter den gewaltigen Männern, stumm und unerforschlich vor der Tat, wo er nicht durch Lügen betrügen wollte, rasch und unerbittlich in ihr wie die lebenzerschneidende Todesparze,

pomphaft und klangreich in Worten nach ihrer Vollbringung vielleicht mehr für die Franzosen als für sich . . . Nach dem Sinn des Aberglaubens, der ein wahrer Sinn ist, steht er da wie einer, den Gott gezeichnet hat, kein irdischer Arm darf ihn fällen. Aber er hat auch gearbeitet für die Herrschaft und seine Sicherheit. Bald begeistert und fortgerissen, bald nüchtern und besonnen, immer wachsam und tätig, hat er auf das eine hingeschaut. Eine Verbindung durch Liebe und Vertrauen konnte bei einem solchen Mann nicht kommen, er fühlte das durch einen Instinkt. Wie er fern stand von diesen Menschen, stellte er sich noch ferner, aber im Glanze, denn ohne Glanz wird hier das größte Ferne vergessen. Abgeschieden wie ein Gott, ernst und schimmernd stellte er sich hoch über alle, und keine Stufen führen von dem Schemel seiner gebückten Sklaven zu seinem kolossalischen Thron. Schimmer der Darstellung, orientalischer Glanz und Pomp, wie kein europäischer König ihn hatte, Theaterlärm und Wortklang bei den kleinsten Dingen, die Menge der Trabanten, Satelliten, Beamten, Generale in voller Glorie der Pracht um sich, er unscheinbar mitten drinnen, wie der dunkle Diamant im Golde . . .

Bonaparte fing als ein kleiner Soldat an, der Feldherr hat den Kaiser gemacht. Er hat seinen Anfang und seine erste Kunst nicht vergessen, und dies ist auch die einzige, welche er recht versteht. Alles hat er dem betörten Volke genommen und leichte Scheinbilder dafür gegeben, deren Gaukelei einst erscheinen und ihn verderben könnte; durch einen großen Schein beherrscht er es sicher . . . Ich sage nicht, daß bei Bonaparte alles absichtlich und listig ist. Er würde nie Großes getan, nie den Purpur angezogen haben, wenn dies wäre; ich sage nicht, daß er der verruchte Bösewicht ist, wozu ihn manche im Haß machen. Er hat geherrscht, wo man diente, geboten, wo man nachgab, seine gewaltige Kraft, oft planvoll, öfter unbewußt, fortgetrieben, wo kein Widerstand war, ja, er hat wohl selten mehr gewußt, als er gefühlt hat, und so ist er dahin gekommen, wohin er beim Ausgehen noch nicht sehen konnte. Aber soll man ihn, der selbst einer blinden Macht in ihm folgt, den weisen und sichern Führer nennen,

soll man groß nennen, was klein, kühn, was grausam, weise, was hinterlistig ist? Soll man einem Mann, der kein Maß hat, Mäßigung zutrauen? Das Hohe der Menschheit hat er nie gedacht, von der Bildung und dem heiligsten Verhältnis Europas hat er keine Idee, in wilder Natur fährt er dahin, und durch Zufall kann selbst das töricht werden, was nicht einmal töricht gemeint ist. Man kann über den Mann wahrlich noch nicht aburteilen. Er hat noch nie ein würdiges und anhaltendes Gegengewicht gefunden, die Schwachen hat er zertrümmert, wie sie ihm begegneten. Wenn er solches einmal fände und dann bestände — —! Man darf den Fürchterlichen so leicht nicht richten, als es die meisten tun in Haß und Liebe. Die Natur, die ihn geschaffen hat, die ihn so schrecklich wirken läßt, muß eine Arbeit mit ihm vorhaben, die kein anderer so tun kann. Er trägt das Gepräge eines außerordentlichen Menschen, eines erhabenen Ungeheuers, das noch ungeheurer scheint, weil es über und unter Menschen herrscht und wirkt, welchen es nicht angehört. Bewunderung und Furcht zeugt der Vulkan und das Donnerwetter und jede seltene Naturkraft, und sie kann man auch Bonaparten nicht versagen ... Die ernste Haltung, des Südens tief versteckes Feuer, das strenge, erbarmungslose Gemüt des korsischen Insulaners, mit Hinterlist gemischt, eiserner Sinn, der furchtbarer sein wird im Unglück als im Glück, innen tiefer Abgrund und Verschlossenheit, außen Bewegung und Blitzesschnelle; dazu das dunkle Verhängnis der eignen Brust, der große Aberglaube des großen Menschen an seine Parze und an sein Glück, den er so auffallend zeigt, — diese gewaltigen Kräfte, von einer wildbegeisterten Zeit ergriffen und vom Glücke emporgehalten, wie mußten sie siegen! So standen die Römerfeldherren in der Schlacht, kalt und doch begeistert, und blickten über das Würgen und den Tod von Zehntausenden ruhig hin, so jagten sie mit grausamer Freundlichkeit die Könige aus oder führten die Schlachtopfer gebückt zum Kapitol, so endigten sie mit Gewalt, was sie mit Freundschaft begannen, oft gerecht, selten mild, nie edelmütig, öfter grausam ... Ihr meint, die Römer wußten immer, was sie

wollten und warum. Nein, nein, die großen Menschen haben das nie gewußt, wie ihr es wisset, das Gewaltigste bei ihnen ist angeboren und geht in der Tiefe unsichtbar fort ... Seht ihn — warum erbleicht ihr, warum flieht ihr, warum zittern stolze Männer vor dem kleinen Mann? Da steht die siegende Kraft in ihm gezeichnet, die Natur des großen Unbewußten, was Tausende zwingt und beherrscht. Die kleinen Vorbereitungen macht die Klugheit, die kleinen Anzettelungen spinnt der Kopf, das gewaltige Herz gibt der Tat die ungeheuren Geburten und weiß von sich nichts. So siegt, so herrscht, so fährt der Korse hin. Die Klugheit faßt nur ein mürbes Seil, der Instinkt greift in die ewige Kette, woran Jupiter Himmel und Erde hängt. Bonaparte trägt dunkel den Geist der Zeit in sich und wirkt allmächtig durch ihn, ohne Klügelei fühlt er die Fortschwingungen der furchtbaren Revolutionsbewegung und hält sein Volk frisch darin ...

(Arndt, Geist der Zeit I.)

Clausewitz über Napoleons Kriegführung.

Mit entscheidenden Schlägen anzufangen und die dadurch erhaltenen Vorteile zu neuen entscheidenden Schlägen zu benutzen, so den Gewinn immer wieder auf eine Karte zu setzen, bis die Bank gesprengt war, das war seine Art, und man muß sagen, daß er den ungeheuren Erfolg, welchen er in der Welt gehabt hat, nur dieser Art verdankt: daß dieser Erfolg bei einer anderen kaum denkbar ist. (Der Feldzug 1812.)

Napoleons Despotismus.

Immermann schreibt in seinen „Memorabilien“:

Der Schatten des Riesen war der Despotismus. Zwar hat man den Schatten leugnen, Napoleon gleichsam zu einem ungeheuern Peter Schlemihl machen wollen. Nachdem der Haß und Abscheu sich an ihm ersättigt hatte, begann eine kindische Vergötterung vor ihm zu keimen. Er war nach der Meinung mancher Menschen eigentlich ein durchaus guter und braver Mann gewesen, ein Apostel vernünftiger, gemäßigter Ideen; man begriff schwer, warum dieser sanfte Charakter nicht Landprediger geworden war ...

Napoleon war ein Despot. Es ist abgeschmackt, beweisen zu wollen, daß das Feuer brenne und das Wasser nässe. Ich erspare mir daher die gleich abgeschmackte Mühe, Napoleons Despotismus zu beweisen. Wer jene Zeit noch mit Bewußtsein durchlebt oder wer auch nur einige Zeilen Geschichte gelesen hat, weiß, daß in ihr alles unsicher, depraviert, vereitelt, und das meiste auch verkäuflich war, daß die Schmeichelei sich an die Stelle der Gesinnung gedrängt hatte, daß den Schwachen und Schlechten wohl, den Starken und Guten übel zumute war, und daß alles dieses von dem einzigen herrührte, der nichts an seinem Platze gelassen hatte . . . Der Despot will nicht die Hand in den Taschen aller Menschen haben; er will nicht Blut trinken, sondern er will nur, daß die Freiheit der Einzelnen lediglich auf ihre Privatverhältnisse beschränkt sei, in den öffentlichen aber die eine und unteilbare Majestät herrsche . . . Aber damit der Despotismus in den Seelen Wurzel schlage, muß er rein und naiv auftreten. Er muß sich ankündigen als das, was er ist, als Wille, der nicht zu schmeicheln braucht, als Gewalt, die da sagt: „Ich bin Gewalt, weil Gott in dieser Gewalt wohnt." Weil seine Weltstellung etwas Zwiespältiges und Gebrechliches hatte, so konnte daraus auch nur ein zwiespältiger, gebrechlicher Despotismus folgen. Der Riese stand in zu verschiedenartiger Beleuchtung: die Legitimität beleuchtete ihn, der Republikanismus, die militärische Glorie beleuchteten ihn; das Diogeneslämpchen, welches nach Ruhe und Frieden suchen ging, ließ seinen schrägen Schein auf ihn fallen. Er warf daher keinen tiefen, schwarzen Schatten; der Schatten irrte das Auge durch blauen, grauen, rötlichen, grünlichen Farbenschiller. Napoleon konnte die Reminiszenzen . . des Parvenu, das Gefühl der mißlichen Stellung nicht verleugnen. Deshalb mußte er unter allen Hat-i-scherifs [Kundgebungen], die er erließ, und an der Spitze von fünfhunderttausend Bajonetten demagogisch kajolieren, rhetorisch sich blähen; auch strebte er beständig zu überzeugen.

Mit allen diesen kleinen Mitteln befaßt sich der reine große Despotismus nicht. Hätte er den Mut gehabt zu sagen:

„Ich bin Gottes Geißel, aus der Niedrigkeit berufen, euch zu züchtigen, wie ihr's durch eure Sünden verdient habt. Tut Buße! Ein andres ist diesem Geschlechte nicht zugeteilt!" Wer weiß? . . . Denn die Deutschen sind fähig viel Not zu leiden, wenn sie sich nur mit einer kompakten Idee speisen können. Sie haben ein Talent, an sich zu zweifeln und zu verzweifeln . . . Statt dessen sagte er: „Armes Volk, schmachtend unter den Lasten, die euch eure Gewaltigen auflegten, verkauft an England, ich nahe, dein Befreier; ich werde euch alle glücklich machen." Dies mußte das Volk hören, welches, so unzufrieden es auch da und dort mit seinen Fürsten gewesen war, doch für sie ein Familiengefühl, wie das schmollender Kinder ist, bewahrt, welches von Englands Einflusse nie etwas vernommen hatte und inmitten aller Verheißungen des neuen Glücks Hunger und Durst litt. Schlimm war auch die Polissonnerie, die seinem Grimme anklebte und nach Marats verschollenem Blatte schmeckte. Der Despot wirft sein Opfer nieder, verachtet es dann und läßt es im Blute liegen. Napoleon kehrte das blutige Opfer hin und her, beschimpfte es, besudelte es. Er vergaß sich soweit, Frauen zu schmähen, die gegen ihn gewirkt hatten. Man denke an die Königinnen von Neapel und Preußen! Das vergab ihm das Volk nicht; am wenigsten konnte es in solchen Invektiven einen echten Gesandten höherer Geschicke erkennen. Wie ein Fluch folgte ihm noch etwas, — das Komische . . . Damals war er nur noch unverfälscht groß in seinen Schlachten, in allem übrigen wirklich „Jupiter Scapin", wie ihn der Erzbischof von Mecheln genannt hat. Napoleon hat sich über dieses Witzwort erzürnt. Es trifft aber; denn alle seine Einrichtungen, die großen Kraft- und Schlagworte riefen in dem Volke immer sogleich Spitznamen, heimliche Travestien auf. Da war kein Pfahlbürger, der einen Trunk über den Durst getan hatte, den seine Kollegen nicht damit schroben, daß er sich „mit Ruhm bedeckt habe". Kein Poltron [Hasenfuß] lief davon, ohne über „die retrograde Bewegung" verhöhnt zu werden . . . Einen Schwank treibt zwar das Volk gern mit jeglichem Großen; aber es persifliert es nicht, — es

persifliert nur das Gemachte. Wie selten waren Spöttereien auf Friedrich den Zweiten! — Der Geist des Empire war in merkwürdiger Weise ideen- und erfindungslos. Nicht einmal ein echt heraldisches Wappen konnte er produzieren. Der Adler sah immer nach nichts aus; auch über den „Kuckuck", wie er genannt wurde, lachte man. Das Komische ist aber der furchtbarste Feind des Furchtbaren; es zerreibt es heimlich.

Die Fürsten.

König Friedrich Wilhelm III. von Preußen.

Friedrich Wilhelm III., von Gott und Natur zu einem schönen, stattlichen Mann geschaffen, war nach der Sage der Menschen in seiner frühesten Jugend durch eine verkehrte Erziehung unterdrückt worden, wodurch in mancher Beziehung eine gewisse Blödigkeit und Schüchternheit entstanden war, welche der festen, zuversichtlichen Haltung der Höchstgebornen, die zur Herrschaft berufen sind, immer schadet. Es fehlte dem Herrn bei vielen schönen Eigenschaften an Selbstvertrauen. Wie gesagt, er war von Gottes Gnaden schön an Gestalt, hatte ein gerades, mutiges, festes, echt hohenzollernsches Herz und war ein frommer Christ ohne Alfanz und Heuchelei. Er hatte noch ein Großes. Er hatte nicht bloß das Paradespiel als Schauspiel spielen gelernt — nein, er hatte einen wirklichen Kriegsblick, einen Feldherrnblick gewonnen. Wir wissen, die drei großen Herrscher zogen mit den Heeren auf den großen Kriegsstraßen durch Deutschland und Frankreich; im ganzen haben sie durch ihre Anwesenheit nach der Klage und dem Urteil der Feldherren, die vor und unter ihnen wirken sollten, durch ihre Anwesenheit wohl viel mehr geschadet als genutzt, doch dem preußischen Friedrich Wilhelm verdankte man in dem Augenblick, wo im Herbst 1813 das Letzte auf der Spitze stand, vor allen die große Entscheidung. Bei Kulm in Böhmen sah sein Blick, diesmal ein rechter preußischer Adlerblick, dem Heere des französischen Marschalls Vandamme gegenüber den Punkt, wovon der Sieg abhing ...

Der König hatte demnach die schönen Gaben der Redlichkeit, Frömmigkeit und Tapferkeit, aber doch war er in sich selbst sehr erstarrt und verschlossen. In seiner stillen, schlichten Gebärde lag der Ausdruck einer eigenen Traurigkeit: er war der trauernde Ritter, der seine verlorne Geliebte nimmer vergessen konnte. Nie hat ihn der Gedanke verlassen können, seine Königin, seine geliebte Luise, sei durch die Wut und den Jammer der Zeit in der Blüte ihrer Schönheit hingerafft worden, sie sei durch den Gram über das Unglück getötet worden. Seit jenem Jahr 1810, wo sie in ihrer Mecklenburger Heimat starb, hat Freude nimmer sein Gesicht mehr überstrahlt, er hat sich selbst des Glückes und der Siege der Jahre 1813, 1814, 1815 kaum mit seinem Volke freuen können, sondern in der stillen Einsamkeit des Schmerzes sich in das eigne Herz zurückgezogen.

So war seine Lebenslust zerknickt, vieles von seiner Schnellkraft zerbrochen, und er hat in einer gewissen gleichgültigen Erstarrung seitdem in seiner Umgebung vieles geduldet, was er als König hätte von sich stoßen sollen, hat Menschen um sich und mit sich wirken und handeln lassen, die er im Herzen nicht achtete, und die einem so geraden und treuen Charakter nimmer hätten nahe kommen sollen.

(Arndt, Wanderungen und Wandelungen.)

Napoleon über Friedrich Wilhelm III.

Der König von Preußen ist als Privatcharakter ein redlicher, aufrichtiger und guter Mann; als Politiker aber ein Mann, der sich von Natur unter die Notwendigkeit fügt; man beherrscht ihn, so lange man stark ist und die Hand aufgehoben hat.

(Tagebuch von St. Helena, von dem Grafen Las Cases.)

Kaiser Franz I.

Erzherzog Johann von Österreich schreibt Ende 1812 in seinem Tagebuch:

Der Kaiser, was er will, weiß ich nicht, doch scheint es bisher, keine ernste Maßregeln; so viel sehe ich, Vorsorglichkeit

und Angst vor jeder Volksbewegung, und diese lassen sich doch nicht hindern, nur leiten.

Im Juni 1812 hatte Erzherzog Johann von seinem Bruder geschrieben:

. . . ganz von Napoleon eingenommen, denn oft murmelte er zwischen den Zähnen, „das ist ein ganzer Kerl"! Napoleons Genie hat unsers Herrn schwache Seite durchblickt, ihn einzunehmen gewußt, gewonnen und jetzt hat er ihn im Sack. So ein großer Geist drückt Mindere nieder und zwingt sie zur Verehrung . . .

Der Zar Alexander I.

Ihm fehlt die Geisteskraft, um mit Beharrlichkeit die Wahrheit zu erforschen, die Festigkeit, um trotz aller Hindernisse das Beschlossene durchzuführen, den Willen der Anderswollenden zu beugen; seine Gutmütigkeit artet in Weichheit aus, und er muß sich oft der Waffen der List und Schlauheit bedienen, um seine Absichten durchzuführen.

(Nach Pertz, Stein.)

Die deutschen Führer.

Scharnhorst.

Gerhard Johann David von Scharnhorst, geb. 12. Nov. 1755 zu Bordenau bei Neustadt am Rübenberge in Hannover als Sohn eines Pächters, trat mit 17 Jahren in die Kriegsschule des Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe zu Wilhelmstein und offenbarte früh seine glänzende militärische Begabung. 1783 trat er von der Kavallerie zur Artillerie über und machte den holländischen Feldzug 1793—94 mit großer Auszeichnung als Batteriechef mit. 1801 erfolgte sein Übertritt in preußischen Dienst. Damit begann seine große Laufbahn als Erzieher und Neuordner des preußischen Heers. Im Jahre 1806 bei Auerstädt verwundet und mit dem Blücherschen Korps bei Lübeck gefangen genommen, kämpfte er nach seiner Auswechslung bei Preußisch-Eylau mit und führte die günstige Wendung der Schlacht herbei. Nach dem Frieden von Tilsit 1807 wurde er Generaladjutant des Königs und 1810 Direktor des Kriegsdepartements. Trotzdem der bürgerliche Fremdling den Neid und die Feindschaft der in alten Formen erstarrten Offizierskaste auf sich zog, gelang es ihm, unter schweren Hindernissen, die Wehrkraft des preußischen Volkes zum Kampf gegen Frankreich zu organisieren Scharnhorst bildete durch das „Krümpersystem" einen großen Teil der waffenfähigen Mannschaft aus, indem er die Rekruten nur kurze Zeit im Waffendienst übte und immer wieder durch neu Ausgehobene ersetzte. Er ist der Schöpfer der Landwehr. Im Jahre 1811 be-

trieb er vergeblich die Waffenerhebung Preußens gegen Napoleon. Im Jahre 1813 war er Generalstabschef Blüchers. Am 2. Mai erhielt er bei Großgörschen eine Schußwunde in den Schenkel. Nach der Schlacht wollte er nach Wien eilen, um den Anschluß Österreichs an die Russen und Preußen zu beschleunigen, wurde aber in Prag durch das Zaudern des Wiener Kabinetts festgehalten. Dort starb er, ohne den Tag der Befreiung gesehen zu haben, am 28. Juni 1813.

Hier [in Breslau, 1812] sah ich auch Scharnhorst, der vor den neuen Dingen aus Berlin entwichen war. Schlank und eher hager als wohlbeleibt, trat er, ja schlenderte er sogar unsoldatisch einher, gewöhnlich etwas vornüber geneigt. Sein Gesicht war von edler Form und mit stillen, edlen Zügen ausgeprägt; sein blaues Auge groß, offen, geistreich und schön. Doch hielt er das Visier seines Antlitzes gewöhnlich geschlossen, selbst das Auge halb geschlossen, gleich einem Manne, der nicht Ideen in sich aufjagt, sondern über Ideen ausruht. Doch tummelten sich die Ideen in diesem hellen Kopfe immer herum; er hatte aber gelernt, seine Gefühle und Gedanken mit einem nur halb durchsichtigen, ruhigen Schleier zu umhängen, während es in seinem Innern kochte. Doch wie sicher und fest geschlossen er sein Angesicht und die Gebärden desselben auch hielt, er machte den Eindruck des schlichten, besonnenen Mannes; man sah keine Vorlegschlösser vor denselben. So war sein Wesen, er hatte es wohl gewonnen durch sein Schicksal sowohl als durch seinen Verstand. Er hatte sich aus niederm Stande emporgerungen und von unten auf viel gehorchen, auch der Not gehorchen lernen müssen. Seine Stellung in Preußen war bei aller Anerkennung seiner Verdienste durch seinen König und durch viele Edle doch die eines Fremdlings, eines beneideten Fremdlings geworden; denn in der bösen Zeit, seit den Jahren 1805 und 1806, hatte er, von den Eigenen und Fremden belauert und den welschen Spähern längst verdächtig, auch wo er Großes und Kühnes schuf und vorbereitete, immer den Unscheinbaren und Unbedeutenden spielen, sich freiwillig gleichsam zu einem Brutus machen müssen. Auch seine Rede war diesem gemäß: langsam und fast lautlos schritt sie einher, sprach aber in fast dehnendem Ton kühnste Gedanken oft mit

sprichwörtlicher Kürze aus. Schlichteste Wahrheit in Einfalt, geradeste Kühnheit in besonnener Klarheit, das war Scharnhorst: er gehörte zu den wenigen, die glauben, daß man vor den Gefahren von Wahrheit und Recht auch keinen Strohhalm zurückweichen soll. Soll ich noch erinnern, daß dieser edle Mensch, durch dessen Hände als des stillen und geheimen Schaffers und Bereiters Millionen hingeglitten waren, auch nicht den Schmutz eines Kupferpfennigs daran hatte kleben lassen? Er ist ein vir innocens im Sinne der großen Alten gewesen: er ist arm gestorben.

Solche war die Art und Gebärde dieses ernsten und tugendhaften Mannes, der tiefer als irgendeiner des Vaterlandes Weh gefühlt und mehr als irgendeiner zur Heilung desselben gestrebt und gewirkt hat. Wenn er so dastand, auf seinen Stock gelehnt, sinnend und überschauend, gesenkten Haupts und halb verschloßnen Auges und doch zugleich kühnster Stirn, hätte man meinen mögen, er sei der Todesgenius, der, über den Sarkophag der preußischen Glorie gelehnt, den Gedanken verklärte: wie herrlich waren wir einst!"

(Arndt, Erinnerungen aus dem äußeren Leben.)

Blücher.

Gerhard Leberecht, Fürst Blücher von Wahlstadt, preußischer Feldmarschall, geb. 1742 in Rostock, der jüngste von sieben Söhnen eines frühern kurhessischen Rittmeisters. Er ließ sich 15jährig in das schwedische Husarenregiment Sparre aufnehmen. 1760 von den preußischen Belling-Husaren gefangen genommen, trat er im selben Jahre ins preußische Heer ein. Dort wurde er im Avancement übergangen und schrieb 1770 an König Friedrich: „Der von Jägersfeld, der kein andres Verdienst hat, als der Sohn des Markgrafen von Schwedt zu sein, ist mir vorgezogen worden. Ich bitte Ew. Majestät um meinen Abschied." Der König sperrte ihn auf dreiviertel Jahre ein. „Der Rittmeister von Blücher ist seiner Dienste entlassen; er kann sich zum Teufel scheren." Blücher petitionierte mehrmals vergeblich an den König um Wiedereinstellung ins Heer. An den Rand einer Eingabe schrieb Friedrich: „keine Antwort". Erst Friedrich Wilhelm II. stellte Blücher wieder in sein altes Regiment als Major ein (1787). Im holländischen Feldzug 1787 erwarb er sich den Orden pour le mérite. Am 7. November 1806 mußte er sich dem Marschall Bernadotte mit 6000 Mann bei Lübeck mangels Munition ergeben. 1807 ward er ausgewechselt und erhielt schon damals den Schwarzen Adlerorden. 1809 wurde er General der Kavallerie. Er verlebte

die schrecklichste Zeit seines Lebens in den Jahren der Unterdrückung. Dennoch waren auf ihn die Augen aller Hoffenden gerichtet. Blücher war wie alle großen Deutschen ein starker Hasser und machte seines Hasses gegen alles Französische kein Hehl. Als das Bündnis mit Napoleon (1812) geschlossen wurde, mußte er den aktiven Dienst verlassen. 1813 erhielt er den Oberbefehl über das schlesische Heer. Blücher wirkte aber weit über sein Kommando hinaus durch seinen ungebeugten Mut, durch den Schwung und die Kraft seiner Persönlichkeit. Der „Marschall Vorwärts", wie ihn die Russen zuerst genannt hatten, wurde die volkstümlichste Gestalt der Befreiungskriege. Napoleon selbst scheute ihn am meisten unter seinen Gegnern. „Der alte Teufelskerl", sagte er, „hat mich stets mit gleicher Wut angegriffen; kaum hatte ich ihn geschlagen, stand er schon wieder kampfbereit vor mir." — Blücher war ohne Neid. Stets erkannte er die Verdienste Scharnhorsts und Gneisenaus, seiner beiden genialen Gehilfen, ohne Rückhalt an. Auf die Diplomaten war er schlecht zu sprechen, und oft hat sein Freimut sie verurteilt. Ihm gebührt der Ruhm, in dem Widerstreit der politischen Interessen rücksichtslos auf die Niederwerfung Napoleons durch den Krieg hingearbeitet zu haben. Goethe: „In Harren und Krieg, in Sturz und Sieg, bewußt und groß — so riß er uns vom Feinde los." — Blücher starb am 12. September 1817 zu Krieblowitz in Schlesien, im Alter von 75 Jahren.

Hier hinein [in den Kreis des Obersten Chasot, Gneisenaus u. a. zu Breslau] kam zuweilen auch der alte General Blücher, der auch bei fröhlichen Gelagen etwas vom Feldmarschall hatte. Trotz seines Alters trug er eine herrliche Gestalt, groß und schnell, mit den schönsten, rundesten Gliedern vom Kopf bis zum Fuß, seine Arme, Beine und Schenkel noch fast wie die eines Jünglings scharf und fest gezeichnet. Am meisten erstaunte sein Gesicht. Es hatte zwei verschiedene Welten, die selbst bei Scherz und Spaß, welchen er sich ganz frisch und soldatisch mit jedem ergab, ihre Farben nicht wechselten: auf Stirn, Nase und in den Augen konnten Götter wohnen; um Kinn und Mund trieben die gewöhnlichen Sterblichen ihr Wesen. Daß ich es sage: in jener obern Region war nicht allein Schönheit und Hoheit ausgedrückt, sondern auch eine tiefe Schwermut, die ich der schwarzdunklen Augen wegen, die der finstern Meeresbläue glichen, fast eine Meerschwermut nennen möchte; denn wie freundlich diese Augen auch zu lachen und zu winken verstanden, sie verdunkelten sich oft auch plötzlich zu einem fürchterlichen Ernst und

Zorn. War der alte Held ja auch nach dem Unglück von 1806 und 1807, als er in Hinterpommern befahl, eine Zeitlang durch seinen dunklen Zorn verrückt gewesen und hatte auf alle Fliegen und schwarze Flecke an der Wand mit dem Rufe Napoleon mit dem gezückten Schwert gestoßen. Mund und Kinn aber gaben einen ganz anderen Eindruck, obgleich in den äußeren Formen mit den oberen Teilen des Gesichts in Übereinstimmung. Hier saß immer die Husarenlist gesammelt, deren Zügenspiel bisweilen sogar bis in die Augen hinaufslief, und etwas wie von einem Marder, der auf seinen Fang lauscht. (Arndt, Erinnerungen aus dem äußeren Leben.)

Blücher, der moralische Mittelpunkt des Befreiungskrieges.

Blücher war in jeder Rücksicht eine inkorrekte Erscheinung, und es war eben diese Inkorrektheit, die seine Größe bildete. Er stellte das völlig Inkommensurable des wunderbaren Krieges dar, und eben daher ist es bei einer oberflächlichen Betrachtung seinen einseitigen Lobrednern eben so leicht, durch ihn alle die übrigen ausgezeichneten Helden des Krieges in Schatten zu stellen, wie seinen Gegnern, ihn als ein leeres Phantom zu betrachten. Der strenge Sittenrichter wird manches an ihm zu tadeln finden, und dennoch bildete eben er den intensiven moralischen Mittelpunkt des ganzen Krieges. Man kann ihn, dem kühnen Napoleon gegenüber, der eine neue Kriegführung bildete, nicht einen großen besonnenen Feldherrn nennen, und dennoch hat er als ein solcher und mit Recht einen unsterblichen Ruhm erworben. In seiner Rede ließ er sich unbefangen gehen, und man glaubte den rohen ungebildeten Husarenoffizier zu hören: und dennoch brach eben seine Rede, die Sprache auf eine wunderbare Weise beherrschend, in bedeutenden Augenblicken so gewaltsam hervor, wie die keines Feldherrn der neuern Zeit. Er war eben der Mann des Augenblicks, des gegenwärtigen Moments, aber, als solcher, von grundloser Tiefe. Die Art, wie ihn der Moment ergriff, war schnell und stark, und so konnte er fast bis zur Verzweiflung gebracht, in kurzen Momenten alles als

verloren betrachten, aber diese Verzweiflung war ein kurz vorübergehender, schnell verschwindender Zustand, dazu da, dem festen Entschlusse seines Lebens eine größere Energie mitzuteilen. Dieser Entschluß war aber Napoleons Vernichtung; der entschiedene Haß gegen diesen Tyrannen war mit der zum Instinkt gewordenen Überzeugung, er sei zu seiner Vernichtung berufen, aufs engste verschmolzen, und so handelte er mit der Sicherheit des Instinkts. . . Alles was in solchen Momenten in der Geschichte sich Großes erzeugen soll, muß sich in einer mächtigen Persönlichkeit zuerst gestalten . . . Blücher war ein solcher Mann, ein Greis, in welchem die alten Erinnerungen des preußischen Heeres ebensowohl als die flammende Begeisterung der Gegenwart lebten. Mitten in den dunkeln Augenblicken, welche die Schmach auf das Heer und das tiefste Elend auf das Volk warf, glänzte er nicht durch die Kunst des Kriegs, wohl aber durch den rücksichtslosen Mut, der, durch das erworbene militärische Geschick unterstützt, einen flammenden Haß erzeugte. Als alles gestürzt schien, war er die noch nicht niedergeworfene noch wehende Fahne des Heeres: er wußte, daß er getragen werden müßte, um völlig zu sein, was er allein sein konnte, und trat jetzt als die dichterische Gestalt der bedeutendsten Zeit hervor, einem Märchen ähnlich, an dessen Möglichkeit die nächste Vergangenheit nicht hätte glauben können. Die Armee, die sich um ihn versammelte, so wie die höchst bedeutenden Männer, die ganz in seinem Sinne tätig waren, hoben ihn zwar, aber wie der Kopf des entschlossenen Mannes nach langer Krankheit sich hebt; das geheime Bündnis, welches nah und fern durch Staatsmänner und Krieger sich gebildet hatte, gestaltete sich in dieser Vereinigung als eine persönliche Macht, die der im Verborgenen schleichenden, den Feind stärkenden Intrigue Trotz bieten konnte. Es war die Gesamtmacht des Volks, wie sie unaufhaltsam die Vernichtung des Feindes forderte und von keiner Übereinkunft irgendeiner Art etwas wissen wollte. Ein jeder Vorschlag, der den Napoleon irgend als eine Macht stehen lassen

wollte, äußerte sich immer leiser, furchtsamer, und wo er laut ward, ... wurde er von den Momenten der vernichtenden Begeisterung überrannt; das war das „Vorwärts", welches als die vollendete Gestalt in den langjährigen Zeiten des Drucks, in sich lebendig, stark durch politische Weisheit und kriegerische Kunst, mächtig hervortrat, und Deutschlands edelster selbständiger Geist war ihre Seele. (Steffens, Was ich erlebte.)

Gneisenau.

August Graf Neithardt von Gneisenau, preußischer Generalfeldmarschall, geb. 27. Oktober 1760 zu Schilda (Provinz Sachsen) als der Sohn eines sächsischen Artillerieleutnants von Neithardt, aus alter österreichischer Familie. Die Mutter, die ihrem Gatten in den 7jährigen Krieg gefolgt war, verlor eines Nachts den Säugling vom Wagen. Ein Soldat hob ihn auf und brachte ihn am Morgen der verzweifelten Frau wieder. So wurde dem deutschen Volk einer seiner edelsten Männer gerettet. Gneisenau wuchs in armseligen Verhältnissen auf; sein Großvater von Mutterseite nahm den Neunjährigen nach Würzburg und schickte ihn in die Jesuitenschule. 1772 kehrte er ins Vaterhaus nach Erfurt zurück, ging 1777 auf die dortige kurmainzische Universität, trat 1779 in ein österreichisches Regiment zu Erfurt, 1780 in den Dienst des Markgrafen Alexander von Bayreuth-Ansbach ein. 1782 wurde er Offizier und nahm nach einem österreichischen Familiengut den Namen Neithardt von Gneisenau an. Im nämlichen Jahre ging er in englischem Sold mit seinem Regiment nach Amerika und kämpfte gegen die aufständischen Kolonien. Er gewann dort neue Anschauungen über das Volksheer und seine Kriegführung. 1786 wird er von Friedrich dem Großen in die preußische Armee aufgenommen und nach Löwenberg in Schlesien versetzt. Mit kurzer Unterbrechung, 1793/94, stand Gneisenau 19 Jahre lang in kleinen Garnisonen, zuletzt in Jauer. Der langweilige Dienst konnte aber seinen hochstrebenden Geist nicht beugen. Er nützte die Zeit zu seiner militärischen und politischen Ausbildung. Im Jahre 1806 kämpfte er bei Saalfeld mit und wurde 1807 als Kommandant nach Kolberg an der Ostsee geschickt. Er hielt die schwer bedrängte Festung drei Monate lang, bis zum Abschluß des Friedens von Tilsit. Mit Stein und Scharnhorst arbeitete er an der Wiedererneuerung des preußischen Staates, nahm aber nach der Entlassung Steins, dem Könige durch die französische Partei am Hofe verdächtigt, seinen Abschied. Friedrich Wilhelm III. hatte für den genialen Mann nur wenig Verständnis. Nach längeren Reisen kehrte Gneisenau 1813 aus England zurück, wurde Generalquartiermeister und nach Scharnhorsts Tode Generalstabschef des Schlesischen Heeres. Als solcher wußte er Blüchers stürmische Initiative meisterhaft zu leiten und harrte auch in den hundert Tagen in seiner entsagungsreichen Stellung aus. Der Abmarsch des Schlesischen Heeres vom Schlachtfelde von Ligny

auf das von Waterloo und die zähe Verfolgung der französischen Heerestrümmer nach dem Sieg bei Waterloo sind Gneisenaus unsterbliches Verdienst. Gneisenau hat niemals selbständig ein Heer geführt, dennoch war er ein großer Feldherr: scharf berechnend in seinen Plänen, kühn im Angriff, rastlos in der Verfolgung. In ihm waren die schönsten Naturgaben mit einem ritterlichen Charakter und der hohen Bildung seines Zeitalters zu einer vollendeten Persönlichkeit vereinigt. — Gneisenau wurde als Feldmarschall zu Posen am 24. August 1831 von der Cholera hingerafft.

Gneisenau war ein Mann von 52 Jahren, als ich ihn im Winter 1812 zuerst sah, in Haltung, Schritt und Gebärde einem Dreißiger ähnlich. Sein Bau war stattlich und seine Glieder löwenartig, Schultern und Brust breit, von der Hüfte bis zur Fußsohle alles stark, rund und, wo es fein sein mußte, an Füßen und Gelenken, alles zierlich und beweglich gebildet; er stand und schritt wie ein geborner Held. Diesen Leib kräftigsten Wuchses etwas über Mittellänge krönte ein prächtiger Kopf: eine offene, breite, heitere Stirn, volles, dunkles Haupthaar, schönste, große, blaue Augen, die ebenso freundlich als trotzig blicken und blitzen konnten, eine grade Nase, voller Mund, rundes Kinn, Ausdruck von Männlichkeit und Schönheit in allen Zügen. Auf der Stirn eine vernarbte längliche Grube. „Diese Grube," pflegte er lächelnd zu sagen, „macht mir öfter Ärger und Langeweile, wenn die Leute wissen wollen, in welcher Schlacht ich diese Wunde davongetragen, und ich sie mit der schlechten Antwort abfertigen muß: Ein Füllen ist der Held, der sie dem Knaben geschlagen hat."

Dieser schöne Mensch war eine leidenschaftliche und feurige Natur, und kühne Triebe und Gedanken fluteten unaufhörlich in ihm hin und her. Und ebenso war sein Angesicht, wenn er nicht zuweilen, — was ihm selten begegnete, — in eine halbträumende und sinnende Abspannung fiel, immer von einer wallenden und geistigen Flut übergossen, welche seine Gesichtszüge selten stillstehen ließ. Dadurch ist es geschehen, daß dieser schönste Männerkopf in seiner eigensten, sichersten Bedeutung sehr schwer zu fassen und festzuhalten war, so daß wer ihn gekannt hat, durch kein Gemälde und keinen Kupferstich von ihm befriedigt worden ist. Diese Geistigkeit, die sich

auf dem edlen Antlitz in den leichtesten, beweglichsten Wechseln malte und abspiegelte, drückte sich in allen Gefühlen, Stimmungen, beide der Liebe und des Zorns, der Freude und des Unmuts auf das liebenswürdigste und gewaltigste aus. Dieser Kopf, der gewöhnlich rasche Kühnheit und fliegende Freudigkeit aussprach, hatte doch auch seine Augenblicke, wann gelungene Entwürfe und edle Hoffnungen durch Feigheit oder Schlechtigkeit der Neidischen und Dummen gehemmt oder vereitelt waren, wo er eben durch die Innigkeit des Herzens und die Gewalt der Gefühle beschattet und bewölkt war, daß er den Mann, welchen man nur als einen Vierziger vor sich zu sehen geglaubt hatte, in einem plötzlichen Dunkel gleichsam wie einen gealterten Greis zeigte. Ich habe keinen so geschwinden Wechsel an keinem Manne gesehen. Aber sobald der Sonnenschein der Lust und Hoffnung wieder schien, stand der kühne und geistige Jüngling in voller männlicher Herrlichkeit wieder vor dir.

Diese edle Gestalt, dieser geschwinde Mut und geflügelte Geist, einer von Platos Gefiederten, war auch durch innerste Schönheit der Seele geadelt; das Edle, Stolze, Hochherzige leuchtete wie ein lieblicher Sonnenschein aus allen seinen Bewegungen und Zügen. Man konnte in seinen glücklichen Augenblicken ordentlich wie in Freude und Verehrung vor dieser erhabenen Erscheinung still stehen und sich still zurufen: Sieh! Hier ist einmal ein ganz wohlgeborener, harmonischer Mensch. Bei gewaltigem Ungestüm und bei unendlicher Beweglichkeit die seltenste Herrschaft über die Triebe; selbst im Unmut und Zorn, worin er sich über fremde Niederträchtigkeiten und Schleichereien wohl ergießen konnte, stand die Gebärde des Mannes unter höherer Gewalt, und die Sprache behielt den Klang des Helden, sie verwirrte und verschnob und verblies sich nie zu der widerlich schrillenden Feinheit oder dumpfen Grobheit der Töne, wodurch die Jähzornigen uns häufig erschrecken. Solche adlige, ja solche erhabene Art in Haltung, Bewegung, Gebärdung und Rede war freilich in ihrer Anlage von Gott gegeben; aber es entging niemand: sie war auch durch Kunst geübt und gebildet.

(Arndt, Kleine Schriften. Gneisenau.)

Yorck.

Ein kurzer Lebensabriß steht auf Seite 41 und 42.

. . . Bei Gefechten, besonders je bedeutender sie zu werden schienen, war er ein eigentümlicher Mann. Gewöhnlich ritt er dann, nachdem er alles angeordnet hatte, ernst und in Gedanken vertieft eine große Acht, bis der erste Kanonenschuß fiel, worauf sich seine Gesichtszüge erheiterten, und er zu sagen pflegte: „Jetzt nimmt der liebe Gott sich der Sache an!"

Wenn er gut aufgelegt war, so gestattete er es auch, unsere Ansichten und Meinungen auszusprechen, auch wohl eine Idee anzugeben und zu besprechen. Dann sagte er wohl: „Ihr habt gut reden und könnt auch wohl gute Gedanken haben, hättet ihr aber die Verantwortung und solltet vor dem Riß stehen, so ist es sehr die Frage, ob ihr ebenso sprechen würdet!" Bei Tische sah er es gern, wenn es munter und harmlos herging und über einen interessanten Gegenstand disputiert und Ansichten ausgetauscht wurden, wozu er auf launige Weise zu animieren wußte.

Wo es darauf ankam, war er sehr streng, ohne Unterschied der Person. Marodeurs und Nachzügler fanden vor ihm keine Gnade, und von dem Troß, der sich den Truppenkolonnen anzuhängen pflegte, war er ein abgesagter Feind. Gewahrte er auf diese Weise ein Fuhrwerk, so mußte es augenblicklich auf die Seite geschafft werden, und seine Strenge hierin ging soweit, daß er einst befahl, den Wagen eines Generals zu verbrennen, den er in der Kolonne antraf. Eine komische Szene ereignete sich eines Tages, als er das Korps auf dem Marsche vor sich vorbeidefilieren ließ, und mit einem Male solch ein unglücklicher Wagen erschien, der sich der Reserveartillerie angeschlossen hatte. Entrüstet darüber, daß seine Befehle noch immer nicht, wie er es verlangte, respektiert wurden, rief er dem Kutscher, der zu Fuß nebenherging, mit zorniger Stimme zu: „Wem gehört der Wagen?" — worauf derselbe, die Veranlassung nicht kennend, ganz unbefangen und selbstzufrieden antwortete: „Dem General Yurk!" Weder der General noch seine Umgebung konnten sich des

Lachens und Lächelns bei diesem Auftritte erwehren, da es der eigene Wagen des Generals war, der bei dieser Gelegenheit glücklich durchkam. Doch der Kommandeur der Kolonne, der es glaubte recht gut gemacht zu haben, den Wagen des Generals mitzunehmen, kam nicht ohne Verweis davon. — So verstimmt und auch wohl hart der General oft werden konnte, so konnte er doch auch ebenso liebenswürdig sein, wodurch er wahrhaft hinriß. Ein hoher Grad von Feinheit des Verstandes war ihm eigen, dabei drückte sich in seiner geistreichen Physiognomie, besonders wenn er bei guter Laune war, und in seinen Zügen das ihm eigentümliche sarkastische Lächeln hervortrat, ein Anstrich von Schlauheit aus. Doch besaß er ein gefühlvolles und für Freundschaft empfängliches Herz.

(von Reiche, Memoiren.)

Blücher über Yorck.

Der Yorck ist ein giftiger Kerl, er tut nichts als räsonnieren, aber wenn es los geht, so beißt er an wie keiner.

Stein.

Ein kurzer Lebensabriß steht auf Seite 18 und 19.

Ich [Arndt] bin hier (in St. Petersburg) gegen das Ende des Augusts [1812] angekommen, ich meine den 26. oder 27. Tag jenes Monats, und trat vor den Minister. Ich ward mit großer Freundlichkeit von ihm empfangen. Mich hatten seine Gestalt und Darstellung betroffen, als hätte ich schon irgendwo ihresgleichen oder ihresähnlichen gesehen; aber ich wußte mich anfangs nicht zu erinnern. Erst als ich einige Stunden vor ihm am Teetisch gesessen und die ersten Eindrücke sich beruhigt und abgeklärt hatten, rief ich in mir Fichte! Ja vieles von meinem alten Fichte schlug mich nun: dieselbe Gestalt ungefähr, kurz, gedrungen, breit; dieselbe Stirn, nur noch breiter und zurückgebogener; dieselben kleinen, scharfen funkelnden Augen; fast dieselbe nur noch mächtigere Nase: die Worte derb, klar, fest, mit kurzer Geschwindigkeit gleich Pfeilen vom Bogen grade ins Ziel schlagend. Daß ich die fichtische unerbittliche sittliche Strenge in den Grundsätzen bei ihm bewundern mußte, ergab sich sehr bald.

Der Unterschied war nur, daß dieser Mann der Sohn eines alten reichsfreiherrlichen Stammes am Rhein, Fichte der Sohn eines armen Tuchwebers in der Lausitz war; daß dieser Reichsritter mit voller Gewalt durch die Schatten und Nebel des Nichtich immer zum Ich hinaufrang, jener Philosoph aber von dem erhabenen Ich in die Schatten und Nebel des Nichtich hinabsteigend vergebens strebte, es auf diesem Wege zu begreifen und mit dem Ich zu vermitteln. Dies war der erste flüchtige Eindruck. Ich zeichne den großen und guten Mann noch mit ein paar Worten, wie er mir damals und in späteren Jahren seinem eigensten Wesen nach erschienen ist.

Ich habe von zwei Welten in Blüchers Angesicht gesprochen. Dergleichen mag sich wohl in den meisten Gesichtern finden, oft wohl drei, vier oder gar mehrere, die miteinander streiten. Wenn ihrer aber so viele sind, dürfen sie nicht Welten heißen, sondern hadernde und einander zersetzende und zersetzende Temperamente und Leidenschaften. Auf dem obern Teil des Steinschen Antlitzes wohnten fast immer die glanzvollen und sturmlosen Götter. Seine prächtige breite Stirn, seine geistreichen freundlichsten Augen, seine gewaltige Nase verkündigten Ruhe, Tiefsinn und Herrschaft. Davon machte der untere Teil des Gesichts einen großen Abstich; der Mund war offenbar der oberen Macht gegenüber zu klein und feingeschnitten, auch das Kinn nicht stark genug. Hier hatten gewöhnliche Sterbliche ihre Wohnung, hier trieben Zorn und Jähzorn ihr Spiel und oft die plötzlichste Heftigkeit, die gottlob, wenn man ihr fest begegnete, sich bald wieder beruhigte. Aber das ist wahr, daß, wenn dieser schwächere untere Teil im Zorn zuckte und der kleine bewegliche Mund mit ungeheurer Geschwindigkeit seine Ausprudelungen vollführte, die oberen Teile wie ein schöner sonniger Olymp noch zu lächeln und selbst die blitzenden Augen nicht zu dräuen schienen, so daß wer vor der unteren Macht erschrak, durch die obere Macht getröstet ward. Sonst sprach aus allen Zügen, Gebärden und Worten dieses herrlichen Mannes Redlichkeit, Mut und Frömmigkeit. Es war ein herrischer Mann, wäre ein geborner Fürst und König

gewesen, kurz ein Nummer-Eins-Mann. Ich will hiemit nicht gesagt haben, daß einer als ein Nummer-Zwei-Mann nicht auch vortrefflich sein und wirken könne. Das versteht sich ja von selbst; aber Stein war nicht dazu geschaffen. Es war eine zu mächtige Eigentümlichkeit in ihm, seine Natur überhaupt aus einem so strengen Metallgusse, daß er sich einer fremden Natur nicht leicht anschmiegen, viel schwerer noch sich ihr unterschmiegen konnte, was die edelsten Menschen für gute Zwecke oft getan haben und tun müssen.

(Arndt, Erinnerungen aus dem äußeren Leben.)

Hardenberg.

Karl August Fürst von Hardenberg, preußischer Staatskanzler, geb. 31. Mai 1750 zu Essenrode im Hannöverschen. Nach längeren Diensten in Hannover wurde er 1790 Minister des Markgrafen von Ansbach und Bayreuth und blieb auch nach der Vereinigung der Markgrafschaft mit Preußen als Minister im Amt. Von 1804—1805 allein, von 1805—1806 gemeinsam mit dem Grafen Haugwitz Minister des Auswärtigen, leitete er die Politik Preußens im Sinne der Neutralität, mußte sich aber nach dem Sieg Napoleons über Österreich zu einem preußisch-französischen Bündnis verstehen. Napoleon hielt Hardenberg für seinen Hauptgegner. Dem Druck des französischen Kaisers nachgebend, entließ Friedrich Wilhelm III. seinen Minister vor dem Ausbruch des Kriegs mit Frankreich im Jahre 1806. Im April 1807 übernahm Hardenberg wieder das Ministerium, mußte aber im Juli wieder auf den Befehl Napoleons sein Amt niederlegen. Im Jahr 1810 ernannte ihn Friedrich Wilhelm III., diesmal mit Napoleons Zustimmung, zum Staatskanzler. Nun behielt Hardenberg die Leitung der äußeren und inneren Politik Preußens. Er führte die Reformen Steins, nicht immer in dessen Geiste, weiter und geriet dabei mit dem altpreußischen Adel in schwere Konflikte. Es gelang ihm jedoch, die ungeheuern Kontributionen, die Napoleon Preußen auferlegte, zum Teil aufzubringen und so ein gewaltsames Einschreiten Napoleons zu verhindern. Die innere Politik führte Hardenberg als Freund der Aufklärung im liberalen Sinne. Während der Befreiungskriege vertrat er Preußen mit großer Geschicklichkeit, brachte aber dem Grafen Metternich, der mit allen Gegnern Preußens im Einverständnis war, zuviel Vertrauen entgegen. Nach der Kriegszeit blieb Hardenberg noch sieben Jahr im Amt. Sein Ansehen sank, und erst eine spätere Zeit ist dem außerordentlichen Manne gerecht geworden. Er starb am 26. November 1822 zu Genua.

Er war ein Mann etwas über Mittelgröße mit runden und festen Gliedern, einem prächtigen Kopf und herrlich

leuchtenden, blauen Augen, als ein Sechzigjähriger noch aufrecht, fest und schön, von der Natur mit einem hellen, lichten Geist ausgerüstet, Leichtigkeit, Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit in seinem ganzen Wesen; Geschwindigkeit in der Auffassung, mit vielen Kenntnissen verbunden und mit leichter Darstellung auf dem Papier. Sein Auftritt war offen und leicht, adlig und vornehm im besten Sinne des Wortes, so frei und ungezwungen wie unser Reichsfreiherr vom Stein. Er war ein edler, wirklich großherziger Edelmann, ohne kleinlichen Neid und Groll, so daß er auch auf seiner Höhe nicht den Stachel gefühlt hat, sich an seinen Feinden zu rächen. Er war, was man einen edlen Kavalier nennen konnte; aber in andern Stücken, namentlich in puncto puncti, war er leider auch ein ganzer, voller Kavalier; er war nicht allein ein vir uxorius, sondern auch ein vir muliebrius. Weiber hatten eine zu mächtige Gewalt über diesen schönen, edlen Mann. Dadurch ist er denn auch, wie es durch die Macht eitler und lügenhafter Weiber und lügenhafter, mit Buhlerei verstrickter Verhältnisse unvermeidlich immer geschieht, wohl auch mit einigen schlechten Männern umhängt und behängt worden. (Arndt, Wanderungen und Wandelungen.)

Der Freiherr vom Stein über den Staatskanzler Hardenberg.

Steins Urteil ist wie das des Herrn von der Marwitz einseitig.

Herr von Hardenberg hatte die Gutmütigkeit und Freundlichkeit sanguinischer, genußliebender Menschen; einen Verstand, der leicht faßte, Tätigkeit, ein vorteilhaftes Äußere. Es fehlte aber seinem Charakter sowohl an einer moralischen, religiösen Basis, als an Größe, intensiver Kraft und Festigkeit, seinem Verstand an Tiefe, seinen Kenntnissen an Gründlichkeit, daher seine Schwäche, sein Übermut im Glück, seine weinerliche Weichheit in Widerwärtigkeiten, seine Oberflächlichkeit, die durch seine Sinnlichkeit, Stolz und Falschheit geleitet, so vieles Übel verursachten. Er entfernte alle tüchtigen Menschen, umgab sich nur mit mittelmäßigen, oft schlechten, die ihn mißbrauchten und unanständig behandelten,

seine Lieblingsunterhaltung waren unzüchtige Reden; der vertraute Umgang mit nichtswürdigen Weibern, die mit seinen grauen Haaren, seinem Stolz, seiner Würde kontrastierten, machte ihn noch verächtlicher; er untergrub den alten preußischen Geist der Sparsamkeit und des Gehorsams, und als er starb, hinterließ er die Finanzen zerrüttet und die Staatsgeschäfte in den Händen einer Überzahl schlecht ausgewählter Beamten. Nicht nach dem Großen und Guten strebte er um des Großen und Guten willen, sondern als Mittel zu eignem Ruhm, daher begriff er es nicht, erreichte es nicht und ging dahin nicht geachtet, nicht betrauert.

(Stein, Lebenserinnerungen.)

Wilhelm von Humboldt über Hardenberg.

Wilhelm Freiherr von Humboldt, geb. 22. Juni 1767 zu Potsdam. Gleich seinem jüngeren Bruder Alexander ist er einer der bedeutendsten Vertreter deutscher Wissenschaft und Bildung. Sein Geist ist von erstaunlicher Vielseitigkeit, Schärfe und Tiefe. Die höchste mögliche Ausbildung der Persönlichkeit, die „Totalität" des Menschen anstrebend, wandte er sich neben dem Studium der Rechte den Altertumswissenschaften, der Ästhetik der Philosophie, den Sprachwissenschaften zu. Mit Schiller, später mit Goethe, verband ihn ein nahes freundschaftliches Verhältnis. Anfänglich jeder öffentlichen Laufbahn abhold und fast ausschließlich mit der Kultur seines Geistes beschäftigt, trat er doch nach mannigfachen Reisen in den Staatsdienst. 1809, in der Not der Zeit, übernahm er auf Steins Vorschlag die Leitung der „geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten" in Preußen. Die Gründung der Universität Berlin 1810 ist hauptsächlich Humboldts Werk. So sicherte er Preußen, wie Gneisenau forderte, den „Primat der Wissenschaft" mitten in der tiefsten äußeren Bedrängnis des Landes. In den Jahren 1813—1815 stand Humboldt mit dem Staatskanzler Hardenberg in den diplomatischen Verhandlungen in der vordersten Linie und vertrat die preußischen Interessen mit der unübertrefflichen Kunst seiner eindringenden und überlegenen Verstandeskraft. Nach dem Kriege verfeindete er sich mit Hardenberg und konnte deshalb zu keiner tiefgreifenden Wirkung im Staatsdienste mehr gelangen. Seit 1819 lebte er in Tegel bei Berlin. Er starb am 8. April 1835 zu Tegel.

Wenn man einem Dichter hätte aufgeben wollen, einen poetischen Charakter für die preußischen Verhältnisse zu erfinden, so hätte er keinen glücklicheren darstellen können als den Fürsten Hardenberg. (Nach Parthey, Erinnerungen.)

Der Staatskanzler Hardenberg an Gneisenau.

Über mich und über das, was ich zur Erreichung des großen Zweckes beitrug, mag einst die unparteiische Nachwelt richten.

Die deutschen Genien.

Immanuel Kant.

Pflicht! Du erhabener, großer Name, der du nichts Beliebtes, was Einschmeichelung bei sich führt, in dir fassest, sondern Unterwerfung verlangst, doch auch nichts drohest, was natürliche Abneigung im Gemüte erregte und schreckte, um den Willen zu bewegen, sondern bloß ein Gesetz aufstellst, welches von selbst im Gemüte Eingang findet, und doch sich selbst wider Willen Verehrung (wenn gleich nicht immer Befolgung) erwirbt, vor dem alle Neigungen verstummen, wenn sie gleich im Geheimen ihm entgegenwirken, welches ist der deiner würdige Ursprung, und wo findet man die Wurzel deiner edlen Abkunft, welche alle Verwandtschaft mit Neigungen stolz ausschlägt, und von welcher Wurzel abzustammen, die unnachlaßliche Bedingung desjenigen Werts ist, den sich Menschen allein selbst geben können? Es kann nichts Minderes sein, als was den Menschen über sich selbst (als einen Teil der Sinnenwelt) erhebt, was ihn an eine Ordnung der Dinge knüpft, die nur der Verstand denken kann, und die zugleich die ganze Sinnenwelt, mit ihr das empirisch bestimmbare Dasein des Menschen in der Zeit und das Ganze aller Zwecke . . . unter sich hat. Es ist nichts anderes als die Persönlichkeit, d. i. die Freiheit und Unabhängigkeit von dem Mechanism der ganzen Natur, doch zugleich als ein Vermögen eines Wesens betrachtet, welches eigentümlichen, nämlich von seiner eigenen Vernunft gegebenen reinen praktischen Gesetzen, — die Person also, als zur Sinnenwelt gehörig, ihrer eignen Persönlichkeit unterworfen ist, soferne sie zugleich zur intelligibeln [nichtempirischen] Welt gehört; da es denn nicht zu verwundern ist, wenn der Mensch, als zu beiden Welten gehörig, sein

eignes Wesen, in Beziehung auf seine zweite und höchste Bestimmung, nicht anders, als mit Verehrung und die Gesetze derselben mit der höchsten Achtung betrachten muß.

(Kant, Kritik der praktischen Vernunft.)

Goethe und Schiller.

Es ist wahr und muß immer wiederholt werden: die Deutschen hatten in jenen Leidensjahren nur in der großen Dichtung das Evangelium, welches sie zur Gemeine machte, sie über der materiellen Not, über dem Verlieren in eine wüste Verzweiflung emporhielt. Namentlich sind Goethe und Schiller die beiden Apostel gewesen, an deren Predigt sich das deutsche Volk zu Mut und Hoffnung auferbaute. Es ist mehr als sündlich, wenn dieses unsterbliche Verdienst nachmals hin und wieder in stumpfsinniger oder heuchlerischer Mäkelei hat vergessen werden wollen. Die „Evangelische Kirchenzeitung" und die mit ihr trollende Lämmleinsbrüderschaft hat den beiden ihr Heidentum aufgestochen, und mancher meint etwas recht Kluges gesagt zu haben, wenn er von sich gibt, daß Goethe doch keine Religion habe. Er hatte die Religion, ein großer Mann zu sein und den Ausländern Bewunderung abzuzwingen, während wir anderen vor ihnen im Staube knirschten. (Immermann, Memorabilien.)

Goethe.

Kriegslieder schreiben und im Zimmer sitzen — das wäre meine Art gewesen! Aus dem Biwak heraus, wo man nachts die Pferde der feindlichen Vorposten wiehern hört: da hätte ich es mir gefallen lassen. Aber das war nicht mein Leben und nicht meine Sache, sondern die von Theodor Körner. Ihn kleiden seine Kriegslieder auch ganz vollkommen. Bei mir aber, der ich keine kriegerische Natur bin und keinen kriegerischen Sinn habe, würden Kriegslieder eine Maske gewesen sein, die mir sehr schlecht zu Gesicht gestanden hätte. (Zu Eckermann am 6. März 1830.)

Schiller, der Dichter der Freiheit.

Durch alle Werke Schillers geht die Idee von Freiheit,

und diese Idee nahm eine andre Gestalt an, sowie Schiller in seiner Kultur weiter ging und selbst ein andrer wurde. In seiner Jugend war es die physische Freiheit, die ihm zu schaffen machte und die in seine Dichtungen überging, in seinem späteren Leben die ideelle.

(Goethe zu Eckermann am 18. Januar 1827.)

Vom Willen.

Es gibt in dem Menschen keine andre Macht als seinen Willen, und nur was den Menschen aufhebt, der Tod und jeder Raub des Bewußtseins, kann die innere Freiheit aufheben.

(Schiller, über die ästhetische Erziehung des Menschen.)

„Kein Mensch muß müssen," sagt der Jude Nathan zum Derwisch, und dieses Wort ist in einem weiteren Umfange wahr, als man demselben vielleicht einräumen möchte. Der Wille ist der Geschlechtscharakter des Menschen, und die Vernunft selbst ist nur die ewige Regel desselben . . . Alle andern Dinge müssen; der Mensch ist das Wesen, welches will. Eben deswegen ist des Menschen nichts so unwürdig, als Gewalt zu erleiden, denn Gewalt hebt ihn auf. Wer sie uns antut, macht uns nichts Geringeres als die Menschheit streitig; wer sie feigerweise erleidet, wirft seine Menschheit weg.

(Schiller, über das Erhabene.)

Wilhelm Tell.

Unser ist durch tausendjährigen Besitz
Der Boden — und der fremde Herrenknecht
Soll kommen dürfen und uns Ketten schmieden,
Und Schmach antun auf unsrer eignen Erde?
Ist keine Hilfe gegen solchen Drang?
Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht.
Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
wenn unerträglich wird die Last — greift er
Hinauf getrosten Mutes in den Himmel
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich
Und unzerbrechlich wie die Sterne selbst —
Der alte Urstand der Natur kehrt wieder,

wo Mensch dem Menschen gegenüber steht —
Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr
verfangen will, ist ihm das Schwert gegeben —
Der Güter höchstes dürfen wir verteid'gen
Gegen Gewalt. — Wir stehen vor unser Land,
Wir stehn vor unsre Weiber, unsre Kinder!
(Werner Stauffacher in „Wilhelm Tell".)

Heinrich von Kleist.

Aus dem Katechismus der Deutschen, abgefaßt nach dem Spanischen, zum Gebrauch für Kinder und Alte.

Zweites Kapitel.

Von der Liebe zum Vaterlande.

Frage: Du liebst dein Vaterland, nicht wahr, mein Sohn?
Antwort: Ja, mein Vater, das tu' ich.
Frage: Warum liebst du es?
Antwort: Weil es mein Vaterland ist.
Frage: Du meinst, weil Gott es gesegnet hat mit vielen Früchten, weil viele schöne Werke der Kunst es schmücken, weil Helden, Staatsmänner und Weise, deren Namen anzuführen kein Ende ist, es verherrlicht haben?
Antwort: Nein, mein Vater; du verführst mich.
Frage: Ich verführte dich?
Antwort: Denn Rom und das ägyptische Delta sind, wie du mich gelehrt hast, mit Früchten und schönen Werken der Kunst und allem, was groß und herrlich sein mag, weit mehr gesegnet als Deutschland. Gleichwohl, wenn deines Sohnes Schicksal wollte, daß er darin leben sollte, so würde er sich traurig fühlen, und es nimmermehr so lieb haben, wie jetzt Deutschland.
Frage: Warum also liebst du Deutschland?
Antwort: Mein Vater, ich habe es dir schon gesagt!
Frage: Du hättest es mir schon gesagt?
Antwort: Weil es mein Vaterland ist.

Viertes Kapitel.

Vom Erzfeind.

Frage: Wer sind deine Feinde, mein Sohn?

Antwort: Napoleon und, so lange er ihr Kaiser ist, die Franzosen.
Frage: Ist sonst niemand, den du hassest?
Antwort: Niemand auf der ganzen Welt.
Frage: Gleichwohl, als du gestern aus der Schule kamst, hast du dich mit jemand, wenn ich nicht irre, entzweit?
Antwort: Ich, mein Vater? Mit wem?
Frage: Mit deinem Bruder; du hast es mir selbst erzählt.
Antwort: Ja, mit meinem Bruder! Er hatte meinen Vogel nicht, wie ich ihm aufgetragen hatte, gefüttert.
Frage: Also ist dein Bruder, wenn er dies getan hat, dein Feind, nicht Napoleon der Korse, noch die Franzosen, die er beherrscht.
Antwort: Nicht doch, mein Vater! — Was sprichst du da?
Frage: Was ich da spreche?
Antwort: Ich weiß nicht, was ich darauf antworten soll.
Frage: Wozu haben die Deutschen, die erwachsen sind, jetzt allein Zeit?
Antwort: Das Reich, das zertrümmert ward, wiederherzustellen.
Frage: Und die Kinder?
Antwort: Dafür zu beten, daß es ihnen gelingen möge.
Frage: Wenn das Reich wiederhergestellt ist, was magst du dann mit deinem Bruder, der deinen Vogel nicht fütterte, tun?
Antwort: Ich werde ihn schelten, wenn ich es nicht vergessen habe.
Frage: Noch besser aber ist es, weil er dein Bruder ist —?
Antwort: Ihm zu verzeihen.

Fünftes Kapitel.

Von der Wiederherstellung Deutschlands.

Frage: Aber sage mir, wenn ein fremder Eroberer ein Reich zertrümmert, mein Sohn: hat irgend jemand, wer es auch sei, das Recht, es wiederherzustellen?
Antwort: Ja, mein Vater, das denk' ich.
Frage: Wer hat ein solches Recht? Sag' an!

Antwort: Jedweder, dem Gott zwei Dinge gegeben hat: den guten Willen dazu und die Macht, es zu vollbringen.
Frage: Wahrhaftig? — Kannst du mir das wohl beweisen?
Antwort: Nein, mein Vater, das erlaß mir!
Frage: Soll ich es dir beweisen?
Antwort: Das will ich dir erlassen, mein Vater.
Frage: Warum?
Antwort: Weil es sich von selbst versteht . . .

Siebentes Kapitel.

Von der Bewunderung Napoleons.

Frage: Was hältst du von Napoleon, dem Korsen, dem berühmtesten Kaiser der Franzosen?
Antwort: Mein Vater, vergib, das hast du mich schon gefragt.
Frage: Das hab' ich dich schon gefragt. Sage es noch einmal mit den Worten, die ich dich gelehrt habe.
Antwort: Für einen verabscheuungswürdigen Menschen, für den Anfang alles Bösen und das Ende alles Guten; für einen Sünder, den anzuklagen die Sprache der Menschen nicht hinreicht und angesichts dessen den Engeln einst am Jüngsten Tage der Odem vergehen wird.
Frage: Sahst du ihn je?
Antwort: Niemals, mein Vater.
Frage: Wie sollst du ihn dir vorstellen?
Antwort: Als einen der Hölle entstiegenen Vatermörder, der herumschleicht in dem Tempel der Natur, und an allen Säulen rüttelt, auf welchen er gebaut ist.
Frage: Wann hast du dies im stillen für dich wiederholt?
Antwort: Gestern abend, als ich zu Bette ging, und heute morgen, als ich aufstand.
Frage: Und wann wirst du es wieder wiederholen?
Antwort: Heute abend, wenn ich zu Bette gehe, und morgen früh, wann ich aufstehe.
Frage: Gleichwohl, sagt man, soll er viel Tugenden besitzen. Das Geschäft der Unterjochung der Erde soll er mit

List, Gewandtheit und Kühnheit vollziehn, und besonders an dem Tage der Schlacht ein großer Feldherr sein.
Antwort: Ja, mein Vater, so sagt man.
Frage: Man sagt es nicht bloß; er ist es.
Antwort: Auch gut; er ist es.
Frage: Meinst du nicht, daß er um dieser Eigenschaften willen Bewunderung und Verehrung verdiene?
Antwort: Du scherzest, mein Vater.
Frage: Warum nicht?
Antwort: Das wäre ebenso feig, als ob ich die Geschicklichkeit, die einem Menschen im Ringen beiwohnt, in dem Augenblick bewundern wollte, da er mich in den Kot wirft und mein Antlitz mit Füßen tritt.
Frage: Wer also unter den Deutschen mag ihn bewundern?
Antwort: Die robusten Feldherren etwa und die Kenner der Kunst.
Frage: Und auch diese, wann mögen sie es erst tun?
Antwort: Wenn er vernichtet ist.

Neuntes Kapitel.

Eine Nebenfrage.

Frage: Sage mir, mein Sohn, wohin kommt der, welcher liebt? In den Himmel oder in die Hölle?
Antwort: In den Himmel.
Frage: Und der, welcher haßt?
Antwort: In die Hölle.
Frage: Aber derjenige, welcher weder liebt noch haßt: wohin kommt der?
Antwort: Welcher weder liebt noch haßt?
Frage: Ja! — Hast du die schöne Fabel vergessen?
Antwort: Nein, mein Vater.
Frage: Nun? Wohin kommt der?
Antwort: Der kommt in die siebente, tiefste und unterste Hölle.

Sechzehntes Kapitel.

Schluß.

Frage: Aber sage mir, mein Sohn, wenn es dem hochherzigen Kaiser von Österreich, der für die Freiheit Deutsch-

lands die Waffen ergriff, nicht gelänge, das Vaterland zu befreien: würde er nicht den Fluch der Welt auf sich laden, den Kampf überhaupt unternommen zu haben?
Antwort: Nein, mein Vater.
Frage: Warum nicht?
Antwort: Weil Gott der oberste Herr der Heerscharen ist, und nicht der Kaiser, und es weder in seiner noch in seines Bruders, des Erzherzog Karls, Macht steht, die Schlachten, so wie sie es wohl wünschen mögen, zu gewinnen.
Frage: Gleichwohl ist, wenn der Zweck des Kriegs nicht erreicht wird, das Blut vieler tausend Menschen nutzlos geflossen, die Städte verwüstet und das Land verheert worden.
Antwort: Wenngleich, mein Vater!
Frage: Was? Wenngleich! — Also auch, wenn alles unterginge, und kein Mensch, Weiber und Kinder mit eingerechnet, am Leben bliebe, würdest du den Kampf noch billigen?
Antwort: Allerdings, mein Vater.
Frage: Warum?
Antwort: Weil es Gott lieb ist, wenn die Menschen ihrer Freiheit wegen sterben.
Frage: Was aber ist ihm ein Greuel?
Antwort: Wenn Sklaven leben! (Aus dem Jahre 1809.)

Ernst Moritz Arndt.

Deutsches Herz, verzage nicht,
tu, was dein Gewissen spricht,
dieser Strahl des Himmelslichts;
tue recht und fürchte nichts.

Baue nicht auf bunten Schein,
Lug und Trug ist dir zu fein,
schlecht gerät dir List und Kunst,
Feinheit wird dir eitel Dunst.

Doch die Treue, ehrenfest,
und die Liebe, die nicht läßt,
Einfalt, Demut, Redlichkeit,
stehn dir wohl, o Sohn von Teut.

Wohl steht dir das grade Wort,
wohl der Speer, der grade bohrt,
wohl das Schwert, das offen ficht,
und von vorn die Brust durchsticht...

Deutsche Freiheit, deutscher Gott,
deutscher Glaube ohne Spott,
deutsches Herz und deutscher Stahl
sind vier Helden allzumal.

Diese stehn wie Felsenburg,
diese fechten alles durch,
diese halten tapfer aus
in Gefahr und Todesbraus.

Deutsches Herz, verzage nicht,
tu, was dein Gewissen spricht,
redlich folge seiner Spur,
redlich hält es seinen Schwur.

Max von Schenkendorf.

Freiheit, die ich meine,
die mein Herz erfüllt,
komm mit deinem Scheine,
süßes Engelsbild.

Magst du nie dich zeigen
der bedrängten Welt?
Führest deinen Reigen
nur am Sternenzelt?...

Wo sich Gottes Flamme
in ein Herz gesenkt,
das am alten Stamme
treu und liebend hängt;

wo sich Männer finden,
die für Ehr und Recht
mutig sich verbinden,
weilt ein frei Geschlecht.

Hinter dunkeln Wällen,
hinter eh'rnem Tor,
kann das Licht noch schwellen
zu dem Licht empor;

für die Kirchenhallen,
für der Väter Gruft,
für die Liebsten fallen,
wenn die Freiheit ruft:

Das ist rechtes Glühen,
frisch und rosenrot.
Heldenwangen blühen
schöner auf im Tod...

Jean Paul.

Hoffnungen und Aussichten.

Die ängstliche Geberde der Zeit unter dem Alpdrucke einer verbogenen Schlummerlage kann nur die Übel verhärten, die man beklagt. Dem ersten Schmerze ist Übermaß natürlich und verzeihlich... Wir sehen am Ende Redeblumen, wie Fieberkranke die Bettblumen, für Gestalten an, die sich drohend regen. Himmel! wie anders aber erduldeten unsere Vorfahren ein ganz größeres, ein dreißigjähriges Weh! Was sie auf der Erde begruben, strahlte ihnen wiederscheinend aus dem Himmel zurück, und gegen jeden Schmerz gab es einen Gott, der ihn in eine Freude der Zukunft umschuf. Aber jetzige Furcht kennt keinen Gott, sondern nur den Teufel, der seine Hölle täglich tiefer wühlt und wölbt. Wenn man wenige Schriftsteller ausnimmt,... so liest man überall nur abgedruckte alte Weiber; aber alte Christen, alte Stoiker, alte Scherzmacher treff' ich selten an; und um ein Almosen für ein geplündertes Dorf weichen Herzen und nassen Augen abzuquetschen, verleugnet man Männlichkeit und kecke Ansicht... Obgleich noch so manche deutsche Staatenteile frisch und heil dastehen, so machen es doch die Schriftsteller aus ihnen wie die Neugriechen auf Morea, welche alle, so gesund und rüstig sie auch einhergehen, die letzte Ölung nehmen,

sobald ein Mönch durchreist, weil, sagen sie, ein solcher Mann nicht alle Tage zu haben ist... Jedes Volk vergeht wie ein faulender Schwamm zerfließend, wenn es keinen Mut mehr hat; ohne Hoffnung aber gibt es keinen, und wie nach Bako die Hoffnung dem Körper, so ist sie noch mehr dem Staatskörper gesund. Was heißt Aussichten Deutschlands oder Europens? Die auf ein Jahr, oder auf ein Jahrhundert, oder ein Jahrtausend, oder auf die ganze Erdenzeit? — Man darf eben keine Zeit nennen und meinen, sondern nur die ewigen Naturgesetze, welche ja schon hinter uns in der Geschichte thronen und reden... Euch sollen Ideen statt Jahre dienen, und Gott sei die Ewigkeit. Dann fürchtet, wenn Ihr könnt! ... Ihr scheltet die Zeit klein? Folglich sagt Ihr, daß sich etwas Großes in derselben gezeigt, was den Rest zum Zwerg und Tal gemacht. Es entsteht keine verkleinerte Zeit ohne eine verkleinernde. Die echt-kleine Zeit ist die Ebene und Stille, die sich in keine Tiefen und Höhen geteilt. Freilich kann eine Zeit sich im Handeln so wenig selber als groß erfinden als ein großer Mann sich im Unternehmen einer großen Tat; wie könnte dem etwas groß erscheinen, der's eben vermag und dem es leicht und tunlich ist... Aber inwiefern gehört dies unter die versprochenen Hoffnungen? Insofern: weil jede Kraft zuletzt die fremde stärkt — weil die Wettbahn der Kräfte sich auftut — weil überhaupt der Mensch sich am Menschen ermannt, — weil zum Glück sich die Größe zwischen Sieger und Besiegte verteilte ... Der Krieg ist die stärkende Eisenkur der Menschheit, und zwar mehr des Teils, der ihn leidet, als des, der ihn führt. Ein Kriegsstoß weckt die Kräfte auf, die das lange Nagen der täglichen Sorgen durchfrißt. Im Frieden kriecht der Bürger so leicht mit weicher Schlaffheit durch und deckt sich gegen die Gefahren, wie gegen die Bomben, nur durch Wegheben des Steinpflasters und des hohen Daches und durch Ausbreiten des weichen Düngers; aber der Krieg fordert den waffenlosen Bürger zum Zweikampfe mit der Übermacht und Gesetzlosigkeit heraus; er verlangt jede Minute ein Männerherz und ein Männerauge und verpanzert mit den

größeren Gefahren gegen kleinere... Ist aber dies, so muß der Krieg den nächsten Zeiten mehr wahre Männer zugebildet und zurückgelassen haben und dem Vesuve gleich geworden sein, nach dessen Aschenwürfen der anfangs durch sie erstickte Pflanzenwuchs üppig emporschießt. — Und was begehren wir mehr für die Zukunft als Männer?

(Jean Paul, Friedenspredigt. 1808.)

Schleiermacher.

Friedrich Ernst Daniel Schleiermacher, geb. 21. November 1768 zu Breslau als Sohn eines reformierten Feldpredigers. Er erhielt seine erste Erziehung und Bildung in der Herrnhuter Brüdergemeinde zu Niesky und im theologischen Seminar zu Barby. 1787 bezog er die Universität Halle, wo er im Jahr 1804 nach wechselndem Aufenthalt als Geistlicher in Landsberg a. d. Warthe, an der Charité in Berlin, in Stolpe, Professor wurde. 1806 wurde die Universität Halle aufgelöst. Schleiermacher ging nach Berlin. Hier arbeitete er durch Predigt und Schrift an der sittlichen Erneuerung und an der Erweckung nationaler Gesinnung im Volke. 1809 wurde er Prediger an der Dreifaltigkeitskirche, 1810 Professor an der Universität Berlin, an deren Gründung er mit Wilhelm von Humboldt den Hauptanteil hat. Nach einem überaus segensreichen, der Religion, der Wissenschaft und dem öffentlichen Leben gewidmeten Wirken starb er am 12. Februar 1834 zu Berlin. — Schleiermacher reiht sich den großen Idealisten der Zeit ebenbürtig an. Die Reinheit und Schönheit seines Wesens war verbunden mit seltener Verstandeskraft und schöpferischem religiösen Willen. Immer auf den inwendigen Menschen gerichtet, deutete er der Zeit ebenso unerschrocken die Ursachen ihres Falles, wie er ihr das tiefste Bedürfnis zu stillen strebte: „Einen ewigen Vertrag zu stiften zwischen dem lebendigen christlichen Glauben und der nach allen Seiten freigelassenen, unabhängig für sich arbeitenden wissenschaftlichen Forschung, so daß jener diese nicht hindere und diese jenen nicht ausschließe."

Über die Religion.

Die Betrachtung des Frommen ist nur das unmittelbare Bewußtsein von dem allgemeinen Sein alles Endlichen im Unendlichen und durch das Unendliche, alles Zeitlichen im Ewigen und durch das Ewige. Dieses suchen und finden in allem was lebt und sich regt, in allem Werden und Wechsel, in allem Tun und Leiden, und das Leben selbst im unmittelbaren Gefühl nur haben und kennen als dieses Sein, das ist Religion. Ihre Befriedigung ist, wo sie dieses findet;

wo sich dieses verbirgt, da ist für sie Hemmung und Angstigung, Not und Tod. Und so ist sie freilich ein Leben in der unendlichen Natur des Ganzen, im Einen und Allen, in Gott, habend und besitzend alles in Gott und Gott in allem.

(Schleiermacher, Über die Religion. Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern. Zweite Rede.)

Fichte.

Johann Gottlieb Fichte, geb. 19. Mai 1762 zu Rammenau bei Bischofswerda in der Oberlausitz als der Sohn eines Bandwirkers. Ursprünglich Theologe, wandte er sich der Philosophie zu. Als Hauslehrer in Zürich, 1788—1790, lernte er Pestalozzi kennen und wurde 1791 Kants Schüler. 1793 erhielt er eine Professur für Philosophie in Jena. Dort lebte er im Kreise der Romantiker, deren philosophische Ideen in Fichtes System ihr erstes wissenschaftliches Rüstzeug hatten. Der berüchtigte „Atheismusstreit" vertrieb ihn aus Jena. Das kurfürstlich sächsische Konsistorium beschuldigte ihn wegen eines Aufsatzes „Über den Grund unseres Glaubens an eine göttliche Weltregierung" atheistischer Lehren. Die Untersuchung spitzte sich so zu, daß Fichte mit seinem Abschied drohte; da ließ ihn auch die weimarische Regierung (Goethe) fallen, die mit den andern sächsischen Staaten die Universität Jena verwaltete. Fichte lehrte nun vorübergehend in Berlin, Erlangen und Königsberg. Nach dem Tilsiter Frieden (1807) kehrte er nach Berlin zurück und hielt dort 1808 in der von einer starken französischen Garnison besetzten Stadt seine „Reden an die deutsche Nation", die eine gewaltige Wirkung übten. 1809 wurde Fichte Professor an der neuerrichteten Universität Berlin. Die sittliche Energie von Fichtes Charakter, die Leidenschaft seines Erkenntnistriebes, der Heroismus seiner Weltanschauung, die in der Welt „das Material der Pflicht" sieht, machen ihn zu einem der größten Erzieher des deutschen Volkes. — Fichte erlag dem Hospitalfieber, das durch seine Frau auf ihn übertragen wurde. Sie genas, er starb am 27. Januar 1814.

Von der wahren Vaterlandsliebe.

Die Liebe, die wahrhaftig Liebe sei, und nicht bloß eine vorübergehende Begehrlichkeit, haftet nie auf Vergänglichem, sondern sie erwacht und entzündet sich und ruht allein in dem Ewigen. Nicht einmal sich selbst vermag der Mensch zu lieben, es sei denn, daß er sich als Ewiges erfasse; außerdem vermag er sich sogar nicht zu achten, noch zu billigen. Noch weniger vermag er etwas außer sich zu

lieben, außer also, daß er es aufnehme in die Ewigkeit seines Glaubens und seines Gemüts und es anknüpfe an diese. Wer nicht zuvörderst sich als ewig erblickt, der hat überhaupt keine Liebe, und kann auch nicht lieben ein Vaterland, dergleichen es für ihn nicht gibt. Wer zwar vielleicht sein unsichtbares Leben, nicht aber eben also sein sichtbares Leben, als ewig erblickt, der mag wohl einen Himmel haben, und in diesem sein Vaterland, aber hienieden hat er kein Vaterland, denn auch dieses wird nur unter dem Bilde der Ewigkeit, und zwar der sichtbaren und versinnlichten Ewigkeit erblickt, und er vermag daher auch nicht sein Vaterland zu lieben. Ist einem solchen keines überliefert worden, so ist er zu beklagen; wem eins überliefert worden ist, und in wessen Gemüte Himmel und Erde, Unsichtbares und Sichtbares sich durchdringen, und so erst einen wahren und gediegenen Himmel erschaffen, der kämpft bis auf den letzten Blutstropfen, um den teuren Besitz ungeschmälert wiederum zu überliefern an die Folgezeit....

Unsere ältesten Vorfahren und alle andre in der Weltgeschichte, die ihres Sinnes waren, haben gesiegt, weil das Ewige sie begeisterte, und so siegt immer und notwendig diese Begeisterung über den, der nicht begeistert ist. Nicht die Gewalt der Arme, noch die Tüchtigkeit der Waffen, sondern die Kraft des Gemüts ist es, welche Siege erkämpft. Wer ein begrenztes Ziel sich setzt seiner Aufopferungen, und sich nicht weiter wagen mag, als bis zu einem gewissen Punkte, der gibt den Widerstand auf, sobald die Gefahr ihm an diesen durchaus nicht aufzugebenden, noch zu entbehrenden Punkt kommt. Wer gar kein Ziel sich gesetzt hat, sondern alles, und das Höchste, was man hienieden verlieren kann, das Leben, daransetzt, gibt den Widerstand nie auf und siegt, so der Gegner ein begrenztes Ziel hat, ohne Zweifel. Ein Volk, das da fähig ist, sei es auch nur in seinen höchsten Stellvertretern und Anführern, das Gesicht aus der Geisterwelt: Selbständigkeit, fest ins Auge zu fassen, und von der Liebe dafür ergriffen zu werden, wie unsre ältesten Vorfahren, siegt gewiß über ein solches, das nur zum Werkzeuge

fremder Herrschsucht und zu Unterjochung selbständiger Völker gebraucht wird.

Das Volk der Deutschen darf nicht untergehn.

Alle Zeitalter, alle Weise und Gute, die jemals auf dieser Erde geatmet haben, alle ihre Gedanken und Ahnungen eines Höhern umringen euch, und heben flehende Hände zu euch auf; selbst, wenn man so sagen darf, die Vorsehung und der göttliche Weltplan bei Erschaffung eines Menschengeschlechts, der ja nur da ist, um von Menschen gedacht und durch Menschen in die Wirklichkeit eingeführt zu werden, beschwöret euch, seine Ehre und sein Dasein zu retten. Ob jene, die da glaubten, es müsse immer besser werden mit der Menschheit, und die Gedanken einer Ordnung und einer Würde derselben seien keine leeren Träume, sondern die Weisagung und das Unterpfand der einstigen Wirklichkeit, recht behalten sollen, oder diejenigen, die in ihrem Tier- und Pflanzenleben hinschlummern, und jedes Auffluges in höhere Welten spotten: — darüber ein letztes Endurteil zu begründen, ist euch anheimgefallen. Die alte Welt mit ihrer Herrlichkeit und Größe, sowie mit ihren Mängeln, ist versunken, durch die eigne Unwürde und durch die Gewalt eurer Väter. Ist in dem, was in diesen Reden dargelegt worden, Wahrheit, so seid unter allen neueren Völkern ihr es, in denen der Keim der menschlichen Vervollkommnung am entschiedensten liegt, und denen der Vorschritt in der Entwicklung derselben aufgetragen ist. Gehet ihr in dieser eurer Wesenheit zugrunde, so gehet mit euch zugleich alle Hoffnung des gesamten Menschengeschlechts auf Rettung aus der Tiefe seiner Übel zugrunde. (Aus den „Reden an die deutsche Nation".)

Bis zum Beginn des Krieges.

Am 22. Januar verließ König Friedrich Wilhelm III Potsdam, wo er sich nicht mehr sicher fühlte, und begab sich in das von den Franzosen unbesetzte Schlesien nach Breslau. Der französische Gesandte St. Marsan ging mit, und noch immer wußte Hardenberg den Schein zu wahren. Aber bald folgten Schlag auf Schlag die

Ereignisse, die das fiebernde Volk von dem unerträglichen Druck entlasteten. Am 3. Februar wurde der Aufruf zur Bildung freiwilliger Jägerkorps erlassen, am 9. Februar das Edikt über die allgemeine Wehrpflicht; am 12. Februar rechtfertigte eine Kabinettsorder den Schritt des Generals von Yorck; am 13. stellte Preußen in Paris ein Ultimatum. Indessen rückten die Verhandlungen mit Rußland wegen des Zauderns des preußischen Unterhändlers von dem Knesebeck nicht vorwärts. Da traf der Freiherr vom Stein am 7. Februar in Breslau ein und bewirkte, daß am 28. Februar der König von Preußen mit dem Zaren Alexander endlich das Bündnis von Kalisch schloß. Der Zar verpflichtete sich, die Waffen nicht niederzulegen, als bis Preußen in seinen Besitzstand vor 1806 wieder eingesetzt sei. Seinen Plan einer Wiederherstellung Polens, wofür Alexander I. recht eigentlich weiterkämpfte, verhüllte er dem Freunde und Verbündeten. Indessen strömten die Freiwilligen aus der Mark nach Schlesien, trotz Napoleons strenger Befehle an Eugen Beauharnais, die Aushebung zu verhindern. Am 4. März räumen die Franzosen Berlin. Am 10. März stiftet Friedrich Wilhelm III. das Eiserne Kreuz. Am 11. März zieht der russische Obergeneral Wittgenstein in Berlin ein. Am 15. März kommt Zar Alexander nach Breslau. Am 16. März erklärt Preußen an Napoleon den Krieg. Am 17. März erfolgt des Königs „Aufruf an mein Volk“ und das Landwehrgesetz. Am selben Tage besetzt der Kosakenführer Tettenborn Hamburg. Yorck zieht in Berlin ein. Am 19. März schließen Rußland und Preußen den Breslauer Vertrag, wonach alle von den Rheinbündnern zu erobernden Länder unter eine Zentralverwaltung mit dem Freiherrn vom Stein als Oberleiter gestellt werden sollen. Am 25. März erläßt der russische Feldmarschall Kutusow seinen Aufruf an die Deutschen mit scharfen Drohungen gegen die deutschen Rheinbundfürsten. Am 27. März schlägt Napoleon dem Wiener Hofe die Teilung Preußens vor, wenn Franz I. bei dem französischen Bündnis beharre. Österreich aber besteht auf seiner Sonderstellung als vermittelnde Macht; es nimmt am Kampf nicht teil, so daß nur Preußen und Rußland gegen Napoleon im Felde stehen. Nach dem Kalischer Bündnis sollte Rußland 150000, Preußen 80000 Mann stellen. In Wahrheit stellte Preußen ohne die späteren Nachschübe im ganzen 271000 Mann, auf 17 Einwohner einen Mann. Lange überwogen die Streitkräfte Preußens die Rußlands. Dennoch behielt Rußland den Schein der Vormacht. England sollte mit Kriegsgeldern helfen. Es knauserte aber so sehr, daß Preußen in tiefe Geldnot geriet. Der Geist des großen Pitt war von Großbritannien gewichen; auch machte es mit zäher Energie seine hannöverisch-deutschen Ansprüche auf Kosten Preußens geltend. Alle die Kleinlichkeiten selbstsüchtiger Politik aber überwogte der hinreißende Schwung des Volkes, das in aufopfernder Hingabe des großen Augenblicks allein wert war. Die Zeit war fromm und zog in den entscheidenden Krieg gegen seinen furchtbaren Feind mit dem schlichten Heldenmut eines unverstellten Glaubens. „Wer fällt, der kann's verschmerzen — der hat das Himmelreich.“

Kaiser Napoleon an Jérôme Napoleon, König von Westfalen, zu Kassel.

Der nachfolgende Brief wurde an alle Rheinbundfürsten geschickt.

Paris, 18. Januar 1813.

Napoleon zählt seine Streitkräfte auf, die er im März an der Elbe und Oder versammeln könne. Er habe geglaubt, „seinen Völkern" keine neuen Anstrengungen mehr zumuten zu müssen. Dann fährt er fort:

Aber dieser Stand der Dinge hat sich soeben plötzlich verändert durch den Verrat des Generals Yorck, der mit dem 20000 Mann starken preußischen Korps unter seinem Befehl zum Feind übergegangen ist. Preußen hat mir bei dieser Gelegenheit über seine Gesinnung die stärksten Versicherungen gegeben, und ich habe Anlaß, sie für aufrichtig zu halten; aber sie können nicht verhindern, daß sein Truppenkorps nun beim Feinde steht. Die unmittelbaren Folgen dieses Verrates sind, daß der König von Neapel [Murat] sich hinter die Weichsel zurückziehen mußte, und daß meine Verluste sich um die in den Spitälern des alten Preußens liegenden Mannschaften vermehren werden. Eine der entfernteren Folgen könnte sein, daß der Krieg sich Deutschland nähert. Ich habe alle gebotenen Maßregeln ergriffen, um die Grenzen des [Rhein-]Bundes zu schützen; aber alle verbündeten Staaten müssen die Notwendigkeit fühlen, Anstrengungen zu machen, die den Umständen entsprechen. Sie haben sich nicht nur gegen den äußeren Feind vorzusehen; sie haben einen noch viel gefährlicheren zu fürchten: den Geist des Aufruhrs und der Anarchie. Der Kaiser von Rußland hat den Baron von Stein zum Staatsminister ernannt; er läßt ihn in seinen geheimsten Rat zu, ihn und alle die Leute, die schon lange die Gestalt der Dinge in Deutschland zu verändern trachten, und durch Umsturz und Empörung ans Ziel zu gelangen suchen. Wenn diese Menschen, wie sie denn alle Anstrengungen dazu machen, im Schoße des [Rhein-]Bundes eine verwandte Gesinnung unterhalten und ihm ihren Geist einflößen können, dann kann Unheil ohne Maß und Zahl über ihn hereinbrechen. Von der Tatkraft, die die Herrscher entfalten werden,

hängt die Ruhe der Völker nicht weniger ab als die Existenz der Häuser, die in den verschiedenen Bundesstaaten regieren. Ich habe die Existenz ihrer Fürsten garantiert, ich habe sie garantiert sowohl gegen ihre äußeren Feinde als gegen diejenigen, welche im Innern ihre Autorität antasten wollen. Ich werde meine Verpflichtungen erfüllen; die großen Opfer, die ich meinen Völkern auferlege, die großen Maßnahmen, die ich soeben getroffen habe, — sie haben nur den Zweck, sie zu erfüllen. Aber, wenn ich alles für die verbündeten Herrscher tue, darf ich auch hoffen, daß sie sich nicht selbst aufgeben und nicht ihre eigene Sache verraten. Sie werden sie aber verraten, wenn sie nicht mit mir aus allen Kräften zusammenarbeiten, wenn sie nicht die wirksamsten Maßregeln ergreifen, ihre Infanterie, ihre Artillerie, vor allem ihre Kavallerie in den besten Stand zu setzen, wenn sie nicht alles tun was an ihnen liegt, um den Krieg von Deutschland fernzuhalten und alle Pläne des Feindes zu vereiteln. Sie werden sie endlich verraten, wenn sie nicht die Hetzer aller Art in die Unmöglichkeit setzen zu schaden. Dies tun sie aber, wenn sie dulden, daß die Zeitungen durch lügenhafte Nachrichten die öffentliche Meinung irreführen, und wenn sie nicht die Predigt und den Unterricht und alles was irgend Einfluß auf die öffentliche Ruhe ausüben kann, mit gespannter Aufmerksamkeit überwachen.

. . . Der Erfolg der gemeinsamen Anstrengungen wird der sein, daß in einem zweiten Feldzuge die gemeinsame Sache siegt: oder wenn der Feind diesem Feldzug durch Verhandlungen zuvorzukommen wünscht, dann werden wir in unseren großen Vorbereitungen die sichere Bürgschaft eines ehrenhaften und sicheren Friedens besitzen. Seine erste Bedingung wird die Erhaltung alles Bestehenden sein, und in nichts wird an die verfassungsmäßigen Gesetze des [Rhein-] Bundes, noch an die Interessen der Herrscher gerührt werden.

Der Staatskanzler Hardenberg bringt den König Friedrich Wilhelm III. dahin, Berlin zu verlassen.

Oberst von Boyen war von einer politischen Sendung aus Petersburg zurückgekehrt. Er ging in die Nähe Breslaus; dort kam

er heimlich mit Hardenberg zusammen. Dieser erzählte ihm von den Vorgängen, die der Abreise des Königs, am 22. Januar 1813, vorausgegangen waren. von Boyen berichtet:

Den Staatskanzler fand ich bei unserer ersten ... nächtlichen Zusammenkunft ganz ungewöhnlich von dieser unentschiedenen Lage und den dadurch möglichen Unfällen ergriffen; er erzählte mir mit der höchsten Bewegung, daß er bei einem Vortrage in Charlottenburg, nachdem er alle seine Gründe, um den König zu einem Entschluß, er möge sein, welcher er wolle, zu bringen, vergeblich erschöpft hatte, fortgerissen von der Größe des Augenblicks vor dem König auf die Knie gefallen sei und seine Hand mit Tränen bedeckt habe, ohne indes, obgleich der König auch bewegt worden sei, von ihm einen festen Entschluß erhalten zu können. Späterhin habe ich noch aus ganz sicherer Quelle erfahren, daß, nachdem diese Unentschlossenheit des Königs auch nach dem so entscheidenden Schritte des Generals Yorck dieselbe blieb und alle eingehenden Regierungsberichte die steigende Unzufriedenheit in den Provinzen bezeichneten, der Staatskanzler eigentlich die Abreise des Königs herbeigeführt hat. Er ließ zuerst durch seine Doppelspione dem französischen Generalkommando in Berlin die Besorgnis vor einem nächtlichen Überfall einflößen, und als dieses nun dadurch Vorkehrungen durch nächtliches Zusammenrücken der Truppen und Ausstellung von Außenposten auch auf dem Wege nach Potsdam traf, wurde in jener Stadt wiederum mit einiger Wahrscheinlichkeit das Gerücht ausgesprengt, daß die Franzosen eine nächtliche Expedition, um sich des Königs zu bemächtigen, beabsichtigten; dies beschleunigte die Abreise nach Breslau.

(von Boyen, Denkwürdigkeiten.)

Napoleon an den Kaiser Franz I. von Österreich.

Fontainebleau, 25. Januar 1813.

... Meine Truppen sind in Bewegung. Ganz Frankreich steht in Waffen, und Ew. Majestät können sich darauf verlassen, daß ich, sobald die gute Jahreszeit kommt, mit Gottes Hilfe die Russen schneller verjage, als sie gekommen sind ... Eure Majestät sind von der Affäre des Generals Yorck unter-

richtet. Der König von Preußen bezeugt mir die beste Gesinnung, aber ich schicke dem Grafen Otto [dem französischen Gesandten in Wien] eine Übersetzung der letzten englischen Zeitungen, die verraten was die Engländer planen. Sie wollen den König von Preußen wie Ferdinand VII. [von Spanien] behandeln und ein revolutionäres Komitee einsetzen, das für ihn reden soll.

Der Breslauer Universitätsprofessor Steffens entflammt die Studenten

am 3. Februar 1813.

Nach langem inneren Kampf hatte sich Steffens entschlossen, an die Studenten über den bevorstehenden Krieg zu sprechen, — insofern eine Kühnheit, als offiziell zwischen Preußen und Frankreich noch das Bündnis vom Jahr 1812 bestand. — Steffens hatte des Morgens die Studenten auf 11 Uhr bestellt. Er erzählt:

. . . Die Bewegung in der Stadt war grenzenlos, alles wogte hin und her, jeder wollte etwas erlauschen, irgendetwas vernehmen, welches der immer stärker heranwachsenden Gärung eine bestimmte Richtung geben konnte; Unbekannte sprachen sich an, und standen sich Rede, die vielen Tausende, die aus allen Gegenden nach Breslau strömten, wogten mit den aufgeregten Einwohnern auf den erfüllten Straßen, drängten sich zwischen heranziehenden Truppen, Munitionswagen, Kanonen, Ladungen von Waffen aller Art; ein ausgesprochenes Wort, wenn es irgendeine Beziehung auf die Angelegenheiten des Staates hatte, ward urplötzlich und wie mit gewaltiger, lauter Stimme von allen gehört. Noch waren die zwei zwischenliegenden Stunden kaum zur Hälfte verflossen, als eilig und mit heftiger Aufregung eine große Masse meiner Wohnung zuströmte. Der Hörsaal war gedrängt voll. In den Fenstern standen viele, die Türe konnte nicht geschlossen werden, auf dem Korridor, auf der Treppe, selbst auf der Straße bis in bedeutender Entfernung von meinem Hause wimmelte es von Menschen. Es dauerte lange, ehe ich den Weg zu meinem Katheder fand. Noch hatte ich an diesem Tag meine Frau nicht gesehen. Mein Schwiegervater [der Komponist Reichardt], der mit Frau und Tochter

nach Breslau gekommen war, wohnte eine Treppe höher ... Das Zuſtrömen der ungeheuern Menge Menſchen war ihnen unbegreiflich; ſie mochten wohl eine unbeſtimmte Ahnung von meinem Entſchluß haben. Meine Frau wagte ſich nicht heraus; durch die zu Erkundigungen abgeſandte Magd ließ ich ſie auf eine ſpätere Stunde vertröſten; dann, verſprach ich, ſolle ſie alles erfahren. Ich hatte dieſe zwei Stunden in einem ſeltſamen Zuſtande zugebracht; was ich ſagen wollte, regte mein ganzes innerſtes Daſein auf; ich ſollte jetzt und unter ſolchen Verhältniſſen ausſprechen, was fünf Jahre hindurch zentnerſchwer auf meinem Gemüte gelaſtet hatte; ich ſollte der erſte ſein, der nun öffentlich laut ausſprach, wie jetzt der Rettungstag von Deutſchland, ja von ganz Europa, da war; die innere Bewegung war grenzenlos. Vergebens ſuchte ich Ordnung in meine Gedanken zu bringen, aber Geiſter ſchienen mir zuzuflüſtern, mir Beiſtand zu verſprechen, ich ſehnte mich nach dem Ende dieſer quälenden Einſamkeit; nur ein Gedanke trat vorherrſchend hervor: „Wie oft haſt du dich beklagt," ſagte ich mir, „daß du hier in dieſe Ecke von Deutſchland hingeſchleudert wurdeſt: und ſie iſt jetzt der alles ergreifende, begeiſternde Mittelpunkt geworden; hier fängt eine neue Epoche in der Geſchichte an, und was dieſe wogende Menſchenmenge bewegt, darfſt du ausſprechen." Tränen ſtürzten mir aus den Augen, ich fiel auf die Knie, ein Gebet beruhigte mich. So trat ich unter die Menge und beſtieg mein Katheder. Was ich ſprach, ich weiß es nicht, ſelbſt wenn man mich nach dem Schluſſe der Rede gefragt hätte, ich würde keine Rechenſchaft davon ablegen können. Es war das drückende Gefühl unglücklich verlebter Jahre, welches jetzt Worte fand; es war das warme Gefühl der zuſammengepreßten Menge, welches auf meiner Zunge ruhte. Nichts Fremdes verkündete ich. Was ich ſagte, war die ſtille Rede aller, und ſie machte eben deswegen, wie ein Echo aus der eignen Seele eines jeden, einen tiefen Eindruck. Daß ich, indem ich die Jugend ſo aufforderte, zugleich meinen Entſchluß erklärte, mit ihnen den Kampf zu teilen, verſteht ſich von ſelbſt.

Nach geschlossener Rede eilte ich zu meiner Familie, um sie zu beruhigen; dann nach wenigen Minuten stand ich wieder in der einsamen Stube. „Das ist's nun getan", sprach ich und fühlte mich erleichtert, als wäre eine schwere Last mir von der Brust gewälzt. Aber eine neue Sorge drängte sich mir auf: „Jetzt," sagte ich mir, „nach dieser Stunde, ist deine ganze Stellung im Leben verändert, du bist durch dein Versprechen ein Krieger geworden, und wie soll der Entschluß ausgeführt werden? was muß nun weiter geschehen?"

Ich konnte mir keine deutliche Vorstellung davon machen. Ich hatte mich keinem anvertraut, ich stand völlig ratlos da. Plötzlich ging mir ein Licht auf. „Zu ihm [Scharnhorst] mußt du eilen, er, wenn irgendeiner, wird deine Tat billigen, er wird dir am besten sagen, was du zu tun hast."

Steffens wird von dem Gang zu Scharnhorst durch zahlreichen zustimmenden Besuch abgehalten.

Noch waren diese Besuche nicht verschwunden, fast eine unglückliche Stunde war verflossen, als Professor Augusti, der damalige Rektor der Universität, erschien. Er habe, sagte er, etwas äußerst Wichtiges mit mir allein zu sprechen . . . „Ich komme", sagte er mir in einem feierlichen Tone, „von dem Staatskanzler". St. Marsan, der französische Gesandte, war, als er das laute Gerücht von meiner Rede vernommen hatte, zum Staatskanzler geeilt. Wenige Tage nachher teilte mir dieser selbst den Inhalt des Gesprächs mit. „Sagen Sie mir," hatte er geäußert, „was das zu bedeuten hat? Wir glauben mit Ihnen in Frieden zu leben, ja, wir betrachten Sie als unsern Bundesgenossen, und nun wagt es ein Universitätslehrer unter den Augen des Königs uns den Krieg zu erklären!" — Hardenberg antwortete dem wohlwollenden Freunde, dessen bedenkliche Stellung er auf jede Weise zu schonen suchte, folgendermaßen: „Die Gesinnung des Volkes, der Jugend, kann Ihnen kein Geheimnis sein; die Rede konnten wir nicht verhindern; daß sie gehalten wurde, erfuhren wir erst, als sie geendigt war. Der König desavouiert sie. Fordern Sie Genugtuung, die soll Ihnen werden. Aber wir dürfen Ihnen nicht verheimlichen, daß ein jeder Schritt gegen

den übereilten Redner ihn in einen Märtyrer verwandeln und eine Bewegung erregen wird, die uns in große Verlegenheit setzen würde, und die wir schwerlich zu hemmen vermogen." — Mich ließ der Staatskanzler durch den Rektor wissen, wie er vernommen, daß ich, dazu aufgefordert, morgen die Rede zu wiederholen gedächte. Er wollte nun zwar, meine individuelle Überzeugung zu äußern, mich nicht hindern, bäte mich aber, Napoleons Namen nicht zu nennen . . . Mein Freund entfernte sich, und endlich konnte ich zu Scharnhorst eilen. — Obrist von Boyen . . ., einer der wichtigsten, tätigsten und umsichtigsten der stillen Verbrüderung, war eben angekommen und besuchte seinen Freund; ich trat herein, und kaum erblickte mich Scharnhorst, als er auf mich zueilte, mich umarmte und in tiefer Bewegung ausrief: „Steffens, ich wünsche Ihnen Glück! Sie wissen nicht, was Sie getan haben!" — Es war mein schönster Ruhm.

(Steffens, Was ich erlebte.)

König Friedrich Wilhelm III. erläßt die Verordnung zur Bildung von freiwilligen Jägerkorps.

3. Februar 1813.

Der König in Breslau hatte sich inzwischen keineswegs entschlossen. Soviel hatte er, wahrscheinlich durch die heilbringende Nähe Scharnhorsts, begriffen, daß er sich rüsten müsse. Er rief also unter dem 3. Februar die ganze Jugend seines Landes auf, um als Freiwillige in sogenannten Jäger-Detachements zu dienen. Ich weiß es ganz gewiß, daß er keineswegs entschlossen war, diese Freiwilligen gegen Frankreich zu gebrauchen; ja, er glaubte nicht, daß welche erscheinen würden! „Freiwillige aufrufen," sagte er, „ganz gute Idee; aber keiner kommen!"

(von der Marwitz, Nachrichten aus meinem Leben.)

General Yorck an den Major Krauseneck, Kommandanten von Graudenz.

Krauseneck hatte den König um Verhaltungsbefehle gebeten.

Königsberg, 6. Februar 1813.

Wir leben in einem Zeitpunkt des Handelns, nicht des

Fragens. Wer viel frägt, bekömmt viel Antwort. Tue recht und scheue niemand!

Die Gräfin Sophie Schwerin über die Freiwilligen in Berlin.

Wer schon an Gemeinsinn und Opferwilligkeit zweifelte, der muß das Zuströmen nicht nur der aufgebotenen Jünglinge zu den Hoffnungsfahnen, sondern das noch unmündiger Kinder und reifer Männer sehen. Familienväter, Leute in Amt und Würden usw. stellen sich. Wer selbst keine Kräfte zuzusetzen hat, rüstet andere mit Waffen und Mitteln aus... Aber wie die Reichen namhafte Summen zur Ausrüstung dürftiger Männer und Jünglinge bringen, so auch der Ärmste sein Scherflein. Wer nichts fordern will, verkauft Bücher, Instrumente usw. für Flinte und Uniform; wer weder Kraft noch Geld zuzusetzen hat, bietet seine Kenntnisse und Talente, um die Stelle abgegangener Lehrer unentgeltlich zu übernehmen.

(Aus „Vor hundert Jahren". Erinnerungen der Gräfin Sophie Schwerin, geb. Gräfin Dönhoff.)

Niebuhr an seine Freundin Dora Hensler.

Barthold Georg Niebuhr, deutscher Geschichtsforscher und Politiker, geb. am 27. August 1776 zu Kopenhagen als Sohn des Forschungsreisenden Carsten Niebuhr. Er stand zuerst im dänischen Finanzdienst und trat 1806 als Mitdirektor der Seehandlung in preußische Dienste über. 1810 nahm er, unzufrieden mit Hardenbergs Finanzwirtschaft, seinen Abschied. Während der Befreiungskriege ließ er sich wieder in preußischen Staatsdiensten verwenden. Er gab den „Preußischen Correspondenten" heraus und wirkte mit dem ganzen Ernst und der Tiefe seiner schwerblütigen Natur für die Befreiung. Sein wissenschaftliches Hauptverdienst liegt in der „Römischen Geschichte", einem Werk, das die historische Kritik vornehmlich begründete. Niebuhr ging 1823 an die am 18. Oktober 1818 neugegründete Universität Bonn und starb dort am 2. Januar 1831.

Berlin, 13. Februar 1813.

Das Gedränge der Freiwilligen, die sich einschreiben lassen, ist heute so groß auf dem Rathause wie bei Teuerung vor einem Bäckerladen. Um Dir eine Vorstellung von dem Eifer zu geben, mit welchem alles sich hier zu dem Einschreiben in die freiwilligen Jägerdetachements drängt, muß

ich Dir doch noch einiges sagen. Erst seit drei Tagen ist die Bekanntmachung deshalb erschienen, und heute fährt die Post schon mit neun Beiwagen voll derselben ab, außer denen, die zu Fuß gehen, oder mit andern Gelegenheiten reisen. Natürlich ist dies überall nur ein sehr kleiner Teil: die meisten haben noch Geschäfte und wollen sich noch equipieren. Es gehen junge Leute aus allen Ständen: Studenten, Gymnasiasten, Primaner, Handlungskommis, Apotheker, Handwerker aus allen Zünften; gereifte Männer von Amt und Stand, Familienväter usw.

Der französische General Labaume über die Freiwilligen aus der Mark.

Wir sahen oft Abteilungen ungeschlachter Bauern, die sich nach Schlesien begaben, durch unsere Bataillone marschieren, — ohne Ordnung, ohne Waffen und ohne Führer. Sie stießen Freudenschreie aus und betrachteten mit drohenden Blicken unsere erstaunten Soldaten. Eine solche Begeisterung, wie sie die Liebe zum Vaterland einflößt, ist der passiven Kraft überlegen, die oft nur widerwillig der Gewalt gehorcht, die sie beherrscht. (Labaume, Erinnerungen.)

Napoleon an seinen Minister des Auswärtigen Maret, Herzog von Bassano, in Paris.

Paris, 10. Februar 1813.

Schreiben Sie an Herrn von Saint-Marsan [den französischen Gesandten am preußischen Hof], daß die große Rekrutenaushebung in ganz Preußen, mit Offizieren, denen der König nicht trauen darf, uns nur beunruhigen kann, und daß ich wünsche, alles soll ruhig bleiben.

Napoleons Anrede an die gesetzgebende Körperschaft im Palast der Tuilerien, 14. Februar 1813.

. . . Die Agenten Englands verbreiten bei allen unsern Nachbarn den Geist der Empörung gegen die Herrscher. England möchte gern das ganze Festland dem Bürgerkrieg und allen Rasereien der Anarchie zum Raub werden lassen; aber die Vorsehung hat es selbst zum ersten Opfer der

Anarchie und des Bürgerkriegs bestimmt . . . Ich bin mit der Haltung meiner Verbündeten zufrieden; ich werde keinen im Stich lassen; ich werde die Unverletzlichkeit ihrer Staaten aufrechterhalten. Die Russen werden in ihr abscheuliches Klima zurückkehren. . . . Ich will den Frieden; die Welt hat ihn nötig. Viermal seit dem Friedensbruch, der auf den Vertrag von Amiens [1802 mit England] folgte, habe ich ihn in feierlichster Form angetragen. Aber ich werde nur einen ehrenvollen, den Interessen und der Größe meines Reiches angemessenen Frieden schließen. Meine Politik ist nicht geheimnisvoll; ich habe die Opfer namhaft gemacht, die ich bringen kann.

Der Freiherr vom Stein an den General York.

16. Februar 1813.

Das Land ist bis an die Ufer der Spree frei, der König ist für seine Person gesichert, Klugheit, Ehre, Vaterlandsliebe, Rache gebieten keine Zeit zu verlieren, den **Volkskrieg** aufzurufen, die Waffen zu ergreifen, und jede Kraft anzuspannen, um die Fesseln des frechen Unterdrückers zu brechen, und die erlittene Schmach im Blut seiner verruchten Banden abzuwaschen.

Bericht des russischen Obersten von Tettenborn

an den Freiherrn vom Stein über seinen Handstreich auf Berlin.

Freiherr von Tettenborn, aus dem Badischen, zuerst in österreichischen, seit 1812 in russischen Diensten; zeichnete sich als Reiterführer aus. Er besetzte am 18. März 1813 vorübergehend Hamburg.

Oranienburg, 22. Februar 1813.

Die Einwohner dieser Stadt [Berlin] hatten mir eine Deputation geschickt, um mich zu bitten, meinen Marsch zu beschleunigen, da sie entschlossen seien, Hand ans Werk zu legen, um die Kanaille zu vertreiben. Wir [er und der Kosakenführer General Tschernyschew] vereinigten uns die Nacht vom 19. auf den 20. in Alt-Landsberg und waren mit Tagesanbruch vor Berlin. Das was da vorgefallen, finden Sie in meinem Rapport, nur muß ich noch hinzusetzen, daß die Berliner Bestien sind, die kein Blut sondern Wasser in den

Adern haben. Der Polizeipräsident L(ecocq), der selbst mit Augereau herumritt, um die Verteidigungsanstalten zu machen, erstickte noch den wenigen Geist, indem er viele Leute verhaften ließ, die sich für uns erklärten. Daß dieser Racker an den Galgen muß, werden Ew. Exzellenz einsehen und ich hoffe, Hochdieselben werden ihm diesen Ehrenplatz verschaffen. Die Damen haben uns am besten empfangen, denn als ich hineinsprengte, flogen mir aus allen Fenstern Schnupftücher entgegen, aber die Männer wollten nicht zuschlagen und dies war das Wichtigste. Indessen waren in allen Straßen Berlins Kosaken, ich selbst auf dem Alexanderplatz und Unter den Linden, aber da ich nicht souteniert war von den . . . ., mußte ich nach 2 Stunden die Stadt wieder verlassen, wo sich indessen 6000 Mann Infanterie und 40 Kanonen gesammelt hatten.

Napoleon über seine persönliche Ausrüstung.

Paris, 23. Februar 1813.

Ich habe die Absicht, in diesem Feldzug meine Reiseausstattung ganz anders zu ordnen als im vorigen. Ich will viel weniger Leute, weniger Köche, weniger Tafelgeschirr, gar nicht viel Tafelbesteck, und zwar ebensowohl um ein Beispiel zu geben, als um jeden Aufenthalt zu verringern. Im Feld und auf dem Marsch sollen die Tafeln, selbst die meinige, nur mit einer Suppe, gekochtem Fleisch, einem Braten und Gemüse bedient sein; kein Nachtisch. In den großen Städten kann man es machen wie man will . . . Die Zahl der Koffer ist zu vermindern; an Stelle von vier Betten sind nur zwei mitzuführen; an Stelle von vier Zelten nur zwei, und Möbel im Verhältnis.

Eugène Beauharnais an die Einwohner Berlins.

Köpenick, 24. Februar 1813.

Einwohner von Berlin,

Der König von Preußen ist der Verbündete des Kaisers Napoleon, meines erlauchten Vaters und gnädigen Herrschers.

Der König von Preußen ist unfähig, seiner Pflicht zu fehlen. Aber in eurer Mitte gibt es zu dieser Zeit Leute, die sich nicht schämen, Gefühle auszudrücken, die den Feinden Frankreichs und Preußens günstig sind.

Diese sind Rebellen gegen S. M. den König von Preußen und verletzen die Ehre seines Volkes.

Sie bringen den Ruf von der Aufrichtigkeit des preußischen Herrschers in falschen Verdacht, sie setzen seine Hauptstadt allen Schrecken einer Verwüstung aus...

Infolgedessen haben Wir: Eugen Napoleon von Frankreich... verordnet und verordnen wie folgt:

Art. 1.

Jeder Bewohner der Staaten S. M. des Königs von Preußen, der sich irgendeiner Beschimpfung der Truppen S. M. des Kaisers und Königs oder auch irgendwelcher Machenschaften zur Begünstigung der Feinde Frankreichs und seiner Verbündeten schuldig macht, wird ohne Verzug verhaftet, vor ein Kriegsgericht gestellt und mit dem Tode bestraft. Das Urteil wird an ihm binnen 24 Stunden auf dem Hauptplatze der Stadt Berlin vollstreckt ....

Man wagte schon nicht mehr, diese Kundgebung öffentlich anzuschlagen. An ihrer Stelle wurde eine strenge Vermahnung durch die preußische Oberregierungskommission erlassen. Ebenso erging es mit einer Drohung des Marschalls Augereau. Er hatte den Druck eines Befehls angeordnet, der den Abmarsch von Freiwilligen aus Berlin nach Schlesien verhindern sollte, und drohte, er werde „die Buchdruckerei mit Militär besetzen und den Abdruck mit dem Bajonett erzwingen". Die Oberkommission widerstand mit Erfolg.

Der österreichische Gesandte in Breslau an seine Regierung.

25. Februar 1813.

Die Geister sind in einer Gärung, die schwer zu beschreiben ist. General Scharnhorst übt unbegrenzten Einfluß. Die Militärs und die Häupter der Sekten haben sich unter der Maske des Patriotismus der Zügel der Regierung vollständig bemächtigt, der Kanzler wird vom Strome fortgerissen.

Aus Arndts „Aufruf an die Deutschen zum gemeinschaftlichen Kampf gegen die Franzosen".

Februar 1813.

Deutsche für Deutsche!

Nicht Bayern, Nicht Braunschweiger, Nicht Hannoveraner, Nicht Hessen, Nicht Holsteiner, Nicht Mecklenburger, Nicht Österreicher, Nicht Pfälzer, Nicht Preußen, Nicht Sachsen, Nicht Schwaben, Nicht Westfälinger, Nicht Ihr, die Ihr sonst freie Reichstädter hießet und waret. Alles was sich Deutsche nennen darf — nicht gegeneinander, sondern:

Deutsche für Deutsche!

General von Boyen über die Parteien um den König Friedrich Wilhelm III. in Breslau.

Breslau hatte zu jener Zeit durch den ungewöhnlichen Zusammenstoß von Menschen eine ganz veränderte Physiognomie bekommen. Mit dem König war eine Menge Beamte, ein Teil der in Berlin anwesenden Gesandten, ferner ein großer Teil des schlesischen Adels, und außerdem noch viele, die Anstellung suchten, sonstige Spekulanten und Menschen, die die Entscheidung des großen Schauspiels in der Nähe sehen wollten, in der schlesischen Hauptstadt eingezogen. Diese bunte, sich bis dahin noch vielfach fremde Masse hatte der Stadt eine nicht gewöhnliche Tätigkeit gegeben. Der Krieg und Preußens sowie Europas Zukunft war zwar der alles übrige verdrängende Gegenstand jedes Gesprächs, doch sprach sich hier noch nicht die Entschlossenheit, gegen Frankreich zu kämpfen, wie ich sie in der Mark gefunden hatte, und wie die täglichen Berichte aus Ostpreußen sie schilderten, aus. Zu dieser anscheinenden Unentschiedenheit wirkten mehrere Ursachen. Einmal die Anwesenheit des Königs, über dessen Absichten man täglich die widersprechendsten Meinungen hörte . .; die Meinung vieler Menschen wurde dadurch gelähmt, so daß sie nicht die ihrige aussprechen mochten. Ein großer Teil des anwesenden Adels war zwar nicht gegen den Krieg, wohl aber waren sie dem Staatskanzler und Scharnhorst ab-

geneigt, die sie als die Hauptbeförderer liberaler Ideen und namentlich der Verleihung des bäuerlichen Eigentums haßten. Zwischen diesen angegebenen großen, eigentlich noch in sich unentschiedenen Schattierungen bewegte sich nun eine französische und antifranzösische Partei, und jede suchte durch Verbreitung ihrer Ansichten und Meinungen sich so viel Anhänger als möglich unter den Neutralen zu werben und dadurch die noch immer zögernde königliche Entscheidung, so gut es anging, auf ihre Seite zu lenken: dies erzeugte einen Meinungskampf, der bei dem geringsten gehofften oder besorgten Erfolg mit jeder Stunde heftiger wurde.

Um die französische Partei richtig zu schildern, muß man sie in zwei Abteilungen zerlegen. Die ersten waren und blieben entschiedene, laut eingestandene Anhänger Napoleons, sie schilderten nun das Abgehen von seiner Allianz für eine entschiedene Ruchlosigkeit und die dem französischen Kaiser übrig gebliebenen, durch sein Genie in Tätigkeit zu setzenden Streitmittel so groß, daß es Absurdität oder Verrat sei, gegen diese Richtung etwas unternehmen zu wollen. Kalckreuth war unbestritten der Tätigste dieser Partei. Graf Marsan, der französische Gesandte, stand allerdings auch von Amts wegen in den Reihen dieser Partei, doch erfüllte er in der Tat die ihm vorgeschriebenen Pflichten mit so großer Mäßigung, daß sich aufs neue der Gedanke bei mir erzeugte: daß er nur strenge seiner Amtspflicht nachleben wolle, und daß sein piemontesisches Herz sich über den Untergang von Napoleon trösten würde.

Die zweite französische oder antirussische Partei sagte jedermann, jedoch im größten Vertrauen und bei gut zugemachten Türen, daß ihr deutsches oder preußisches Herz dem Napoleon aufs äußerste abgeneigt sei, daß aber seine Macht doch noch zu groß sei, als daß Preußen etwas gegen ihn unternehmen könne. Der alte General Köckeritz, vieljähriger Generaladjutant des Königs, war wahrscheinlich der Ehrlichste in dieser Partei, da sein friedlicher, aber beschränkter Blick das, was ihm andere vorsagten, in der Regel als Wahrheit annahm. Ob Knesebeck [Flügeladjutant des Königs] und

Ancillon [Erzieher des Kronprinzen, von den Patrioten „der Hofpfaffe" genannt], die als Wortführer jener Partei angesehen werden konnten, es ebenso fest glaubten, oder ob sie sich durch diese Meinung nur gegen den immer stärker ausgesprochenen Franzosenhaß des Volkes in etwas sicher stellen, ein juste milieu bilden wollten, dies will ich nicht weiter prüfen. Beide Parteien vereinigten sich indes, den König von einem Anschluß an Rußland abzuhalten und in der Verbindung mit Frankreich zu erhalten. Die aus Frankreich ankommenden Nachrichten über angeordnete Rüstungsmaßregeln und den dort im Volke herrschenden Enthusiasmus wurden möglichst vergrößert bei uns ausposaunt . . .

Diesem schroff entgegengesetzt stand nun die antifranzösische oder Kriegspartei, die sich wiederum in zwei Hauptabteilungen zerlegte. Die ersten oder radikal Heftigen, zu denen ich allerdings auch gehört habe, wollten ein Losschlagen auf der Stelle; sie glaubten, daß die vorrätigen Streitmittel in Vereinigung mit der Volksstimmung hinreichend waren, um die kleinen, in ihrem Innern aufgelösten zurückgehenden französischen Abteilungen gänzlich aufzureiben. . .

Die zweite Kriegspartei, an deren Spitze Scharnhorst und Hardenberg standen, widersprach zwar den Vorteilen einer augenblicklichen Eröffnung der Feindseligkeiten nicht, glaubte aber der entgegenstehenden Schwierigkeiten wegen die Sache nicht ausführbar und beschränkte sich auf die möglichste Erweiterung unserer Rüstungen und die Beförderung des Abschlusses einer Verbindung mit Rußland.

(von Boyen, Denkwürdigkeiten.)

General von Boyen über das Zaudern des Königs.

Trotz allen ermunternden äußeren und inneren Anzeichen blieb die Stimmung des Königs doch noch immer im höchsten Grade unentschieden. Unaufhörlich bearbeitet von den Friedensparteien, wurde seine persönliche Abneigung gegen den Krieg bis ins Unglaubliche gesteigert; unerachtet seiner Vorliebe für die russischen Kriegseinrichtungen hatte er doch kein Vertrauen zu der von Alexander ausgehenden Kriegslenkung und hierin auch bis zu einem gewissen Grade recht.

Ferner wollte der König von keiner Schilderhebung etwas wissen, wenn Österreich nicht zugleich daran teilnehme, woran damals noch gar nicht zu denken war. Obgleich man in Breslau wußte, daß von Wien aus Herr von Wessenberg heimlich nach London geschickt und sämtliche Provinzialgouverneure nach der Hauptstadt berufen wurden, so erschien doch zugleich aus Wien jenes berühmte Manifest, in dem die Ruhe als das erste Bedürfnis Europas geschildert wurde. Gegen Preußen entschuldigte sich Österreich mit den mit Napoleon eingegangenen Familienverbindungen und seinem aufgelösten Rüstungszustande, während der Unbefangene ganz deutlich sehen konnte, daß die Absicht des Wiener Kabinetts keine andere sei, als das erste Zusammentreffen von Rußland und Preußen mit Frankreich abzuwarten und dann nach den Umständen zu handeln, also in dieser für Europa so wichtigen Zeit im Trüben zu fischen. Alles dieses vermehrte den Mißmut und die Unentschlossenheit des Königs.

Wenn auch vom menschlichen Standpunkt aus dieses Zaudern sich zum Teil erklären läßt, weniger zu verteidigen ist es, wenn ich jetzt zur treuen Vervollständigung jenes Zeitgemäldes noch berichten muß, daß der König im höchsten Grade unbillig gegen den um ihn so hochverdienten Scharnhorst war. Daß Scharnhorst, unterstützt durch die Zeitereignisse, mit seinen Ansichten gesiegt hatte, mochte wohl der Hauptgrund zu diesem Benehmen sein, nur war es ein doppelter Übelstand, daß der König allen Rüstungsvorschlägen dieses Mannes immerwährende Hindernisse in den Weg legte. Nur allein diesem inneren Zerwürfnis ist es zuzuschreiben, daß Preußen nicht schon bei Eröffnung der Feindseligkeiten mindestens 30000 Mann stärker auf dem Schlachtfelde von Görschen auftrat. Was mußte wohl ein solcher Mann wie Scharnhorst empfinden, der der strengen Wahrheit gemäß sagen konnte: Durch mich allein sind die Streitmittel zu einer Rüstung in Preußen vorbereitet, trotz allem Widerstreben habe ich den Gedanken an ein neues Erheben des Staates auf vielfachem Wege aufrecht erhalten, und jetzt werde ich im Augenblick der Benutzung unaufhörlich ge-

kränkt! Dies alles wirkte auch so stark auf Scharnhorst, daß er den Gedanken faßte, aus dem Dienst zu treten. Durch einen glücklichen Zufall hatte ich diese Stimmung von Scharnhorst (der sonst in solchen Dingen selbst gegen seine Freunde verschlossen war) selbst erfahren, und so wurde es mir möglich, dem Staatskanzler davon Nachricht zu geben, der durch seine Vorstellungen den König von da an zu einer anderen Auffassung vermochte. (von Boyen, Denkwürdigkeiten.)

Der englische Diplomat von Ompteda an seine Regierung.

Ende Februar 1813.

Wenn der König länger zaudert, so sehe ich die Revolution als unvermeidlich an.

General von Boyen über den Freiherrn vom Stein in Breslau.

Der Minister Stein, der sich damals bei Alexander in Kalisch aufhielt, sah mit tiefem Unwillen diese Wendung der Dinge, [die Unentschlossenheit des Königs], die ihn außerdem fürchten ließ, daß irgendein lockendes Anerbieten von Napoleon einen gänzlichen Umschwung der Dinge herbeiführen könne. Er faßte daher einen kühnen Entschluß, ließ sich die nötige Vollmacht von Alexander geben und kam den 24. oder 25. Februar durchaus unerwartet nach Breslau, fuhr im Reisewagen vor dem Palais des Königs vor, ließ sich sogleich bei ihm anmelden und zeigte ihm in dieser Audienz so kräftig das Gefährliche seines Zaudersystems, daß der Staatskanzler ebenfalls schnell herbeigeholt und der Abschluß der Allianz nach dem Vorschlage des Kaisers Alexander angenommen wurde. Stein hatte dabei im Namen Alexanders die Zurückberufung von Knesebeck verlangt und erklärt, daß man dort nur die Hinsendung von Scharnhorst oder von mir [Boyen] als eine Bürgschaft des festen Entschlusses im russischen Hauptquartier erwarte, worüber der König, obgleich ich wahrlich nicht daran schuld war, eine lange Zeit sehr ungnädig gegen mich wurde. Scharnhorst reiste nach diesem

Anstoß mit der nötigen Vollmacht sogleich nach Kalisch und am 28. Februar wurde die Verbindung mit Rußland definitiv abgeschlossen [im Vertrag von Kalisch].

Dies soeben geschilderte Unternehmen des Ministers von Stein kann man als das Schlußglied jener Kette von Ereignissen ansehen, durch die gegen den eigentlichen Willen des Königs der Krieg gegen Napoleon und durch diesen die Wiedererhebung des preußischen Staates herbeigeführt und beschleunigt wurde. Der Entschluß dazu war um so verdienstlicher, als es für Stein immerhin bedenklich war, so lange der König noch nicht aus dem Bunde mit Napoleon getreten war und einen französischen Gesandten bei sich hatte, nach Breslau zu kommen, da auf ihm noch die von Napoleon ausgesprochene Acht haftete, kraft welcher Marsan jeden Augenblick seine Verhaftung und Auslieferung fordern konnte; auch bin ich überzeugt, daß, wenn Stein nicht direkt vor das Palais des Königs vorgefahren wäre, seine Gegner alles aufgeboten haben würden, um die Audienz bei dem König zu verhindern. Als Stein von Kalisch abreiste, hatte er schon heftige Gichtschmerzen, aber von der Wichtigkeit des Augenblicks ergriffen, hatte er sich nicht abhalten lassen. Durch die Diskussion mit dem König und dem Staatskanzler geistig noch mehr aufgeregt, steigerte dieses seine Schmerzen so bedeutend, daß er nur mit der äußersten Anstrengung das Palais verlassen und seinen Reisewagen besteigen konnte. In der Eile war verabsäumt worden, für ein Unterkommen Steins zu sorgen, und dieser mußte in seinem leidenden Zustande bei allen Gasthöfen Breslaus vorfahren, um an jedem zu erfahren, daß durch die Menge von zuströmenden Fremden ein Unterkommen unmöglich sei. So kam Stein halb verzweifelt auf den Markt zurückgefahren und begegnete hier zu seinem Glück dem ihm wohlbekannten Major, nachherigen General Lützow. Lützow bot ihm zwei für ihn selbst bestimmte Dachstübchen in einem schlechten Gasthause an, welches zum Werbeplatz der Lützower Schar eingeräumt war. Steins Zustand hatte sich durch alle diese Zögerungen so verschlimmert, daß man ihn mit Mühe aus dem Wagen heben und

sogleich in ein Bett legen mußte, wo er zehn Tage lebensgefährlich darniederlag . . .

Diese unerwartete Krankheit des Ministers Stein, durch die er gleich nach seinem Eintreffen für Breslau wiederum unsichtbar wurde, führte eine diplomatische Mystifikation herbei, die ich hier erzählen will.

Plötzlich hatte sich in Breslau das Gerücht von der unerwarteten Ankunft Steins verbreitet, ohne daß das Publikum anzugeben wußte, wo er geblieben war; der kleinere Kreis seiner Bekannten, der nach und nach sein einsames Krankenlager erfuhr, hatte keine Veranlassung, dies weiter mitzuteilen. So war jenes unbestimmte Gerücht denn auch bis zu dem Grafen Marsan gedrungen, und ihm war bei seinen Nachforschungen auch noch das Gasthaus bezeichnet, in dem Stein eingekehrt sein sollte. Sogleich durchstreiften die Leute des französischen Gesandten die Straße, allein nichts verriet, daß dort der Minister wohne. Um doch hinter die Wahrheit zu kommen, mietete er in dem kleinen Hause eines Drechslers, welches dem Gasthofe gegenüber lag, für vieles Geld eine Kammer, in der 4—5 Tage hindurch fortdauernd eine zur Gesandtschaft gehörige Person zur Beobachtung sich aufgestellt hatte und den Anblick des Ministers Stein zu erhaschen strebte.

(von Boyen, Denkwürdigkeiten.)

Der Freiherr vom Stein liegt in Breslau krank und wird vom König Friedrich Wilhelm III. gemieden.

Februar 1813.

Ein Nervenfieber brachte mich in Breslau dem Tode nahe; während desselben erhielt ich von meinen Freunden, z. B. Prinz Wilhelm, General Blücher, Scharnhorst usw., und von der Masse der Einwohner die rührendsten Beweise von Freude über meine Rückkehr, von Teilnahme an meiner Wiederherstellung; der König blieb ganz verschlossen, (er ließ selbst nicht nach meinem Befinden fragen). Der Staatskanzler war mißtrauisch, besorgt für sein Ansehen, ich möchte Ansprüche auf den Rücktritt in den Dienst machen. — Dem König war die plötzliche von ihm nicht veranlaßte Erscheinung

zweier Personen aus dem Hauptquartier [der andere war der russische Bevollmächtigte von Anstett] und die dadurch herbeigeführte schnelle Entwickelung der Sache unangenehm. Unterdessen wurde ich wieder hergestellt, der angekündigte Besuch des Kaisers verschaffte mir wieder Beweise von Aufmerksamkeit von seiten der Hofleute, man wies mir ein gutes Quartier an, und als gar der Kaiser mich persönlich besuchte, so verdoppelte alles seine Freundlichkeit und seine zuvorkommende Sorgfalt.

(Stein, Lebenserinnerungen.)

von der Marwitz über Hardenberg, Österreich und Metternich.

Ende Februar 1813.

Die Allianz war [mit Rußland am 28. Februar zu Kalisch] geschlossen, und der Krieg sollte losgehen. Hardenberg war des Beitritts der Österreicher gewiß, und wahrscheinlich hat ihm nur dieser Glaube den Entschluß zum Kriege gegeben. Der österreichische Kaiser Franz war aber ein Mann, auf den noch weit weniger zu rechnen war, wie auf unseren König. Er hatte dieselben bürgerlichen Ansichten, dieselbe bürgerliche Lebensart, aber nicht den Eigensinn oder die Ausdauer unseres Königs. Wenn er heute etwas versprochen hatte, konnte man ihn morgen dahin bringen, daß er es zurücknahm, sagend: „Es tut mir leid, aber, halter, es geht nit!" — Sein Minister, der Fürst Metternich, war ein Kerl wie Hardenberg, aber viel schlechter; ebenso liederlich, ebenso unordentlich, ebenso dissipiert, aber mit weniger Ehrgefühl und mehr Pfiffigkeit. Dieser machte Hardenberg glauben, er werde mitgehen, rüstete deshalb, ging aber eigentlich nur darauf aus, während wir, Frankreich und Rußland, uns schwächten, die Richterwage in die Hände zu bekommen und dann durch vorteilhafte Unterhandlungen etwas Kleinliches für Österreich zu erlangen.

(von der Marwitz, Nachrichten aus meinem Leben.)

Die Lützower

Der Breslauer Universitätsprofessor Steffens erzählt aus dem Februar 1813: Das Lützowsche Korps bildete sich in

Breslau und ganz in meiner Nähe. Jahn bewohnte den goldenen Zepter, einen Gasthof in der nämlichen Straße, wo ich wohnte; wenige Häuser von mir entfernt war das Jahnsche Werbehaus, so wie meine Wohnung das für die Detachements. Es war natürlich, daß ein solches Freikorps etwas sehr Anziehendes für die Jugend hatte; das dichterisch Kühne konnte sich, wie man voraussetzte, hier entschiedener äußern; es war die feurige Lyrik des Krieges, wie sie auch später in Körners Gedichten erschien und in allen Gegenden Deutschlands die Gemüter erregte. Gewiß, es war seine herrliche durch seine sittliche Freiheit den ganzen Krieg veredelnde und stärkende Gesinnung, welche durch die Bildung dieses Korps und seine späteren Taten laut wurde.

(Steffens, Was ich erlebte.)

Schüler des Gymnasiums zum Grauen Kloster in Berlin als Kriegsfreiwillige.

Der Berliner Buchhändler Gustav Parthey erzählt in seinen Jugenderinnerungen:

Es gingen im Februar 1813 aus dem Gymnasium vom Grauen Kloster zum Heere:

Von 45 Primanern	39
„ 55 Sekundanern	32
„ 54 Großtertianern	18
„ 57 Kleintertianern	13
Aus den übrigen Klassen	11
Nach Ostern folgten nach	21
	134

Davon kehrten nur 17 in ihre Klassen zurück, viele blieben beim Heere oder gingen zur Universität, zehn waren im Kampfe gefallen, zwei waren vermißt.

Im Jahre 1815 gingen wieder 64 Schüler zum Heere, so daß das Graue Kloster zu den beiden Freiheitskämpfen 200 Mitstreiter gestellt hatte.

Preußen und Österreicher bei Beginn der Erhebung.

General von Boyen erzählt: Der Kontrast des Nationalausdruckes im Österreichischen und Preußischen, der an und für

sich schon sehr verschiedenartig dem Beobachter sich darstellt, war in jenen denkwürdigen Tagen noch um vieles auffallender, die Gesamtheit der Österreicher (achtenswerte Ausnahmen gab es gewiß auch hier) erschien dem beobachtenden Auge wie müde gearbeitete Taglöhner, die mit mattem Schritte nach ihrem harten Lager gehen, während die Mehrzahl von Preußens Bewohnern den Anblick von jungen Leuten gewährten, die, gut ausgeruht, fröhlich einem neuen Tagwerk entgegeneilen. (von Boyen, Denkwürdigkeiten.)

Der Freiherr vom Stein über den Anteil Preußens am Befreiungskampf.

Der Beitritt Preußens zu dem von Rußland begonnenen Kampf war gewagt, denn seine eignen Kräfte waren beschränkt und nicht entwickelt, und die russischen noch schwach, da zwischen Oder und Elbe nicht 40000 Mann standen; ihnen gegenüber stand Napoleon mit allen Kräften Frankreichs, Italiens und des Rheinbundes. Der Entschluß des Königs und seines Volkes bleibt immer edel, es war an jenem vortrefflich, sich den Wünschen seines Volkes anzuschließen, heldenmütig an diesem, mit Strömen von Blut seine Ehre und seine Selbständigkeit wieder zu erkämpfen. Diese Gesinnungen, diese Begeisterung äußerte sich überall im Preußischen und unter meinen Augen in Breslau auf die herrlichste Art. — Wohl teilten diese Gefühle alle übrigen Teile von Deutschland, nicht aber deren Fürsten und Kabinette und nicht deren Offiziere: denn diese schlugen sich mit großer Bitterkeit unter den Fahnen des fremden Herrschers, stolz auf Knechtschaft.

(Stein, Lebenserinnerungen.)

von der Marwitz über das preußische Volk.

Die preußische Nation stand auf einer ganz anderen Stufe als ihr König und sein Ministerium. Sie war nun durch Unglück dahin gekommen, wohin ich acht Jahre früher durch Überlegung. Sie leistete nun, was ich 1805, 1807 und 1811 (jedesmal unter verschiedenen Umständen, aber doch immer zu dem nämlichen Zweck) gehofft und zu bewirken versucht hatte, und so riß sie den König mit sich fort. Sowie nur dessen Auf-

ruf erscholl, lief alles zu den Waffen. Ungeachtet die Anstalten und Absichten sehr zweideutig waren, so fiel doch keinem auch nur der leiseste Zweifel ein, daß es nicht sogleich gegen die Franzosen gehen würde. Das ganze Land wurde augenblicklich ein Heerlager. — Wie nun gleich in den ersten Tagen die Freiwilligen nicht zu Hunderten, sondern zu Tausenden in Breslau eintrafen, da schwoll dem König doch für einen Augenblick das Herz. Er mußte gestehen, daß er das nicht erwartet habe. (Marwitz, Nachrichten aus meinem Leben.

Die Gesinnung des Volks in den Rheinbundstaaten.

Der Franzosenhaß war in ganz Deutschland entflammt. Nur die Regierungen und Höfe wollten oder mußten Napoleon noch Gefolgschaft leisten. Boyen erzählt:

Daß ganz Deutschland, wenn wir schneller hätten vorrücken können, geneigt gewesen wäre, sich an die Gesinnungen des preußischen Volkes anzuschließen, davon gab der am 10. März in Dresden ausgebrochene und von den Landesbehörden nur mit Mühe beschwichtigte Volksaufstand einen deutlichen Beweis. Die von Davout angeordnete Sprengung der Elbbrücke war die Veranlassung zu diesem Ausbruch der Empörung, die indes durch die allgemeine Abneigung gegen Frankreich schon längst im stillen glimmte. In Süddeutschland mag die Stimmung nicht so günstig gewesen sein; viele Regierungen, namentlich der damalige König von Württemberg, waren noch die erklärten Satrapen Napoleons, auch hatte in den süddeutschen Kontingenten die Ehrenlegion sehr häufig über die deutsche Gesinnung gesiegt.

(von Boyen, Denkwürdigkeiten.)

Bericht des Oberpostmeisters Arthelm in Nürnberg an den bayerischen Staatsminister Grafen von Montgelas

über die Volksstimmung in den fränkischen Provinzen Bayerns, besonders in Nürnberg.

Nürnberg, 2. März 1813.

. . . Ich komme nun auf die Stimmung gegen unsere Bundesgenossen, die Franzosen: diese ist in der Tat abscheulich,

und es läßt sich, wenn die russischen Waffen ferner siegreich bleiben und — was jedoch glücklicherweise nicht wahrscheinlich — das Königreich Bayern über kurz oder lang — einen Besuch von russischen oder preußischen Kriegsvölkern erhalten sollte, mit aller Zuverlässigkeit voraussagen, daß es den Franzosen hierzulande — wo nicht schlimmer — doch nicht besser als in Ostpreußen ergehen wird. — Das allerschlimmste dabei ist, daß das Königliche Militär — Offiziere wie Soldaten — in dieser Beziehung mit dem Volke gleichgesinnt sind, beinahe noch mehr als das Volk gegen die französische Nation erbittert — ich möchte sagen — enragiert ist.

Schon dermalen spricht sich diese Erbitterung im vollen Maße aus, und selten kommt ein Franzose — ohne von dem Volk insultiert oder verspottet zu werden — durch. Dieses geschieht hier und überall und wird mit jedem Tage ärger.

Mit einem Wort: der Volksschwindel ist auf das höchste gestiegen, und es braucht nur eines Funkens, und der Teufel bricht in allen Ecken los.

General von Bülow und die Bibel.

Stargard, 6. März 1813.

Ich möchte, wie Cromwell seinen roten Brüdern, einem jeden Kavalleristen eine Bibel an den Sattelknopf hängen und bei der Schlacht ihm zurufen: Gott hat den Verruchten in Eure Hände gegeben!

Die freiwilligen Gaben in Breslau.

Februar und März 1813.

Scharnhorsts Adjutant von Hüser erzählt: Die Menge freiwilliger Gaben und besonders des Silberzeugs, die in den Wochen vor Aufbruch der Armee beim General Scharnhorst abgeliefert wurden und durch meine Hände gingen, grenzt wirklich ans Unglaubliche. Ganze Waschkörbe voll der schwersten silbernen Suppenterrinen, Armleuchter, Schüsseln, Schalen usw. habe ich in die Münze geliefert, ebenso die prachtvollsten Schmuckgegenstände aller Art, und war ich damit besonders beschäftigt. (Denkwürdigkeiten des Generals v. Hüser.

Beispiele von Opferwilligkeit aus dem Frühjahr 1813.

Die erste öffentlich erwähnte Gabe kam von der katholischen Gemeinde zu Marienburg in Westpreußen. Schon um Neujahr stellte sie alles entbehrliche Silberzeug ihrer Kirche, etwa 100 Mark an Gewicht, dem Staat zur Verfügung. Der erste Geldbeitrag war vom Schneidermeister Hans Hofmann in Breslau, 100 Taler.

(Nach Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit.)

Die zurückgebliebenen Zöglinge der 2. Kompagnie des Kadettenkorps, obgleich nicht an Mut, doch an Jahren ihren bereits nach Breslau abgegangenen Mitbrüdern nachstehend, so daß sie noch nicht wie diese die Bahn des Ruhmes im Kampfe für König und Vaterland betreten können, haben ihren Patriotismus dadurch zu bewähren gesucht, daß sie unter sich 40 Taler gesammelt und als Beitrag zur Ausrüstung eines Freiwilligen eingesendet haben.

*

Das Vaterland ist in Gefahr! Welch über alles herzerschütternder Gedanke, der gewiß jeden biedern Preußen anfeuern wird, zu den jetzt so sehr großen Ausgaben des Staats nach Verhältnissen seines Vermögens oder Einkommens aufs tätigste und schleunigste beizutragen. Zu diesem Ende finde ich mich veranlaßt, die Hälfte meines jährlichen Gehalts und zwei goldene Trauringe mit der größten Freude als kleines Opfer dem Vaterlande darzubringen in dem so süßen Gefühle . . ., dem Staate seine Selbständigkeit wiederzugeben oder für selbigen zu sterben. Wahrlich ich würde diese kleine Gabe auf keinen Fall zur öffentlichen Kenntnis bringen, wenn ich nicht damit die Absicht und den innigen Wunsch verbände, sämtliche Besitzer solcher Ringe darauf aufmerksam zu machen, daß durch Hingebung derselben mehrere Millionen bares Geld zu dem so erhabenen und allgemeinen Zweck zusammengebracht werden können.

Stargard in Pommern, den 16. Februar.

von Katzeler, Hauptmann.

*

Berlin, den 12. März.

Die Königliche Aufforderung an die gebildeten Jünglinge unseres Vaterlands tönt in die Herzen wie eine Stimme Gottes. Ich erbiete mich, drei unvermögenden Jünglingen, die sich den edlen Freischützen anschließen wollen, zur vorschriftsmäßigen Ausrüstung und zum Ersatz der Reisekosten nach Breslau behilflich zu sein.

Buchhändler Fr. Braunes.

*

Von Waldenburg sind 13 Bergleute und Bergeleven als Freiwillige angekommen. Die dortige Knappschaft hatte 221 Taler zu ihrer Ausrüstung zusammengeschossen.

*

Der Erb- und Gerichtsschulze Joseph Lanzfeld aus Weisselsdorf brachte ein schönes Kavalleriepferd mit der Erklärung: »Fünf Stück haben mir die Franzosen mitgenommen, so will ich ihnen das sechste nachschicken.«

*

Von einem treuen Westfälinger: 50 Säbelklingen; »laßt euch von ihnen freie Bahn nach dem Rhein machen!«

*

Ein junger elternloser Mann, dem der Ruf des Vaterlandes winkt, war nur imstande, sich das Tuch zu den Beinkleidern anzuschaffen. Er ist zu arm, um den Macherlohn zu bezahlen und sich Waffen anschaffen zu können, und bittet Patrioten um Unterstützung.

*

Zwei goldene Trauringe mit den Worten: »Wir haben durch des Krieges Unglück alles verloren, nichts blieb uns übrig als unsere Trauringe; hier sind sie mit Freuden.

Der Kupferschmied Seeling und seine Frau.«

*

Der Feldwebel Held der 3. Kompagnie des 2. schlesischen Infanterieregiments, welcher bereits 31 Jahre dient, hat die Hälfte seines monatlichen Soldes, drei Taler 6 Groschen eingesendet.

*

Von 3 patriotischen Dienstmädchen: ein silberner Becher, eine silberne Nadelbüchse, sieben Medaillen und 25 Taler.

*

Von einem invaliden Offizier zwei goldene Trauringe: »Das einzige, was ich noch besitze, leg' ich mit Freuden auf den Altar des Vaterlandes.«

*

Der Schuhmacher Valentin: 3 Paar neue Stiefel und zehn Taler. (Nach Förster, Geschichte der Befreiungskriege.)

Barthold Niebuhr an seine Schwägerin.

Berlin, 6. März 1813.

Nicht jede Handlung, die sich selbst dem Enthusiasmus und der Vaterlandsliebe zuzählt, ist rein; aber die reinen und großen Opfer stehen zu klar da. So hat ein Herr v. St. (Offizier) die sämtlichen Revenuen seines Guts, 3000 Taler, geschenkt; ein anderer gibt fünf Kavalleriepferde, alle tüchtigen Arbeitspferde von seinen Gütern, zum Train, 300 Scheffel Getreide, unterhält eine Anzahl Dienstpferde und stellt sich mit zwei Leuten beritten; ein Herr v. B. zieht als Gemeiner (er war Offizier) mit sieben oder gar mehr, auf seine Kosten montierten und bewaffneten Kavalleristen; ein hiesiger Bankier hat nach und nach zwanzig Freiwillige gekleidet und beritten gemacht; ein Gelbgießer ist mit allen seinen Arbeitern und Gesellen ausgezogen, Dienst zu nehmen und hat sein Haus geschlossen. Hier aus Berlin sollen 11000 Freiwillige sich gemeldet haben. Freudig zu geben, ist eine so allgemeine Sache, daß niemand sich damit eitel machen kann: das Gegenteil macht Schande. Als der König Potsdam

verlassen wollte, wurden Pferde zur Aushebung gefordert; die Franzosen waren Herren im Lande; alle wurden gestellt, ohne eine Ausnahme. Ebenso die sogenannten Krümper usw. (geübte, teils beurlaubte, teils für gewöhnliche Zeiten entlassene Soldaten), nirgends blieben sie aus, man zog sie unter den Augen der Franzosen zusammen und schickte sie nach Schlesien. Sie fragten nur ängstlich, ob es gewiß auch gegen die Franzosen gehe? Und die Offiziere durften es ihnen nur durch Winke zusichern. Diese Rüstungen, das Zusammentreten und Fortgehen der Freiwilligen, während die Franzosen hier mit einer Armee standen, gehört zu den sonderbarsten und merkwürdigsten Ereignissen.

Der spanische Gesandte am preußischen Hof an seine Regierung.

Es ist unmöglich, nicht elektrisiert zu werden, wenn man das Feuer sieht, mit welchem hier das Volk seinem Nationalgeiste Luft macht, welcher bisher unter der schmachvollen Herrschaft einer gewalttätigen Politik erstarrt und unter dem drückenden Joch der französischen Legionen niedergehalten wurde. Die Schwester des Königs hat ihren sämtlichen Schmuck dem Schatz übergeben, damit er zu dem Kriege verwendet werde, und auf der Stelle haben alle Frauen sich beeifert, für so lobenswerten Zweck ihren Schmuck bis auf die geringsten Kleinigkeiten zum Opfer zu bringen. Wenn ich sage: alle Frauen, so übertreibe ich nicht, denn ich glaube nicht, daß sich mit Ausnahme der ganz armen, die nichts besitzen, auch nur eine einzige ausgeschlossen hat. Sämtliche goldene Trauringe wurden auf dem Altar des Vaterlandes niedergelegt, und die Regierung tauscht diese Ringe gegen andere um, welche die Inschrift führen: »Gold gab ich für Eisen« . . .

Napoleon an Eugen Beauharnais,
Vizekönig von Italien, in Berlin.

Paris, 5. März 1813.

. . . Bleiben Sie in Berlin, so lange Sie können. Statuieren Sie Exempel strenger Disziplin. Bei der geringsten Auffässigkeit einer preußischen Stadt, eines preußischen Dorfes

lassen Sie dieselben in Brand stecken, selbst Berlin, wenn es sich schlecht benimmt.

Die Stiftung des eisernen Kreuzes
am 10. März 1813.

General von Boyen erzählt:

Es freut mich, hier sagen zu können, daß der König jetzt auch mit einem ihm eigenen Gedanken hervortrat, der vielfach und günstig in die Stimmung der Zeit eingriff. Es war dies die Stiftung des eisernen Kreuzes; ich habe den eigenhändigen ersten Entwurf des Königs sowie die von ihm mit Bleistift entworfene Zeichnung selbst in Händen gehabt.

Es war dies in jeder Hinsicht ein glücklicher Gedanke: die Eigentümlichkeit des gewählten Zeichens, welches von allen bisherigen Dekorationen abwich, das Metall, aus dem es bestand, und das zugleich als Symbol der Zeit dienen konnte, die Form, die an die deutschen Ritter in Preußen erinnerte, vor allem aber das gleiche Anrecht des Soldaten wie des Generals gaben diesem Schmuck einen großen Wert und erzeugten bei dem allgemeinen Wunsch, ihn zu erwerben, mehr als eine kühne Tat.

Auch wurde jetzt der General Yorck, der bis dahin, wenn auch zuletzt noch pro forma, von seinem Kommando suspendiert war, durch eine öffentliche Erklärung wiederum in Diensttätigkeit gesetzt. (von Boyen, Denkwürdigkeiten.)

Die Einführung der preußischen Nationalkokarde.
März 1813.

Da das Heer hinfüro nur aus Eingeborenen des Staates bestehen sollte, zugleich um den vaterländischen Sinn in der Nation zu heben und zu verstärken, wurde eine Nationalkokarde mit den preußischen Farben als ein Ehrenzeichen allgemein eingeführt. Sie war eine weitere Ausführung des im Jahre 1807 ohne besonderen Bezug hierauf unter dem damaligen Gouvernement des Flügeladjutanten Obersten Graf von Götzen in Schlesien an den bis dahin üblichen einfachen schwarzen Kokarden angebrachten weißen Randes.

(von Reiche, Memoiren.)

Die Deputierten der preußischen Provinzen zu Breslau im März 1813.

Aus allen Provinzen waren schon seit drei Wochen Deputierte in Breslau. Diese waren behandelt worden wie 1811. Sie kamen alle mit Anerbietungen zu freiwilligem Dienst, zur Errichtung von Landwehrtruppen, Stellung von Nationalregimentern usw. Keiner wurde gehört, keinem wurde gedankt, keinem widerfuhr auch nur die mindeste freundliche Behandlung, und dann erschien das Edikt, welches gerade dasjenige befahl, was sie freiwillig angeboten hatten. Es war schändlich. Alle gingen unzufrieden nach Hause, vorzüglich aber wurden die Schlesier wütend, die beinahe alle in Person zugegen gewesen waren. Die meisten gaben sich nun das Wort, nicht zu dienen, und bekümmerten sich um nichts, wodurch es geschah, daß drei Monate nachher für die schlesische Landwehr noch beinahe nichts geschehen war, und sie erst im Juli und August durch die Tätigkeit des Generals Gneisenau zustande kam.

(von der Marwitz, Nachrichten aus meinem Leben.)

Theodor Körner an seinen Vater

bei seinem Eintritt in das Lützowsche freiwillige Jägerkorps.

Wien, 10. März 1813.

Liebster Vater! Ich schreibe dir diesmal in einer Angelegenheit, die, wie ich das feste Vertrauen zu Dir habe, Dich weder befremden noch erschrecken wird. Neulich schon gab ich Dir einen Wink über mein Vorhaben, das jetzt zur Reife gediehen ist.

Deutschland steht auf, der preußische Adler erweckt in allen treuen Herzen durch seine kühnen Flügelschläge die große Hoffnung einer deutschen, wenigstens norddeutschen Freiheit. Meine Kunst seufzt nach ihrem Vaterlande, — laß mich ihr würdiger Jünger sein! — Ja, liebster Vater, ich will Soldat werden, will das hier gewonnene glückliche und sorgenfreie Leben mit Freuden hinwerfen, um, sei's auch mit meinem Blute, mir ein Vaterland zu erkämpfen. Nenn's nicht Übermut, Leichtsinn, Wildheit!

Vor zwei Jahren hätte ich es so nennen lassen; jetzt, da ich weiß, welche Seligkeit in diesem Leben reifen kann, jetzt, da alle Sterne meines Glücks in schöner Milde auf mich niederleuchten, jetzt ist es, bei Gott, ein würdiges Gefühl, das mich treibt, jetzt ist es die mächtige Überzeugung, daß kein Opfer zu groß sei für das höchste menschliche Gut, für seines Volkes Freiheit. Vielleicht sagt Dein bestochenes väterliches Herz: Theodor ist zu größeren Zwecken da, er hätte auf einem anderen Felde Wichtigeres und Bedeutendes leisten können, er ist der Menschheit noch ein großes Pfund zu berechnen schuldig. Aber, Vater, meine Meinung ist die: zum Opfertode für die Freiheit und für die Ehre der Nation ist keiner zu gut, wohl aber sind viele zu schlecht dazu! Hat mir Gott wirklich etwas mehr als gewöhnlichen Geist eingehaucht, der unter deiner Pflege denken lernte, wo ist der Augenblick, wo ich ihn nicht mehr geltend machen kann! Eine große Zeit will große Herzen, und ich fühl' die Kraft in mir, eine Klippe sein zu können in dieser Völkerbrandung, ich muß hinaus und dem Wogensturme die mutige Brust entgegendrücken.

Soll ich in feiger Begeisterung meinen siegenden Brüdern meinen Jubel nachleiern? Soll ich Komödien schreiben auf dem Spotttheater, wenn ich den Mut und die Kraft mir zutraue, auf dem Theater des Ernstes mitzusprechen? Ich weiß, Du wirst manche Unruhe erleiden müssen, die Mutter wird weinen! Gott tröste sie! Ich kann's Euch nicht ersparen. Des Glückes Schoßkind rühmt' ich mich bis jetzt; es wird mich jetzo nicht verlassen. Daß ich mein Leben wage, das gilt nicht viel; daß aber dies Leben mit allen Blütenkränzen der Liebe, der Freundschaft, der Freude geschmückt ist, und daß ich es doch wage, daß ich die süße Empfindung hinwerfe, die nur in der Überzeugung lebte, Euch keine Unruhe, keine Angst zu bereiten, das ist ein Opfer, dem nur ein solcher Preis entgegengestellt werden darf. Sonnabend oder Montag reise ich von hier ab, wahrscheinlich in freundlicher Gesellschaft; vielleicht schickt mich auch [Wilhelm von] Humboldt als Kurier. In Breslau, als dem Sammelplatze, treffe ich zu den freien Söhnen Preußens, die in schöner Begeisterung sich zu den

Fahnen des Königs gesammelt haben. Ob zu Fuß oder zu Pferd, darüber bin ich noch nicht entschieden; das kommt einzig auf die Summe Geldes an, die ich zusammenbringe. Toni [Körners Braut] hat mir auch bei dieser Gelegenheit ihre große, edle Seele bewiesen. Sie weint wohl, aber der geendigte Feldzug wird ihre Tränen schon trocknen. — Die Mutter soll mir ihren Schmerz vergeben; wer mich liebt, soll mich nicht verkennen, und Du wirst mich Deiner würdig finden. Dein Theodor.

Der Aufruf König Friedrich Wilhelms III. vom 17. März 1813:

An mein Volk.

So wenig für Mein treues Volk als für Deutsche, bedarf es einer Rechenschaft über die Ursachen des Kriegs, welcher jetzt beginnt. Klar liegen sie dem unverblendeten Europa vor Augen. — Wir erlagen unter der Übermacht Frankreichs. Der Frieden, der die Hälfte meiner Untertanen mir entriß, gab uns seine Segnungen nicht; denn er schlug uns tiefere Wunden als selbst der Krieg. Das Mark des Landes ward ausgesogen, die Hauptfestungen blieben vom Feinde besetzt, der Ackerbau ward gelähmt, sowie der sonst so hoch gebrachte Kunstfleiß unserer Städte. Die Freiheit des Handels ward gehemmt, und dadurch die Quelle des Erwerbs und des Wohlstands verstopft. Das Land ward ein Raub der Verarmung. — Durch die strengste Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten hoffte Ich Meinem Volke Erleichterung zu bereiten und den französischen Kaiser endlich zu überzeugen, daß es sein eigener Vorteil sey, Preußen seine Unabhängigkeit zu lassen. Aber Meine reinsten Absichten wurden durch Übermut und Treulosigkeit vereitelt, und nur zu deutlich sahen wir, daß des Kaisers Verträge mehr noch wie seine Kriege uns langsam verderben mußten. Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung über unsern Zustand aufhört. — Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Lithauer! Ihr wißt, was Ihr seit fast sieben Jahren erduldet habt, Ihr wißt, was Euer trauriges Loos

ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden. Erinnert Euch an die Vorzeit, an den großen Kurfürsten, den großen Friedrich! Bleibt eingedenk der Güter, die unter ihnen unsere Vorfahren blutig erkämpften: Gewissensfreiheit, Ehre, Unabhängigkeit, Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft. Gedenkt des großen Beispiels unserer mächtigen Verbündeten, der Russen, gedenkt der Spanier, der Portugiesen. Selbst kleinere Völker sind für gleiche Güter gegen mächtigere Feinde in den Kampf gezogen und haben den Sieg errungen. Erinnert Euch an die heldenmüthigen Schweitzer und Niederländer. — Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden: denn unser Beginnen ist groß, und nicht geringe die Zahl und die Mittel unserer Feinde. Ihr werdet jene lieber bringen für das Vaterland, für Euren angebornen König, als für einen fremden Herrscher, der wie so viele Beispiele lehren, Eure Söhne und Eure letzten Kräfte Zwecken widmen würde, die Euch ganz fremd sind. Vertrauen auf Gott, Ausdauer, Muth, und der mächtige Beistand unserer Bundesgenossen werden unseren redlichen Anstrengungen siegreichen Lohn gewähren. Aber, welche Opfer auch von Einzelnen gefordert werden mögen, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein. Es ist der letzte entscheidende Kampf, den wir bestehen für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit, unsern Wohlstand; keinen andern Ausweg giebt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet Ihr getrost entgegengehen um der Ehre willen, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermag. Allein wir dürfen mit Zuversicht vertrauen: Gott und unser fester Willen werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen sicheren glorreichen Frieden und die Wiederkehr einer glücklichen Zeit.

Breslau, den 17. März 1813. Friedrich Wilhelm.

Der Aufruf „An mein Volk" ist verfaßt vom preußischen Staatsrat Theodor von Hippel, einem Neffen des Königsberger Dichters und Staatsmanns.

Aus dem Landwehrgesetz
vom 17. März 1813.

§ 5. Die Landwehr besteht aus Freiwilligen, und zunächst aus den wehrbaren Männern vom 17. bis zum 40. Jahre einschließlich, welche zur Ergänzung der Freiwilligen auf die bestimmte Anzahl Landwehrmänner, ohne Rücksicht auf Stand und Bedienung . . . nach den Jahrgängen durchs Los bestimmt werden.

§ 12. Die Offiziere, Unteroffiziere und Gemeine leisten den gewöhnlichen Eid des stehenden Heeres und stehen mit diesem in gleichem Range, in gleichen Vorrechten, und daher auch in gleichen Verpflichtungen.

§ 13. Die Landwehrmänner kleiden sich selbst oder sie werden von den Ständen oder Kommunen gekleidet, nachdem es die Umstände erfordern.

3. Beilage.

1. Die Bekleidung eines Landwehrmannes kann bestehen in einer Litewka von blauem oder schwarzem Tuch mit farbigem Kragen der Provinz, langen, weiten, leinenen Hosen, Stiefeln oder Schuhen mit kurzen leinenen Stiefeletten, einer Mütze von dem Tuch der Litewka mit dem Tuch des Kragens unten besetzt.

3. Die Offiziere tragen die Interimsuniform der Stände, jedoch ohne alle Stickerei und eine ähnliche Mütze wie die Landwehrmänner.

6. Jeder Landwehrmann ist verpflichtet, sich selbst zu kleiden. Dies wird ihn um so weniger drücken, als dem guten Rock des Landmannes leicht die Form einer Litewka gegeben werden kann. Wo der einzelne Mann seine Bekleidung nicht selbst beschaffen kann, wird der Kreis dafür sorgen.

4. Beilage.

1. Die Landwehr, welche sich bei der Infanterie jederzeit in 3 Gliedern stellt, wird im ersten Gliede mit Piken, in den beiden hintern Gliedern mit Flinten bewaffnet.

2. Die Flinten und die dazu gehörige Munition liefert

die Regierung. Die Piken, welche an 8 Fuß langen Stangen mit 6 Zoll langen spitzen Beschlägen versehen sein müssen, wird der Kreis anfertigen lassen. — —

Alle wehrbaren Männer, welche nicht zur Landwehr gezogen werden, bilden einen Landsturm, welcher den Feind im Kreise erwartet.

Ernst Moritz Arndt über Landwehr und Landsturm.

Die Landwehr ... wird ordentlich soldatisch geübt und bewaffnet und ist bestimmt, nicht allein die Landschaft, wo sie errichtet wird, zu verteidigen, sondern auch weiter auszuziehen, und das wirkliche Kriegsheer zu verstärken. Sie ist die Wehr des Vaterlandes in Zeit des Krieges, besonders wann ein feindliches Volk mit zahlreichen Haufen sich heranwälzt und das Vaterland zu unterdrücken droht.

Der Landsturm besteht neben und außer der Landwehr aus allen waffenfähigen Männern ohne Unterschied des Alters und des Standes. Er ist bloß bestimmt, die Landschaft und den nächsten eigenen Herd zu beschützen, und wird nicht aus der Landschaft in entfernte Grenzen geführt. Wo der Feind ein- und andringt, da sammeln sich die Männer, fallen auf ihn, umrennen ihn, schneiden ihn ab, überfallen seine Zufuhren und Rekruten, erschlagen seine Kuriere, Boten, Kundschafter und Späher, kurz, tun ihm allen Schaden und Abbruch, den sie ihm möglicherweise tun können; welches ihnen durch die Kenntnis von Stegen und Wegen und von allen Gelegenheiten und Schlupfwinkeln möglich ist. Sie sind dem Feinde ein furchtbares Heer, weit furchtbarer als ordentliche Soldaten, weil sie allenthalben und nirgend sind, weil sie immer verschwinden und immer wieder kommen. Dieser Landsturm steht nun auf, wann der Feind da oder doch nahe ist; wann die Gefahr vorüber, so geht jeder, wie ihm gefällt, wieder in sein Haus, an seine Arbeit, an sein Geschäft. Er gebraucht alles, was Waffen heißt, und wodurch man Überzieher und Bedränger ausrotten kann: Büchsen, Flinten, Speere, Keulen, Sensen usw.; auch sind ihm alle Kriegskünste, Listen und Hinterlisten erlaubt, wodurch er mit der mindesten

Gefahr bei Tag und Nacht den Feind vertilgen kann: denn der Räuber und Überzieher hat in seinem Lande nichts zu tun ... (Arndt, Was bedeutet Landsturm und Landwehr?)

Aus dem Landsturmlied von Max von Schenkendorf.

März 1813.

Die Feuer sind entglommen
auf Bergen nah und fern,
ha, Windsbraut, sei willkommen,
willkommen Sturm des Herrn!

O zeuch durch unsre Felder
und reinige das Land,
durch unsre Tannenwälder,
du Sturm, von Gott gesandt! ...

Das Land ist aufgestanden —
ein herrlich Osterfest —
ist frei von Sklavenbanden,
die hielten nicht mehr fest.

Beschritten ist der Grenze
geweihter Zauberkreis,
nicht mehr um Eichenkränze
ficht Jüngling nun und Greis.

Nun gilt es um das Leben,
es gilt ums höchste Gut,
wir setzen dran, wir geben
mit Freuden unser Blut ...

Wie die Landwehr in den Streit ziehen soll.

Der Krieg, der nicht für Raub und Eroberung geführt wird, sondern für das Vaterland und für die Freiheit, ist ein heiliger Krieg, und die Menschen müssen also ihre Herzen und Gedanken zu Gott und zum Himmel erheben; denn durch Frömmigkeit und Treue allein werden sie die Verruchtheit und Treulosigkeit besiegen.

Wenn also der Landsturm die Glocken läutet gegen den Feind und auszieht, so soll das große Werk mit Gottesdienst und Gebet begonnen werden, denn die Herzen gehen desto mutiger in den Streit.

Bei der Landwehr aber wäre folgende Zucht wohl löblich:

Sowie die junge Mannschaft eines Kreises versammelt ist, wird feierlich Gottesdienst gehalten, und es wird den Jünglingen ausgelegt, was Krieg überhaupt und Krieg für das Vaterland und gegen die Franzosen bedeutet, und wie sie... nicht leiden dürfen, daß diese ihre Herren bleiben; es wird ihnen erzählt und vorgehalten, wie ihr Land sonst glücklich und ruhmvoll gewesen, und wie es durch ihre Tugend und Redlichkeit das wieder werden soll; es wird ihnen eingeschärft, daß der Tod für das Vaterland im Himmel und auf Erden ein großes Lob ist; es wird durch Reden und Predigten und durch geistliche und kriegerische Lieder ihr Gemüt zu Treue, Ruhm und Tugend entzündet.

Das auch ist eine fromme und christliche Sitte, daß jeden Tag nach geschehenen Kriegsübungen die Mannschaft sich feierlich in Reihen stellt und, ehe sie auseinander geht, ein geistliches Lied singt; das geschehe auch vor und nach der Schlacht unter offenem Himmel. Solches gibt Mut und Freudigkeit und bewahrt vor vielem Bösen.

Beim Eintritt in die Landwehr wird ein teurer und fester Eid geleistet, immer aber in großer Gemeinschaft, so daß einige Hunderte oder Tausende zugleich schwören und vorher feierlicher Gottesdienst und Einsegnung ist.

Auch werden die Fahnen mit christlichem Gebet und ernster Andacht eingeweiht.

Zieht eine Landwehr aus der Heimat gegen den Feind, so ist feierlicher Gottesdienst und Einsegnung; die ganze Mannschaft empfängt das heilige Abendmahl zum christlichen Gedächtnis und zu christlicher Freudigkeit und geht so mit Gott, wie er es will, in den Sieg oder in den Tod.

Äußere Zierlichkeit ist nicht not, wo nur das Herz und der Arm gefordert wird.... Für einen Vaterlandskrieger bedarf es nur warmer Kleidung und Wehr und Geschütz und nichts weiter: der rechte Mut und die rechte Treue ersetzen alles und wollen keinen Prunk. Doch muß ein gemeinsames Zeichen, woran alle Deutsche, welche für das Vaterland aus-

ziehen, sich erkennen mögen. Da sind neben dem Zeichen jeder Landschaft zwei Zeichen die besten: erstlich ein Kreuz, woran ein Schwert hängt; das Kreuz weist auf die Heiligkeit der Sache, das Schwert auf den Rachekrieg gegen die fremden Unterdrücker, — zweitens ein bloßes Schwert mit Eichenblättern: Eichenlaub war weiland der Lorbeerkranz der freien Deutschen, die Eiche ist Deutschlands rechter Baum, das Schwert bedeutet Krieg gegen die Fremdlinge.

(Arndt, Was bedeutet Landsturm und Landwehr?)

Aus Arndts Katechismus für den deutschen Wehrmann.

Von Freiheit und Vaterland.

Und es sind elende und kalte Klügler aufgestanden in diesen Tagen, die sprechen in der Nichtigkeit ihrer Herzen: Vaterland und Freiheit, leere Namen ohne Sinn, schöne Klänge, womit man die Einfältigen betört! Wo es dem Menschen wohlgeht, da ist sein Vaterland, wo er am wenigsten geplagt wird, da blüht seine Freiheit.

Diese sind wie die dummen Tiere nur auf den Bauch und auf seine Gelüste gerichtet und vernehmen nichts von dem Wehen des himmlischen Geistes.

Sie grasen wie das Vieh nur die Speise des Tages, und was ihnen Wollust bringt, deucht ihnen das Einziggewisse.

Darum heckt Lüge in ihrem eitlen Geschwätz, und die Strafe der Lüge brütet aus ihren Lehren.

Auch ein Tier liebet; solche Menschen aber lieben nicht, die Gottes Ebenbild und das Siegel der göttlichen Vernunft nur äußerlich tragen.

Der Mensch aber soll lieben bis in den Tod und von seiner Liebe nimmer lassen noch scheiden.

Das kann kein Tier, weil es leicht vergisset, und kein tierischer Mensch, weil ihm Genuß nur behagt.

Darum, o Mensch, hast du ein Vaterland, ein heiliges Land, ein geliebtes Land, eine Erde, wonach deine Sehnsucht ewig dichtet und trachtet.

Wo dir Gottes Sonne zuerst schien, wo dir die Sterne des Himmels zuerst leuchteten, wo seine Blitze dir zuerst seine Allmacht offenbarten, und seine Sturmwinde dir mit heiligen Schrecken durch die Seele brauseten, da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland.

Wo das erste Menschenaug sich liebend über deine Wiege neigte, wo deine Mutter dich zuerst mit Freuden auf dem Schoße trug, und dein Vater dir die Lehren der Weisheit und des Christentums ins Herz grub, da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland.

Und seien es kahle Felsen und öde Inseln, und wohne Armut und Mühe dort mit dir, du mußt das Land ewig lieb haben; denn du bist ein Mensch und sollst nicht vergessen, sondern behalten in deinem Herzen.

Auch ist die Freiheit kein leerer Traum und kein wüster Wahn, sondern in ihr lebt dein Mut und dein Stolz und die Gewißheit, daß du vom Himmel stammest.

Da ist Freiheit, wo du leben darfst, wie es dem tapfern Herzen gefällt; wo du in den Sitten und Weisen und Gesetzen der Väter leben darfst; wo dich beglücket, was schon deinen Urelternvater beglückte; wo keine fremden Henker über dich gebieten und keine fremden Treiber dich treiben, wie man das Vieh mit dem Stecken treibt.

Dieses Vaterland und diese Freiheit sind das Allerheiligste auf Erden, ein Schatz, der eine unendliche Liebe und Treue in sich verschließt, das edelste Gut, was ein guter Mensch auf Erden besitzt und zu besitzen begehrt.

Darum auch sind sie gemeinen Seelen ein Wahn und eine Torheit allen, die für den Augenblick leben.

Aber die Tapfern heben sie zum Himmel empor und wirken Wunder in dem Herzen der Einfältigen.

Auf denn, redlicher Deutscher! Bete täglich zu Gott, daß er dir das Herz mit Stärke fülle und deine Seele entflamme mit Zuversicht und Mut.

Daß keine Liebe dir heiliger sei als die Liebe des Vaterlandes und keine Freude dir süßer als die Freude der Freiheit.

Damit du wieder gewinnest, worum dich Verräter betrogen, und mit Blut erwerbest, was Toren versäumten. Denn der Sklav ist ein listiges und geiziges Tier, und der Mensch ohne Vaterland der unseligste von allen.

Gneisenau an den Kammergerichtsrat Eichhorn.

Liegnitz, 19. März 1813.

Es ist eine große herzerhebende Zeit . . . Es wird mir schwer, mich der Tränen zu erwehren, wenn ich all diesen Edelmut, diesen hohen deutschen Sinn gewahr werde . . . Welches Glück, so lange gelebt zu haben, bis diese weltgeschichtliche Zeit eintrat. Nun mag man gern sterben, wir hinterlassen unseren Nachkommen die Unabhängigkeit.

Scharnhorst an seine Tochter,

Gräfin Julie Dohna, über die Behandlung der Freiwilligen.

19. März 1813.

Es soll in der äußeren Behandlung der jungen Männer auf eine ihrer bisherigen Bildung und künftigen Bestimmung gleich angemessene Weise verfahren werden. Es soll darauf gesehen werden, daß ihnen der Dienst auf keine Weise verleidet, aber zu gleicher Zeit auch nichts verabsäumt werde, um in ihnen den jeglichem Kriegsheere unentbehrlichen Geist der Disziplin und Kriegszucht tief und unauslöschlich zu begründen. Es soll ihnen demnach keine ungesetzmäßige Handlung durchgesehen, keine zweckwidrige Ungebundenheit gestattet werden; sie sind in diesem Punkte gerade so streng wie das übrige Militär zu behandeln. Dagegen muß ihre Zurückweisung bei Unwissenheit oder Unbeholfenheit im Dienste auf eine liebreiche und väterliche Art geschehen; bei ihrer begreiflichen Unbekanntschaft mit dem Wesen und den Verhältnissen des Dienstes muß nicht gleich alles auf einmal verlangt, zumal im Anfange mancher Fehlgriff übersehen und ihnen das, was sie erlernen sollen, nach und nach in folgerechter Ordnung beigebracht werden.

Demagogenriecherei.

General Yorck war am 17. März in Berlin eingezogen.

Gleich nach der Rückkehr des Kaisers Alexander nach

Kalisch ging der König auf ein paar Tage nach Berlin, wo eben das Korps des Generals Yorck eingerückt war. Als ich einen von der damaligen näheren Umgebung des Königs um den Zweck dieser schleunigen Reise fragte, sagte mir dieser sehr wichtig: Ja! der König müsse hingehen, um die Soldaten, welche Yorck ganz vom König abwendig mache, wieder für sich zu gewinnen. (von Boyen, Denkwürdigkeiten.)

Berliner Landsturm.

Frühjahr 1813.

Die meisten Einwohner wurden von der allgemeinen Begeisterung mit fortgerissen und fügten sich willig der ungewohnten Beschäftigung des Exerzierens. Der Berliner Volkswitz trug auch manches zur Erheiterung der Übellaunigen bei. So hatte man herausgefunden, daß in der Wilhelmstraße fast sämtliche Falstaffsche Rekruten aus Heinrich IV. 2. Teil beisammen waren: Schatte, Schimmelig, Schwächlich, Warze, Bullenkalb. Schatte wurde durch den Direktor Zeune repräsentiert, einen zarten, blassen Mann, der als Vorsteher der Blindenanstalt durch ein wunderbares Spiel des Zufalls schon damals an den Augen litt und später fast gänzlich erblindete; Schwächlich war der Historiker Niebuhr, dessen hervorragenden Geist niemand in der unansehnlichen Figur suchte; Warze, der kleine, etwas verwachsene Schleiermacher; Bullenkalb, der Buchhändler Reimer, von mehr dicker als großer Gestalt, mit freiem Halse und lang herabwallenden Haaren; Schimmelig, der überaus blasse und blonde Franz Horn.

(Parthey, Lebenserinnerungen.)

Ernst Moritz Arndt an Gneisenau.

Gneisenau hielt sich, aus England zurückgekehrt, noch ohne festes Kommando in Breslau auf.

Königsberg, 20. März 1813.

Ich hoffe, Sie werden sich den Stolz nehmen, der dem Verdienst gebührt ... Meine Überzeugung steht fest, daß Schufte nie Ehrenmänner, Memmen nie Helden werden, auch daß sich an Schande kein Glanz der Tugend und Ehre hängt. Man muß diese Könige als Instrumente gebrauchen, aber

sich nicht zum Instrument machen lassen. Es wäre von Ihnen eine törichte Demut, wenn Sie nicht den Feldherrnstab und die freieste Wirksamkeit forderten; es ist die Zeit, wo solche Männer nicht für sich, sondern für das Volk vortreten müssen; da ist Bescheidenheit nicht an der Stelle . . . Wagen Sie . . . und kapitulieren um Gotteswillen nicht auf kleine Bedingungen mit der Mittelmäßigkeit. Wer nicht hoch zu herrschen wagt, wird dienen müssen: das gilt auch von den Königen, und von ihnen am meisten.

Gneisenau an den Obersten von Dörnberg.

Wilhelm Kaspar Ferdinand von Dörnberg, geb. 1768, hatte 1809 einen Handstreich auf Kassel versucht und wurde geschlagen; er trat in das Freikorps des Herzogs von Braunschweig-Öls. Am 2. April 1813 schlug er das französische Korps Morand bei Lüneburg.

Gneisenau war endlich als Generalmajor und zweiter Generalquartiermeister dem Blücherschen Korps zugeteilt.

Mitte März.

Nie, mein edler Freund, hat es einen glücklicheren Sterblichen gegeben. Ich befinde mich auf dem Marsche, um endlich gegen unsere Unterdrücker fechten zu dürfen. Wir kommen mit den schönsten Truppen an. Wir bringen 7000 Mann der besten Reiterei. Jedesweben Herz ist hochgestimmt. Mein munterer Feldherr [Blücher] ist neu begeistert. Scharnhorst, unser erster Generalquartiermeister, leitet uns. An der Spitze der Brigaden und Regimenter sind tüchtige Leute; der Soldat ist schlagfertig und erbittert. Als unsere Kavallerie von Breslau abzog, flog in derselben Richtung ein Schwarm Krähen. Ha! sagten die Soldaten, diesen Krähen hat das Franzosenblut gut geschmeckt; sie kommen uns nach, um noch mehr davon zu fressen.

Vaterlandslied.

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
der wollte keine Knechte,
drum gab er Säbel, Schwert und Spieß
dem Mann in seine Rechte,

drum gab er ihm den kühnen Mut,
den Zorn der freien Rede,
daß er bestände bis aufs Blut,
bis in den Tod die Fehde.

So wollen wir, was Gott gewollt,
mit rechter Treue halten
und nimmer im Tyrannensold
die Menschenschädel spalten,
doch wer für Tand und Schande ficht,
den hauen wir zu Scherben,
der soll im deutschen Lande nicht
mit deutschen Männern erben.

O Deutschland, heilges Vaterland!
O deutsche Lieb und Treue!
Du hohes Land! du schönes Land!
Dir schwören wir aufs neue:
Dem Buben und dem Knecht die Acht!
Der füttre Krähn und Raben!
So ziehn wir aus zur Hermannsschlacht
und wollen Rache haben.

Laßt brausen, was nur brausen kann,
in hellen lichten Flammen,
ihr Deutschen alle Mann für Mann
fürs Vaterland zusammen!
Und hebt die Herzen himmelan!
Und himmelan die Hände!
Und rufet alle Mann für Mann:
Die Knechtschaft hat ein Ende!

Laßt klingen, was nur klingen kann,
die Trommeln und die Flöten!
Wir wollen heute Mann für Mann
mit Blut das Eisen röten,
mit Henkerblut, Franzosenblut —
o süßer Tag der Rache!
Das klinget allen Deutschen gut,
das ist die große Sache.

Laßt wehen, was nur wehen kann,
Standarten wehn und Fahnen!

Wir wollen heut uns Mann für Mann
zum Heldentode mahnen:
Auf! fliege, stolzes Siegspanier
voran dem kühnen Reihen!
Wir siegen oder sterben hier
den süßen Tod der Freien. E. M. Arndt.

Der Frühjahrsfeldzug.

Nach dem in Kalisch vereinbarten Kriegsplan hatte Wittgenstein mit 44000 Mann Russen und den preußischen Heerteilen unter York, Bülow und Borstell über Berlin gegen die Elbe vorzugehn, Blücher mit rund 40000 Mann durch die Lausitz auf Dresden. Die Hauptarmee der Russen, bei ihr die Monarchen Friedrich Wilhelm III. und Zar Alexander I., sollte in der Mitte folgen. Fürst Kutusow hatte die Oberleitung und zugleich den unmittelbaren Befehl über die zwei russischen Korps der sogenannten Hauptarmee. Kutusow war 68 Jahre alt und gebrechlich, dazu der Fortführung des Krieges in Deutschland im Herzen abgeneigt. Er blieb mit der Hälfte seiner Armee bei Kalisch stehen, die andere Hälfte hielt er schon in Glogau auf ihrem Marsche gegen Westen an. Blücher war schon am 17. März, sofort nach der Kriegserklärung, aus Breslau aufgebrochen. Drei Wochen lang blieb er ohne Unterstützung von rückwärts. Eine energische Kriegführung hätte die Vereinigung Napoleons mit seinem Stiefsohn Eugen Beauharnais, dem Vizekönig von Italien, verhindern müssen und können. In dem Gefecht bei Möckern (etwa einen Tagesmarsch östlich von Magdeburg), am 5. April, fügten York und Bülow dem Vizekönig zwar schwere Verluste bei, konnten aber nicht verhindern, daß er am 29. April seine 38000 Mann dem Kaiser Napoleon zuführte. Am 24. April war das russische Hauptheer in Dresden eingezogen, am 27. April übernahm Wittgenstein das Oberkommando über die verbündeten Streitkräfte der Preußen und Russen, nachdem Kutusow am 28. April in Bunzlau an Altersschwäche gestorben war. — Napoleons Ziel war Leipzig. Am 30. April verließen die verbündeten Monarchen Dresden und zogen Napoleon entgegen, um ihm in die Flanke zu fallen. Sie suchten eine Entscheidungsschlacht.

Die Proklamation des Fürsten Kutusow-Smolenskoj:

An die Deutschen.

Kalisch, 25. März 1813.

Indem Rußlands siegreiche Krieger, begleitet von denen Se. Majestät des Königs von Preußen, ihres Bundesgenossen,

in Deutschland auftreten, kündigen Se. Majestät der Kaiser von Rußland und Se. Majestät der König von Preußen den Fürsten und Völkern Deutschlands die Rückkehr der Freiheit und Unabhängigkeit an. Sie kommen nur in der Absicht, ihnen diese entwendeten, aber unveräußerlichen Stammgüter der Völker wieder erringen zu helfen, und der Wiedergeburt eines ehrwürdigen Reiches mächtigen Schutz und dauernde Gewähr zu leisten.

. . . Möge jeder Deutsche, der des Namens noch würdig sein will, rasch und kräftig sich anschließen; möge jeder, er sei Fürst, er sei Edler, oder er stehe in den Reihen der Männer des Volks, den Befreiungsplänen Rußlands und Preußens beitreten mit Herz und Sinn, mit Gut und Blut, mit Leib und Leben! . . .

Der Rheinbund, diese trügerische Fessel, mit welcher der Allentzweiende das erst zertrümmerte Deutschland selbst mit Beseitigung des alten Namens neu umschlang, kann als Wirkung fremden Zwangs und als Werkzeug fremden Einflusses länger nicht geduldet werden. Vielmehr glauben Ihre Majestäten, einem längst gehegten, nur mühsam noch in beklommener Brust zurückgehaltenen allgemeinen Volkswunsche zu begegnen, wenn sie erklären, daß die Auflösung dieses Vereins nicht anders als in ihren bestimmten Absichten liegen könne.

Hiermit ist zugleich das Verhältnis ausgesprochen, in welchem Se. Majestät der Kaiser aller Reußen zum wiedergebornen Deutschland und zu seiner Verfassung stehen wollen. Es kann dies, da sie den fremden Einfluß vernichtet zu sehen wünschen, kein anderes sein, als eine schützende Hand über ein Werk zu halten, dessen Gestaltung ganz allein den Fürsten und Völkern Deutschlands anheimgestellt bleiben soll. Je schärfer in seinen Grundzügen und Umrissen das Werk heraustreten wird aus dem ureigenen Geiste des deutschen Volkes, desto verjüngter, lebenskräftiger und in Einheit gehaltener wird Deutschland wieder unter Europens Völkern erscheinen können . . .

Frankreich, schön und stark durch sich selbst, beschäftige

sich fernerhin mit der Beförderung seiner inneren Glückseligkeit. Keine äußere Macht wird diese stören wollen, keine feindliche Unternehmung wird gegen seine rechtmäßigen Grenzen gerichtet werden. Aber Frankreich wisse, daß die andern Mächte eine fortdauernde Ruhe für ihre Völker zu erobern trachten und nicht eher die Waffen niederlegen werden, bis der Grund zu der Unabhängigkeit aller Staaten von Europa festgesetzt und gesichert sein wird.

Yorcks Aufbruch aus Berlin
am 27. März 1813.

Am 27. März brach Yorck mit seinen Truppen aus Berlin auf. Nachdem die Truppen im Garten vor dem königlichen Schlosse durch den Feldprediger eingesegnet waren, trat Yorck an den Feldaltar und sprach: „Kameraden! Drei Tugenden sind des Soldaten höchster Ruhm: Tapferkeit, Ausdauer, Mannszucht; von uns aber, die wir in den Kampf für eine heilige Sache ziehen, erwartet das Vaterland noch etwas Höheres: ein edles, menschliches Betragen selbst gegen den Feind ... Von diesem Augenblick an gehört keinem von uns mehr das Leben; keiner muß darauf rechnen, das Ende des Kampfes erleben zu wollen; er sei freudig bereit, sein Leben dahinzugeben für das Vaterland und den König!“ Dann, zum Leibregiment gewendet, rief er: „Soldaten, jetzt geht's in den Kampf; ihr sollt mich an eurer Spitze sehen, tut eure Pflicht! Ich schwöre euch, mich sieht ein unglückliches Vaterland nicht wieder!“

Yorck trug von diesem Tage an Gift bei sich.

Wie ein Augenzeuge berichtet, ward der Kommandeur des Leibregiments, der alte Oberst Horn, durch diese Worte so ergriffen, daß er Yorck umarmte und rief: „Das geloben auch wir; ich und das Leibregiment und das ganze Korps werden dem Beispiel unseres Generals folgen.“

„Das soll ein Wort sein!“ rief ein Soldat des Leibregiments. „Ja, das soll ein Wort sein!“ riefen alle.

(Nach Droysen, Leben des Feldmarschalls Yorck von Wartenburg.)

Aus Schleiermachers Predigt vom 28. März 1813.

(Zum Besten der Auszurüstenden gedruckt.)

Schleiermacher verlas in dieser Predigt den Aufruf des Königs: An mein Volk und den Aufruf zur Landwehr von der Kanzel der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin.

Text.

Jerem. XVII, 5—8.

So spricht der Herr: Verflucht ist der Mann, der sich auf Menschen verläßt, und hält Fleisch für seinen Arm, und mit seinem Herzen vom Herrn weicht! Der wird sein wie die Heide in der Wüste, und wird nicht sehen den zukünftigen Trost; sondern wird bleiben in der Dürre in der Wüste, in einem unfruchtbaren Lande, da niemand wohnt. Gesegnet aber ist der Mann, der sich auf den Herrn verläßt, daß der Herr seine Zuversicht ist. Der ist wie ein Baum am Wasser gepflanzet und am Bach gewurzelt. Denn obgleich eine Hitze kommt, fürchtet er sich doch nicht, und sorget nicht, wenn ein dürres Jahr kommt; sondern er bringt ohne Aufhören Früchte.

Und Jerem. XVIII, 7—10.

Plötzlich rede ich wider ein Volk und Königreich, daß ich es ausrotten, zerbrechen und verderben wolle; wo sich es aber bekehret von seiner Bosheit, dawider ich rede, so soll mich auch reuen das Unglück, das ich ihm gedacht zu tun. Und plötzlich rede ich von einem Volk und Königreich, daß ich es bauen und pflanzen wolle: so es aber Böses tut vor meinen Augen, daß es meiner Stimme nicht gehorcht, so soll mich auch reuen das Gute, das ich ihm verheißen hatte zu tun. —

Nicht etwa, wie es wohl scheinen könnte, um eine Vergleichung anzustellen zwischen uns und dem Volke, gegen welches wir zu Felde ziehn, habe ich diese Worte des Propheten unserer Betrachtung zum Grunde gelegt; sondern nur um in unserer eigenen Geschichte das Entgegengesetzte recht zu unterscheiden, um uns auf das Wesentliche der großen Veränderung hinzuführen, deren wir uns erfreuen. Denn m. Fr. an dieser Stätte geziemt uns nicht die Freude nur darüber, daß Druck und Leiden, unter denen wir lange geseufzt haben, nun aufhören, nicht die Freude, welche uns heitere Bilder

künftigen Wohlergehens vormalt, das wir zu gewinnen hoffen: sondern dieses darf uns hier nur das zweite sein und letzte. Und tritt uns dennoch dieser Gegensatz immer vor Augen: so laßt uns ihn so wenden, daß wir fühlen, wie der Prophet es uns vorhält, daß im einzelnen, noch mehr aber im großen, der Wechsel der Schicksale abhängt von dem Steigen und Sinken des inneren Wertes. Ja ganz von dieser Seite unserer Würdigkeit vor Gott laßt uns die große Veränderung hier betrachten. Über beides dazu gehörige, nämlich erstlich, welches denn in dieser Hinsicht ihr eigentlicher Inhalt und ihr wahres Wesen sei, und zweitens, wozu wir uns deshalb müssen aufgefordert fühlen, können uns diese Worte richtig leiten.

I. Um richtig aufzufassen, was die Hauptsache sei in der großen Veränderung unseres bürgerlichen Zustandes, welche durch die Erklärung dieses Krieges beginnt, müssen wir zurückgehn auf eine ältere, uns allen wohl bekannte, und von einem großen Teile von uns noch selbst erlebte Zeit, als wir nach einem tiefen Verfall und nach schrecklicher Verheerung, welche diese Länder betroffen, durch die Anstrengungen mehrer weiser und strenger Regenten, durch zweckmäßige Benutzung der Ereignisse, durch glücklich geführte Kriege, am meisten aber durch einen in dem Volke selbst sich bildenden edlen und freien Geist des Aufstrebens, ein Volk und Königreich wurden, von welchem die ganze Welt sah, der Herr wolle es bauen und pflanzen, und habe verheißen, ihm Gutes zu tun. Und plötzlich genug für alle die, welchen das allmähliche Wachsen weniger bemerklich wird, fanden wir uns auf diesem Gipfel. Aber auch allmählich und indem wir noch lange höher zu steigen wähnten, glitten wir abwärts, und stürzten dann ebenso plötzlich hinunter. Denn wir begannen auf unsere Stärke zu pochen, auf die Furcht uns zu verlassen, welche wir andern Völkern einflößen könnten, und so sollte uns ohne Anstrengung der eignen Kraft, ohne eigne gottgefällige Werke die Nachwirkung des alten Ruhms immer höher tragen; wir wurden der Mann, der Fleisch für seinen Arm hält und dessen Herz von

dem Herrn weicht. Unredlicher Gewinn vergrößerte unser Gebiet auf eine mehr scheinbare als gedeihliche Weise, denn wir gewannen nur wenig wahre Brüder, die gern denselben Gesetzen folgten und auf dasselbe Ziel arbeiteten; indem andere Staaten sich anstrengten und aufrieben in immer wiederholten Kriegen zum Teil um dieselbigen hohen Güter, für die wir jetzt kämpfen wollen, meinten wir durch die Ruhe immer mächtiger zu werden und furchtbarer. So folgte allmählich auf die trotzige Klugheit eine verzagte, und wir wurden noch auf eine andere Weise der Mann, der sich auf Menschen verläßt; denn auch wer Menschen schmeichelt und sie fürchtet, verläßt sich auf Menschen. Mit unserm Ruhm selbst ward auch unser Ehrgefühl je länger je mehr ein Schattenbild. Und immer mehr wich unser Herz von dem Herrn; in einem aufgeblasenen unnatürlichen Wohlstand verloren sich immer mehr die alten Tugenden, eine Flut von Eitelkeit und Verschwendung verheerte die mühsamen Werke langer besserer Jahre; und wie deutlich sich auch die Stimme des Herrn vernehmen ließ und uns ermahnte zur Buße, wir gehorchten ihm nicht, wir taten Böses vor seinen Augen, und darum reuete ihn auch das Gute, das er verheißen hatte, uns zu tun.

Und plötzlich, als es eben schien, wir wollten uns aufraffen aus der langen Verblendung und Betäubung — plötzlich redete der Herr wider uns als wider ein Volk und Königreich, das er ausrotten, zerbrechen und verderben wollte. Da überfiel uns jenes schwere zermalmende Kriegsunglück, und auf diesen plötzlichen Sturz von der Höhe in den Abgrund folgte das immer tiefer und schmerzlicher sich eingrabende Verderben des Friedens... Die traurige Gewöhnung, Unwürdiges fortwährend zu erdulden, wie wir sie öffentlich und einzeln in diesen sieben düstern Jahren geübt haben, mit dem Gefühl, daß dem gerechten Unwillen freien Lauf lassen, das Übel nur mehren könne, ohne irgendeinen heilsamen Erfolg, diese Gewöhnung und dieses Gefühl sind die Frucht der Schlaffheit, der Entnervung, der Feigherzigkeit... Die Unmöglichkeit, in der wir uns so oft befanden, ohne Lug und Trug der augenblicklichen Gefahr zu entgehen,

die Notwendigkeit, Lob und Billigung, ja Übereinstimmung und Freundschaft zu heucheln, da wo wir nur verachten und verabscheuen konnten, dies alles war schon die Frucht der Schamlosigkeit, welche um des Lebens willen jeden edleren Zweck des Lebens hintansetzt: aber wie ist nicht diese Schamlosigkeit durch jenen Zustand furchtbar ausgebildet worden, und welches Maß von Erniedrigung gehörte schon dazu, um nur den öffentlichen Unwillen zu reizen!... So war unser Zustand, m. Fr.! — Wenn ich nun die Lossagung von dieser Gemeinschaft und den Kriegsstand, in den wir dagegen getreten sind... als den Beginn ansehe zur Erhebung von diesem tiefen Falle, so beruht dies vornehmlich auf Folgendem. ... Diese Veränderung ist an sich die Rückkehr zur Wahrheit... Nun, Gott sei Dank, sagen wir wieder, wo wir verabscheuen und wo wir lieben und verehren... Aber eben weil dies Wort allein nichts ist, und dieses Wort mehr als jedes andre die Tat fordert: so ist diese Veränderung die Rückkehr zum freien Handeln und zur Selbständigkeit. —

II. ... Ich rede demnächst von uns andern in Beziehung auf die Verteidiger der gemeinen Sache, von uns als ihren Angehörigen und Befreundeten.... Manches teure Blut wird fließen, manches geliebte Haupt wird fallen: Laßt uns nicht durch zaghafte Trauer, durch weichlichen Schmerz das ruhmvolle Loos verkümmern, sondern dahin sehen, daß wir der großen Sache würdig, grün und frisch bleiben. Laßt uns bedenken, wieviel glücklicher es ist, das Leben zum Opfer darbringen in dem edlen Kampf gegen diese zerstörenden Gewalten, als im ohnmächtigen Kampf ärztlicher Kunst gegen die unerkannte Gewalt der Natur... Vor allem aber laßt uns sorgen, daß die wohlverdiente Ehre derer nicht untergehe, die sich diesem heiligen Kampfe weihen. Die Not und Entwürdigung der vergangenen Jahre und das herrliche geistige Erstehen des Vaterlandes in diesen Tagen laßt uns, wie wir selbst ganz davon ergriffen sind, auch den Gemütern des unter uns aufwachsenden Geschlechtes auf das tiefste einprägen, daß dieser ewig denkwürdigen Zeit auch wirklich gedacht werde, wie sie es verdient, und jeder Nachkomme,

den es trifft, mit würdigem Stolz sagen möge, da kämpfte oder da fiel auch einer von den Meinigen....

— — Barmherziger Gott und Herr! Du hast Großes an uns getan, daß du unser Vaterland berufst, um ein freies und würdiges Dasein, in welchem wir dein Werk fördern können, zu kämpfen. Verleihe nun weiter Heil und Gnade. Der Sieg kommt von dir, und wir wissen wohl, daß wir nicht immer wissen, was wir tun, wenn wir von dir bitten, was uns gut dünkt. Aber mit größerem Vertrauen als je, ja mit einem starken Glauben flehen wir von dir Heil und Segen für die Waffen unsers Königs und seiner Bundesgenossen, weil uns fast dein Reich in Gefahr zu schweben scheint und die edelsten Gaben, die uns vergangene Jahrhunderte erworben haben, wenn diese Anstrengungen vergeblich wären... Wie du auch das Glück des Krieges magst wechseln und sich wenden lassen, daß uns nur seine Segnungen nicht entgehn! daß jeder geläutert werde und gefördert am inwendigen Menschen! daß jeder, wieviel oder wenig es sei, tue, was er kann! daß wir alle gestärkt werden in der Zuversicht zu dir, und in dem Gehorsam gegen deinen Willen, der bis in den Tod geht, wie der Gehorsam deines Sohnes. Amen.

Blücher an seine Frau.

Dresden, 31. März 1813.

Gestern bin ich in Dresden angekommen und meine Truppen Passiren heutte und morgen die Elbe, ballde denke ich die Franzosen zu erreichen, mit Complimenten werde ich hier beynahe erdrückt aber es Scheint als wenn daß auch alles wehr, waß die Saxen uns guthwillig geben mögten . . .

Anekdote von Blücher.

1. April 1813.

Ein junger Mann, welchem Blücher die Erlaubnis gegeben hatte, eine Sammlung von Kriegsliedern drucken zu lassen, fand ihn in Dresden, als er zu ihm kam, um sich zu bedanken, beim Frühstück. Als der Zivilist ihm vorgestellt

wurde, legte ihm Blücher freundlich die Hand auf die Schulter und sagte: „Man immer munter druff los gesungen! Das bringt etwas Feuer unter die Leute! Jetzt muß ein jeder singen, wie ihm ums Herz ist, der eine mit dem Schnabel, der andre mit dem Sabel."

Der preußische General von Bülow an seine Frau

über das siegreiche Gefecht bei Möckern (nächst Magdeburg).

5. April 1813.

Mit Freude teile ich Dir die Nachricht mit, daß wir gestern das französische Korps unter dem Vizekönig von Italien angegriffen und geschlagen haben. Der Erfolg würde noch ganz anders gewesen sein, wenn man sich nicht so sehr übereilt und, statt gestern nachmittag anzugreifen, den heutigen Morgen erwartet hätte, wie es eigentlich der Graf Wittgenstein [der russische Oberbefehlshaber] befohlen . . . Da ich weit entfernt war, so konnte ich nur mit meiner ganzen Kavallerie, der reitenden Artillerie und einem Füsilierbataillon herankommen. Indessen gelang es mir, mit diesem dem Feinde gerade in den Rücken zu kommen und ihn da anzugreifen, wo er gar nichts erwartete. — Unsere Truppen fochten mit einer unbeschreiblichen Erbitterung. Meine Kavallerie machte eine Linienattacke auf die weit stärkere feindliche und warf sie völlig über den Haufen. Auch die Artillerie wirkte gewaltig, und die Verwirrung des Feindes war total. Hätte ich meine Infanterie herangehabt, so würde ich offenbar 3 Bataillons Infanterie, die abgeschnitten waren, gefangengenommen haben . . .

Der „tolle Platen" bei Möckern.

Major Platen, damals Führer der lithauischen Dragoner, war eine wilde, trotzige Soldatennatur. „Er sehe die Pferde so gut wie die Lithauer als seinesgleichen an", hieß es von ihm. Als einmal einer Schwadron ein Angriff mißglückte, befahl er, auch die verfluchten Mähren sollten den Tag kein Futter bekommen.

Platen hielt in seiner originellen Art mit brennender Pfeife an seine Dragoner eine kurze Ansprache, die mit den Worten schloß: „Auch muß ein guter Dragoner die Pfeife noch brennend haben, wenn nach der Attacke Appell geblasen wird."

Und so hieb dieses 200 Pferde starke Regiment auf drei aus Lanciers, Chasseurs und Husaren zusammengesetzte Regimenter, gewiß 1000 Pferde stark, dergestalt ein, daß die 3 Regimenter aufgerollt und vor sich hergetrieben wurden. Wie wenig das Regiment sich mit Gefangennehmung einzelner Leute abgab, beweist, daß es nur 86 Gefangene machte, hingegen gewiß noch einmal so viel niedergehauen wurden, indem die Erbitterung so groß war, daß anfänglich gar kein Pardon gegeben wurde.

Als der Major Platen über den Graben setzte, stach ein vorgesprengter feindlicher Ulan mit eingelegter Lanze nach ihm, aber der Trompeter Pape schlug jenem mit der Trompete so ins Gesicht, daß er augenblicklich vom Pferde fiel. „Den hast du gut heruntergeblasen!" rief Platen, der den Ulan durch einen Säbelhieb nicht aus dem Sattel hatte werfen können.

(Nach Dronsen, York.)

Der verdächtige Bart.

„Der Preußische Correspondent" teilt in Nr. 18 vom 1. Mai 1813 das folgende, von Kosaken aufgefangene Schreiben mit.

Magdeburg, 8. April 1813.

Mein Herr Kreiseinnehmer. Der Herr Finanzminister Exzellenz [des Königreichs Westfalen] hat nach dem abschriftlich angebogenen Reskripte vom 31. vorigen Monats verschiedentlich wahrzunehmen Gelegenheit gehabt, daß mehrere Fonctionnaires und Employés den Bart unterm Kinn und am Halse wachsen lassen. Diese auffallende Auszeichnung soll nach dem näheren Inhalt des Reskripts von jetzt an bei allen und jeden Administrationsbeamten wegfallen...

Der Director der direkten Steuern des Elbdepartements.

Abschrift. Ministerium der Finanzen usw.

Cassel, 31. März 1813.

Mein Herr Steuerdirektor! Ich habe verschiedentlich wahrzunehmen Gelegenheit gehabt, daß mehrere Fonctionnaires und Employés den Bart unterm Kinn und am Halse wachsen lassen.... Überhaupt sind solche auffallende Auszeichnungen mit dem vorgeschriebenen Amtskleide nicht ver-

träglich, und ich bin überzeugt, daß jeder Fonctionnaire und Employé dieselbe sofort ablegen wird, sobald dieselben unterrichtet sind, daß dem Vernehmen nach das Stehenlassen des Bartes ein Kennzeichen der sogenannten Tugendfreunde sein soll, und jeder wünschen muß, alles bis auf den Schein, als stände er mit denselben in irgendeiner Verbindung, zu vermeiden.... Der Steuerdirektor Malchus.

Napoleon an den Marschall Ney

über die rheinbündischen Fürsten.

10. April 1813.

Sie wissen, wie wenig man auf die Verbündeten zählen kann: es ist also sehr wichtig, sie keinem Fehlschlag auszusetzen.

Von der Arbeit und den Lebensgewohnheiten Napoleons und seines Hauptquartiers

während des Feldzugs im Jahre 1813.

Am 15./16. April reiste Napoleon zur Armee ab und traf am 25. in Erfurt ein. Der sächsisch-rheinbündische Major von Odeleben, der im Stabe Napoleons den Krieg mitmachte, erzählt:

Wenn ich vom Kabinett Napoleons spreche, so bedeutet dies, während des Feldzugs, das größte oder schicklichste Gemach desjenigen Gebäudes, welches zum Aufenthalt und zum Schreibzimmer für ihn und seine Kabinettsekretäre diente. Es schien wichtiger zu sein als das Gemach, welches er selbst bewohnte. Blieb Napoleon auf dem Biwak bei den Truppen, so wurde, unmittelbar neben seinem eigenen Zelte, ein anstoßendes für das Kabinett aufgeschlagen, und einmal wie das andere mit der größten Genauigkeit eingerichtet. In der Mitte des Zimmers stand eine große Tafel, auf der die beste Karte des Kriegsschauplatzes ausgebreitet ward. In Sachsen war es die von Petri, weil sich Napoleon im Jahre 1806 an dieselbe gewöhnt hatte und sie vorzüglich schätzte. Es war noch dasselbe Exemplar, gemeiniglich schon vor seinem Eintritt ins Haus gehörig orientiert, und mit Stecknadeln, die bunte Kuppen hatten, überall bespickt, um die Stellungen der verschiedenen Armeekorps und des Feindes bemerklich zu machen. Dies Geschäft besorgte der Direktor seines Bureau

topographique, welcher fast unablässig mit ihm arbeiten mußte und am besten mit den Stellungen bekannt war. Lag diese Karte nicht bereit, so mußte sie doch unmittelbar nach seiner Ankunft herbeigeschafft werden, denn sie war seine tragbare Heimat, schien ihm mehr am Herzen zu liegen als andere Bedürfnisse des Lebens, und ward des Nachts mit vielleicht 20 bis 30 Lichtern besetzt, in deren Mitte der Zirkel lag. Stieg er zu Pferde, so trug der Großstallmeister Caulincourt das nötige Blatt auf der Brust eingeknüpft, weil er Napoleon stets am nächsten war, um sie ihm darreichen zu können, wenn er sagte: la charte!

In den vier Ecken dieses Heiligtums wurden, wenn sie zu haben waren, kleine Tischchen aufgestellt, an welchen seine Sekretäre arbeiteten; wohl auch er selbst und sein Direktor des Bureau topographique. Gemeiniglich diktierte er jenen, indem er völlig angezogen, in seiner gewöhnlichen grünen Uniform, und sehr oft mit dem Hut auf dem Kopfe, im Zimmer hin und her ging. Gewöhnt, alles was aus seinem Kopfe strömte, mit der größten Schnelligkeit ausgeführt zu sehen, konnte ihm auch niemand schnell genug schreiben, und was er in die Feder sagte, mußte deshalb in Chiffern geschrieben werden. Es ist unglaublich, wie schnell Napoleon beim Diktieren sprach, und zu welcher Fertigkeit in dieser Schrift es sonach seine Sekretäre gebracht hatten. Natürlich waren die Chiffern Hieroglyphen. Ein Drachenschwanz bedeutete vielleicht das ganze französische Heer — die Peitsche das Korps des Davout — ein Dorn das britische Reich — der Schwamm die Schützlinge oder die Handelsstädte usw. Man schrieb Napoleon eine ganz außerordentliche Fertigkeit in der Auflösung der Chifferschrift zu, da er ihre Bedeutung wohl zuerst nach seiner Wahl geregelt hatte.... Soviel ich weiß, expedierten immer zwei [Sekretäre] bei ihm im Kabinett. Es kamen vielleicht Meldungen eines Marschalls in Schlesien, währenddem ihm einfiel, die oder jene aus Spanien eingelaufene Depesche zu beantworten, oder eine politische Abhandlung oder eine diplomatische Note für den oder jenen Bevollmächtigten zu entwerfen, oder über Justiz- und andere

Angelegenheiten zu verfügen. Da mußte denn einer der Sekretäre ebenso schnell sich bequemen, ein neues Abc-Buch für den König von Rom, als die Stellungen von 20 Brigaden der verschiedenen Armeekorps, die ihm alle bekannt waren, nachzuschreiben. Für diejenigen, welchen der Zusammenhang des Ganzen, dessen Entstehung und fernere Bestimmung weniger als dem Bildner einleuchtete, war das freilich ein schweres Geschäft, doch die Gewöhnung erleichtert das schwierigste Tagewerk, sie lebten immerfort in der Sphäre dieses hundertfache Ideen ausspühenden Geistes und waren gewissermaßen die Leit- oder Verbindungsfäden mit den Zivil- und Kriegskanzleien des Herzogs von Bassano (Maret), des Prinzen von Neuchâtel (Berthier), sowie alle der verschiedenen Behörden in Frankreich, an welche Napoleons Befehle unmittelbar ergingen . . .

Sollte der Gegenstand einmal zum Vortrag bei ihm gelangen, oder hatte er etwas genehmigt, so konnte man nach wenigen Tagen auf die Ausfertigung des Beschlusses bauen.

Es ging so weit, daß sich bei Geschäften, die durch mehrere Bureaus liefen, der Tag bestimmen ließ, indem sie an diesem oder jenem vollzogen sein mußten . . . Es gab Momente, wo alles in einer dumpfen Erwartung, in einer bedeutungsvollen Stille war, wo entweder die kaiserliche Ungnade sich versinnlicht hatte oder noch ein Unwetter im Anzuge schien. Alle lauerten dann auf den Aufbruch und blieben vielleicht halbe Tage lang in dieser bedrückenden Lage. So wollen es aber die Franzosen haben; das Angenehme einer gemessenen Beschäftigung kennen wenige.

Zu der Fortschaffung der unentbehrlichsten geographischen Hilfsmittel waren zwei Chasseurs der Garde zu Pferde bestimmt, welche „Chasseurs du portefeuille" hießen. Sie wurden jedesmal von dem wachthabenden Offiziere der Chasseurgarde zu diesem Ehrenposten ausgesetzt, und der Aide de camp de service (Adjutant vom Dienst) übergab ihnen die ehrwürdige lederne Brieftasche. Sie folgten unmittelbar den Adjutanten oder den nächsten Umgebungen Napoleons, er mochte zu Wagen oder zu Pferde sein; und eingedenk ihrer

hohen Bestimmung, ritten sie schier alles nieder, was selbige um einen Schritt von ihrem angewiesenen Punkt entfernte.

Überhaupt waren die, welche ihm folgen mußten, an die hartnäckigste Behauptung ihres Postens gewöhnt, wozu die strenge Aufmerksamkeit des Großstallmeisters Caulincourt sie gewöhnt hatte... Zu den Felleisen, welche die Kuriers brachten, hatte Caulincourt die Schlüssel, öffnete sie, und übergab dem Kaiser was des Kaisers war, es mochte sich nun derselbe auf dem Marsch oder im Quartier befinden. Saß er im Wagen, so ging alles im Trab und Galopp fort. Caulincourt sprang vom Pferd, nahm den Eilboten beiseite, öffnete das Felleisen, jagte dem Wagen Napoleons nach, gab ihm die Depeschen, und nun flogen kurz darauf Scharen von Kuverts aus dem Wagenschlage.

Ein solcher Papierregen traf manchmal die zunächst dem Wagen folgenden Pferde; denn bei den Reisen, welche Napoleon fahrend machte, wurden die Schriften, zu deren Durchsicht er im Kabinett nicht Muße genug hatte, in die Schubfächer des Wagens gepackt. Diese durchlief er nun, ins Freie kommend, vorzüglich, wenn ihm die Gegend gleichgültig oder bekannt war. Was sich von unbrauchbaren Rapports vorfand, flog zerschnitten und wie ein Bienenschwarm zum Schlag heraus und wurde von den eilenden Rädern im Staub zermalmt. Wahrscheinlich hatte Berthier das Geschäft des Zerschneidens, denn die geopferten Gutachten erschienen mit Sorgfalt zerfleischt. Vielleicht auch machte sich Napoleon selbst diesen Zeitvertreib, da er keinen Augenblick ruhen konnte. Hatte ihm Berthier und er diesem nichts mehr zu sagen, verlor selbst das Spiel mit der Quaste seines Zugfensters seinen Reiz, so entschlief er. Um aber den Kaiser vor der Langeweile zu schützen, füllte man, wenn keine Rapports, Listen u. dgl. eingegangen waren, alle Seitentaschen mit Pariser Zeitungen und Tageblättern aus. Auch diese flogen, wenn er sie flüchtig durchlaufen hatte, noch leichter als der Wind, der sie trug, in das nachtrabende Gefolge und wurden von den Neuigkeitssüchtigen, wenn es ihnen anders der nachjagende Troß gestattete, gehascht und aufgehoben. Selbst mit einer kleinen

Handbibliothek konnte man sich da bereichern, wenn es sonst Zeit und Umstände gestatteten; denn gab es keine neuen Zeitungen und Tageblätter mehr, so enthielten die Seitentaschen neuere, in Paris erschienene Schriften, selbst Romane, ziemlich beleibt, aber bloß geheftet, und diese vergnügten dann sehr unvollständig den nach geistigem Genuß strebenden Sinn Napoleons; es wurden also auch diese Unglücklichen, wenn ihm der Inhalt der ersten Seiten nicht zusagte, über Bord geworfen...

Das Streben und Arbeiten einer unruhigen Seele, das im wechselnden Ungestüm und den immerwährenden Beschäftigungen des Krieges seinen süßesten Genuß findet, verscheuchte jeden Gedanken an die regelmäßige Beobachtung der Arbeitsstunden. Alles was im Hauptquartier vorfiel, geschah überraschend, und doch mußte jeder, auf der Stelle, zum Dienste bereit sein. — Ungewöhnliche Ruhezeiten und nicht erwarteter Aufbruch, Abänderung der bestimmten Stunde und sehr oft auch der Wege und Quartiere folgten eines dem andern... Die Geschäfte, die eingehenden Meldungen, die ankommenden Eilboten, waren die Uhr, nach der Napoleon seine Zeit einteilte. Man hat ehedem, ganz zur Ungebühr, geglaubt, daß er andere für sich arbeiten lasse. Im Gegenteile gingen die Hauptentwürfe zu allen Operationen von ihm allein aus; Berthier durfte vielleicht nur Bemerkungen hinwerfen, hatte aber die weitere Ausführung der Kommando-Angelegenheiten über sich. Sehr oft verzog sich der Aufbruch um mehrere Stunden oder halbe Tage, und an das letzte Wort, welches Napoleon in seinem Kabinett diktierte, reihte sich der trockene Befehl: la voiture! à cheval! und, wie durch einen elektrischen Schlag, setzte sich nun alles, was folgen mußte, in Bewegung. In diesem Augenblick erfuhr man erst, welcher Weg genommen werden sollte. Der Großstallmeister, oder, wenn dieser versandt war, ein Stallmeister, ritt zur Rechten des Wagens; der General Gunot, oder der ihm im Range zunächst folgende Offizier zur Linken, die diensthabenden Adjutanten, Stallmeister, Ordonnanzoffiziere, Pagen, ein paar Handpferde für Napoleon und Berthier, Rustan [Napoleons

Leibmameluck], der Chasseur du portefeuille, und noch ein Reiter zu Caulincourts Befehlen folgten unmittelbar hinter dem Wagen, und diesem eine Bedeckung der Chasseurs von einem Offizier und 24 Pferden; so war der einmal fest bestimmte Zug, der mit der größten Strenge und Pünktlichkeit jedesmal beobachtet wurde ... So ging es, wie ein Ungewitter daherbraust, im starken Trab, bei Tag und bei Nacht, viele Meilen weit, und wer bei der Nacht in diesem Strudel sich mit fortwälzen mußte, hatte kein angenehmes Los. Wo der Weg sich verengte, drängte sich alles im Diensteifer wild durcheinander, und das beste Los fiel noch den beiden Ordonnanzoffizieren, die in einiger Entfernung vor dem Wagen ritten, und den beiden Chasseurs, welche, noch vor diesen reitend, die Boten führten. Alle übrigen setzten Hals und Beine aufs Spiel, denn die Dienerschaft mit Napoleons Handpferden hielt sich für das Haupt der Gemeine; der Chasseur du portefeuille ebenfalls, wie auch die Ordonnanzoffiziere und Pagen; sie waren es in ihrer Art auch alle in dem Augenblicke, wenn der Kaiser winkte; und so stürmte alles nebeneinander her, in Hitze und im Staube, im Nebel und bei Nacht. Sobald Napoleon anhielt, mußten auch die Reitpferde da stehen, und vier Chasseurs von der Spitze der Bedeckung sprangen ab, pflanzten die Bajonette auf die Karabiner, schulterten und stellten sich ins Viereck um ihn her. Das nämliche geschah, wenn er anhielt, um zu Fuß die Gegend und den Feind zu beobachten; dann wurde das Viereck etwas größer gebildet und schob sich nach Maßgabe seiner Bewegungen, doch ungezwungen, mit ihm fort, damit er jedesmal vom freien Raum aus in allen Richtungen vor- und seitwärts beobachten konnte. Waren die Gegenstände entfernt, so trat der Page vom Dienst herbei, der das große Fernglas führte, und dieser oder Caulincourt lieh seine Schultern zum Gestell.

Wenn die Umstände Napoleon nötigten, in den Morgen- und Abendstunden oder bei kühler Witterung längere Zeit im Freien zu sein, wurde ein Wachtfeuer für ihn durch die Chasseurs bereitet. Aber auch dieses war von ungewöhnlicher Größe. Die größten Stücke Holz, womöglich ganze Balken,

mußten auflodern und dann gewissermaßen zum Signal für Napoleons Aufenthalt dienen. Wie bei der Tafel, war auch hier nur Berthier sein Gesellschafter; selten andere. Alles stand in einiger Entfernung ehrfurchtsvoll im Halbkreise oder suchte sich gleich einer Marschallstafel ein Marschallswachtfeuer anzuschüren. Im tiefen Nachdenken oder mit Berthier im Zwiegespräch ging dann Napoleon auf und nieder und harrte auf den fernen Donner des Geschützes oder andere Anzeichen seiner Generale. Wenn ihm die Zeit lang ward, schnupfte er Tabak oder machte sich wenigstens mit den Füßen irgend etwas zu schaffen. Er schnellte die nächsten Kieselsteine von sich oder die Holzspäne ins Feuer. Nie konnte er untätig sein. — —

Die rastlose Tätigkeit des Kaisers selbst hielt den Ersten wie den Geringsten in Odem. Napoleon arbeitete mit einer unglaublichen Leichtigkeit und Übersicht. Die, so um ihn waren, sprachen mit Erstaunen von dem gedankenreichen, systematischen Gange derjenigen Abhandlungen, Vorschriften und Aufsätze, die er seinen Sekretären und Adjutanten oft im Zusammenhange vieler Seiten diktierte. Es geschah, wenn ein Kurier ihn auf dem Marsche traf, daß er anhalten ließ, und entweder Caulincourt oder Berthier sogleich sich auf den Boden setzen und die Befehle niederschreiben mußten, die er ihnen an die Korps-Kommandanten diktierte. Es wurden nun sofort alle Offiziere versendet, so daß er fast keinen mehr bei sich behielt. Ehe die erwarteten Nachrichten von seinen Generalen, vielleicht von einem wahrscheinlichen Gefecht, eingingen, war er in einer quälenden Unruhe und ließ mitten in der Nacht einen oder mehrere seiner Arbeiter im Kabinett wecken. „Que tout le monde s'éveille!“ (Alles soll aufstehn!) schrie er. Dies war immer ohngefähr um 1 oder 2 Uhr nach Mitternacht; denn er pflegte während des Feldzugs sehr zeitig, nach 8 Uhr oder um 9 Uhr, sobald er gespeist hatte, sich niederzulegen. Sein Feldbette wurde auf Maulesel mitgeführt, wo keine förmliche Einrichtung stattfand, aufgeschlagen, sobald sein Zimmer eingerichtet war. Äußerst selten schlief er am Tage eine Stunde; vielleicht dann nur,

wenn er durch eine Biwacht oder Nachtwachen erschöpft war. Am längsten vielleicht in diesem ganzen Jahre schlief Napoleon auf der Rückkehr von Neumarkt [westlich von Breslau], nach Abschluß des Waffenstillstandes, in Görlitz zehn ganze Stunden, von abends 9 Uhr bis früh 7 Uhr, ununterbrochen fort, ohne einen einzigen seines Hauses rufen zu lassen. Ein fast unerhörter Fall, wie seine Dienerschaft versicherte, aber auch zugleich ein Beweis, daß ihn jene Epoche auf kurze Zeit von Sorgen befreit hatte. . . . Sehr oft mußte der Großstallmeister den größten Teil der Nacht bei ihm arbeiten. Ein andermal, wenn er um 2 Uhr früh anfing auszufertigen, diktierte derselbe bis um 4 Uhr und legte sich dann wieder nieder. . . . Oft widmete er auch ganze Nächte der Arbeit. Rustan mußte dann Kaffee bringen, und er spazierte in dem hell erleuchteten Kabinett, in einem weißen Nachtüberrock, ein buntseidenes Tuch, gleich einem Turban, um das Haupt gewunden, sprechend und diktierend herum. Offiziere und Generale empfingen hier ihre Weisungen, und war die Zeit zur Ruhe verflossen, so nahm er vielleicht, gegen Morgen, zur Stärkung ein Bad. Dies waren jedoch seltene Fälle; gewöhnlich arbeitete er früh von 2 bis 4 Uhr und ruhte oder meditierte dann noch ein paar Stunden im Bett. Auch sein Reisewagen war zum Schlafen eingerichtet, so daß er sich auf Matratzen ausstrecken konnte. . . . Ganz in seiner gewöhnlichen Uniform — während der Nacht mit dem genannten bunten Tuch um den Kopf — konnte Napoleon in einem bequem gebauten Wagen ebenso sanft als im Bett ruhen. Dieser hatte inwendig lauter verschließbare Schubfächer, in welchen die Nachrichten aus Paris oder nicht geöffnete Rapporte und Bücher lagen. Napoleon gegenüber hing ein Verzeichnis der Orte, wo die Relais [frische Wagenpferde] bereit standen, und eine große Laterne, in der Mitte der hintern Wand angebracht, erleuchtete das Innere des Wagens, so wie vier andere an den äußern Ecken die Spur.... Rustan saß gemeiniglich allein auf dem Kutscherſitz, und sechs starke Limoisins, von zwei Reitern gelenkt, zogen den prunklosen grünen zweisitzigen in den schönsten Federn hängenden Scheibenwagen.

Man kennt aus den vielen Kupfern und Gemälden Napoleons einfachen, aber reinlichen Anzug so genau, daß es überflüssig wäre, davon zu sprechen. Ich erwähne hier nur, daß es irrig ist, wenn man glaubt, daß er in der Schlacht allemal seinen grauen Überrock, aus Aberglauben oder um sich unkenntlich zu machen, angezogen habe. An warmen oder schönen Tagen trug er, auch bei Gefechten, seine gewöhnliche grüne Uniform mit rotem Kragen, und den Stern der Ehrenlegion; bei kühlem und nassem Wetter über dieser den weltbekannten grauen Überrock.

An seinem Geburtstage erschien er bei der großen Parade in der großen Uniform seiner Garde, blau und rot, mit goldener Stickerei; außerdem einen Tag wie den andern im oben erwähnten Anzuge . . .

Ebenso war Napoleon nicht kaiserlich beritten. Ohngefähr acht bis neun Pferde hatte er zu seinem eigentümlichen Gebrauch, deren edelstes und bestes eine Falbe von arabischer Abkunft mit schwarzem Schweif und Mähne war. Mancher Offizier würde sich geschämt haben, die übrigen zu reiten; sie waren klein und unansehnlich, aber bequem und sicher, größtenteils Langschweife und Hengste. Am gewöhnlichsten hatte er noch, außer den Falben, zwei Füchse und zwei Schimmel.

Er ließ sein Pferd einen nachlässigen Schritt oder kurzen Trab gehen und hing nachdenkend darauf. Dieses war gewöhnt, den beiden Chasseurs oder Ordonnanzoffizieren zu folgen, welche vorauszogen. Am liebsten ritt er querfeldein, ohne daß jemand wußte, wohin . . . Er ritt so gern auf Nebenwegen und Fußsteigen, daß er manchmal in Gebirgsgegenden und Gründen absteigen mußte. Es war ihm allemal unangenehm, wenn er von Hindernissen oder Schwierigkeiten hörte. „On ne peut pas?“ sagte Napoleon, spöttisch lachend, und ließ gemeiniglich nicht eher von einem Vorsatze ab, bis er sich selbst überzeugt hatte. An denjenigen Orten, die ihm durch irgendeinen Verlust unangenehm oder verhaßt geworden waren, eilte er im starken Train de Chasse vorüber. Namentlich habe ich dies auf dem Rückweg durch Haynau, wo die beiden Bataillone unter Ney aufgerieben worden waren; bei

Markersdorf, wo Duroc blieb; bei Reichenbach und späterhin bei dem sogenannten sächsischen Reiter, zwischen Bischofswerda und Bautzen, bemerkt. Hier ist von den Kosaken ein französischer Munitionstransport von mehr als 70 Wagen, welcher damals der Armee von der größten Wichtigkeit war, überrumpelt und in die Luft gesprengt worden. Man sah sehr deutlich, wie sehr Napoleon, welcher am folgenden Tage auf dieser Straße marschierte, durch den Rapport des Offiziers, der ihm die Umstände auseinandersetzte, verstimmt wurde. Bei den ersten Trümmern, auf die er am Ausgange des Holzes stieß, setzte er sein Pferd in Galopp und jagte seitwärts der Straße fort. Währenddessen kam ein kleiner Hund auf ihn los und bellte sein Pferd an. Dies machte ihn so wild, daß er das Pistol herauszog und den Hund totschießen wollte. Das Pistol versagte aber, und er warf es im Zorn weit von sich weg. Rustan, welcher die Aufsicht darüber hatte, mußte herbeieilen, um es aufzuheben und wieder instandzusetzen. Alles ging aber im völligen Galopp, und ohne ein Wort zu verlieren, vorüber . . .

Sehr oft sah man ihn auch heitern Gesichts, und unterwegs sang oder sprach er sogar im Rezitativ einige italienische Worte; unterhielt sich auch mit dem Prinzen von Neuchâtel, einem der Marschälle oder dem König von Rom [Eugen Beauharnais], wenn dieser zugegen war. Bei heiterer, ruhiger Stimmung hatte sein Ton etwas sehr Gefälliges und Zutrauliches gegen seine Feldherren. So rief er selbst ganz freundlich: Berthier — oder grand Mortier! (weil Mortier als Flügelmann jeder Garde hätte auftreten können); aber einen ganz andern Ton nahm er im Dienst an. Dann hieß es — Le Prince de Neuchâtel oder Le Duc de Trevise!

Seine Aussprache war kurz und wegen mancher verhallenden Worte oft unverständlich. So war eine gewöhnliche Frage, die er fast an jeden Soldaten tat, welcher irgendein Gesuch hatte, ihm empfohlen wurde u. dgl.: Combien de service? (Wieviel Dienstjahre?). Eine andere, wenn er sich vielleicht in einer Gegend orientieren und die Größe oder Wichtigkeit eines Ortes bei seinen Unternehmungen beurteilen

wollte, war: Combien d'ici à N.? — quelle population? (Wie weit ist's von hier nach N.? — wie stark ist die Bevölkerung?) Er heftete seinen Blick stets auf den, der mit ihm sprach, gleichsam, als ob er ihn durchschauen und seine Gedanken ergründen wollte. Die Antworten konnten nicht schnell genug erfolgen, und deswegen mochte es ihn oft verdrießen, daß er sich alles, was nicht französisch oder italienisch war, verdolmetschen lassen mußte. Viele Leute sind in der irrigen Meinung gewesen, daß er Deutsch verstanden und sogar etwas gesprochen habe; ich habe aber nicht die geringste Spur davon bemerkt und kann versichern, daß es nicht der Fall gewesen ist. Bei den unbedeutendsten Antworten oder Aussagen gemeiner Leute, denen Napoleon Fragen vorlegte, wollte er gern sogleich den Sinn enträtseln, und ungeduldig unterbrach er dann den Dolmetscher durch ein qu'est-ce qu'il dit? in einem halb rauhen, halb schneidenden Baßtone. Doch ließ er sich die Verzögerung, welche das Übersetzen verursachte, eher gefallen, als wenn jemand, der schlecht Französisch sprach, mit ihm radebrechen wollte. Gemeiniglich unterbrach er einen solchen und befahl ihm, Deutsch zu reden. Am sonderbarsten, oft komisch, war seine Aussprache der deutschen Orte, deren Namen man eher aus den Umständen oder der Lage erraten als verstehen konnte. So zischte oder polterte er anstatt: Zeitz — Siß; anstatt Weißenfels oder Weißig — Wissenißs; anstatt Teplitz — Tilpsit; anstatt Klix — Klisch; anstatt Hochkirch — Ohghirsch. Nur selten fand man einen Offizier der höheren Grade, der einige Fertigkeit im Deutschen erlangt hatte; die Hauptmasse verstand sehr wenig oder gar nichts davon.

(von Odeleben, Napoleons Feldzug in Sachsen 1813.)

Vom Landsturm.

„Der Preußische Correspondent" Nr. 8 vom 14. April 1813.

Am Sonnabend (den 10. April) waren fünfhundert Franzosen über die Elbe gekommen, und sind aufs neue von den Bauern zurückgejagt worden. Als in denselben Tagen ein Alarm in der Ukermarck war, zog alles rüstig aus, und trieb die Feinde nach Stettin zurück. Ein Reisender fand zu Templin

nur einen achtzigjährigen Mann und begegnete nachher dem blutig und jubelnd zurückkehrenden Bauernvolk. — Man erzählt, daß vor kurzem in einem kleinen Städtchen alle Männer auf die Sturmglocke ausgezogen waren, außer zweien, und daß die Frauen sich zusammengerottet und die Zurückgebliebenen zum Tor hinausgejagt haben.

Der Lützower Friedrich Förster an seine Schwester:
Im Biwak bei Merseburg, 20. April 1813.

Den 11. April.. war der Tag meines Ausmarsches aus Dresden. O, es ist ein herrliches Leben, dies Soldatenleben; ich begreife es nicht, wie es irgendein Mensch am Schreibtisch und hinter dem Ofen aushalten kann. . . . Und welche innere Umwandlung des ganzen Menschen hat dieser Auszug für Freiheit und Vaterland in allen bewirkt! Du würdest sie kaum wiedererkennen, diese alten Renommisten aus Jena und Halle, die sonst ihren Ruhm darein setzten, soundso viele Kannen Bier auszutrinken, soundso vielmal sich geschlagen, soundso vielmal dem Rektor die Fenster eingeworfen zu haben. Sie stehen jetzt in Reih und Glied, parieren auf das Kommando, und unser ganzes Dasein hat eine Weihe erhalten, von der wir vordem keine Ahnung hatten. Dabei geht es lustig, ja oft toll genug in unserem Lager her. Wir singen unsere alten Burschenlieder „auf der goldnen Freiheit Wohl" noch immer; aber wenn wir jetzt bei dem Landesvater die Mützen auf die Degen stecken, hat das einen anderen Sinn als früher auf dem faulen Pelze zu Heidelberg oder bei der Wahl eines Bürgermeisters zu Lichtenhain. —

Von meinem ersten Marsch muß ich Dir auch noch einiges erzählen. Ich war einer Kompagnie zugeteilt, welche ein ehrwürdiger Professor aus Berlin, namens Markwart, nicht als Hauptmann, sondern als Feldwebel führt; Offiziere sollen wir später uns selbst wählen, wenn wir erst gesehen haben, wer am feuerfestesten sein wird . . .

Wir hatten eben unsern Morgengesang vor dem Gasthof, in welchem unser Feldwebel in Quartier lag, beendigt, als ich einen Mann in eine Extrapost einsteigen sah, dessen Züge

mir bekannt zu sein schienen. Kaum traute ich meinen Augen, als ich sah, daß es Goethe war. Ich war als Freund seines Sohnes und als begünstigter Ballbegleiter seiner tanzlustigen Frau Gemahlin oft in seinem Hause gewesen . . . Mit militärischem Anstande einer Ordonnanz trat ich nun an den Wagen heran und sagte: »Euer Exzellenz melde, daß eine Abteilung der königlich preußischen Freischar der schwarzen Jäger auf dem Durchmarsch nach Leipzig vor Ihrem Quartier aufmarschiert ist und Euer Exzellenz die Honneurs zu machen wünscht.« Der Feldwebel kommandierte: »Präsentiert das Gewehr!« — und ich rief: »Der Dichter aller Dichter, Goethe, lebe hoch!« Mit Hurra und Hörnerklang stimmte die ganze Kompagnie ein. Er faßte mit der Haltung eines Generals an seine Mütze und nickte freundlich. Nun trat ich noch einmal heran und sagte ihm: »Es hilft Euer Exzellenz das Inkognito nicht; die schwarzen Jäger haben scharfe Augen, und bei unserem ersten Ausmarsch Goethe zu begegnen, ist ein zu günstiges Zeichen, als daß wir es sollten vorüberlassen. Wir bitten um Ihren Waffensegen.« »Von Herzen gern,« sagte er; ich reichte ihm Büchse und Hirschfänger, er legte seine Hand darauf und sprach: »Zieht mit Gott, und alles Gute sei eurem frischen deutschen Mute vergönnt!« Während wir ihm ein nochmaliges Lebehoch riefen, fuhr er grüßend an uns vorbei . . .« (Förster, Geschichte der Befreiungskriege.)

Eleonore Prochaska an ihren Bruder.

Eleonore Prochaska, geb. 1785 als Tochter eines Unterofftziers, trat 1813 unter dem Namen August Renz als freiwilliger Jäger in die Lützowsche Freischar. Sie diente unerkannt, bis sie am 16. September 1813 in dem Gefecht an der Göhrde (im Lüneburgischen) fiel.

Aus unserem ersten Biwak 1813.

Lieber Bruder, nun habe ich Dir etwas ganz Neues zu erzählen, worüber Du mir aber versprechen mußt, nicht böse zu sein. Ich bin seit vier Wochen schon Soldat! Erstaune nicht, aber schilt auch nicht; Du weißt, daß der Entschluß dazu schon seit Anfang des Krieges meine Brust beherrschte. Schon zwei Briefe von Freundinnen erhielt ich, welche mir vorwarfen, ich sei feige, da alles um mich her entschlossen ist, in diesem

ehrenvollen Kriege mitzukämpfen. Da wurde mein Entschluß unumstößlich fest, ich war im Innern meiner Seele überzeugt, keine schlechte oder leichtsinnige Tat zu begehen; denn sieh nur Spanien und Tirol, wie da die Weiber und Mädchen handelten! Ich verkaufte also mein Zeug, um mir erst eine anständige Manneskleidung zu kaufen, bis ich Montierung erhalte; dann kaufte ich mir eine Büchse für acht Taler, Hirschfänger und Tschako zusammen für drei und einen halben Taler. Nun ging ich unter die schwarzen Jäger; meiner Klugheit kannst Du zutrauen, daß ich unerkannt bleibe . . .

Vater wird mir nicht böse sein, glaube ich; denn er erzählte ja selbst Skizzen von den Spanierinnen und Tirolerinnen, wobei er meinen Entschluß deutlich auf meinem Gesicht lesen konnte. Ich habe aus Vorsicht meinen Namen geändert; wenn Du mir schreibst, so unterzeichne Dich mit meinem angenommenen Namen als mein Bruder; denn Du weißt, Briefe haben mancherlei Schicksale. Wir exerzieren, tiraillieren und schießen recht fleißig, woran ich sehr viel Vergnügen finde; ich treffe auf 150 Schritt die Scheibe.

Lebe recht wohl, guter Bruder! Ehrenvoll oder nie siehst Du mich wieder ...

Mit ewiger Liebe Deine Leonora, genannt August Renz, freiwilliger Jäger bei dem Lützowschen Freikorps, im ersten Bataillon des Detachements.

Friedrich Förster, der spätere Geschichtschreiber der Befreiungskriege, machte den Krieg als freiwilliger Jäger im Lützowschen Korps mit. Er erzählt als Augenzeuge vom Heldentod der Eleonore Prochaska:

Als in dem Gefecht an der Göhrde am 16. September 1813 die Lützowschen Jäger eine französische Batterie bestürmten, wurde Renz an meiner Seite der rechte Schenkel von einer Kanonenkugel zerschmettert. Im Niedersinken klammerte er sich krampfhaft an meinen Mantel an, riß seine Litewka auf und rief: „Leutnant, ich bin ein Mädchen!" Sie war zum Tode verwundet und starb den schönen Tod fürs Vaterland.

Blücher an seine Frau.

Altenburg, 22. April 1813

Malchen.

wenn ich dich in einiger Zeit nicht geschrieben habe, so

ist die uhrsach meine ville geschäffte und ein verdammtes Fiber gewesen, nun bin ich es Gott sey Dank loß und befinde mich wider wohl mein alter Horlach [Blüchers Arzt] hat mich davon befreit. — Du wirst dich wundern bis jetzt so wenig in den Zeittungen vom Blücher'schen Corps gelesen zu haben, aber meine krankheit und die noch zurückstehenden Russen wahren Schuld daß ich nicht sowie ich wohl wollte agiren konnte, indessen sind doch schon 7 Canonen und über 1000 man in meine Hende gerathen . . . ich stehe mit dem Printz von Echlingen [Marschall Ney, Herzog von Elchingen] der die Französische armeh Comandirt 5 Meillen außeinander, und ballde werden wir uns näher rücken.

Gneisenau an die Prinzessin Luise von Preußen.

Altenburg, 23. April 1813.

. . . Ich habe das Glück, meinem alten Herrn und meinem adoptierten Vaterlande unter mir angenehmen Verhältnissen wieder dienen zu dürfen. Ich bin nie so hoch beglückt gewesen. Die Morgenröte eines schönen Tages erblickend, lebe ich der beseligenden Überzeugung, daß wir nicht wieder unterjocht werden können, denn die gesamte Nation nimmt teil am Kampf; sie hat einen großen Charakter entwickelt, und damit ist man unüberwindlich . . . Meinen ältesten Sohn habe ich an meiner Seite, um den Anfang seines öffentlichen Lebens an eine große Begebenheit zu knüpfen. Für die Meinigen ist gesorgt, denn ein gerechter Herr wird sich ihrer annehmen, falls das Schicksal des Krieges über mich gebieten sollte, und ich scheide dann beruhigt von hier in dem Vertrauen, daß wir unsern Enkeln die Unabhängigkeit hinterlassen werden. — Was dieses Gefühl an Seligkeit trübt, ist, daß sie nicht mehr unter uns lebt, die es in einem so hohen Grade geteilt hätte, unsere Königin! . . .

Friedrich Wilhelm III. und Alexander I. in Dresden.

Boyen erzählt: Ich nahm an dem den 24. April in Dresden erfolgten Einzuge der Souveräne teil. Der größte Teil der Einwohner begrüßte uns freudig. Die Beamten und alle Personen, die zur Hofgesellschaft gehörten, befanden sich

indes bei dem Benehmen ihres Königs in einer gespannten Lage. Dieselben hielten sich zum Teil entfernt von uns oder strebten nach einer Neutralität, die in der damaligen Lage unmöglich war. (von Boyen, Denkwürdigkeiten.)

Der König von Preußen und der König von Sachsen im April 1813.

Friedrich August, der König von Sachsen, war am 25. Februar nach Österreich geflüchtet.

Boyen erzählt: Ich glaube, es war den zweiten Tag unseres Aufenthaltes in Dresden, als ich mich nachmittags in der Gemäldegalerie befand, wo auch bald der König eintrat, und indem ich mich an sein Gefolge anschloß, die Sammlung besah, während um den König sich die Zahl der städtischen Zuschauer in den Sälen immer mehr anhäufte. Jeden Augenblick stießen wir bei unseren Wanderungen auf einen leeren Raum, da das Bild, welches sonst da hing, kürzlich weggenommen war. Dies kam nur zu häufig vor, als daß es nicht dem König auffallen sollte, und nach vielen Komplimenten mußte der schon etwas in Transpiration geratene Galerieinspektor mit den zierlichsten Redensarten gestehen, daß man aus Vorsicht, wegen zu besorgender Kriegsereignisse, die wichtigsten Gemälde nach dem Königstein gebracht habe. Dies nahm nun der König gewaltig übel und sagte ganz laut: „Es ist niemals meine Manier gewesen, anderen ihr Privateigentum zu nehmen, und es ist dies eine Beleidigung meiner Gesinnungen und der des Kaisers von Rußland, doch muß man sich nicht wundern, der König von Sachsen hat, wie ich es zu meinem Schaden erfahren habe, schon lange die Grundsätze seines Verbündeten angenommen, und da ist ein Mißtrauen wegen verdienter Repressalien wohl zu erwarten."

Die zahlreichen Zuschauer in der Galerie schienen über diese Äußerung nicht wenig betreten und wußten eigentlich nicht recht, in welche Falten sie ihre Gesichter legen sollten. (von Boyen, Denkwürdigkeiten.)

Närrischer Vorschlag an den Freiherrn vom Stein zur Rettung Europas.

Stein war mit Arndt im Anfang des April 1813 in Dresden. Ernst Moritz Arndt erzählt:

Nun kam in Dresden das Gedränge beider, der Wohlmeinenden und der Verrückten . . . Es liefen da die wunderlichsten Dinge ein. So schickte unter andern ein Professor Hauff oder Hauch . . . einen Plan ein zur leichten Zerstörung und Überwindung des französischen Heeres, einen ähnlichen Plan wie der, den man zu Rostopschins Zeit in Moskau ausgeheckt haben soll. Es war in diesem Entwurf von nichts Geringerem die Rede als von einem magnetischen Eisenkoloß von eigentümlichem Bau, der vor der Fronte des deutschen Heeres geführt werden und alle feindlichen Kanonen- und Flintenkugeln mit unwiderstehlichem Reiz zu sich locken solle, so daß der deutsche Soldat unverletzt und unverletzlich unter diesem Schirm dem Feinde desto mutiger und kräftiger auf den Leib rücken könne.

(Arndt, Erinnerungen aus dem äußeren Leben.)

Der Freiherr vom Stein und seine Nichte, die Gräfin Senfft. (April 1813.)

Das Hauptziel des Steinschen Unmuts war und blieb Metternich, und, zunächst auf die sächsischen Angelegenheiten bezogen, der sächsische General Freiherr Langenau, der seinen König ins Ausland begleitet hatte, und von dem Stein meinte, er sei ein tätigstes Organ, das König Friedrich August in seiner unglücklichen napoleonischen Politik festhielt.

Hier erinnere ich mich einer kleinen Kabbelei, die er in Dresden nach Tisch einmal mit [dem Präsidenten] Schön hatte. In seinem Zorn rief er da über Langenau aus: „Ich hoffe, wir fangen den bösen, listigen Fuchs noch einmal, dann wollen wir ihn andern schlauen, feigen deutschen Füchsen, wie brave Jäger seinen Vettern im Walde tun, als ein deutsches Zeichen der Gegenwart an der ersten besten Eiche aufhängen." — „Gut das," erwiderte Schön ruhig lächelnd, „ich will Ihnen beifallen, aber dann erlauben Sie mir auch, daß ich Ihre Nichte, die Gräfin Senfft, in das erste beste Spinnhaus stecke." Und Stein darauf: „Auch das, und ich gebe Ihnen ihren Mann als Zugift noch obenein." Man muß wissen, der General von Langenau war Schöns Schwager. Stein zürnte aber dem Grafen Senfft sehr, der als sächsischer Minister sehr napoleoni-

siert und in Hinsicht der preußischen Verhältnisse und Forderungen zu und an das kleine Königreich Polen die schreiendsten Ungerechtigkeiten zum Vorteil der Franzosen und Polacken begangen hatte.

Steins Schwestertochter, eine geborene Freiin von Werthern, stand bei dem Oheim sehr schlecht angeschrieben, er schalt sie eine eitle Närrin und hoffärtige Verschwenderin, welche durch eitlen Prunk das eigne und des Mannes Vermögen bis zur tiefsten Neige heruntergebracht habe. Weise, altväterische Sitte und Sparsamkeit bei Großen und Kleinen galt ihm wie seinem Freunde Niebuhr als ein notwendiges Stück aller Bürgertugend; er glaubte mit den alten Persern, daß ein verschuldeter Mann in ganz notwendiger Folge zuletzt ein Lügner und der Knecht von solchen werden müsse, die noch schlechter als er selbst seien.

Hier hatte er aber von der tollen Wirtschaft seiner verrückten Nichte die unwidersprechlichsten Proben erfahren; von diesen hier nur eine: Die Ministerin zur Zeit ihrer Glanzhöhe in Dresden und Warschau sandte alle ihre Leibwäsche, Hemden, Spitzen usw. allmonatlich mit eigenen Kurieren nach Paris, als wo man dergleichen hochdamliche Feinheiten allein recht zu waschen, plätten und zurechtzufalten verstehe.

(Arndt, Wanderungen und Wandelungen.)

Der Freiherr vom Stein und die vornehme Jugend.

April 1813.

Am heftigsten ward Stein gereizt durch die vielen Anträge von Vätern und Oheimen vornehmer Jünglinge, dieser oder jener Sohn oder Neffe wünsche sich unter seiner würdigen Leitung zur diplomatischen Laufbahn vorzubereiten. Da rief er wohl ungeduldig zu Arndt gewendet aus: Schreiben Sie, ich bin kein Diplomat und verstehe nicht, Diplomaten abzurichten. Die jungen Leute sollen jetzt die Büchse nehmen und fürs Vaterland fechten: das gebührt jetzt dem deutschen Edelmann. Auch könne man jene Kunst nicht lehren, und Leute, die sehr jung auf diese schlüpfrige Bahn kommen, werden leicht entweder vollkommen charakterlose Pinsel oder Schurken!

(Nach Perz, Stein.)

Scharnhorst an seine Tochter.

25. April 1813.

Mag der Feind auch noch so überlegen sein, mag er noch so große Siege über uns jetzt erfechten, die ganze Anlage dieses Krieges ist so, daß im Laufe dieses Feldzuges uns sowohl die Überlegenheit als der Sieg nicht entgehen kann.

Der weimarische Kanzler Müller und Napoleon

am 26. April 1813.

Nie werde ich den Moment vergessen, als die Flügeltüren jenes großen mit einem Erker versehenen Zimmers der Statthalterei sich öffneten und nun der Kaiser Napoleon in seiner Chasseuruniform langsamen Schrittes auf mich zukam und, ganz ruhig, aber mit zusammengezogenen Augenbrauen, verbissenen Unwillens, mich mit der lakonischen Frage ansprach: „Où est votre contingent?“

Ich hatte diese unheilschwere Frage kaum durch eine kurze Darlegung der besonderen Umstände, unter welchen dieses Kontingent vor wenig Tagen von den Preußen überrumpelt und gefangen genommen worden war, beantwortet, als der bis dahin zurückgehaltene Zorn des Kaisers losbrach und wie ein Strom, der seinen Damm zerreißt, über mich hereinstürzte. „Wie, Ihr bildet Euch ein, ein ganzes Bataillon lasse sich ohne Schwertstreich von einer Handvoll Husaren gefangen nehmen? Wie, Ihr wollt mir glauben machen, ein solcher Skandal lasse sich ohne vorherige verräterische Verabredung denken? Ich weiß gar zu wohl, daß Euer Herzog mein abgesagter Feind ist und nie aufgehört hat, mit allen meinen Feinden zusammenzuhängen. Hat er nicht preußische Offiziere in seinem Dienste und in seinem Solde? Hat er nicht fortwährend mit der Kaiserin von Österreich, meiner Schwiegermutter, korrespondiert, die von Wien aus giftige Netze für mich spinnt? Aber fürwahr, man betrügt mich nicht so leicht! Ich habe sie alle gelesen, diese Briefe; die Kunst, zu entziffern und unmerkbar Briefe zu öffnen, ist unglaublich weit gediehen! Euer Herzog ist der unruhigste Fürst in ganz Europa (votre prince est le plus remuant de toute l'Europe). Und Euer Tugendbund, die frechen und revo-

lutionären Reden Eurer Jenaischen Professoren, der revolutionäre Samen, den sie überall unter die Jugend ausstreuen! Sind nicht die Vorposten des Generals Durutte zu Jena durch als Kosaken verkleidete Studenten alarmiert worden? —"

Alles, was ich gegen diesen Strom von Beschuldigungen aufbringen konnte und mit möglichster Unerschrockenheit aufbrachte, als der Kaiser einen Augenblick schwieg, schien keinen Eindruck zu machen.

„Ich muß," fuhr der Kaiser fort, „ein abschreckendes Beispiel von Bestrafung geben; noch diesen Abend wird das 5. Armeekorps in Jena einziehen; dort auf meinem Schreibtisch liegt die Ordre an General Bertrand, die Stadt niederzubrennen; ich bin eben im Begriff, sie zu unterzeichnen."

Man kann denken, welchen erschütternden Eindruck diese Worte auf mich und Herrn von Wolfskeel machen mußten. Mit verdoppelter Lebhaftigkeit stellte ich das grausame Unrecht dar, welches durch die Ausführung dieses Beschlusses an so viel hundert Unschuldigen begangen würde. Ich stellte vor, wie großes Unglück Jena schon durch die Schlacht am 14. Oktober 1806 erlitten, so daß der Kaiser selbst sich zu einiger Entschädigung dafür bewogen gefühlt habe, und daß er den unsterblichen Ruhm, den diese Schlacht ihm gebracht, jetzt durch so grausame Tat für immer in den Augen der Nachwelt beflecken würde. Ich beteuerte, daß wir nichts von einem Tugendbunde wußten und ebensowenig von aufrührerischen Reden der Professoren, und stellte die Beteiligung der Studenten bei dem auf ein bloßes Gerücht hin angenommenen Vorfall mit dem General Durutte in Abrede.

Hierauf sprang der Kaiser an die Tür und rief seinen im Vorzimmer befindlichen Gesandten Saint Aignan herein. Mit Heftigkeit auf ihn zustürzend, rief er ihm zu: „Ist es wahr oder nicht, daß die Vorposten des Generals Durutte von den Jenaischen Studenten alarmiert worden sind?"

Saint Aignan geriet in große Verlegenheit und suchte ausweichend zu antworten; die Ungeduld des Kaisers ließ aber nicht zu, ihn anzuhören, sondern die geballte Faust ihm

vor das Gesicht haltend, wiederholte er mit gesteigerter Heftigkeit: „Oui ou non? Oui ou non?“

Saint Aignan, wohl ahnend, welches furchtbare Gewicht seine Antwort in die Wagschale legen würde, hatte den edelen Mut zu erwidern: „Sire, die Wahrheit ist, daß ich keinerlei Rapport erhalten habe.“ Und alsobald stürzte ich auf Napoleon mit den Worten zu: „Eure Majestät sehen, daß Ihr guter Glaube getäuscht worden ist,“ und was ich noch sonst zur Unterstützung dieser Behauptung hinzufügte. Der Kaiser schien sich einen Augenblick zu besinnen und sagte dann: „Nun also; so werden nur die Häuser der Professoren niedergebrannt.“ Endlich aber gelang es mir durch die einleuchtende Vorstellung, daß dies unmöglich, ohne die Stadt selbst zu zerstören, ausführbar sei, ihn auch davon abzubringen. Er zerriß die Ordre an den General Bertrand und fuhr dann ruhiger wieder fort: „Aber man gebe den Herren von Jena eine gute und strenge Lehre, damit sie sich's merken, daß ich durch einen Wink für immer die ganze Universität zerstören kann. — Was wollen eigentlich alle diese Ideologen, diese Schwätzer? Sie wollen die Revolution in Deutschland, sie wollen sich von allen Banden freimachen, die sie an Frankreich knüpfen. Wißt Ihr Deutsche auch, was eine Revolution ist? Ihr wißt es nicht, aber ich weiß es. Ich habe Frankreich von Strömen Bluts überschwemmt gesehen, ich habe mich oben gehalten, und ich dulde nicht, daß solche schreckliche Szenen sich in Deutschland wiederholen. Aber, meine Herren, Sie werden sicher und gewiß die Revolution haben, wenn ich nicht Ordnung schaffe. Preußen hat treulos mit mir gespielt; es wird ihm teuer zu stehen kommen. Ich war viel zu großmütig, ich habe den König wieder auf den Thron gesetzt — und er zahlt mir mit Undank.“

(Friedrich von Müller, Erinnerungen aus den Kriegszeiten.)

Kutusows Tod am 28. April 1813.

Ein großes Glück erlebten wir in Dresden, für welches alle, welche die Verhältnisse kannten, dem Himmel dankten; so daß viele dabei riefen: Der alte deutsche Gott lebt

noch. Den 28. April starb zu Bunzlau in Schlesien der alte russische Feldmarschall Kutusow am Nervenfieber. Bei dieser Nachricht rief auch ich: Hier ist der Finger Gottes! Dieser Greis war eine hartnäckige, zauberische russische Natur. Er hatte die Gewalt und das Ansehen im Heer gewonnen, daß selbst Alexander ihn nicht gut davon hätte wegrücken können. Kaum war es ihm und Stein gelungen, ihn über die Weichsel vorwärts zu bringen. Er hatte durchaus jenseits der Weichsel bis zum Sommer stehen bleiben und dann erst mit verjüngten Kräften vorrücken wollen. Aber was wäre dann aus Deutschland geworden? Er war nun freilich vorwärts marschiert; aber wieder kann man fragen: Was wäre aus Deutschland, was aus Preußen geworden, wenn Kutusow gelebt hätte? Die Franzosen würden alles Land bis an die Weichsel, sie würden mit der grausamsten Berechnung Preußens letzte Hilfsmittel vertilgt, seine letzten Sehnen zerschnitten und eine preußische Bewaffnung fast unmöglich gemacht haben ... Einen Ähnlichen oder gar einen Gleichen würde er neben sich nimmer geduldet haben; wie wäre neben ihm Blücher heraus- oder heraufgekommen? Nach seinem Tode aber hat sich alles wie von selbst gemacht.

(Arndt, Erinnerungen aus dem äußeren Leben.)

Blücher an Boyen.

Ende April 1813.

na mein allter Boyen, nun wollen wihr unsere allte Freundschaftlige unterhalltung wieder anfangen.

ich bin sehr Froh, euch so nahe zu wissen, nuhr herüber über das Wasserchen [die Elbe], ein Haupht-Schlag muß geschehen, der vorteill ist auf unsrer seitte, eine Schöne und überlegene Cavallerie, vom besten willen befehlt verspricht uns alles guhtes, hier geht auch alles guht und meine Leutte Schlagen sich vortrefflich und sind beständig dichte am Feind. ich habe meine leigte Cavallerie so instruirt, daß sie, wenn der Feind vordringt, seine avantgarde machen, und geht er zurück, so billden sie seine arrieregarde. steht der Feind still, so müssen sie ihn alle nacht allarmiren, und er darf

keinen Schritt tuhn, von dem sie nicht gleich unterrichtet sind, und ich durch sie.

Leben sie wohl!

mein Sohn ist unbedeuttend Blessirt, hat sich aber gegen einen mehr als 10mal Stärkern Feind behauphtet, schon lange hatte ich gewünscht, der Feind währe über die Sale in daß offne Felld gekommen.

(von Boyen, Denkwürdigkeiten.)

Von der Ausbildung des Landsturms.

Die Gräfin Schwerin, geb. Gräfin Dönhoff, erzählt in ihren Lebenserinnerungen vom April 1813:

Mehr Ordnung hineinzubringen, wurden die verschiedenen Gemeinden in Kompagnien und Bataillone eingeteilt und aus den Gutsherren und Schreibern Offiziere ernannt, die ganze Mannschaft mit gleichförmigen langen Piken bewaffnet und jedem Landsturmmanne ein rotes Zeichen auf den Ärmel seines Sonntagsrocks geheftet, das im Preußischen die Zahl des Bataillons, zu dem er gehörte, im Mecklenburgischen nur ein Kreuz bildete. Nun konnten diese unförmigen Massen aber nicht in Bewegung gesetzt werden, ohne ihnen erst wenigstens einen Begriff von Dressur zu geben, und so war die Losung zum Einexerzieren der ganzen Bevölkerung Preußens und nach und nach von ganz Deutschland gegeben.

Wenn man alle Schwierigkeiten bedenkt, welche sich einer so neuen und unerhörten Maßregel entgegensetzen konnten, so begreift man nicht, wie sie so ganz ohne Hindernis ausgeführt ward, und die gutmütige Willfährigkeit des Landmanns, dem man seinen Sonntag nahm, um ihn auf alle ihm schon auferlegte Last noch mit einer neuen zu beschweren, ist ihm wohl nie hoch genug angerechnet worden....

Bei einzelnen kam nun wirklich eine Art patriotischen Eifers hinzu, der auch als Beispiel auf die andern wirkte. So hörte Louis [ein Graf Schwerin], als er eines Abends vom Exerzieren spät nach Hause ritt, in Splepkow [Mecklenburg] laut kommandieren und fand, als er näher kam, einen alten Mann, der sich mit mehreren Söhnen auf seinem Hofe nach der Dämmerung von einem Unteroffizier ein-

exerzieren ließ. Als Louis ihnen sein Befremden darüber zu erkennen gab, meinte der Alte, es habe ihn gar zu sehr verdrossen, daß es mit dem Exerzieren noch immer nicht ordentlich gehen wolle, und da habe er sich mit seinen Söhnen zusammengetan, um für ihr eigenes Geld einen Unteroffizier aus Prenzlau kommen zu lassen, und so dächten sie die Griffe doch endlich wegzubekommen. Diese Leute aber haben keine Stunde der Muße für einen gemeinnützigen Zweck übrig; in die künstlich gestellte Rechnung ihres täglichen Broterwerbs ist keine Versäumnis einbedungen, und der Maßstab, nach welchem ihre Opfer zu ermessen sind, kann nur der sein, nach welchem das Scherflein der Witwe hoch über die Spenden der Könige zu stehen kommt.

Goethes Stellung zum Befreiungskampf.

Als in Sachsen und Thüringen im April alles aufgeschüttelt war, kam Goethe auch nach Dresden, um sich in das stillere Böhmen zurückzuziehen.

Herzlich mißvergnügt über den neuen Weltlärm kam er einmal zu dem Appellationsrat Körner, der den einzigen Sohn mit Freuden zu den Lützower Freischaren entlassen hatte und Hoffnungen glücklicher Zeiten aussprach. Bei dieser Äußerung fuhr Goethe voll Zorns gegen ihn aus: „Ja, schüttelt nur an euern Ketten, so viel ihr wollt; der Mann ist euch zu groß, ihr werdet sie nimmer zerbrechen, sondern nur noch tiefer ins Fleisch ziehen!“ — Als dieses Stein erfuhr, sagte er ganz ruhig: Laßt ihn, er ist alt geworden!

(Nach Pertz, Stein.)

Ausschreitungen der Franzosen in Sachsen.

April 1813.

Der sächsisch-rheinbündische Major von Odeleben erzählt: Schon in Eckartsberge konnte man sich von der Gleichgültigkeit überzeugen, mit der die Offiziere des [französischen] Hauptquartiers den Ausbrüchen der Roheit und den Ausschweifungen zusahen, welche sich die Truppen bei dem Mangel an Vorsorge und Aufsicht erlaubten. Denn unter den Fenstern Napoleons, wo die Massen vorbeiströmten und mit fürchter-

lichem Geschrei und Lärmen alles aufregten, wurden die ganze Nacht hindurch von den im Biwak vor der Stadt liegenden Truppen alle Türen, Fensterläden und anderen Geräte, wenn sie auch noch so unentbehrlich waren und selbst einige Schritte weiterhin etwas Entbehrlicheres hätte können gefunden werden, in das Feuer geschleppt, gemäß dem schönen französischen Prinzip, welches bei dem Bewirtschaften fremden, mühsam erzeugten Gutes weder Schranken noch Mäßigung kennt, wohl aber da, wo das liebe Ich im Spiel ist, oft selbst bei den unbedeutendsten Ausgaben die schändlichste Knauserei enthüllt. Die Offiziere sahen, von dem Mangel verwöhnt, der im letzten Feldzug so manchen Frevel entschuldigte, dem Unwesen mit stoischem Gleichmute zu oder begünstigten es sogar. Ist einmal der Anfang gemacht, und die Befehlshaber drücken ein Auge zu, dann wehe dem Lande, wo diese Zügellosen hausen! Ein Haus — ein Dorf aus Nachlässigkeit und Unvorsichtigkeit in Brand zu stecken, ist unbedeutend. — Den Wohlstand ganzer Familien oder Gemeinden in einem Nu zu zerstören, wo der Schlecht- und Leichtsinnigdenkende nur seinen Feuerbrand 10 Schritte weiter forttragen durfte, eine Kleinigkeit. Ich habe weder Generale noch Offiziere gesehen, die irgendeinem solchen Frevler den Prozeß gemacht oder die Sache gerügt und untersucht hätten. Das fluchwürdige »c'est la guerre« entschuldigte alles, und kaum fand man hie und da einen, der, empfindsam scheinend, „la pauvre Saxe" beklagte. Der lang genährte Anblick so vieles menschlichen Elends hatte sie ganz abgestumpft. Wer konnte sich in einer solchen Umgebung der Zügellosigkeit widersetzen? Selten gelang es einem entschlossenen Einwohner gegen einzelne und mehrere seine Türe vor der Zertrümmerung zu retten oder die Bande zu verjagen.

(von Odeleben, Napoleons Feldzug in Sachsen 1813.)

Boyen über das preußische Heer.

Indem sich die verschiedenen Korps nun immer mehr konzentrierten, erregte das kriegslustige Aussehen und doch dabei anständige Benehmen der preußischen Truppen bald ein all-

gemeines und wohlverdientes Aufsehen. Es ist dies nicht ein einseitiges Nationalurteil, sondern ich gründe mich dabei auf das allgemeine Urteil der fremden Offiziere, die im Hauptquartier waren. So viel Truppen ich auch in meinem langen Kriegsleben gesehen habe, niemals habe ich welche gesehen, die ein größeres Vertrauen einflößten. Das napoleonische Heer zeugte in seiner Blütezeit allerdings von einer großen Kriegskraft auch in den Augen des Zuschauers, allein dies war doch mit einem Übermut vermischt, der sich hier bei den Preußen nicht fand. Der Gedanke, das zertretene Vaterland wieder zu befreien, war ein Gemeingut geworden und hat dem Volks- und Kriegsleben eine höhere Stellung gegeben.

(von Boyen, Denkwürdigkeiten.)

Die Schlacht bei Großgörschen am 2. Mai 1813.

Südlich der alten Lützener Wahlstatt bei Leipzig kam es zwischen Napoleon und den Verbündeten zur ersten Hauptschlacht, in welcher 60000 Franzosen gegen 40000 Russen und Preußen fochten. Der Kampf drehte sich in der Hauptsache um das Dörfervierеck Kaja, Rahna, Kleingörschen, Großgörschen, die der Marschall Ney hielt. Gegen ihn stürmte das Blüchersche Korps mit ungeheurer Wucht an, doch mußte zuletzt auch noch der General Yorck herangezogen werden. Auf beiden Seiten wurde mit der äußersten Erbitterung gekämpft. Drei der Dörfer waren den Franzosen schon entrissen, — da eilte Napoleon selbst herbei in dem Augenblick, als die preußischen Garden die Franzosen über das brennende Kaja hinausgeworfen hatten. Napoleon holte mit verdoppelter Wucht zum Schlage aus, und nur Großgörschen blieb in den Händen des Blücherschen Korps. Man schlug sich bis in die sinkende Nacht um das in einem achtstündigen Gefecht behauptete Schlachtfeld. Ein nächtlicher Kavallerieangriff Blüchers hatte wegen der Ungunst des Bodens nur geringe Wirkung. In der Schlacht hatte man nur Tote und Verwundete gelassen, keine Fahne, kein Geschütz und nur wenig Gefangene. Dagegen waren fünf Geschütze erobert und 800 Gefangene gemacht. Napoleon hatte 23000 Mann verloren, das Korps Ney allein 15000; die Verbündeten 11500 Mann. Ein harter Schlag traf die Sache der Befreiung durch die Verwundung des unersetzlichen Scharnhorst, der bald darauf an seiner Wunde starb.

Friedrich Wilhelm III. und Scharnhorst

vor der Schlacht bei Großgörschen.

Am 2. [Mai, dem Tag von Großgörschen], beim Anbruch des Tages, begaben sich die beiden Souveräne nach Groitzsch,

um dort mit der Kolonne des Generals Blücher zusammenzutreffen. Die Ankunft der Truppen wurde durch das Kreuzen der Kolonnen von Blücher und Yorck nicht unbedeutend verzögert. Dies war allerdings ein Übelstand, an dem aber niemand anders als das russische Hauptquartier schuld war, welches den verschiedenen Kolonnen solche Richtungspunkte gegeben hatte, so daß ein Kreuzen derselben nicht zu vermeiden war. Der König indes, der trotz aller Dienste, die ihm Scharnhorst geleistet hatte, fortdauernd einen inneren Groll gegen ihn hegte, weil Scharnhorst mit seinen Kriegsansichten doch endlich durchgedrungen war, schob die ganze Schuld des Kreuzens auf den General und äußerte sich darüber (Scharnhorst war aber nicht zugegen) laut und öffentlich, wobei K[nesebeck], der doch sonst den Freund von Scharnhorst spielte, zu den Äußerungen des Königs, daß so etwas doch eigentlich mit Festungsarrest bestraft werden müßte, in die Hände schlug und einmal über das andere rief: „Das ist recht! so kommt Dienst in die Armee!" Selten hat mich ein Vorgang tiefer in meinem Innern verwundet als dieser.

(von Boyen, Denkwürdigkeiten.)

Der Verlauf der Schlacht bei Großgörschen.

Der russische Oberstleutnant von Wolzogen, Adjutant des Zaren Alexanders I., erzählt: Als es entschieden war, daß der Feind die Dörfer Groß- und Kleingörschen, Rahna und Kaja besetzt hatte, griff zuerst die preußische Brigade des Obersten von Klüx vom Blücherschen Korps das erstgenannte Dorf mit dem größten Ungestüm an und nahm es, sowie auch das Dorf Kleingörschen, wurde jedoch bald darauf aus beiden wieder herausgeworfen, worauf die zweite Brigade des Blücherschen Korps unter General von Zieten vorrückte und dasselbe Schicksal erfuhr, so daß auch noch die preußischen Garden unter General von Röder, welche die Reservebrigade des Blücherschen Korps bildeten, ins Gefecht geschickt werden mußten. Endlich wurde auch noch das Yorcksche Korps zum Angriff der Dörfer verwendet; aber der Eroberung der Dörfer erfolgte immer von neuem deren Verlust. Die Mo-

narchen hatten sich auf einen Hügel eine Viertelmeile von Großgörschen begeben, von wo sie das Schlachtfeld gut übersehen konnten, ohne sich der Gefahr zu exponieren. Dem Kaiser Alexander aber war es darum zu tun, seinen Mut zu zeigen, weil er seit Austerlitz nicht mehr vor dem Feinde gewesen und damals durch die Flucht der Seinen mit fortgerissen worden war. Er begab sich daher ohne alle Not plötzlich in das heftigste Feuer, so daß Wittgenstein immer nur damit beschäftigt war, ihn wieder glücklich herauszubringen. Unterdessen kommandierte eigentlich niemand oder vielmehr jedermann: der Kaiser, d'Auvray [vom russischen Stab], Diebitsch, Blücher, Scharnhorst (welche beide bald verwundet wurden), ja selbst die Generaladjutanten des Kaisers, — am allerwenigsten aber Wittgenstein, der gar nicht einmal recht wußte, wie die Brigaden und Regimenter standen. So geschah es denn, daß lauter partielle Angriffe ohne Zusammenhang stattfanden, anstatt daß man gleich alle Haubitzen aus der Armee zusammenzog und die vor der Schlachtlinie liegenden Dörfer so rasch als möglich zerstörte, um dann den Feind mit konzentrierter Kraft angreifen zu können. So aber wurde fast nur Bataillon für Bataillon gegen die Dörfer vorgeführt, welches Angriffssystem natürlich von beiden Seiten einen großen Verlust nach sich zog . . .

Es wurde nun an dem sogenannten Monarchenhügel seitens der Alliierten beratschlagt, was weiter zu tun sei, und ob die Schlacht am anderen Morgen fortgesetzt werden solle. Kaiser Alexander hatte große Lust dazu; als indessen General Yermoloff, der Chef der russischen Artillerie, erklärte, daß er keine Munition mehr habe, wurde der Kaiser zwar sehr ungehalten darüber, sah indessen doch ein, daß nun nichts anderes übrig bleibe, als den Rückzug anzutreten. Infolgedessen wurde der Befehl sogleich erteilt, daß fürs erste die schwere Artillerie und die Reserve auf Dresden zurückgehen, die Armee aber die Nacht über noch auf dem Schlachtfelde bleiben solle. —

Als dieser Entschluß gefaßt war, hörte ich auf einmal einen alten preußischen General, welcher den Arm in einer

Binde trug, sich sehr dagegen ereifern: »Was! All das Blut soll hier umsonst geflossen sein!« rief er aus. »Nie und nimmermehr gehe ich zurück, sondern noch in dieser Nacht werde ich die Franzosen zusammenhauen, daß sich diejenigen schämen sollen, die das Wort Rückzug ausgesprochen haben!« In der Dunkelheit vermochte ich den Mann, der diese Worte ganz laut sprach, so daß die Monarchen es recht gut hören konnten, nicht zu erkennen und erkundigte mich daher, wer er sei, worauf ich die Antwort erhielt: »Blücher!« Ich erzähle diese Anekdote als einen Beweis dafür, welche ungemeine Lebenskraft dieser nun bereits 70jährige Greis noch besaß; denn auch er war schon um 2 Uhr (morgens) von Rötha ausgeritten und bis jetzt — abends 9 Uhr —, größtenteils zu Pferde, im heißesten Kampfe geblieben; überdies war er schon am Mittag im Arm verwundet worden. Demungeachtet plante er nach 19stündiger Anstrengung noch einen Kavallerieangriff, welcher auch unter dem Obersten von Dolffs von der preußischen Reservekavallerie wirklich ausgeführt wurde, indessen insofern keinen großen Erfolg haben konnte, als die tiefe Dunkelheit und ein fataler Hohlweg, in welchem die Kavallerie vollständig auseinanderkam, die baldige Umkehr derselben notwendig machte. Doch wurde Napoleons Hauptquartier, welches hinter den mehrgenannten Dörfern biwakierte, gesprengt, und die französische Armee erhielt den Befehl, sich weiter zurückzuziehen und mithin das Schlachtfeld zu räumen.

(Memoiren des Generals Freiherrn L. von Wolzogen.)

Blücher, Scharnhorst und Gneisenau in der Schlacht.

Gneisenaus Adjutant von Hüser erzählt: Blücher hielt meist in der größten Ruhe an mehr oder minder gefährlichen Stellen, unermüdlich seine Pfeife rauchend. War sie ausgeraucht, so streckte er sie hinter sich und rief: „Schmidt!“ worauf seine Ordonnanz, ein Husarenunteroffizier, ihm eine frischgestopfte reichte, und der alte Herr gemütlich weiter rauchte. Eine Zeitlang hielten wir ganz nahe an einer russischen Batterie; eine Granate fiel dicht vor uns nieder.

„Ew. Exzellenz! eine Granate!“ rief alles. „I, so laßt doch den Deubel!“ sagte Blücher ganz ruhig, sah zu, bis sie krepierte, und begab sich dann erst an eine andere Stelle. Scharnhorst habe ich nie so feurig gesehen als an diesem Tage. Es schien ihm nichts zu entgehen, er ordnete an, machte Blücher auf mancherlei aufmerksam und veranlaßte mehrere Veränderungen bei den Truppen. Gneisenau, ganz Leben und Bewegung, befand sich bald auf diesem, bald auf jenem Teile des Schlachtfeldes.

(Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals von Hüser.)

Scharnhorst an seine Tochter

nach der Schlacht von Großgörschen am 2. Mai 1813.

Ich habe einen traurigen Tag gehabt: schlechte Führung der Armee vom Grafen Wittgenstein, Mangel an allen Ideen von unsrer eigentümlichen Lage, und in der Schlacht selbst keine Leitung des Ganzen: was war da Großes zu erwarten?

Die Bedeutung der Schlacht von Großgörschen.

Der sächsisch-rheinbündische Major von Odeleben erzählt:

Man kann den Kampf des 2. Mai fast richtiger nach dem Dorfe Kaja als nach Großgörschen oder Lützen benennen, denn es war der Wendepunkt des Kriegsglücks Napoleons in dieser Periode. Gelang es den Preußen, von hier aus noch eine halbe Stunde vorzudringen, so war die ganze Marschlinie der französischen Armee von Weißenfels und Leipzig durchbrochen, und die Reiterei hätte im Rücken derselben gegen Weißenfels hin die glänzendsten Vorteile erfechten können. Napoleon fühlte das sehr gut. Er weilte fast den ganzen Tag über auf jenem Punkt hinter Kaja gegen Lützen zu, wo die Infanterie in mehreren Echelons [Staffeln], und seine alte Garde, nebst der Reiterei als Reserve, aufgestellt war. Er hat sich vielleicht bei keinem der nachfolgenden Gefechte in Sachsen dem feindlichen Feuer in demselben Maß ausgesetzt als hier, wo ihm einleuchtete, wie sehr der Mut der Armee, die Meinung der Nation, die Erhaltung seines Rufs (in der geringen Entfernung von Frankreichs Boden, nach dem Feldzug von 1812) von dem Gewinn dieser Schlacht

abhing. Ich habe nie entsprechendere Spuren der Verlegenheit in seinem Gesichte wahrgenommen als an diesem Tage — in dem Momente, wo vielleicht der fünfte Angriff auf Kaja und Rahna abgeschlagen war, und eine seiner Brigaden, förmlich fliehend, aus dem ersten Dorfe gejagt wurde. In diesem Augenblick erhielt Napoleon eine Meldung durch einen seiner Ordonnanzoffiziere; mit einem grimmigen „Hä!" ließ er sich dieselbe wiederholen, und warf zugleich einen so langen, ungewissen, scheufragenden Blick auf Berthier und Caulincourt, als ob er sagen wollte: Glaubt ihr, daß mein Stern untergeht? — —

Das Wörtlein „Hä!" hatte, von Napoleon betont, eine so vielfache Bedeutung, und er wußte es so wunderbar zu modulieren, daß man von weitem bemerken konnte, ob ihm eine Freuden- oder Hiobspost zukam. Wenn er auch den Sinn der Rede gefaßt hatte, so drückte er doch dadurch auf das Bezeichnendste sein Wohlbehagen oder seinen Mißmut aus.

(von Odeleben, Napoleons Feldzug in Sachsen 1813.)

Das preußische Heer in der Schlacht bei Großgörschen.

... Ein allgemeiner Wetteifer zuckte wie ein mächtiger elektrischer Schlag durch alle Schlachtreihen, die Freiwilligen strebten sichtbar, den höheren Standpunkt ihrer Bildung auch im Gefecht bemerkbar zu machen, und den Liniensoldaten dagegen belebte das kriegerische Ehrgefühl, nicht hinter den jüngeren Waffengefährten zurückzubleiben. Es war wohl kein Stand des bürgerlichen Lebens, der nicht an diesem Tage für die Erhaltung des Vaterlandes in unseren Kriegerreihen kämpfte; so mancher schon zum geistlichen Stande gebildete Jüngling verteidigte die Selbständigkeit seines Vaterlandes als die sicherste Grundlage für das Fortbestehen einer freien protestantischen Kirche, hohe und niedere Regierungs- und Gerichtsbeamte kämpften für die Erhaltung und den Geist der preußischen Verwaltung. Das brandenburgische Dragonerregiment führte der Chef desselben, der Prinz Wilhelm, Bruder des Königs, mehr als einmal an dem heutigen Tage in das ernste Gewühl des persönlichen Kampfes, während auf dem Flügel des Regiments in der

ersten Reiterreihe der Hofmarschall des Prinzen, Graf Gröben, als Wachtmeister sich in den Kampf stürzte. Gelehrte und Künstler erkämpften sich mit ihrem Blute jenen hohen bürgerlichen Standpunkt, den heilige Vaterlandsliebe in dem alten Griechenland errang. (von Boyen, Denkwürdigkeiten.)

König Friedrich Wilhelm III. nach der Schlacht.

Der Flügeladjutant des Königs, Graf Henckel, erzählt: Der König und wir alle gingen in der festen Meinung schlafen, daß am andern Morgen das Gefecht fortgesetzt werden würde. Ich hatte den Dienst, lag also auf einem Bund Stroh in meinen Mantel gehüllt vor der Tür des Königs. Mitten in der Nacht wurde ich von einer russischen Ordonnanz geweckt, um sogleich zum Kaiser zu kommen, der schrägüber in der nämlichen Straße wohnte.

... Er [der Zar] war ganz angezogen und setzte mir auseinander, daß er genötigt sei, den Rückzug bis zur Elbe zu befehlen, indem sein Chef der Artillerie, General Yermoloff, ihm angezeigt habe, daß nur noch wenig Munition übrig sei, die erst an der Elbe ersetzt werden könne; ich solle hiervon den König in Kenntnis setzen. Ich gestehe offen, daß mich der Auftrag gar nicht ansprach, da er den Hoffnungen des Königs gänzlich entgegen war. Ich erwiderte daher, daß, da ich mit der ganzen Angelegenheit zu wenig bekannt sei, ich ihn untertänigst bitten müsse, dem König selbst darüber Mitteilung zu machen, den ich sogleich wecken würde. Der Kaiser, dem König wahrhaft ergeben, war sichtbar in Verlegenheit und erwiderte mir mit „Wenn und Aber", so daß man deutlich sah, wie ungern er daran ging. Ich wiederholte aber meine Bitte, und eilte nun, den König zu wecken, indem der Kaiser mir auf dem Fuße folgte. Auf der Straße angelangt, kam mir die Sache ganz verfänglich vor, denn es zogen eine Masse einzelner Soldaten durch die Stadt. — Als ich zum König hineintrat, frug er: „Was ist?" — „Der Kaiser will Ew. Majestät sprechen." — „Was will er denn?" — Ich hörte denselben schon auf der Treppe und erwiderte nur: „Da ist er schon."

Der König hatte nicht Zeit aufzustehen, er blieb daher im Bett liegen, als der Kaiser hereintrat und sich neben demselben niedersetzte. Ich blieb mit dem Lichte in der Hand an der Tür stehen. Die Konversation wurde französisch geführt. Der Kaiser, in sichtbarer Beklommenheit, mußte dann mit allen seinen mir schon mitgeteilten Argumenten heraustreten, was den König sichtbarlich ergriff, der mit einiger Heftigkeit erwiderte: „Das kenne ich schon; wenn wir erst anfangen zu retirieren, so werden wir bei der Elbe nicht aufhören, sondern auch über die Weichsel gehen, und auf diese Art sehe ich mich schon wieder in Memel." Der Kaiser setzte auseinander, daß die Armee dadurch ihren Verstärkungen entgegengehe, und was dergleichen mehr war. Der König wirklich entrüstet, entgegnete: „Ich mache Ihnen mein Kompliment; ich muß aufstehen", und nötigte so den Kaiser, das Zimmer zu verlassen. So wie er hinaus war, sprang der König aus dem Bette und ging ans Fenster, ausrufend: „Das ist ja wie bei Auerstädt!"

(Graf Henckel von Donnersmarck, Erinnerungen.)

Blücher nach der Schlacht an seine Truppen.

3. Mai 1813.

„Guten Morgen, Kinder! — dit mal hat et gut gegangen! de Franzosen sind et gewahr geworden, mit wem se zu duhn hebben! — der König läßt sich bedanken bei euch!" Bei diesen Worten nahm er die Feldmütze ab und schwenkte sie über seinem ehrwürdigen Haupte. — „Dat Pulwer is alle! darum gehn wir zurück bet hinder de Elbe! Da kommen mehr Kamraden, un brengen uns wedder Pulwer un Blei; un dann gehn wir wedder drup up de Franzosen, dat se de Schwärnoth kriegen! — Wer nu seggt dat wi reteriren, dat is en Hundsfott, en schlechter Kerl! guten Morgen, Kinder!" (Nach Blasendorff, Blücher.)

Gneisenau über den Rheinbund.

Steffens erzählt: Von den gefangenen Württembergern

wurden einige nach unserem Dorfe gebracht und aufgestellt. Gneisenau, an dessen Seite ich war, sprach einen an, der ihm durch seine große Gestalt auffiel; er suchte ihm begreiflich zu machen, wie tadelnswert der Entschluß war, gegen Deutsche zu kämpfen. Der Mensch sah unbeschreiblich gutmütig aus, schien etwas ungeschickt und war offenbar ein Rekrut. „Ich wäre," antwortete er treuherzig, „lieber zu Hause geblieben. Vater, Mutter und Geschwister weinten, als ich ausgehoben wurde: aber ich war wohl genötigt, mit schwerem Herzen fortzugehen." — „Ich möchte wohl wissen," sagte ich, „als wir uns entfernten, „ob irgendein, auch noch so fanatischer Deutscher imstande wäre, einen solchen armen Teufel nach einem solchen Gespräch kaltblütig totzuschießen?" — „Noch nicht," antwortete Gneisenau, „aber wenn, was Gott verhüte, der Krieg jahrelang dauerte, dann mag Gott wissen, was aus uns allen wird; das Blut der Männer des Dreißigjährigen Krieges steckt noch in uns, und eine lange genährte Erbitterung würde dann Verwilderung und durch diese eine wechselseitige Zerstörung hervorrufen, unser Erbfeind aber würde, wie damals, jubeln." Mich ergriff ein Grauen, wenn ich daran dachte, eine solche Zukunft zu erleben.

(Steffens, Was ich erlebte.)

Blücher an seine Frau.

Borna, 4. Mai 1813.

was vor nachricht du auch erhälst so sey ruhig, den ob ich gleich 3 kugell erhalten, und auch ein Perd erschossen, so ist doch alles nicht gefährlich, und ich bin und bleibe in volliger tetigkeit, Satisfaction habe ich genug, den ich habe den HErn Napoleon zwey mahl angegriffen, und beide mahl geworften, die Schlacht ist so mörderisch gewesen daß beide theile erschöpfft wahren, und beide mangel an amunition hatten, der Feind hat ungleich mehr wie wihr verlohren, aber es ist auch mancher brave waffen Bruder aus der weld geschickt . . . ich habe einen Schuß im Rücken, der mich sehr schmertzt, die kugell bringe ich dich mit.

Napoleon und der König von Sachsen.

Napoleon schreibt an de Serra, seinen Gesandten in Dresden, zur Mitteilung an den König Friedrich August von Sachsen, der bei dem Beginn des Feldzugs vor den Verbündeten nach Prag geflohen war:

8. Mai 1813.

... Der sächsische General Thielemann soll sich mit seinen Truppen unter das Kommando des Generals Reynier begeben und seine ganze Kavallerie nach Dresden schicken ... Binnen sechs Stunden soll der König in einem Brief an den Kaiser erklären, daß er noch immer Mitglied des Rheinbundes ist; daß er die Verpflichtungen kennt, welche dieses Band ihm auferlegt; daß er sie erfüllen will, und daß er endlich mit keiner Macht in irgendeinem Vertrag steht, der den Grundsätzen des Rheinbundes zuwider ist ... Wenn diese drei Punkte Ihnen nicht unverzüglich zugestanden werden, dann tun Sie dem König zu wissen, daß ich ihn für einen Verräter erkläre, ihn aus meinem Schutz setze, und daß er infolgedessen aufgehört hat zu regieren.

Auf diese Drohung hin kehrte der König von Sachsen nach Dresden zurück.

Blücher an seine Frau.

15. Mai 1813.

wihr stehn ietzt wider mit dem Feinde ins gesicht und sehn eine 2te Schlacht entgegen, ich denke es soll Napoleon nicht besser wie bey der ersten gehn, wihr haben uns völlig wider erholt und sind schlagtfertig, unsre braven leute voller muht .... seid ohne Sorge gott steht der gerechten sache bey und ihr werdet guhte nachricht erhalten. die Francosen mögen wind machen so vill sie wollen den 2ten Mai [Großgörschen] werden sie Schwehrlich vergessen.

Napoleon auf dem Marsch nach Schlesien

im Mai 1813.

Major von Odeleben erzählt: Napoleon war in diesen Tagen äußerst heiter. Es schmeichelte seiner Eigenliebe, den Feind vor sich her treiben zu sehen, und sich bald im Besitz eines großen Teils von Schlesien zu wissen, wo die Unter-

nehmungen durch den bessern Unterhalt erleichtert werden konnten. Er erkundigte sich fleißig nach den Entfernungen von Liegnitz und Breslau, sprach viel und sang unterwegens dann und wann italienische und französische Brocken.

(von Odeleben, Napoleons Feldzug in Sachsen 1813.)

Niebuhr über das preußische Heer auf dem Rückzug.

Die Geduld, die stille Resignation, die Früchte ihrer Taten ohne Ursache vergehen zu sehen, die Sittlichkeit, die Ordnung der Armee — kein einziges Exempel von Exzessen wird erwähnt: kein Soldat hat auf dem Rückzuge marodiert — ist so erhebend, daß man vor dieser Armee Ehrfurcht haben muß. Gott weiß, was Deutschlands Schicksal wird und das unsrige. Sollen aber die Mittel der glänzendsten Befreiung durch fremde Schuld fruchtlos bleiben, so endigt Deutschlands Freiheit mit einem Ruhme der Preußen, welcher Friedrichs militärische Größe verdunkelt. (Aus Lehmann, Scharnhorst.)

Die Schlacht bei Bautzen am 20. und 21. Mai 1813.

Die Schlacht von Großgörschen hatte den Kaiser Napoleon belehrt, daß die Zeit der leichten Siege vorüber war. Der Ruf seiner Unüberwindlichkeit freilich war wieder hergestellt. Der König von Sachsen, der schon im Geheimen mit Österreich verhandelt hatte, eilte nach Dresden zurück. Am 8. Mai zog Napoleon in Dresden ein, das er von nun an zum Hauptwaffenplatz und Ausgangsort aller seiner Unternehmungen machte. —

Besiegt aber nicht gebrochen, war das verbündete Heer nach Osten zurückgegangen und hatte ein festes Lager bezogen — eine Meile hinter Bautzen an der Spree, rechts und links von der Straße von Bautzen nach Hochkirch, dem verhängnisvollen Lager aus dem Siebenjährigen Kriege. Die Armee genoß hier eine Ruhe von acht Tagen. Im ganzen war sie auf 96500 Mann (33500 Preußen) gebracht worden. Napoleon hatte sich auf 163000 Mann verstärkt. Die Verbündeten wagten eine zweite Schlacht, um Europa zu zeigen, daß man weder moralisch noch physisch außerstande war zu schlagen. Auch sollte Österreich gemahnt werden, daß man entschlossen sei, das Äußerste zu tun, und nicht ihm allein die Entscheidung überlassen wolle. Die Armee selbst brannte drauf, sich wieder mit dem Feinde zu messen.

Am 20. Mai, mittags 12 Uhr, kam die zweitägige Schlacht in Gang. Napoleon griff am ersten Tage durch Oudinot den linken Flügel der Verbündeten an, überschritt die Spree und nahm Bautzen. Am zweiten Tage warf sich Napoleon in einem Scheinangriff auf den schwachen rechten Flügel, schlug ihn gänzlich und ging dann gegen die Kreckwitzer Höhen vor, die Blücher mit dem

Zentrum hielt. Nach einem blutigen Kampf brach Blücher auf den Rat Kneſebecks um drei Uhr die Schlacht ab. Der Rückzug erfolgte in vollkommener Ordnung. Die Verluſte der Franzoſen betrugen für die beiden Schlachttage etwa 20000, die der Verbündeten 10850 Mann. Napoleon rief: „Was? Keine Ergebniſſe, keine Trophäen, keine Gefangenen nach einer ſolchen Schlächterei?“ Das war kein Sieg, wie der Kaiſer ihn gewohnt war. Moraliſch ungebeugt hatte der Beſiegte den Kampfplatz geräumt.

Bilder vom Schlachtfeld von Bautzen.

Steffens erzählt: Es war Mittag, als ich auf der Höhe [den Kreckwitzer Höhen] ankam, wo ſich Blücher aufhielt. In der Mitte des Hügels erhob ſich ein kahler Granitfels. Der klare, helle Tag ließ uns das ganze weite Schlachtfeld überſehen. Bei Löbau und in der Umgegend ſahen wir, obgleich in weiter Entfernung, den Kämpfen der Ruſſen zu; Bautzen lag vor uns, aber hinter Hügeln verſteckt; nur die Türme ragten hervor. Zwiſchen dieſer Stadt und uns, an den Ufern der Spree, fanden die lebhafteſten Angriffe ſtatt; aber dieſe waren uns verborgen, denn diesſeits wie jenſeits des Fluſſes erhoben ſich die Hügel, nur hörten wir das Gewehrfeuer in großer Nähe. Einzelne Kanonenkugeln erreichten uns ſchon am erſten Tage; Berichte kamen und gingen ab. Im ganzen war man am erſten Tage mit dem Erfolge nicht unzufrieden. Unſere Truppen behaupteten faſt an allen Stellen ihren Platz, unſere Poſition war nirgends bedeutend angegriffen. Es fing an dunkel zu werden; nach allen Gegenden hin ward es ſtille, nach dem lärmenden Tage mit ſeinen lebhaften Angriffen erfolgte eine wunderbare Ruhe; nur hier und da hörte man einzelne Schüſſe. — Den ganzen Tag über konnten wir, ohne bedeutend angegriffen zu ſein, mit Ruhe das Schlachtfeld überſehen . . . Wenn ich das Auge erhob, . . . wie ſeltſam trat es mir entgegen! Wie verhängnisvoll erſcheint überhaupt eine Landſchaft während einer Schlacht! — Die Gegend um Bautzen iſt fruchtbar, eine Menge Dörfer umgaben uns; alle, wie wir vermuten konnten, waren von den Bewohnern verlaſſen, Bautzen von dem Feinde beſetzt. Die Landſchaft ſchien ihre ganze Phyſiognomie verändert zu haben; es ruhte ein tragiſcher Schleier auf allen

Gegenständen, einen schicksalschwangeren Geist sah ich über Städten und Dörfern schweben . . .

Der Tag war vergangen, das Hauptquartier behauptete seine Stellung auf der Höhe die Nacht über; es war beschlossen, die Schlacht am zweiten Tage zu erneuern. In der Nacht spät stand ich neben dem Artilleriegeneral Braun; in dem weiten Umkreise, den wir übersahen, zählte ich die Flammen von achtzehn brennenden Dörfern, ich dachte mir die Lage der vertriebenen Einwohner, ich versetzte mich in die Mitte einiger derselben . . . Die immer wachsende Menge solcher Szenen [der Verwüstung] drängte sich in meine Seele, als ich in der stillen Nacht die Flammen der brennenden Dörfer erblickte; ich konnte sie nicht los werden, ich war ganz in ihrer Gewalt. Frauen, die ihre Kinder trugen, von Verzweiflung ergriffen, riefen mich um Hilfe an; mutige Männer, die den Angriff der Feinde zurückwiesen, sah ich stürzen, erblaßte Mädchen von brutalen Kriegern überwältigt. War ich am hellen Tage Zeuge eines großen Kampfes, dessen wechselndes Glück ich mit teilnehmender Begeisterung verfolgte, so trat jetzt ein wildes Heer nächtlicher Gespenster mir entgegen, hilfeflehend umringten mich die Gemißhandelten, Zertretenen, mit dem Tode Bedrohten; die wilden Gespenster hatten mich in ihre Mitte genommen, und die Greuel des Krieges ergriffen mich bis zum Entsetzen.

Noch war alles stille, aber kaum war eine halbe Stunde verflossen, als wir das vereinzelte Gewehrfeuer hier und da vernahmen, wo die einander nahestehenden Vorposten sich wechselseitig angriffen. Einzelne Kanonenschüsse beider Heere brachten den ernsthaften Morgengruß; Generale und Adjutanten fanden sich zusammen. Die Angriffe breiteten sich immer mehr und mehr aus, und bald waren sie so allgemein, daß das Ganze nach kurzer Unterbrechung nur eine Fortsetzung des heißen Kampfes am vorigen Tage zu sein schien. . . . Es war Nachmittag, als es klar ward, daß wir die lange behaupteten Kreckwitzer Höhen verlassen mußten, wenn wir unsern Rückzug in völliger Ordnung bewerkstelligen wollten. Hier erlebte ich nun einen Auftritt, der mir unvergeßlich

geblieben ist. Blücher, zornig und voll Ingrimms, konnte sich nicht entschließen, untätig das so lange behauptete Zentrum unserer Position aufzugeben. Auf den Hügeln waren wir die ganze Zeit zu Fuß, diesen wie den vorigen Tag; unsere Pferde standen geschützt auf dem von den Angriffen der Feinde abgewandten Abhange. Plötzlich ließ Blücher sein Pferd bringen, fest entschlossen, sich an die Spitze eines Kavallerieangriffes zu stellen. Begreiflich taten die Generale alles, ihn davon abzuhalten. Der geordnete Rückzug war völlig gesichert; wenn Blücher sich jetzt persönlich einer großen Gefahr aussetzte, konnten die Folgen die entsetzlichsten sein. Dem ganzen großen Entwurf des Feldzuges widersprach ein solcher Angriff, und es gelang nur mit vieler Mühe, den greisen Helden von seiner Rittertat abzuhalten.

(Steffens, Was ich erlebte.)

Die russische Garde bei Bautzen am 21. Mai 1813.

General von Reiche erzählt in seinen Erinnerungen: Der damalige Oberstleutnant von Valentini, Oberquartiermeister beim Yorckschen Korps, traf die prachtvolle russische Gardekavallerie in Linien aufmarschiert in dem Augenblicke, wo sie große Dienste leisten konnte, unbeweglich haltend. Valentini sprengt zu ihrem Führer, ihn zum Eindringen in den Feind zu vermögen, als dieser ihn groß ansieht und fragt: „Glauben Sie, daß der Kaiser dazu seine Gardekavallerie hat, sie sich totschießen zu lassen?“ (von Reiche, Memoiren.)

Scharnhorst an Gneisenau.
22. Mai 1813.

Mein lieber Gneisenau, ich gehe vor Ungeduld zugrunde. Meine Wunde ist schlimmer, als ich anfangs glaubte; was aber noch tausendmal übler ist, besteht darin, daß die Heilung langsamer geht. Ich werde dabei vor Unruhe und Schmerz ganz elend. In dem Teil von Böhmen und Mähren, welchen ich passiert bin, ist alles für uns, die Nation ist außerordentlich gegen die Franzosen aufgebracht, in der Armee herrscht ein Haß gegen die Franzosen, der allen

Glauben übertrifft. Ich will gern, herzlich gern auf dem Schlachtfelde bleiben; mein größtes Glück suche ich darin, wenn mir die Vorsehung versprechen wollte, daß ich nicht verwundet werden sollte.

Napoleon nach dem Tode des Großmarschalls Duroc.

Duroc war am 22. Mai bei Markersdorf von einer verirrten Stückkugel tödlich verwundet worden und starb nach 14stündigem Leiden. Er war einer der Intimsten Napoleons gewesen.

Der Kaiser, der seine Erschütterung über den Verlust eines seiner getreuesten Diener nicht verbergen konnte, ritt stumm und in sich gekehrt seitwärts durch einen Bauernhof, stieg hinter dem hohen Korne ab und beobachtete noch eine Zeitlang den Punkt, von welchem aus sein Liebling ihm geraubt worden war; dann begab er sich auf einem Umweg um die Gärten des Dorfes zurück (diesseits Markersdorf) auf eine freie Höhe, wo die ganze Infanterie seiner Garde, die Elite seines Heeres, ein längliches Viereck gebildet hatte, in dessen Mitte die gewöhnlichen fünf Zelte des kaiserlichen Hauses aufgeschlagen waren und späterhin die Wachtfeuer auf-loderten. — Es war ein Abend, welcher der Phantasie den reichhaltigsten Stoff zum Nachdenken gab. Man denke sich den Kaiser zwar nach einer großen gewonnenen Schlacht, aber mit steter Vergeudung der außerordentlichen, ihm anvertrau-ten Kräfte, ohne ein entscheidendes Resultat, an den dunkeln Pforten einer schwankenden, folgenreichen Periode, beraubt des liebsten Vertrauten, den dieser sonst empfindungslose Mann vielleicht auf der Welt hatte, der zu ihm mit der Freimütigkeit des Jugendgefährten sprach. Man denke sich ihn, wie er im einfachen, grauen Überrock auf einem Feld-stuhle mitten in dem ungeheuren Kreise seiner Bravsten saß, mit herunterhängenden Armen und gesenktem Haupt, abgesondert von dem glänzenden Gefolge seines Hauses, das sich ehrfurchtsvoll in einzelne Gruppen zusammenzog und kaum die Worte auszusprechen wagte, des Kaisers Freund sei im Verscheiden. Und neben dieser dumpfen Stille zunächst dem Kaiser das Geräusch, welches die Geschäftigkeit der

Garden, ihre Einrichtung zum Kochen und Lagern verursachte, und zwei Chöre Musik der Grenadiere und Jäger, welche auf den Endpunkten des Vierecks in elegischen Akkorden das Bild des Tages versinnbildlichten und durch eine seltene Auswahl ihrer Stücke vergebens ihren Gebieter zu zerstreuen suchten. Unzählige Wachtfeuer schienen in der Gegend umherzuschwärmen, die Landskrone [Berg bei Görlitz] erhob sich matt am Horizonte, und die Flammen von zwei brennenden Dörfern loderten gen Himmel.

(Odeleben, Napoleons Feldzug in Sachsen 1813.)

Aus dem Bulletin der französischen Armee über die Schlacht von Bautzen.

Görlitz, 24. Mai 1813.

. . . . Um acht Uhr abends [am 20. Mai] zog der Kaiser in Bautzen ein. Er wurde von den Einwohnern und den Behörden mit solchen Gefühlen aufgenommen, wie sie Verbündete haben müssen, die glücklich sind, sich von den Stein, den Kotzebue und den Kosaken befreit zu sehn. — [Nach dem 21. Mai] Wir haben keine Fahnen erobern können; der Feind zieht sie immer vom Schlachtfeld zurück (!). Wir haben nur 19 Kanonen genommen; denn der Feind hat seine Geschütze und Munitionswagen in die Luft gesprengt (!).

Der Rückzug der Verbündeten nach Schlesien.

Die Verbündeten setzten nach der Schlacht von Bautzen in der Morgenfrühe des 22. Mai unter hartnäckigen Rückzugsgefechten ihren Marsch auf Görlitz fort. Am 26. Mai ersetzte Barclay de Tolly den General Wittgenstein im Oberbefehl über die verbündeten Truppen. Am selben Tag überfiel Blücher die feindliche Armee durch einen kühnen Reiterangriff unter dem Obersten Dolffs bei Haynau. Dolffs fiel. Dieses Gefecht schlug den gefährlichen Eindruck eines langen Rückzuges für die Verbündeten nieder.

Am 27. Mai schwenkte das verbündete Heer nach rechts ab und nahm in der Nähe der österreichischen Grenze Flankenstellung ein, in der Richtung auf Schweidnitz. Napoleon mußte daraus schließen, daß die Verbündeten nahe am Abschluß eines Bündnisses mit Österreich ständen.

Übergabe des Adlers an ein neues Bataillon durch Napoleon.

Viele der neuen Bataillone hatten schon bei ihrem Abmarsch aus Frankreich Paniere erhalten, welche so geformt waren, daß unter dem auf dem Knopfe ruhenden Adler auch noch eine gestickte Fahne, gleich den Standarten der Reiterei, angeheftet war. Beides bedeckte ein lederner Überzug, und dieser durfte nicht abgenommen werden, bis der Kaiser den Adler — welcher bis dahin gleichsam nur in Verwahrung gegeben war — dem Bataillon förmlich übergab. An dem hierzu bestimmten Tage erschien Napoleon, von seinem ganzen Generalstab begleitet, vor der Mitte des Regimentes. Dieses bildete, in drei geschlossenen Kolonnen, drei nach dem Mittelpunkt gekehrte Fronten. Die vierte Seite füllte des Kaisers Gefolge. Alle Offiziere des Regiments wurden vor dem Kaiser versammelt. Dieser hielt, ganz isoliert, vor seiner Suite im einfachen grauen Überrock, gemeiniglich auf seiner Rehfalbe — seinem liebsten Pferde in diesem Feldzuge — und um so mehr ausgezeichnet durch das Einfache seines Anzugs, weil alles, was ihm zunächst war, in den blauen, reich mit Gold gestickten Uniformen prangte. Währenddem der Fürst von Wagram [Berthier] (als Major-General der Armee), oder in seiner Abwesenheit der Herzog von Vicenza [Caulincourt] als nächster Grand-Dignitaire abstieg und das Panier, welches vor die Mitte der Offizierreihe gebracht war, enthüllen ließ, schlugen alle Tamboure des Regiments einen fortwährenden Wirbel, bis Berthier den Adler gefaßt, und vor der Offizierreihe, entfernt von den übrigen, Platz genommen hatte. Der gewaltige und geehrte Berthier erschien hier in ehrwürdiger Gestalt, und der Kaiser hielt mit einer wohltönenden, feierlichen, jedoch nicht allzu starken Stimme, welche ich, wie in der Musik, durch mezza voce bezeichnen möchte, währenddem er bloß die linke Hand gegen den Adler erhob, indes die Rechte den Zügel gefaßt hatte, ohngefähr folgende Anrede: „Soldaten des 26. leichten Infanterieregiments! Ich vertraue euch den französischen Adler an! Er wird euch zum Sammlungspunkte

dienen. Ihr werdet schwören, ihn nur sterbend zu verlassen! Ihr werdet schwören, nie Frankreich beschimpfen zu lassen. Ihr werdet schwören, den Tod stets der Schande vorzuziehen! Werdet ihr schwören?" — Auf das letzte Wort legte er ein ganz besonderes Gewicht und Ton, und es war die Losung, zufolge deren nun alle Offiziere mit aufgehobenem Degen und alle Soldaten einstimmig laut und enthusiastisch riefen: Nous jurons! Vive l'Empereur, vive l'Empereur, vive l'Empereur! — Berthier übergab hierauf den Adler an das Regiment, und das Hufeisen der Kolonnen löste sich auf, während der Kaiser davonritt.

(von Odeleben, Napoleons Feldzug in Sachsen 1813.)

Napoleon über die Führer der deutschen Erhebung.

„Moniteur", 24. Mai 1813.

Die Tataren, welche Moskau angezündet haben, sind nach Deutschland gekommen und ihnen vorauf alles was Deutschland, Frankreich und Italien an schlechten Kerlen und Überläufern hat, um Empörung, Gesetzlosigkeit, Bürgerkrieg, Mord zu predigen: Apostel aller Verbrechen; sie wollten eine moralische Feuersbrunst zwischen Weichsel und Rhein entzünden, und nach der Sitte despotischer Völker Wüsten zwischen sich und uns setzen.

Napoleon an seinen Minister des Auswärtigen Maret.

Bunzlau, 25. Mai 1813.

Schreiben Sie dem Baron Saint-Aignan [dem französischen Gesandten bei den kleinen sächsischen Höfen Weimar, Altenburg, Gotha], er solle an die verschiedenen Fürsten, bei denen er beglaubigt ist, in den stärksten Ausdrücken eine Note erlassen, um ihnen meine Unzufriedenheit darüber zu bezeugen, daß einige Parteigänger, die im Rücken der Armee Räubereien begehen, in ihren Staaten begünstigt werden; daß ich sie dafür verantwortlich mache; daß sie eine allgemeine Treibjagd anstellen müssen, das Land zu reinigen; daß alles, was man mir wegnimmt, durch eine aufs Land zu legende

Kontribution wiedererſetzt werden muß; daß ich endlich, wenn das ſo fortgeht, es ſatt habe, bei dieſen Regierungen nur böſen Willen zu ſehen.

Clauſewitz über das Reitergefecht bei Haynau am 26. Mai 1813.

Die Diviſion Maiſon bildete die Avantgarde der franzöſiſchen Armee. 20 Schwadronen mit 2 reitenden Batterien aus der Nachhut der preußiſchen Armee legten ſich unter dem Reiteroberſten von Dolffs in einen Hinterhalt. Eine Windmühle ſollte, in Brand geſteckt, das Zeichen zum Angriff geben.

Nachdem der Feind etwa 1500 Schritt über das Dorf Michelsdorf hinaus war, ſetzte ſich die Reſervekavallerie [unter Dolffs] in Marſch ... Sie legte die Strecke von einer Viertelmeile im Trabe zurück, worauf General von Zieten durch das Anzünden der Windmühle das Zeichen zum Angriff gab. General Maiſon erkannte dies ſogleich als irgendein Signal und gab Befehl, Maſſen zu formieren; allein ſeine Truppen hatten kaum Zeit dazu. Der Oberſt von Dolffs nahm ... den günſtigen Augenblick wahr und ſtürzte ſich mit drei Regimentern ohne Aufenthalt in den Feind. Die feindliche Kavallerie floh und überließ die drei oder vier unordentlichen Maſſen, die ſich eben formierten, ihrem Schickſal. Dieſe wurden ſogleich niedergeritten, und was nicht niedergehauen oder gefangengenommen wurde, entfloh durch das Dorf Michelsdorf gegen Haynau. Dies alles war das Werk einer Viertelſtunde ... Der Feind ließ ſeine ganze Artillerie, die aus 18 Geſchützen beſtand, ſtehen ... Außerdem wurden 300—400 Gefangene gemacht ... Der Oberſt Dolffs, der tot mitten unter den Feinden blieb, kann an dieſem Tage mit Recht einem Seydlitz an die Seite geſtellt werden.

(Clauſewitz, der Feldzug 1812 in Rußland und die Befreiungskriege 1813—15.)

Gardiſt und Landwehrmann.

26. Mai 1813.

Als der König Friedrich Wilhelm III. mit Blücher auf das verluſtreiche aber glückliche Gefecht bei Haynau zu ſprechen

kam, sagte er zu Blücher: „Haben ein sehr günstiges Gefecht bei Haynau gehabt, aber dagegen auch großen Verlust bei meinen Garden.“ Blücher erwiderte: „Ew. Majestät, ich bedaure herzlich den Verlust manches braven Kerls, aber bei solchen Gelegenheiten ist der Kopf des Gardisten nicht mehr wert, als der des Landwehrmanns.“

(Nach Blasendorff, Blücher.)

Der alte Herr von Oppen.

Philippine von Griesheim, die Braut des im Jahre 1809 in Wesel erschossenen Leutnants Albert von Wedel vom Schillschen Korps, erzählt:

General von Oppen logierte bei uns, ein höchst liebenswürdiger Greis von 70 Jahren, der mit seinem rastlosen Unternehmungsgeist als Freiwilliger an der Seite seiner drei Söhne und vier Enkel mitkämpft.

Eine Eigentümlichkeit Napoleons.

von Odeleben erzählt: Zu den Eigentümlichkeiten Napoleons gehörte, daß er, wenn es einigermaßen die Zeit erlaubte, nach einem vorgefallenen Gefechte jedesmal den Wahlplatz aufmerksam besuchte, gleichsam als ob er sich durch die innegehabte Stellung des Feindes von seiner Stärke und seinen Plänen unterrichten wollte. Mit Interesse hielt er an manchen Punkten, oder bei den gefallenen Feinden still, und ich habe sogar gesehen, daß er bei ganz schwer verwundeten Russen, welche noch Zeichen des Lebens von sich gaben, seinen Leibarzt absteigen, und untersuchen ließ, ob sie noch zu erhalten wären. S'il est sauvé, il aura ün de moins! (wenn er gerettet wird, so ist einer weniger [aufgeopfert]!) sagte er einmal in Schlesien bei einem Halbtoten und ließ einen Ordonnanzoffizier zurück, um ihn ins Dorf schaffen zu lassen.

(von Odeleben, Napoleons Feldzug in Sachsen 1813.)

Der Waffenstillstand.

Gegen Ende Mai trat Napoleon selbst mit dem Vorschlag einer Waffenruhe hervor. Aus der Waffenruhe wurde ein Waffenstillstand, der am 4. Juni zunächst bis zum 20. Juli

und später bis zum 10. (16.) August verlängert wurde. Seine Korps Lauriston und Ney zogen am 1. Juni in Breslau ein. Napoleon hatte aber die Grenze seiner Erfolge erreicht. „Ich darf Ihnen nicht verhehlen," schrieb er an Eugen Beauharnais, „was mich bestimmt, den Gang meiner Siege zu unterbrechen. Es ist die Rüstung Österreichs und der Wunsch Zeit zu gewinnen." Aber auch die Verbündeten mußten diesen Wunsch hegen. Sie waren, wenn auch mit Ehren und trotz ihrer eigenen Fehler nur eben der Vernichtung entronnen. Österreichs Beitritt zum Kampf war eine Notwendigkeit geworden. Preußens Lage war gefährlich, denn schon hatten sich die Russen entschlossen, hinter die Weichsel zurückzugehen. — In dem Übereinkommen über den Waffenstillstand wurde bestimmt, daß Breslau von den Franzosen geräumt und samt einem Landstrich zwischen den beiden Heeren als neutrales Gebiet gelten solle. Im übrigen trennte eine Demarkationslinie die Gegner. — Im hohen Norden traf die Deutschen während der Verhandlungen über den Waffenstillstand ein schwerer Verlust. Hamburg, das am 17. März von den Kosaken unter Tettenborn besetzt worden war, fiel in die Hände der Franzosen. Der Kronprinz von Schweden, Bernadotte, war am 18. Mai mit schwedischen Truppen in Pommern gelandet, um am Kampfe gegen Napoleon teilzunehmen. Er ließ die schwerbedrängte Hansastadt im Stich. Tettenborn mußte am 29./30. Mai abreiten. Am 1. Juni zog Vandamme in Hamburg ein. Die Stadt wurde furchtbar gezüchtigt und durch die grausamsten Befehle Napoleons an den Marschall Davout, den Gouverneur der 32. Militärdivision, in einen festen Platz umgeschaffen. Daran änderte der Waffenstillstand nichts, und so blieb der Verlust Hamburgs, den Clausewitz den schmerzlichsten nennt, der die Alliierten bisher getroffen, endgültig. —

Während des Waffenstillstands tagten zwei Kongresse, der eine in Reichenbach [in Schlesien, am Fuß des Eulengebirges], der andere in Prag. Das diplomatische Spiel mischte sich von nun an in den Krieg und lähmte die Energie des Handelns. Aus dem Volkskrieg wurde ein Kabinettskrieg. Die deutschen Führer kämpften oft ohnmächtig gegen die Selbstsucht und Feigheit der Kabinette, die bis zum Ende der ganzen Kriegszeit nicht nur einmal vor Napoleon zusammenbrachen und unnützes Blutvergießen verschuldeten. Auf dem Reichenbacher Kongreß kam zwischen England und Preußen ein Vertrag über die englischen Hilfsgelder zustande. Die englischen Politiker knauserten um den Preis, der doch am letzten Ende für die unbeschränkte Herrschaft Englands über die Meere zu zahlen war. Am 15. Juni schlossen Rußland und England ein Kriegsbündnis. Am 27. Juni wurde endlich zwischen Österreich, Rußland und Preußen der Reichenbacher Vertrag geschlossen, dessen politischer Sinn auf die Schwächung Preußens und auf die Stärkung der deutschen Mittelstaaten ging. Ferner verpflichtete sich Österreich zum Krieg, wenn Napoleon die Friedensbedingungen der Mächte ablehnte. Auf einem Kongreß zu Prag sollte über die Bedingungen des Friedens mit Napoleon verhandelt werden. Preußen und Rußland gingen in der Hoffnung

auf Napoleons Halsstarrigkeit auf solche magere Vorschläge ein. Sie täuschten sich nicht. Seit dem 10. Juni war Napoleon wieder in Dresden. Dorthin lud er den Grafen Metternich zu einer Unterredung ein. Am 26. Juni fand die neunstündige Auseinandersetzung im Palast Marcolini statt. Napoleons Trotz und beleidigter Stolz kamen so deutlich zutage, daß Metternich an seiner Vermittlerrolle irre zu werden begann. Die Verhandlungen in Prag (11. Juli bis 10. August) führten zu nichts. — Unterdessen verbreiteten sich Groll und Mißmut in Deutschland, vornehmlich in Preußen. Der Überfall auf das Lützowsche Korps bei Kitzen, am 17. Juni während der Waffenruhe, hatte die Erbitterung vermehrt, Wellingtons Sieg bei Vittoria in Spanien am 21. Juni wieder einige Hoffnung gebracht. Die Zensur unterdrückte ängstlich jede Äußerung der Sorge und jede Kritik an dem heillosen Diplomatenwesen. Der Landsturm wurde aus Angst vor den „Jakobinern" aufgelöst. Am 21. Juli trat Schweden unter dem Kronprinzen Bernadotte der Koalition bei. Napoleon war es mit dem Frieden nie ernst gewesen. Er wollte wieder die Entscheidung der Waffen anrufen. Als endlich Metternich ein Ultimatum stellte, lehnte er ab. Am 10. August wurde der Waffenstillstand gekündigt, am 12. August erklärte Österreich an Napoleon den Krieg, am 16. August begannen die Feindseligkeiten von neuem. „Eure auf dem Thron geborenen Fürsten können sich zwanzigmal schlagen lassen und doch in ihre Hauptstadt zurückkehren; ich kann dies nicht, weil ich ein emporgekommener Soldat bin. Meine Herrschaft überdauert den Tag nicht, an dem ich aufhöre, stark und gefürchtet sein."

Die Berliner Patrioten. Fichte und Professor Reil.

Arndt erzählt: Es wurden inzwischen mit Napoleon Schlachten geschlagen, zweifelhafte aber tapfere; doch selbst die Nachrichten von Verlusten drückten nicht nieder. Die Menschen waren auf das Höchste und Letzte gerüstet: lieber das tiefste Leid und Verderben, lieber die letzten, ehrlichen Todeswunden als länger die Schande der Knechtschaft, — das war das allgemeine Gefühl und die einstimmige Stimme in der Hauptstadt. Not genug und Bedrängnis, aber Freude und Hoffnung in der Not und eine Gemeinsamkeit der treuen Herzen, die nur in solchen Zeiten zusammen auflodern kann. Ich lebte mit lieben Freunden, mit edlen und hohen Menschen, die meinen Willen für die Tat nahmen. Savigny [der Rechtsgelehrte] und Eichhorn [Kammergerichtsrat] saßen im Landwehrausschuß; Süvern [Staatsrat für das Unterrichtswesen] übte seine Kompagnie, bald sein Regiment Landsturm auf

dem Wilhelmsplatz; Fichte hatte für sich und seinen kaum waffenfähigen Sohn . . . Lanzen und Schwerter vor seiner Tür angelehnt stehen. Man hatte ihn der Ehre wegen zum Offizier beim Landsturm machen wollen, er hatte es verweigert mit den Worten: „Hier tauge ich nur zum Gemeinen." Diesem Mann war es mit allem immer voller Ernst; er war schlecht auf den Füßen, ich glaube etwas an Gicht leidend; da hatte er denn gesprochen: „Ich weiß, ich werde keine großen Taten tun, aber ich werde dem Volke nimmer den Weg zur Flucht weisen; nur über meine Leiche sollen die Feinde in die Stadt eindringen." Er war erstaunlich frisch, lebendig und liebenswürdig in dieser Zeit, und es schien gleichsam, als fände sein frommer Sinn in der Liebe zum Volk und Vaterlande mehr und mehr die Brücke, worüber er aus seinem idealischen Ich zum Nichtich hinübergelangen könnte. Ich habe ihn damals viel gesehen, in seinem Hause und bei Freunden. Er und [der Professor der Medizin] Reil waren gewissermaßen die tragischsten Personen der Hauptstadt durch die ungeheure Feurigkeit, womit sie die Zeit auffaßten, und durch den brennenden Haß, den der letzte fast noch mehr als Fichte gegen die Welschen trug. Reil, der edle Ostfriese, war ein Mann von mächtigen und gewaltigen Leidenschaften, die sich in seinem schönsten Leibe und seinen göttlichen Augen in herrlichsten Farben und Flammen darstellten und brachen. . . . Ich erinnere mich wie heute — ich traf ihn Unter den Linden spazierend, als die grimmige Botschaft unter vielen zugleich Zusammenlaufenden erschallte, es ist Waffenstillstand... Er stand bei der Nachricht wie in den Boden hineingedonnert, erblaßte einem Ohnmächtigen ähnlich, dann drückte er mir und anderen Freunden die Hand, und die hellen Tränen strömten ihm über die Wangen. — Ja das war eine grimme Botschaft und machte viele unsicher und zweifelhaft.

(Arndt, Erinnerungen aus dem äußeren Leben.)

Napoleon an die Kaiserin Marie Luise.

Neumarkt, 4. Juni 1813.

Sie erhalten hierbei ein Dekret, das ich zur Errichtung

eines Denkmals auf dem Mont Cenis erlassen habe. Sie werden dieses Dekret in den „Moniteur" setzen lassen.

Dekret.

Auf dem Mont Cenis wird ein Denkmal errichtet. Auf der Seite des Denkmals, die Paris zugekehrt ist, sind die Namen aller unserer Kantone der Departements diesseits der Alpen zu verzeichnen. Auf der Seite, die Mailand zugekehrt ist, sind zu verzeichnen die Namen aller unserer Kantone der Departements jenseits der Alpen und unseres Königreichs Italien. — An der sichtbarsten Stelle des Denkmals ist die folgende Inschrift einzugraben: Der Kaiser Napoleon hat auf dem Schlachtfelde von Wurschen [Bautzen] die Errichtung dieses Denkmals befohlen, als ein Zeugnis der Dankbarkeit gegen seine Völker von Frankreich und Italien, und um der fernsten Nachwelt das Andenken an diese ruhmreiche Zeit zu überliefern, in welcher binnen dreier Monate 1200000 Mann zu den Waffen geeilt sind, um das Gebiet des Kaiserreichs und seiner Verbündeten zu beschützen . . .

Gegeben in unserem Kaiserlichen Lager zu Klein-Burschwitz, auf dem Schlachtfeld von Wurschen, am 21. Mai 1813, um 4 Uhr morgens. Napoleon.

Erzherzog Johann von Österreich gegen den Frieden.

6. Juni 1813.

Bis nicht der Rhein, die Vogesen, der Inn und die Alpen die Grenzen machen, ist keine Ruhe . . . Nur jetzt keinen Frieden von seiten der Alliierten, keinen Stillstand, denn Napoleon will Zeit gewinnen, und diese muß man ihm nicht lassen.

(Tagebuch des Erzherzogs Johann.)

Napoleon an seinen Erzkanzler Cambacérès.

Haynau, 7. Juni 1813.

Ich billige nicht, daß die Kaiserin nach Notre-Dame geht. Dieser große Festpomp muß selten sein, sonst wird er nichts-

sagend. Wenn die Kaiserin wegen des Sieges von Wurschen [Bautzen] hinginge, so müßte sie auch wegen aller anderen Siege hingehen. So richtig es war, wegen des Siegs von Lützen [Großgörschen] hinzugehen, der unerwartet kam und unsere Lage verändert hat, so überflüssig wäre es diesmal. Bei einem Volke wie dem unsrigen muß man eine konsequentere Haltung haben. Auch billige ich nicht, daß man das Te Deum nicht bei Gelegenheit des Pfingstfestes gesungen hat. Ich wünsche, daß das Te Deum im allgemeinen an dem Sonntag gesungen wird, der unmittelbar auf den Tag einer Siegesnachricht folgt. Der Aufschub veranlaßt Unzuträglichkeiten; denn der Krieg hat seine Wechselfälle. Es wäre lächerlich, ein Te Deum für einen Sieg zu singen, nachdem man in der Zwischenzeit eine Niederlage erlitten hat.

Scharnhorst an den Generalquartiermeister von Müffling.

7. Juni 1813.

Soll es denn nicht sein, daß endlich einmal Wahrheit und Recht oben auf kommen? Wenn mir jetzt und hier der Tod beschieden sein sollte, so scheide ich schwer; denn ich habe nur den Untergang der edelsten Sache vor Augen und weiß doch, daß sie endlich siegreich hervorgehen muß. Das möchte ich gern erleben; es wäre mein schönster Lohn.

Napoleon an seinen Erzkanzler Cambacérès.

Bunzlau, 8. Juni 1813 morgens.

Der Großstallmeister wird an den Grafen Remusat wegen der Schauspieler für Dresden geschrieben haben. Ich wünsche sehr, daß dies in Paris Aufsehen erregt, denn es kann in London und in Spanien nur eine gute Wirkung üben, wenn man dort glauben macht, wir amüsierten uns in Dresden. Die Jahreszeit ist dem Theater wenig günstig: man braucht also nur sechs oder sieben Schauspieler zu schicken . . . Nichtsdestoweniger muß man in Paris so tun, als ob man das ganze Theater kommen ließe, und das Geschwätz über diese Sache gewähren lassen.

Napoleonische Justiz.

Juni 1813.

Als Napoleon von Breslau ab in dem kleinen Dorfe Roßnitz bei Liegnitz übernachtete, brach in seinem Quartiere durch die angelegten Wachtfeuer ein Brand aus, welcher einen Teil seines Gepäckes vernichtete und seine Kasse zerstörte. Der Posten, durch dessen Unvorsichtigkeit das Feuer entstanden war, ward nach des Kaisers Befehl auf der Stelle erschossen, und als er nicht recht getroffen war, in das Feuer geworfen.

(Nach Pertz, Leben Gneisenaus.)

Graf Wilhelm Schwerin an seine Frau

über die entmutigende Wirkung des Waffenstillstandes.

10. Juni 1813.

An die Verzweiflung bei der Armee mag ich gar nicht denken. Hier [in Berlin] in den Lazaretten ist sie schon grenzenlos und selbst gemeine Soldaten reißen an ihrem Verbande und wollen sterben, da ihr Leben ja doch unnütz würde! ... An Stöcken schleppten sich die Blessierten zur Armee zurück und hofften, die Kräfte würden schon unterwegs kommen, und wenn man die Verstümmelten beklagte, riefen sie: „O, das hilft den Franzosen doch alles nichts, wir schlagen sie doch am Ende!" oder den einzelnen: „Ja, der Franzos soll aber auch dafür an mich denken!"

(„Vor hundert Jahren." Erinnerungen der Gräfin Schwerin, geb. Gräfin Dönhoff.)

Napoleon an den Polizeiminister Savary.

Dresden, 13. Juni 1813.

Der Ton Ihrer Briefe gefällt mir nicht; Sie langweilen mich immer mit dem Bedürfnis nach Frieden. Ich kenne die Lage meines Reiches besser als Sie, und jene Richtung Ihrer Korrespondenz macht einen schlechten Eindruck auf mich. Ich will den Frieden und bin mehr daran interessiert als irgend jemand: Ihre Reden darüber sind also unnötig; aber ich werde keinen entehrenden Frieden schließen, der uns nach einem halben Jahr einen nur noch erbitterteren

Krieg zuzieht. Kommen Sie nicht mehr darauf zurück; diese Dinge gehen Sie nichts an, mischen Sie sich nicht drein.

Friedrich von Gentz über die Allianz.
17. Juni 1813.

Die Koalition ist, more solito [wie gewöhnlich], ein schwaches, morsches, schlecht zusammengefügtes Gebäude, an welchem kaum zwei Stücke gehörig ineinander passen.

(Gentz, Briefe an Pilat.)

Der preußische Major Rühle von Lilienstern an Gneisenau.
17. Juni 1813.

40000 Mann Reserven, größtenteils unbewaffnet, sollen in Dresden eingetroffen sein, wo sich auch der König von Westfalen [Jérôme] seit einiger Zeit aufhält. Der Marcolinische Garten, in dem der Kaiser wohnt, wird von 16000 Mann beschützt; rings um die hohe Mauer stehen alle 8 Schritt Doppelposten. Den Leipzigern ist des Kaisers großer Unwille angekündigt, eine Kontribution ausgeschrieben, alle Kolonialwaren aufgezeichnet und die Stadt in Belagerungszustand erklärt . . . Es sollen jetzt in Sachsen die Eltern für ihre Söhne verantwortlich gemacht werden, gerade wie in Westfalen; 6000 Rekruten sind ausgeschrieben, und die Aushebung geschieht mit großer Strenge. Durch diese und andere ähnliche Maßregeln, sowie durch das skandalöse Betragen der Truppen haben sich die Franzosen in Sachsen sehr verhaßt gemacht.

Scharnhorst an seine Freundin Friederike Hensel.
Juni 1813.

Du bist das einzige Wesen, das innigen Anteil an meinem Leben nimmt. Meine Söhne, welche jetzt bei der Armee sind, denken an den Krieg und an ihre Freuden, sie sind von mir entwöhnt, wie dies bei allen jungen Männern der Fall ist. Meiner Tochter sind ihr Mann und ihre Kinder lieber, als ich ihr bin: das ist so in der Welt. Mir bleibt also nichts als ein fremdes Wesen, das ich an mich kette, das sonst

niemand hat, an welchem es besonders hinge: das bist Du! Könnte ich Dich doch nur eine Stunde sehen!

Scharnhorst in der Schlesischen privilegierten Zeitung über seine Verwundung.

Prag, 17. Juni 1813.

Ich zeige meinen Freunden an, daß ich seit dem 1. Juni hier in den Händen der geschicktesten Ärzte . . . mich befinde; daß aber meine Wunde sich so verschlimmert hat, daß ich bereits zweimal bedeutende Operationen ausgehalten habe, und eine dritte mir noch bevorsteht. Die gute Aufnahme so vieler edler Menschen aber, und die Geschicklichkeit meiner Ärzte lassen mich den besten Ausgang hoffen.

Prag, den 17. Juni 1813. Scharnhorst.

Am Tage der Ausgabe der Nummer, 28. Juni, starb Scharnhorst.

Scharnhorst an seine Tochter.

21. Juni 1813.

Ich will nichts von der ganzen Welt; was mir wert ist, gibt sie mir ohnehin nicht. Könnte ich das Ganze kommandieren, so wäre mir daran viel gelegen, ich halte mich in aller Vergleichung ganz dazu fähig. Da ich das aber nicht kann, so ist mir alles gleich; in der Schlacht finde ich ohnehin bald einen Platz. An Distinktionen ist mir nichts gelegen; da ich die nicht erhalte, welche ich verdiene, so ist mir jede andere eine Beleidigung, und ich würde mich verachten, wenn ich anders dächte. Alle sieben Orden und mein Leben gäbe ich für das Kommando eines Tages.

Fürst Anton Radziwill an Stein

über den Eindruck des Waffenstillstands auf Berlin.

21. Juni 1813.

Kurz nach der Kunde vom Waffenstillstande hier angelangt, konnte ich von deren Wirkung auf alle Gemüter urteilen. Ich vermag Ihnen nicht die Niedergeschlagenheit und die Trauer zu malen, welche auf allen Gesichtern lag. Krieger, Kaufleute, Bürger, Frauen selbst, alles war empört bei dem Gedanken an einen nahen Frieden, der nicht die Freiheit Deutschlands zur Folge hätte.

Der Reichenbacher Kongreß (Juni 1813).

Arndt erzählt: Zu Reichenbach stand während des Waffenstillstandes ein Kongreß, hier und zu Schloß Gitschin in Böhmen: ein schauerlicher Kongreß, der die verworrenen europäischen Dinge zu Ordnung und Frieden vermitteln sollte. Napoleon saß als dritte Größe in Dresden. Ich sage, ein schauerlicher Kongreß, denn viele fürchteten, Napoleon, der den Willen und die List der Einheit — Einheit ein gewaltiges Ding bei Unterhandlungen — gegen mehrere hatte, werde das Glück und die Zeit so hinschleppen, und durch Überlistung gewinnen, was nicht mehr durch Waffen erzwungen werden konnte. Wir waren alle viel in Sorgen und Mißstimmungen und oft in bitterm Ärger, wenn wir in den Zeitungen von angenehmen Hoffnungen eines baldigen Friedens lasen. Mein alter Herr [Stein] war auch häufig nicht allein mißgestimmt, sondern verärgert, auch wohl durch Podagra gestachelt, und das fiel dann auf unsereinen und auf andere Kleine zurück. Die einzige große Freude in dieser schweren Zeit war die Nachricht von dem Siege bei Vittoria [21. Juni], wo Wellington das französische Heer von seinem ganzen Geschütz und Zeuge ausgezogen und über die Pyrenäen gejagt hatte. Wir siegten mit bei Vittoria und hofften wieder, auch bei uns zu siegen.

(Arndt, Erinnerungen aus dem äußeren Leben.)

Die Unterredung Metternichs mit Napoleon zu Dresden am 26. Juni 1813.

Der österreichische Minister Metternich erzählt in seinen Memoiren: Napoleon erwartete mich stehend in der Mitte seines Kabinetts, den Degen an der Seite, den Hut unterm Arm. Er ging auf mich zu mit erkünstelter Fassung und erkundigte sich um das Befinden des Kaisers. Bald darauf verdüsterten sich seine Züge, und indem er sich vor mich hinstellte, sprach er mich folgendermaßen an:

„Sie wollen also den Krieg, gut, Sie sollen ihn haben. Ich habe zu Lützen [Großgörschen] die preußische Armee vernichtet; ich habe die Russen bei Bautzen geschlagen, auch

Sie wollen an die Reihe kommen; es sei, in Wien geben wir uns Rendezvous. Die Menschen sind unverbesserlich, die Erfahrung ist für sie verloren. Dreimal habe ich den Kaiser Franz wieder auf den Thron gesetzt; ich habe ihm versprochen, mein Lebelang mit ihm in Frieden zu bleiben; ich habe seine Tochter geheiratet; damals sagte ich mir, du begehst eine Torheit; aber sie ist begangen, ich bereue sie heute."

Dieser Eingang verdoppelte in mir das Gefühl der Stärke meiner Stellung; ich betrachtete mich in diesem Augenblicke der Entscheidung als der Vertreter der gesamten europäischen Gesellschaft. Soll ich es sagen — Napoleon erschien mir klein.

„Krieg und Frieden," erwiderte ich, „liegen in der Hand Eurer Majestät. Der Kaiser, mein Herr, hat Pflichten zu erfüllen, vor denen alle anderen Rücksichten in den Hintergrund treten. Das Schicksal von Europa, seine Zukunft und die Ihrige, alles das ruht in Ihrer Hand. Zwischen Europa und Ihren bisherigen Zielen besteht unlöslicher Widerspruch. Die Welt bedarf des Friedens. Um diesen Frieden zu sichern, müssen Sie in die mit der allgemeinen Ruhe vereinbarlichen Machtgrenzen zurückkehren, oder aber Sie werden in dem Kampfe unterliegen . . ."

„Nun gut, was will man dann von mir?" fuhr mich Napoleon an, „daß ich mich entehre? Nimmermehr! Ich werde zu sterben wissen, aber ich trete keine Hand breit Bodens ab. Eure Herrscher, geboren auf dem Throne, können sich zwanzigmal schlagen lassen und doch immer wieder in ihre Residenzen zurückkehren; das kann ich nicht, der Sohn des Glückes. Meine Herrschaft überdauert den Tag nicht, an dem ich aufgehört habe, stark und folglich gefürchtet zu sein. Ich habe einen großen Fehler begangen, indem ich außer acht ließ, was mir eine Armee gekostet hat, die herrlichste, die es je gegeben. Ich kann mich mit Menschen schlagen, aber nicht mit Elementen; die Kälte hat mich zugrunde gerichtet. In einer Nacht verlor ich dreißigtausend Pferde. Alles habe ich verloren, nur nicht die Ehre und das Bewußtsein dessen, was ich einem tapfern Volke schulde, welches nach so unge-

heuren Unglücksfällen mir neue Beweise der Hingebung und seiner Überzeugung gegeben hat, daß ich allein es regieren kann. Ich habe die Verluste des vergangenen Jahres ausgeglichen; sehen Sie einmal die Armee an nach den Schlachten, die ich soeben gewonnen! Ich werde vor Ihnen Heerschau halten!"

„Und gerade die Armee ist es," erwiderte ich ihm, „welche den Frieden verlangt."

„Nicht die Armee," unterbrach mich Napoleon mit Lebhaftigkeit, „nein, meine Generale wollen den Frieden. Ich habe keine Generale mehr. Die Kälte von Moskau hat sie demoralisiert. Ich sah die Tapfersten weinen wie Kinder. Sie waren physisch und moralisch gebrochen. Vor 14 Tagen konnte ich Frieden schließen, heute kann ich es nicht mehr. Ich habe zwei Schlachten gewonnen, ich werde nicht Frieden schließen."

„In alledem, was Eure Majestät mir soeben gesagt," bemerkte ich, „sehe ich einen neuen Beweis davon, daß Europa und Euere Majestät zu keiner Verständigung kommen können. Ihre Friedensschlüsse waren immer nur Waffenstillstände. Die Mißgeschicke wie die Erfolge treiben Sie zum Krieg. Der Augenblick ist da, wo Sie und Europa sich gegenseitig den Handschuh hinwerfen; Sie werden ihn aufheben, Sie und Europa, und nicht Europa wird es sein, welches im Kampfe unterliegt."

„Wollen Sie mich etwa durch eine Koalition zugrunde richten?" versetzte Napoleon. „Wieviel seid Ihr denn, Ihr Alliierte? Euer vier, fünf, sechs, zwanzig? Je mehr Ihr seid, desto besser für mich. Ich nehme die Herausforderung an. Aber ich kann Sie versichern," fuhr er mit erzwungenem Lachen fort, „im nächsten Oktober sehen wir uns in Wien. Dann wird sich zeigen, was aus Euren guten Freunden, den Russen und Preußen, geworden ist. Zählen Sie auf Deutschland? Schauen Sie, was es im Jahre 1809 getan hat! Um dort die Bevölkerung im Zaum zu halten, genügen mir meine Soldaten, und für die Treue der Fürsten ist mir die Furcht Bürge, die sie vor Euch haben. Erklären Sie Ihre Neutralität und halten Sie dieselbe, dann gehe ich auf Unterhandlung in Prag ein . . ."

„Der Kaiser," antwortete ich, „hat den Mächten seine Vermittlung, nicht seine Neutralität angeboten. Rußland und Preußen haben die Vermittlung angenommen, an Ihnen ist es, sich heute noch zu erklären . . . ."

Hier unterbrach mich wieder Napoleon, um sich in eine lange Abschweifung über die mögliche Stärke der Armee zu ergehen . . . Er besprach die Gesamtheit seiner Operationen in Rußland und verbreitete sich in lange und kleinliche Einzelheiten über die Epoche seiner letzten Rückkehr nach Frankreich. Aus allem ward mir klar, wie er beständig darauf hinzielte, hervorzuheben, daß seine Niederlage von 1812 ganz auf Rechnung der Jahreszeit zu setzen, und daß seine moralische Stellung in Frankreich nie fester gewesen sei als infolge dieser nämlichen Ereignisse. „Es war eine harte Probe," sagte er mir, „aber ich habe sie vollkommen bestanden."

Nachdem ich ihn über eine halbe Stunde angehört hatte, unterbrach ich ihn mit der Bemerkung, daß ich in dem, was er soeben gesagt, einen starken Beweis der Notwendigkeit erkenne, so wechselvollen Geschicken ein Ziel zu setzen. „Das Glück," fügte ich bei, „kann Sie ein zweites Mal wie im Jahre 1812 im Stiche lassen. In gewöhnlichen Zeiten bilden die Armeen nur einen kleinen Teil der Bevölkerung, heute ist es das ganze Volk, das Sie unter die Waffen rufen. Ihre jetzige Armee, ist sie nicht eine antizipierte Generation? Ich habe Ihre Soldaten gesehen, es sind Kinder. Euere Majestät haben das Gefühl, daß Sie der Nation absolut notwendig sind; brauchen aber nicht auch Sie die Nation? Und wenn diese jugendliche Armee, die Sie heute unter die Waffen gerufen haben, dahingerafft sein wird, was dann?"

Als Napoleon diese Worte hörte, übermannte ihn der Zorn; er ward bleich und seine Züge verzerrten sich. „Sie sind nicht Soldat," fuhr er mich an, „und wissen nicht, was in der Seele eines Soldaten vorgeht. Ich bin im Felde aufgewachsen, und ein Mann wie ich schert sich wenig um das Leben einer Million Menschen." Mit diesem Ausruf warf er den Hut, welchen er bisher in der Hand gehalten, in die Ecke des Zimmers. Ich blieb ganz ruhig, stützte mich an die Ecke eines

Konsols zwischen den beiden Fenstern und sagte, tief bewegt von dem, was ich eben gehört: „Warum haben Sie mich gewählt, um mir zwischen vier Wänden das zu sagen, was Sie eben ausgesprochen? Öffnen wir die Türen, und mögen Ihre Worte von einem Ende Frankreichs bis zum andern ertönen. Nicht die Sache, die ich vor Ihnen vertrete, wird dabei verlieren."

Napoleon faßte sich und mit ruhigerem Tone sagte er mir folgende Worte, nicht minder merkwürdig als die vorigen: „Die Franzosen können sich nicht über mich beklagen; um sie zu schonen, habe ich die Deutschen und die Polen geopfert. Ich habe in dem Feldzug von Moskau dreimalhunderttausend Mann verloren; es waren nicht mehr als 30000 Franzosen darunter."

„Sie vergessen, Sire," rief ich aus, „daß Sie zu einem Deutschen sprechen."

Napoleon ging wieder mit mir im Zimmer auf und ab; beim zweiten Gange hob er den am Boden liegenden Hut auf. Sofort kam er nochmals auf seine Heirat zu sprechen. „So habe ich denn", hub er an, „einen recht dummen Streich gemacht, eine Erzherzogin von Österreich zu heiraten . . . Indem ich eine Erzherzogin heiratete, habe ich das Neue mit dem Alten verschmelzen wollen, die gotischen Vorurteile mit den Institutionen meines Jahrhunderts. Ich habe mich getäuscht, und ich empfinde heute die ganze Größe meines Irrtums. Es kann mir den Thron kosten, aber ich werde die Welt unter seinen Trümmern begraben."

Baron Fain, ein Sekretär Napoleons, hat einen anderen, von der Erzählung Metternichs in manchen Stücken abweichenden Bericht über die Unterredung. Besonders charakteristisch ist dort die Frage Napoleons: „Sagen Sie, Metternich, wieviel hat Ihnen England gegeben, um Sie zu veranlassen, diese Rolle gegen mich zu spielen?"

Boyen über Scharnhorsts Ende.

Obgleich er in der Schlacht von Görschen verwundet war, schien dies doch im Anfange nicht bedeutend; allein der Gang des Feldzuges, das Zaudern Österreichs und die dadurch hervorgerufene nicht unbegründete Besorgnis eines allgemeinen

Ermattens in den Kabinetten wirkten fortdauernd nachteilig auf den vielseitig angegriffenen Körper Scharnhorsts. Da ihm jeder Augenblick mit Recht kostbar schien und ihm selbst seine Untätigkeit lästig ward, so glaubte er trotz der noch nicht geheilten Wunde zu einer Reise nach Wien sich stark genug, um dort womöglich eine Beschleunigung des Krieges herbeizuführen. Dort aber wollte man sich wahrscheinlich noch nicht erklären, und so erhielt Scharnhorst — die Aufforderung, nach Prag zu gehen, wohin der Kaiser und Metternich in kurzem auch kommen würden und wo das Weitere verabredet werden sollte. Dieser neue Aufschub ergriff den durch Krankheit so angegriffenen Mann schmerzlich, er kam in einem sehr verschlimmerten Krankheitszustande in Prag an; der Brand schlug zu seiner Wunde, und wenige Tage nachher endete das Leben des edlen Mannes.

(von Boyen, Denkwürdigkeiten.)

Zu Scharnhorsts Gedächtnis.

Der folgende Nachruf und ein Nekrolog wurden von Gneisenau für Berliner und Breslauer Zeitungen bestimmt. Die Zensur, selbst der Staatskanzler Hardenberg, machten Schwierigkeiten wegen des Schlußsatzes im Nekrolog, wo von der mangelnden Anerkennung der Verdienste Scharnhorsts die Rede war.

Am 28. Juni starb zu Prag an den Folgen seiner in der Schlacht bei Großgörschen erhaltenen Wunde der Königlich Preußische Generalleutnant von Scharnhorst.

Er war einer der ausgezeichnetsten Männer unserer Zeit. Das rastlose, stetige, planvolle Wirken nach einem Ziel, die Klarheit und Festigkeit des Verstandes, die umfassende Größe der Ansichten, die Freiheit von Vorurteilen des Herkommens, die stolze Gleichgültigkeit gegen äußerliche Auszeichnungen, der Mut, in den unscheinbarsten Verhältnissen mit den schlichtesten Mitteln durch die bloße Stärke des Geistes den größten Zwecken nachzustreben, jugendlicher Unternehmungsgeist, die höchste Besonnenheit, Mut und Ausdauer in der Gefahr, endlich die umfassendste Kenntnis des Kriegswesens, machen ihn zu einem der merkwürdigsten Staatsmänner und Soldaten, auf welche Deutschland je stolz sein durfte.

Billig und gerecht im Urteil, sanft und ruhig in allen Verhältnissen mit andern, freundlich, herzlich im ganzen Lebensumgange, zart und edel in der Empfindungsweise, war er einer der liebenswürdigsten Menschen, die den Kreis des geselligen Lebens zieren. Was er dem Staate gewesen ist und dem Volke und der ganzen deutschen Nation, mögen wenige oder viele erkennen, aber es wäre unwürdig, wenn einer davon gleichgültig bliebe bei dem traurigen Todesfall. Es müßte keine Wahrheit und keine Tiefe mehr in der menschlichen Natur sein, wenn dieser Mann je von denen vergessen werden könnte, die ihm nahe standen, ihn verehrt und geliebt haben.

Scharnhorst der Ehrenbote.

Wen erlest ihr für die großen Toten,
die einst ritterlich fürs deutsche Land
ihre Brust dem Eisen boten?
Wen erlest ihr als den rechten Boten,
Götter, für das Schattenland?

Wer ist würdig, solche Mär zu bringen:
„Aufgestanden sind die Söhne Teuts,
Millionen Stimmen klingen:
Unsre Schandeketten sollen springen!?
Auch der Donner klingts des Streits."

Wer mag Hermann seine Rechte reichen
und der Väter Angesichter schaun?
Wahrlich keine von den bleichen
Seelen, die vor jedem Sturmwind streichen,
die zermalmte schier das Graun.

Nur ein Held mag Heldenbotschaft tragen,
darum muß Germaniens bester Mann,
Scharnhorst muß die Botschaft tragen:
Unser Joch das wollen wir zerschlagen,
und der Rache Tag bricht an.

E. M. Arndt.

Theodor Körner nach dem Überfall bei Kitzen am 17. Juni 1813.

Der Berliner Buchhändler Gustav Parthey, bei dem Körner im August 1813 zu Gast war, erzählt:

Körners beide Kopfwunden waren noch nicht geheilt, er konnte nur eine leichte Feldmütze tragen. Das dichte Haar, dessen Fülle uns bei seinem ersten Besuche in so große Verwunderung gesetzt, war kurz abgeschoren worden, doch konnte er jetzt schon die fatale Perücke entbehren. Abends saß er im traulichen Gespräche an unserem Familientische, oder er las uns von seinen Gedichten aus einem kleinen Quarthefte vor, das er Leier und Schwert betitelt hatte. Seine tiefe, wohlklingende Baßstimme drang bis in das innerste Herz. Er hatte das stürmische Freiheitslied: Das Volk steht auf, der Sturm bricht los! mit gewaltigem Pathos vorgelesen. Das Sonnett: Die Wunde brennt, die bleichen Lippen beben, machte den tiefsten Eindruck, und alles schwieg, als er es vorgelesen.

(Parthey, Jugenderinnerungen.)

Der Freiherr vom Stein an den englisch-hannöverschen Minister Grafen Münster über die deutschen Fürsten.

Reichenbach, 29. Juni 1813.

Ew. Exzellenz sagen suaviter in modo (mild in der Behandlung) mit den deutschen Fürsten! Was sagen Sie denn zu dem Betragen dieser Elenden — hierbei schicke ich Ihnen meinen Aufsatz über das des Königs von Sachsen, dem Napoleon jede Kränkung und Demütigung widerfahren läßt — weil er ihn doch für einen heimlichen Verräter seiner Sache hält; so zwingt er ihn z. B. der Aufführung unzüchtiger Schauspiele der Visitandines beizuwohnen und mitzulachen — dann läßt der arme Tropf den Abend noch den Beichtvater kommen, um sich zu entsündigen. Und dennoch hält er Napoleon für einen Mann von Gott gesandt. — Diese kleinen Tyrannen freuen sich ihrer Souveränität, des Genusses des Geraubten, und sind gleichgültig gegen das Leiden und die Schande des Vaterlandes.

Blücher an Gneisenau.

Strehlen, 29. Juni 1813.

landwehren sie man immer drauff, ich höre vihll guhts davon, aber wen die Fehde wieder begintt, denn gesellen sie

sich ia wider zu mich, es ist in aller hinsicht nohtwendig daß wihr zusamen sind vorzüglig aber daß ich iemand habe den ich meinen kumer votrauen kan, und der mich bey den villen krenkungen, die mich so unverschuldet treffen, aufrichtet. abermahls hatt der könig mein ahrmen Sohn ein gantze hetze . . . vorgezogen . . . mit unsern braven Scharnhorst geht es nicht guht, liber noch eine Schlagt verlohren, nuhr nicht Scharnhorst. Die Caballe hat im Feintschafft. mich sollen sie nicht dahin bringen daß ich Früer abgehe, als bis ich sehe ob wihr wider schlagen oder nicht, ob wihr mit unsern alliirte zusamen bleiben oder uns von sie loß machen. leben sie wohl und schreiben nach eigen fällen. mit die Ostereicher fange ich an unglaubig zu werden. adio.

Gneisenau an den Kammergerichtsrat Eichhorn.

3. Juli 1813.

Ohne diese Landwehren, wo wären wir nun? Durch sie soll der Staat gerettet werden, denn sie geben uns die Mittel, unsere Armee zu verdreifachen. 50000 Mann derselben haben wir in Schlesien aufgestellt. Ich bin nun damit beschäftigt, diese verwaisten Söhne des Vaterlandes auszurüsten und zu kleiden.

Niebuhr an die Prinzessin Luise von Preußen

während des Kongresses zu Reichenbach:

Reichenbach, 12. Juli 1813.

E. K. H. wird besser als ich die betrübte Lage unseres Vaterlandes kennen; unwillig, betrogen und dahingegeben, wie es scheint, durch flache Selbstsüchtige, die im Grund ihrer Seele ohne Zweifel stets über die Zeichen der Begeisterung und der Heldentugenden unseres Volkes gespottet haben, und vielleicht damit enden, ihm daraus ein Verbrechen zu machen, und darin einen Staatsgrund finden, ein Volk zu opfern und zu vernichten, welches nicht wie unbewegliche Sklaven fühlt bis auf den Augenblick, wo das Kabinett sie gegen den Feind seiner augenblicklichen Vorteile losläßt . . .

Es ist möglich, daß unser Volk noch viel unglücklicher werde, als es vor dem Kriege war; aber nie

hat ein Volk mehr verdient und mehr getan, um seine Freiheit und sein Glück wieder zu erringen.

Boyen über eine Landwehrinspektion.

Die Reise, welche mich in alle Kreise des nördlich von Berlin gelegenen Teiles der Mark führte, war eine der angenehmsten, welche ich in meinem ganzen Leben gemacht habe. Jede Musterung der in einem Ort befindlichen Landwehr oder des Landsturms, auf den ich auch meine Besichtigung ausdehnte, war ein Volksfest, und es bedurfte keiner großen Menschenkenntnis, um zu der Überzeugung zu kommen, daß diese Leute bei nur einigermaßen zweckmäßiger Führung für die Erhaltung des Thrones und des Vaterlandes ihr Leben mit Freudigkeit hingeben würden.

Die am linken Oderufer belegenen Teile von Pommern waren in Hinsicht der Landwehrformation zu dem Gouvernement Berlin geschlagen worden. Diese Kreise kämpften indes mit einer Menge von Schwierigkeiten; teils war, besonders ehe die französische Besatzung von Stettin durch ein hinreichendes Blockadekorps in die Wälle zurückgedrängt war, die Einbeorderung der Wehrmänner höchst schwierig, der größte Teil von ihnen hatte sich des Nachts, unvollständig bekleidet, durch die feindlichen Posten durchgeschlichen; teils hatte die Anfertigung der Wehrmänner-Einkleidung, die nach dem angenommenen Prinzip von den Kreisständen beschafft wurde, unter den oben angegebenen Umständen ebenfalls mit einer Menge lokaler Hindernisse zu kämpfen. Eines der pommerschen Bataillone, das Anklamer, war nach Zehdenick verlegt, und diese wackeren Leute größtenteils ohne Fußbekleidung. Aber diese barfüßigen Verteidiger des Vaterlandes führten die kleinen Bewegungen, die ich sie auf ihrem Wiesentummelplatz machen ließ, mit einer Freudigkeit aus, der man nur seine Hochachtung zollen konnte.

Während der eine Teil um des Vaterlandes willen freudig entbehrte, strengte sich der zu Hause gebliebene an, um den ausgerückten Brüdern das noch Fehlende nachzusenden; es ist erstaunlich, was innerhalb der Grenzen des Gouvernements

nur allein zur Mobilmachung der Landwehr für Summen von dem Lande herbeigeschafft werden mußten.

Von dem Landsturm, den ich, wo es mir die Zeit erlaubte, auch musterte und dann mit einigen Worten an seine Pflichten erinnerte, muß ich doch auch noch einiges erzählen. Die Kommandeure der einzelnen Abteilungen, größtenteils Gutsbesitzer oder Beamte, hatten sehr häufig aus eigenem Triebe sich nicht unzweckmäßig zu einem Kampfe vorzubereiten gesucht; so hatte der damalige Stadtrichter in Ruppin seine mit Piken bewaffneten Leute in eine Kolonne vereinigt, die von allen mit eigenen Gewehren versehenen Bürgern als Tirailleure umgeben war und führte mir diese recht gute Zusammensetzung entschlossen vor, denn man konnte es den Leuten ansehen, daß ihnen die Sache ernst war.

In Havelberg lebte zurückgezogen der treffliche alte Feldmarschall Möllendorf, der, obgleich beinahe schon neunzig Jahre alt, sich doch noch ziemlich rüstig, besonders zu Pferde, erhalten hatte und in dessen Kriegerseele noch der Gedanke an die frühere Zeit glimmte; darum schloß er sich mit allem Eifer, soviel es ihm sein Privatverhältnis erlaubte, den vaterländischen Rüstungen an. Ja, als einmal die Nachricht ankam, daß die Franzosen in jener Gegend über die Elbe gehen wollten, umgürtete er sich mit seinem alten Schwert, bestieg sein Schlachtroß und zog wohlgemut mit dem ihm freudig zujauchzenden Landsturm der Elbe zu. Es war, wie dies im Kriege nur zu häufig der Fall ist, diesmal nur ein blinder Lärm gewesen, und der gute Wille fand keine Gelegenheit, in kräftige Tat überzugehen, aber ich hätte dem alten Helden (der ein edler Mensch war) wohl die Gunst des Schicksals gewünscht, daß er in dem hier ritterlich gesuchten Kampfe entweder ein frisches Lorbeerreis oder ein Kriegergrab gefunden hätte. (von Boyen, Denkwürdigkeiten.)

Der Fall Schleiermacher (14.—17. Juli 1813).

Der Berliner Universitätsprofessor und Prediger Schleiermacher hatte im „Preußischen Correspondenten", dessen Redakteur er damals war, für den 14. Juli 1813 einen Artikel über den Prager Friedenskongreß veröffentlicht. Der Artikel lautet:

Privatbriefe erneuern die Berichte von einem in Prag zu haltenden Friedenskongreß, der schon am 21. d. soll zusammengetreten sein ... Diese Gerüchte wollen einige unter uns mit übermäßiger Freude erfüllen und andere mit tiefer Betrübnis. Die besten unter den ersten — und mit andern aus dieser Klasse als den besten möchten wir gar nicht reden — sind unsere kurzatmigen Mitbürger, welche, nachdem sie einen recht guten Ansatz genommen und die kleine Strecke bis hierher recht wacker mit den Stärkeren gleichen Schritt gehalten, nun von ihrer schwächeren Natur genötigt, gern Erlaubnis haben möchten, still zu stehen, um sich von ihrer Erschöpfung zu erholen. Wenn sie sich nur ihrer Freude nicht zu früh überlassen, daß ihnen hernach der Schreck, wenn sie wieder fort müssen, die Luft nicht noch mehr versetzt, als sie ihnen jetzt fehlt. — Die besten unter den anderen sind die nach außen und innen Hellsehenden, welche glauben, daß bei den bisherigen Resultaten des Krieges noch kein Friede zu erwarten ist, der Sicherheit gegen einen baldigen neuen Krieg gäbe, und daß, wenn ein solcher auch zwischen den einzelnen Mächten geschlossen werden könnte, dennoch Deutschland im allgemeinen und unser Staat insbesondere, um zu einem würdigen Zustande, aus dem sich nahes Heil und Wohlergehen entwickeln kann, zu gelangen, dieser noch einer ungeheuren Kraftentwicklung bedarf [als besonders verdächtig vom Zensor unterstrichen], wie sie nur unter kriegerischen Anstrengungen möglich ist, und jenes großer entscheidender Ereignisse, wie nur der Krieg sie bringen kann, welche den Grund zu einer künftigen Form legen müssen [vom Zensor unterstrichen], den man Mühe haben würde, im Frieden zu finden. Denn was sich Deutschland von einer Verfassung versprechen kann, welche durch die Willkür sich durchkreuzender diplomatischer Verhandlungen [vom Zensor unterstrichen] begründet wäre, das wissen wir seit dem Westfälischen Frieden, der Deutschland zerstörte, indem er es neu zu bilden glaubte. Diese mögen sich damit beruhigen, daß ihre Ansicht nun nicht mehr das Anteil weniger ist, sondern sich allgemein verbreitet, und daß sie gewiß auch bei den

Friedensunterhandlungen eine Stimme hat [vom Zensor unterstrichen]. Sollte also dem unerachtet ein Friede geschlossen werden, den man noch nicht als den wahren Anfang einer neuen Ordnung der Dinge ansehen kann: so wollen wir ihnen im voraus vorschlagen, ihn nur nach den Prinzipien des Waffenstillstandes zu beurteilen, gegen den man ja auch nicht unbedingt kann eingenommen sein, sondern bei dem alles darauf ankommt, ob er zur rechten Zeit und auf die rechte Art geschlossen wird, und ob man die Vorteile, die er gewährt, gehörig benutzt.

Der Statistiker Staatsrat Hoffmann zeigte den Artikel dem Staatskanzler an. Hardenberg war empört. Der Zensor, Geh. Leg.-Rat von Schultz, der den Aufsatz hatte passieren lassen, wurde seines Zensoramts entsetzt. Und der König erließ die folgende Kabinettsorder:

Charlottenburg, den 17. Juli 1813.

Aus der Anlage werden Sie ersehen, wie der Professor Schleiermacher geständigermaßen einen höchst anstößigen Artikel über die politische Lage des Staats in dem Preußischen Korrespondenten vom 14. d. M. hat einrücken lassen. Der Censor wird dafür zur Verantwortung gezogen werden, daß er diesem Aufsatze das Imprimatur erteilt hat. Dieses verringert aber die Schuld des etc. Schleiermacher nicht, der schon bei mehreren Gelegenheiten eine Tendenz gezeigt hat, die Ich durchaus nicht gestatten kann. Ich trage Ihnen auf, demselben in meinem Namen seine Dienstentlassung anzukündigen und ihm anzudeuten, binnen 48 Stunden Berlin zu verlassen und sich über Schwedisch-Pommern ins Ausland zu begeben, mache Sie auch verantwortlich dafür, daß dieser Befehl pünktlich zur Ausführung gebracht werde.

Friedrich Wilhelm.

Hardenberg milderte den Schluß in die Worte: „. . . sein Benehmen ernstlich zu verweisen und ihn zu bedeuten, daß eine Wiederholung desselben aufs nachdrücklichste und mit unfehlbarem Verlust seiner Dienststelle wird geahndet werden." — In der über die Sache geführten Verhandlung war der etc. Schleiermacher bedeutet worden, daß seine Meinungsäußerung „nach deutlicher Bestimmung des Landrechts . . . Hochverrat sei." — Als eine unmittelbare Folge dieses Falles muß es angesehen werden, daß am 17. Juli 1813, dem Tage der Kabinettsorder gegen Schleiermacher, der

Landsturm aufgehoben wurde. Man sah überall Rebellion. Clausewitz schreibt darüber an Gneisenau am 14. August 1813: „Das Landsturmedikt, geben die Wittgenstein [Oberhofmeister], Le Coq und Bülow [Chef der Geheimpolizei] vor, sei revolutionär, stürze die Verfassung um, führe zu völliger Anarchie und Umsturz des Thrones usw." — Die Besprechung einer künftigen politischen Verfassung und Neuordnung Deutschlands war schon damals als staatsgefährlich verfemt.

Die Zensur in Berlin.

Der preußische Zensor bemerkt zu der Schrift des berühmten Kriminalisten Anselm von Feuerbach „Über die Unterdrückung und Wiederbefreiung Europas": „Zwar atmet der Verfasser an mehreren Stellen Freiheitssinn, doch aber so gemäßigt und so, daß er in unsere jetzigen militärischen und bürgerlichen Anordnungen größtenteils einstimmt." — Arndt heißt in den Akten der „berüchtigte Vielschreiber", Goerres „ein gedungener Journalist"; von Niebuhr, der den „Preußischen Correspondenten" herausgab, wird gesagt: „Herr Niebuhr, bisher nur bekannt durch eine in barbarischem Stil geschriebene Röm. Geschichte, tritt . . . ganz unvorteilhaft als politischer Schriftsteller und Hofpublizist auf." Die Schreibart Niebuhrs sei „ein abschreckendes Beispiel preußischer klassischer Bildung". In den schärfsten Konflikt mit der Zensur geriet Schleiermacher. Im übrigen war der Zensor Renfner ein vielgeplagter Ehrenmann.

König Friedrich Wilhelm III. in Berlin (Juli 1813).

Graf Henckel erzählt: In Charlottenburg angekommen, befahl mir sogleich der König, den Gouverneur, General von L'Estocq, von seiner Ankunft zu benachrichtigen, und die Garnison den andern Tag Unter den Linden en Parade zu befehlen. Man war überrascht, erstaunt, den König da zu wissen. Am andern Morgen, den 15. [Juli], fuhren wir hinein, setzten uns am Tore zu Pferde, der König besah die Truppen und gab nachher ein Diner in Charlottenburg. Tags darauf ließ er die Bürgerschaft von der Verteidigung Berlins, als unpassend für eine große, offene Stadt, entbinden, was einen allgemeinen, großen Jubel hervorbrachte. Wir fuhren nach Sanssouci, um in Potsdam den andern Teil des Bülowschen Korps, welcher im Lustgarten in der breiten Straße und auf der Plantage aufgestellt war, zu besichtigen. Der König, der vernommen, daß man in diesem Korps den von ihm eingegangenen Waffenstillstand getadelt hatte, kam sehr mißvergnügt dahin. Auf der Plantage stand das Elb-

bataillon unter dem Oberstleutnant von Reuß in englischen Montierungen und schlug den französischen Generalmarsch. Der König befahl mir sogleich, den Oberstleutnant zu fragen, ob sie schon alle französisch geworden wären? Ich muß es zu meiner Schande gestehen, daß ich es außer acht gelassen hatte, darauf zu merken, daß nach den Befehlen erst der preußische Grenadiermarsch und dann der russische und so abwechselnd geschlagen werden mußten. Als ich zurückkam, frug mich der König: „Was haben Sie befohlen, Herr Graf?" Ich wußte mir nicht anders zu helfen, als daß ich erwiderte: „Er soll etwas anderes schlagen." — „Nun, das muß ich gestehen," entgegnete der König, „wissen Sie das noch nicht!" Er sagte nun, was geschlagen werden müsse, und ich mußte noch einmal hin, um es zu bestellen.

Der König nahm nun die einzelnen Regimenter vor der langen Brücke vor, unter andern auch das 7. Infanterieregiment, welches er dem Oberstleutnant von Clausewitz gegeben hatte, den ich, da er sich in der russischen Kampagne ausgezeichnet, dem König angelegentlichst empfohlen hatte. Der Oberstleutnant war ein sehr ruhiger, gelassener Mann, den nichts aus der Fassung bringen konnte. Das Regiment hatte aber seinen unglücklichen Tag, denn es gelang nichts, keine Distanzen wurden beobachtet und nichts wollte passen, wobei der Kommandeur aber immer ruhig blieb. Ich war also abermals der Sündenbock und der König ließ mich hart über meine Empfehlung an. Der Oberstleutnant hat es ehrenvoll die ganze Kampagne hindurch bewiesen, daß ich recht hatte. Der König gab ein großes Diner in Sanssouci, war dabei ganz heiter, und alles glaubte, über den Berg zu sein. Gleich nach dem Aufstehen aber rief er die sämtlichen Stabsoffiziere auf den Ort zusammen, auf welchem, nach dem bekannten Kupferstich, Friedrich II. kurz vor seinem Tod, gen Himmel blickend, die Worte aussprach: „Bald werde ich dir näher kommen!" Hier sagte nun der König: „Mit wahrhafter Trauer habe ich das Armeekorps gesehen. Sie haben den Zeitpunkt des Waffenstillstands gar nicht benutzt, und die Truppen sind in allem noch so zurück, daß, da in wenigen Tagen

der Krieg wieder angeht, ich Ursache habe, alles mögliche zu befürchten. Ich will aber den Herren sagen, woran es liegt. Anstatt sich mit Ihren Bataillons zu beschäftigen, kümmern Sie sich zuviel um die Politik und haben es getadelt, daß ich den Waffenstillstand eingegangen bin. Meine Herren! ein jeder bleibe bei seinem Leisten! Tun Sie Ihre Schuldigkeit und bekümmern Sie sich gar nicht um mich! Ich werde schon wissen, was ich zu tun und zu verantworten habe!

(Graf Henckel von Donnersmarck, Erinnerungen.)

Gegner des Landsturms.

Boyen erzählt: Im Zivilstande vereinigten sich mehrere furchtsame oder egoistische Ansichten, um gegen das Landsturmedikt als ein allgemeines Unglück zu Felde zu ziehen.

Der König kam am 14. Juli des Abends spät aus Schlesien, ging, ohne sich aufzuhalten, nach Charlottenburg und ließ für den anderen Morgen mehrere Militärpersonen in das Palais nach Berlin bestellen. Als wir hier versammelt waren, kam der König im höchsten Grade zornig angefahren, und nachdem er durch eine Menge einzelner heftiger Ausrufe sich Luft gemacht hatte, erfuhren wir, daß ein Teil der Charlottenburger Bürgerschaft des Nachts dem König ein Vivat gebracht und dabei seine Gewehre abgefeuert habe. Dies war allerdings, wenn man will, unschicklich, aber doch auf keinen Fall eine Auflehnung oder etwas, das von böser Absicht zeugte. Nichtsdestoweniger trat der General Brauchitsch, ohne alle dienstliche Veranlassung, vor und sagte dem König, das sei allein eine Folge des verderblichen Landsturmedikts, welches alle Bande der Zucht und des Gehorsams gelöst habe und bei dessen längerer Fortdauer die höchste Gefahr für den Staat zu besorgen sei. Dagegen mußte ich mich nun zur Steuer der Wahrheit laut erklären, und es ward mir nicht schwer zu zeigen, daß das Schießen auf den Straßen nur durch die Schwäche der Polizei entstanden, und daß das Landsturmedikt daran ganz unschuldig sei.

Der König setzte sich nach diesem Streit, den ich mit der hochlöblichen Kommandantur hatte, zu Pferde, und wir

begleiteten ihn nach dem Exerzierplatz im Tiergarten, wo er verschiedene Truppenteile besichtigte. Während einer Pause, die dabei entstand, fragte mich der König noch über Verschiedenes meiner Inspektionsreise. Ich hielt es für Pflicht, ihm die guten Gesinnungen, die ich unter allen Volksklassen, besonders bei den unteren Ständen, gefunden hatte, lebhaft, und so, daß es alle Umstehenden hören konnten, zu schildern, da ward auf einmal das Pferd des Generals Knesebeck, der doch sonst immer ganz vernünftige Pferde zu reiten pflegte, unruhig; er traversierte zwischen mir und dem König durch, entschuldigte sich bei dem letzteren, und die Unterredung hatte ein Ende — war dies nicht ein sonderbarer Zufall? (von Boyen, Denkwürdigkeiten.)

Landwehrflinten.

An 20000 preußischen, in Österreich gekauften Gewehren hatte man vergessen, die Zündlöcher einzubohren. Die Landwehren eroberten ihre Waffen zum Teil erst auf den Schlachtfeldern. (Nach Pertz, Gneisenau.)

Vom Reichenbacher Kongreß.

Ernst Moritz Arndt erzählt: Es war hier das große diplomatische Hauptquartier, die Kaiser, Könige, Feldherren ringsumher in den schönen Schlössern am Fuß der karpathischen Berge [der Sudeten]. — In Reichenbach sah ich die Diplomaten kommen und gehen: Stein, Hardenberg, Graf Stadion [für Österreich], Castlereagh, Nesselrode, Anstett [die beiden für Rußland], von den Unsrigen Wilhelm von Humboldt, Schön, Niebuhr und auch einige halbdiplomatische Rundläufer, den sogenannten dicken [Karl] Müller, einen gescheiten Sachsen, der an Breite und Höhe über alle hervorragte, ein Koloß, der für zehn essen und trinken konnte, und den später berüchtigten Dorow, einen Königsberger, der sich als ein Lützower hatte einkleiden lassen, aber in allerlei geheimen Aufträgen in und um alle Feldläger und Kongresse herumgeschwänzelt hat. Für mich hatte er ein Cave hunc! (Diesen meide!) auf der Stirn geschrieben; er merkte das wohl und hat mit seiner schmunzelnden, lächelnden Zudringlichkeit nach erster Erblickung mich nimmermehr angelaufen. —

Nun unsre guten Leute: Humboldt, Niebuhr, Schön... Wilhelm Humboldt, jüngst noch Gesandter in Wien, hat durch seine einzige, seltenste Klarheit, Geistigkeit und Ruhigkeit über Stein gewonnen, daß er mit ihm wie mit einem Lamm umgehen konnte. — Niebuhr und Schön, alte Freunde, — Schön hatte kurz vor Preußens Fall Niebuhrs Übertritt aus dänischem in preußischen Dienst veranlaßt. — Die beiden trefflichen Männer hielten zusammen, der eine der Besonnene, der andere der Heftige. Es war ja hier bei den schwebenden, ungewissen Zuständen der doppelten Verhandlungen und Verhältnisse, bei all dem wirklichen oder geträumten diplomatischen Spiel ein rechtes Wespennest. Sie hielten auch oft zusammen in ihren Urteilen und Bemerkungen über Stein, die nicht immer mild ausfielen, aber die Steinschen über sie waren es auch nicht immer.

Nun begab sich, daß die beiden wirklich frommen Männer, Stein und [Graf] Geßler, ein paarmal nach dem nahen Zinzendorfischen Gnadenfrei zum Sonntagsgottesdienst zur Kirche gefahren waren. Darüber glossierte Schön mit den Worten: „Die beiden alten Betväter meinen, die Teufel Napoleon, Metternich und Hardenberg mit Bußpsalmen niederbeten zu können." Dergleichen Gespräch hörte ich und erzählte es nicht wieder, aber Stein hatte vor Freunden Niebuhrs einmal das geschwinde Wort gesagt: „Der Niebuhr wäre ein ganz anderer Kerl, wenn er seine Frau nicht bei sich hätte, die hält ihn bis neun, zehn Uhr im Bett und verpappelt und vertändelt ihn auf ihrem Schoß, als wenn sie ihr Enkelchen darauf wiegte." Es war aber Niebuhrs Frau damals wirklich krank, und er war natürlich bei seiner großen Reizbarkeit doppelt krank an den Zuständen, woran wir alle mehr oder weniger krankten. Diese Worte Steins hatte einer jener Freunde ihm zu bestellsam wiedererzählt, und sie blieben wohl lange wie Dornen in seiner Erinnerung an die Reichenbacher Tage stecken.

Der Freiherr vom Stein über Metternich

während der Verhandlungen über den Beitritt Österreichs zur Allianz.

17. Juli 1813.

Die Teilnahme Österreichs am Kriege ist immer noch

schwankend, ungewiß, und alle Negoziationen seit dem November [1812] haben noch kein bestimmtes Resultat herbeigeführt, und seine Politik bietet denen Ratschlägen des Menschenverstandes Hohn. Auf Metternich ist die Äußerung des Mephistopheles im Doktor Faust anwendbar:

Ein Kerl, der finassiert,
ist wie ein Tier, auf dürrer Heide
von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt,
und ringsumher liegt schöne grüne Weide.

Blücher an den Staatsrat Theodor von Hippel,
Verfasser des Aufrufs „An mein Volk".

Juli 1813.

. . . sagen sie dem Statzkanzler, um gottes willen keinen Frieden, kan es dahin gebracht werden, daß unsere Truppen führ sich und so auch die Russen vor sich agiren, so wollte ich wohl mit mein Kobff vor den guhten erwolig bürgen, aber in gemeinschafft geht es nicht guht, unsere alliirte verlangen zu vihl von uns wihr haben daß mögliche geleistet, aber die Russischen Garden und so auch ihre schwehre Cavallerie werden wie im schatz kasten ufbewahrt, wehrend die unsrigen sich uf opffern, nun ist denn leider unser guhter Scharnhorst auch todt, glauben sie mich eine verlohrene schlagt wehre kein größerer verlust führ uns gewesen, nun ist Gneisenau noch da, geht der auch ab, so vollge ich lebendig oder todt, den mit Hrn. von Knesebeck [Generaladjutant des Königs] treffe ich in einigen nicht überein, noch weniger mit Hrn. von Krusemarck [General, im Hauptquartier Bernadottes], der letztere hat zu vihl Pariser luft eingesogen. Schreiben sie mich doch, waß bei ihm da vorgeht. . . . in drei wochen wird es doch hoffe ich wieder donnern und blitzen . . .

Die jungen freiwilligen Jäger in Berlin.

Juli 1813.

Die Gräfin Schwerin erzählt: Unter unsern Fenstern wurde täglich mehrmals ein Bataillon junger Jäger exerziert. Es war ein ebenso neues als interessantes Schauspiel, diese

jungen Leute, die in ihrem Benehmen so ganz vom Wesen des gemeinen Soldaten abwichen, in ihren Spiel- und Lernstunden zu beobachten. Wie gute Kinder liefen sie vom eifrigsten Blindekuh- und Versteckspiel in Reihe und Glied, sobald ihr Major erschien, und dieser störte das Familienbild auch nicht, denn wie sie ihm die freundlichen Worte von den Lippen wegzuhorchen strebten, so schien er in wahrhaft väterlicher Sorge sie alle am Herzen zu tragen. Mehr als einmal hat man solchen Haufen kaum herangewachsener Knaben beim Abmarsch zur Armee ihr erstes Abendmahl halten sehen, für so viele auch das letzte, und ein herzzerreißender Anblick war es dennoch, so die zarteste Blüte der Nation dem Tode entgegenführen zu sehen, dem nur die Stimmung jener Zeit gewachsen war.

Blücher an Gneisenau.

Strehlen, 24. Juli 1813.

. . . nun mein Freund komen sie nuhn ballde zu mich, da unser Freund [Scharnhorst] todt ist, so wird es nothwendig daß wihr handt an hand mit ein ander gehen, dann fürchte ich nicht daß wihr nicht ieder Caballe begegnen werden. wir wachen.

Die schlesische Landwehr (August 1813).

Arndt erzählt: Diese [die Landwehr] war eine geschwinde und schöne Arbeit Gneisenaus: 60000 Mann Landwehr waren in einigen Monaten leidlich fertig, wie Soldaten in zwei Monaten fertig werden können. Sie zogen zum Teil fast sanskulottisch ins Feld, manche nur mit linnenen Beuteln statt der Patronentaschen auf dem Rücken; aber es war der rechte Einrichter und Beleber da und der rechte Mut.

(Arndt, Erinnerungen aus dem äußeren Leben.)

Gneisenau an den Staatskanzler Hardenberg.

4. August 1813.

Die Offiziere der Landwehr befinden sich zum Teil in den grausamsten Verlegenheiten. Sie sind ohne Gehalt, und diejenigen unter ihnen, die nicht von Hause einen Notpfennig mitgenommen haben, häufig ohne Mahlzeit.

Anekdote von Gneisenau.

Auguſt 1813.

Der Major von Falkenhauſen ward bei Aufhebung des Waffenſtillſtandes an die Spitze eines Streifkorps geſtellt. Als er ſeine Inſtruktion forderte, erteilte ihm Gneiſenau die Antwort: „Ihre Inſtruktion iſt der Feind, ihre Vollmacht tragen Sie an Ihrer Seite.“

Der Herbſtfeldzug.

Die beiden Gegner hatten mächtig gerüſtet.

Die Geſamtſtärke der verbündeten Feldarmeen betrug nach Ablauf des Waffenſtillſtandes rund 500000 Mann; im einzelnen zählten von den Armeen die preußiſche 162000, die ruſſiſche 184000, die öſterreichiſche 128000, die ſchwediſche 27000. Preußen hatte ſein Heer im ganzen auf rund 270000 Mann gebracht, darunter 112000 Mann Landwehren. Der kleine Staat zählte damals 5 Millionen Einwohner; es ſtanden alſo 6 auf 100 der Bevölkerung im Felde.

Gneiſenau hatte während des Waffenſtillſtandes in Schleſien eine großartige Tätigkeit zur Organiſierung der Landwehr entfaltet. Dieſe war naturgemäß im Waffendienſt nicht genügend ausgebildet und den Strapazen des Feldzuges weniger gewachſen als die Linie. So ſchmolzen denn, namentlich in den Korps Yorck und Kleiſt, nach Wiedereröffnung des Kampfes die Landwehren ſehr zuſammen. Der übrigbleibende Kern aber bildete eine Truppe, die das Höchſte leiſtete und mit dem ſtehenden Heer an Todesverachtung und Ausdauer wetteiferte. — Napoleons Armee war neugebildet und ergänzt. Die Rekruten von 1813 ſtanden im Alter von 19—20, die von 1814 im Alter von 18—19 Jahren. Sie vollſtändig auszurüſten oder gar auszubilden, war unmöglich geweſen. Die meiſten, in den Depots notdürftig ausgebildeten neuen Truppenteile wurden vorwiegend ohne Waffen in kleinen Trupps nach Deutſchland geſchickt. Die Waffen ſollten in Kiſten nachgeliefert und dort verteilt werden. Die Märſche und Exerzitien erſchöpften die jungen Soldaten. Mangel an Geld, Unehrlichkeit und Ungewandtheit der Intendanturbeamten trugen die Schuld an ihrer ſchlechten Verpflegung. So kam es, daß gegen Ende des Waffenſtillſtandes die franzöſiſche Armee einen Krankenbeſtand von 90000 hatte; die Lazarettzuſtände waren erbärmlich. Die Armee Napoleons war ſchlechter als im Frühjahr. Aber der Kaiſer war unermüdlich, ſie zu heben. Die einzelnen Verbände umfaßten ſtets einen Teil erprobter Feldſoldaten, die den jungen Truppen bald ihren kriegeriſchen Geiſt einflößten: die Perſon Napoleons riß ſie wie die anderen hin. Vorzüglich war das Offizierkorps der franzöſiſchen Armee vom Korpschef bis zum

Regimentskommandeur herab. Die Großmut der Preußen hatte dem Kaiser beim Durchzug der Heerestrümmer nach dem russischen Feldzuge seine kriegserfahrenen Marschälle, Generale und Obersten gerettet. An tüchtigen Subalternoffizieren und Unteroffizieren aber fehlte es sehr. Napoleons Kavallerie war im Anfange fast unbrauchbar. Die Pferde waren in Rußland umgekommen. Die Artillerie, seine Lieblingswaffe, war besser als die der Verbündeten.

Beim Abbruch des Waffenstillstandes hatte Napoleon auf deutschem Boden 450000 Mann an Feldtruppen und 1284 Geschütze stehen. Dazu kamen die in Bildung begriffenen Korps, die Besatzungen, die noch in der Heimat befindlichen rheinbündischen Truppen hinzu. Die Kräfte waren aber trotz der scheinbaren Überlegenheit der Verbündeten ziemlich gleich. Der Geist der preußischen Armee war von herrlicher Kampfesfreude erfüllt, und der Entschluß zu siegen oder zu sterben vom Oberfeldherrn bis zum armen Leineweber aus Schlesien, der als Landwehrmann zum erstenmal ein Gewehr trug, allen gemeinsam. Auch die Österreicher, nachdem sie endlich wußten, gegen wen sie kämpfen sollten, waren vom besten Geiste beseelt, und die Russen bewährten ihre in den furchtbaren Kämpfen des Jahres 1812 bewiesene Tapferkeit aufs neue. Aber auch der Geist der Armee Napoleons war gut. Zwar waren viele unwillig dem Rufe nach den Adlern des Kaisers gefolgt, und Tausende hatten sich durch die Flucht dem Heeresdienste entzogen, aber bald war die junge Armee von dem kriegerischen Geiste der Alten ergriffen, und das Vertrauen auf ihren unbesieglichen Führer war beim Beginn des Feldzuges felsenfest. Auch der Nachteil des Völkergemenges war beiden Heeren gemeinsam. Bei den Verbündeten standen Engländer, Russen, Deutsche, Schweden, bei den Franzosen Nord- und Süditaliener, Spanier, Portugiesen, Holländer, Schweizer, Dänen, Polen und Deutsche. Und ihr Führer war Napoleon, der Meister in der Führung der kriegerischen Massen. Ein unbedingter Vorteil auf seiten der Franzosen lag in dem einen Willen, in der Einheit des Befehls, während die Heeresleitung der verbündeten Mächte unter der verhängnisvollen Vielköpfigkeit litt.

Grolman an Gneisenau.

Karl Wilhelm Georg von Grolman (1777—1843), preußischer General, kämpft 1809 in Österreich, 1810 bis 1812 in Spanien gegen Napoleon. 1813 Major im Generalstab des Schlesischen Heeres. Kämpft bei Großgörschen, Bautzen, Haynau, Kulm (hier schwer verwundet); trotzdem wieder als Oberst bei Leipzig und 1815 als Generalquartiermeister in Blüchers Armee. Einer der scharfsinnigsten und kühnsten Männer der Zeit.

Reichenbach, den 8. August 1813.

In Böhmen wird großer Streit übers Kommando entstehen. Die Österreicher glauben, daß alles unter Schwarzenberg stehen wird, hier spricht man, daß die Befehlshaber

nebeneinander stehen werden; mir scheint, daß einige Herren die Idee haben, durch einen zusammengesetzten Rat hinter der Gardine alles zu leiten, also alle Tollheiten und Schlechtigkeiten von früher sollen wieder stattfinden. Sie werden hier [bei der schlesischen Armee] das beste Los haben, indem alles Erbärmliche mit nach Böhmen zieht und Sie also eigene Herren bleiben.

Die französische Armee nach dem Waffenstillstand.

Der französische General Marbot erzählt: Wohl sahen unsere französischen Truppen nach vollendetem Retablissement wieder so schön aus wie kaum zuvor, aber all die eben erst zur Fahne gekommenen jungen Soldaten hatten noch kein Pulver gerochen und in den Reihen der alten Mannschaft machte sich noch immer der Geist des Mißmuts fühlbar, den sie aus dem unglückseligen russischen Feldzug mitgebracht hatte. Die äußerlich so herrlich aussehende Armee krankte in ihrem innersten Kern und war in diesem Augenblick mehr geeignet, nur gezeigt zu werden als ein Hebel zum Druck auf den Frieden, wie um Krieg zu führen gegen eine mehrfache Übermacht.

Ganz besonders hätte die Haltung der uns verbündeten Truppen dem Kaiser zu denken geben sollen. Da war nichts als Schlaffheit, Widerwillen, Unzufriedenheit und der Wunsch zu erkennen, Gelegenheit zu finden, sich gegen uns zu kehren.

(Memoiren des Generals Marbot.)

Stein an die Prinzessin Luise von Preußen.

Reichenbach, 12. August 1813.

Napoleons Wut führt sein Verderben herbei, er ist verblendet durch Stolz, Menschenverachtung, die Wut, sich am Rand des Abgrunds zu finden. Möchten wir ihn davon verschlungen sehen, zum Beispiel künftiger Geschlechter. Sein Fall wird eine wohltätige und weise Vorsehung rechtfertigen, deren Finger wir in allen Ereignissen unter unsern Augen erkennen müssen; denn sicherlich sind es nicht die Menschen und deren Weisheit, welche sie herbeigeführt haben.

Napoleon an König Friedrich I. von Württemberg
nach der Kriegserklärung Österreichs vom 12. August 1813.

13. August 1813.

Mein Herr Bruder! Der Kongreß von Prag hat nie ernstlich existiert; er war nur ein Mittel für Österreich, um sich zu erklären. Schon aus der Ernennung des Herrn Anstedt konnte man die Entschließung der Verbündeten kennen lernen; auch haben sich die Abgesandten der verschiedenen Mächte niemals gesehen. Die russischen und die preußischen Bevollmächtigten haben niemals ihre Häuser verlassen; sie haben den Abgesandten Frankreichs gar nie sprechen wollen. Endlich, am 10. August, hat uns die vermittelnde Macht den Krieg erklärt. Ihr Manifest, sonst recht gemäßigt, ist lächerlich an der Stelle, wo es auf die früheren Ereignisse aus der Zeit des Bündnisses vom Jahre 1812 zu sprechen kommt.

Es scheint, daß schon seit dem Monat Februar Österreich sich ernstlich mit den Verbündeten eingelassen hat; das Ereignis der Schlacht von Großgörschen hat das Tempo verlangsamt, und Österreich fand sich nicht stark genug, um offen aufzutreten. Heute hat es seine Waffenmacht so viel als möglich gesteigert und pocht auf seine Kräfte. Im übrigen, wenn Ew. Majestät fragen sollte, was Österreich will, so antworte ich: es will alles. In seinem Manifeste bedient es sich des Ausdruckes: „Deutsches Reich"; es will damit alles das, was es wiedergewinnen kann. Man hat Erkundigungen eingezogen, ob sie zufrieden sein würden mit Illyrien, mit Polen; allein, wie zu vermuten stand, waren sie weit entfernt davon; sie verlangen Venedig, die Länder am Inn, Magdeburg, die Auflösung des Rheinbundes; und das bedeutet offenbar so viel als die Wiederbelebung der alten Zustände in Deutschland; denn der Rheinbund ist ja nur die Folge meiner mit den Fürsten geschlossenen Verträge.

Kurz, der Kaiser von Österreich wollte Krieg. Er schrieb mir, nur vier Tage vorher, die freundschaftlichsten Briefe. Das war eine unnötige Heuchelei, denn ich weiß, wo sie hinauswollen, seit dem Tage von Minsk (1812), wo der Fürst Schwarzenberg aus der Hofburg Weisungen erhielt, seine Be-

wegungen in ganz entgegengesetztem Sinne einzuleiten, als meine Befehle lauteten.

Heereseinteilung und Kriegspläne.

Die Verbündeten stellten nach dem sogenannten Trachenberger Kriegsplan drei Heere ins Feld:

1. Die böhmische oder Hauptarmee unter dem Fürsten Schwarzenberg, 230000 Mann stark; 2. die Nordarmee unter Bernadotte, dem Kronprinzen von Schweden, in der Stärke von 128000 Mann; 3. die schlesische Armee unter Blücher mit 100000 Mann. Der Oberführer der Verbündeten, Fürst Schwarzenberg, war „der Mann der Koalition". Er wahrte wohl nach außen und innen die Einheit der verbündeten Heere, aber es fehlten ihm die Eigenschaften des großen Feldherrn. — Der Kronprinz Bernadotte erhielt eine Rolle zuerteilt, die ihm nicht gebührte. Der kluge Gaskogner besorgte seinen Vorteil und übte fortan einen schädlichen Einfluß auf die Kriegführung. Bei der ihm anvertrauten Armee standen der General Bülow und die preußischen Landwehren, bei Blücher die preußischen Generale Yorck und Kleist und die russischen Generale Sacken, Langeron und St. Priest. Die Heeresleitung suchte im „System der gegenseitigen Unterstützung" ihr Heil. Die veraltete Kriegführung des 18. Jahrhunderts hatte die Oberhand gewonnen. Die Hauptarmee sollte von Böhmen aus Napoleon im Auge behalten, die Nordarmee und die schlesische, je nach dem Fall eines Angriffs, vereinigt oder getrennt der Hauptarmee zu Hilfe kommen. Dem einzigen Heer, in dem der Geist des entschlossenen Angriffs mit dem Ziel der Vernichtung des Gegners herrschte, dem schlesischen, war eine Schlacht geradezu verboten. Die Vertreter der „Ermattungsstrategie" glaubten allen Ernstes, ihren furchtbaren Gegner aus Deutschland hinausmanövrieren zu können. Man hatte zudem den Operationsplan auf die falsche Voraussetzung gebaut, daß Napoleon zuerst die böhmische (Haupt-) Armee angreifen müsse, auch täuschte man sich über die Stärke des Kaisers. Napoleon stützte sich auf die Elblinie. Sein Plan verband die ihm aufgedrungene Verteidigung mit der Möglichkeit des Angriffs nach allen Seiten. Sein Hauptwaffenplatz und Stützpunkt war fortan Dresden.

Boyen über den Fürsten Schwarzenberg,

den Höchstkommandierenden der verbündeten Streitkräfte.

Als eine besondere Gunst des Schicksals nenne ich auch die Wahl des Fürsten Schwarzenberg zum nominellen Oberbefehlshaber, nicht allein des böhmischen Heeres, sondern aller Streitkräfte. Als Feldherr schien ihm Entschlossenheit und Überblick zu fehlen, auch mochte er wohl von den Ansichten seiner Umgebung abhängiger sein als dies gut ist, aber sein unberechenbares Verdienst war es, daß er unter jenen eigen-

tümlichen Verhältnissen die Einwirkungen der drei anwesenden Souveräne und die zahlreichen Projekte ihrer Umgebung nicht allein mit Gelassenheit ertrug, mit diplomatischer Gewandtheit beseitigte, sondern auch die widersprechendsten Ansichten immer auszugleichen strebte. (von Boyen, Denkwürdigkeiten.)

Boyen über Bernadotte, Kronprinzen von Schweden,

den Oberbefehlshaber der Nordarmee.

Der Kronprinz hatte sich einen bedeutenden Schatz von Kriegserfahrungen gesammelt, aber es fehlte ihm die natürliche Entschlossenheit, aus eigenem Antriebe sich zur Erkämpfung eines Sieges kühn in die vor ihm liegende Gefahr zu stürzen. Diese Eigenschaft, die eigentlich die Grundlage des Feldherrn bildet, ohne die er wenigstens nichts Bedeutendes leisten wird, kann weder durch Erfahrung noch Studien ersetzt werden. Eine Natur, die diese Kraft nicht besitzt, sieht aber nur immer die gefährliche Seite einer Kriegsaufgabe und wird dadurch erst zu vorherrschenden Verteidigungsmaßregeln und über diese Brücke ins Gebiet der Untätigkeit gedrängt. Daß ich hier nicht zu hart in Hinsicht des Kronprinzen urteile, geht aus der folgenden, mir später bekannt gewordenen Äußerung Napoleons hervor. Als dieser in Dresden den Operationsplan zu dem bevorstehenden Feldzuge entwarf, berücksichtigte er wenig oder gar nicht die Nordarmee; Berthier glaubte, ihn auf dieses Vergessen durch die Frage: „Was wird aber dabei der Kronprinz machen?“ aufmerksam machen zu müssen, worauf der Kaiser kurz antwortete: „Er wird piaffieren“ [auf der Stelle treten], und er hatte ihn mit diesen wenigen Worten nach meinem Ermessen sehr richtig geschildert.

Es ist für mich keinem Zweifel unterworfen, daß der Kronprinz aus Stockholm mit dem vollen Willen, kräftig in den bevorstehenden Krieg einzugreifen, auszog, allein, wie dies wohl in der Welt geht, je näher sich ihm der Augenblick des Handelns zeigte, je schärfer traten ihm nun die bis dahin zu wenig beachteten Hindernisse entgegen. Es mochte ihn innerlich verstimmen, daß er nicht den Oberbefehl über sämtliche

Heere erhalten hatte, es erzeugte sich in ihm der zuletzt oft ausgesprochene Gedanke, daß Napoleon zuerst mit der von ihm befehligten Nordarmee anfangen müsse und werde. Er sah seine schwedische Stellung nicht für hinreichend befestigt an und strebte daher ängstlich, das ihm anvertraute Korps vor einem Verlust und sich dadurch vor einem Vorwurf in der neuen Heimat zu bewahren. Endlich erwachte, von dem Augenblick an, wo er seinen ehemaligen Landsleuten gegenübertrat, sichtlich eine gemischte Empfindung, aus alter Vaterlandsliebe und etwas Sehnsucht nach der Lenkung von Frankreichs Schicksalen zusammengesetzt, in der er nur zu sehr durch einen ehemaligen Jugendgespielen, den in schwedische Dienste getretenen General Tams bestärkt wurde, der die eben erwähnte Gesinnung oft sehr unvorsichtig aussprach.

Wenn man alles dieses berücksichtigt, so wird man einen Schlüssel zu manchem sonst unerklärlichen Benehmen und seiner schwankenden Handlungsweise erhalten.

(von Boyen, Denkwürdigkeiten.)

Boyen über General von Bülow,

den Kommandeur des dritten preußischen Korps. Boyen war sein Generalstabschef gewesen.

Bülow hatte einen sehr hellen Blick und ein glückliches Gedächtnis, ein kühnes Selbstvertrauen führte seine Schritte, stellte ihn aber auch größtenteils in die Reihen der Opposition gegen seine Vorgesetzten und machte ihn zu einem etwas unbequemen Untergebenen. Der General hatte, ohne streng wissenschaftlich gebildet zu sein, sich doch in Verhältnissen des Lebens achtenswerte Kenntnisse erworben; die Musik liebte er leidenschaftlich und hatte selbst in Kompositionen sich einen gegründeten Ruf erworben, so daß der verstorbene Zelter einmal im Künstlerenthusiasmus ausrief: „Ja, wäre Bülow nur bei der Musik geblieben, da hätte aus ihm etwas werden können!“ Die Erscheinungen der Zeit hatte der General im liberalen Geiste aufgefaßt, seine Kriegsansichten waren hauptsächlich aus den Verhältnissen des Siebenjährigen Krieges und unseren älteren Kriegseinrichtungen abgeleitet, daher er auch vor dem Kriege zu den Gegnern Scharnhorsts gehörte,

doch führte sein praktischer Verstand ihn im Laufe der Begebenheiten beinahe unbewußt auf die neubegonnene Kriegsbahn. Für den Ruhm in hohem Grade empfänglich, setzte er doch auf äußere Auszeichnungen einen geringen Wert, war persönlich uneigennützig und achtete die Menschen ohne Rücksicht auf ihren oft zufällig erhaltenen Standpunkt.

(von Boyen, Denkwürdigkeiten.)

Aus dem Operationsplan Radetzkys.

Aus allen Gründen der Probabilität erhellet, daß der Schlag der französischen Hauptarmee gegen die Österreicher gerichtet sein werde.

Gerade dies traf nicht ein.

Napoleon entwickelt seinen Operationsplan.

Wenn ich auf Berlin marschiere, habe ich alsbald einen großen Erfolg: ich decke meine Linie Hamburg—Dresden; ich bin im Zentrum. In fünf Tagen kann ich an den äußersten Punkten meiner Linie sein; ich entsetze Stettin und Küstrin; ich kann rasch den Erfolg haben, die Russen und Österreicher zu trennen; in der Jahreszeit [Herbst] kann ich, ohne Not zu leiden, in Berlin leben; die Kartoffeln, die großen Hilfsmittel dieser Stadt, die Kanäle usw. werden mir Verpflegung geben, und ich führe den Krieg da fort, wo er bis jetzt stattfand. Der Krieg mit Österreich hat für mich nur die Unzuträglichkeit, daß ich 120000 Mann für die Verteidigung der Linie Dresden—Hof opfern muß, obwohl die Defensive an sich für die Formierung meiner Truppen recht nützlich ist. Ich kann mir die österreichische Abneigung gegen einen Krieg in Böhmen zunutze machen. Da sich Österreich nicht rühren kann, wenn es 120000 Mann an seinen Grenzen hat, drohe ich nur mit einem Zug nach Prag, ohne wirklich hinzugehen. Die Preußen werden nicht gerade Wert darauf legen, in Böhmen zu bleiben, wenn ihre Hauptstadt genommen ist, und die Russen werden für Polen besorgt sein, wenn sie die Polen an der Oder versammelt sehen. Eins von beiden müßte dann eintreten. Die Russen und die Preußen in Böhmen werden Österreich zwingen, wieder die Offensive zu ergreifen, wieder

nach Dresden zu kommen; das kann erst in 14 Tagen geschehen! Dann habe ich Berlin genommen, Stettin verproviantiert, die preußischen Befestigungsarbeiten zerstört und die Landwehr aufgelöst. Wenn Österreich dann seine Dummheiten wieder beginnt, werde ich mich in Dresden mit einer vereinigten Armee einfinden; große Ereignisse, eine große Schlacht würden den Feldzug oder den Krieg überhaupt beenden.

Schließlich ist bei meiner Lage jeder Plan unzulässig, bei dem ich nicht im Zentrum bin. Jeder Plan, der mich daraus entfernt, stellt einen regelrechten Krieg her, in dem die Überlegenheit der Feinde an Kavallerie, Zahl und sogar an Generalen zu meiner völligen Niederlage führen würde.

Gneisenau an den Grafen Münster in London.

Mitte August 1813.

Der neu eröffnete Feldzug stellt uns einen Krieg dar, wie er, soweit ich mich der Geschichte erinnern kann, noch nicht mit gleicher Heftigkeit geführt wurde. In vier Wochen haben wir mehr als zwanzig heftige Gefechte und drei Schlachttage gehabt. Der Tod hat gewaltig unter unseren Offizieren aufgeräumt. Mehrere Bataillone haben nur noch zwei Offiziere übrig, sowie ein Regiment Kavallerie ebenfalls. Letztere hat überhaupt mehr als ein volles Drittel verloren. Und dennoch stellt dieser Krieg auf der andern Seite die sonderbarsten Resultate dar. Wir haben nun einige und fünfzig Stück Geschütz erobert und kein einziges verloren. Die Armee ist trotz ihrer steten Rückzüge geschlossen und ungebrochen in ihrem Mute, obgleich unzufrieden mit den rückgängigen Bewegungen, und in jedem Augenblick ist sie in Bereitschaft, eine neue Schlacht anzunehmen.

Blücher an seine Frau

über das Gefecht bei Goldberg in Schlesien, 17. August 1813.

in disem Augenblick habe ich die Francosen derbe auffgehauen sie haben 2000 Mann verlohren und 6 Kanonen nebst 300, auch manche gefangen ich bin gesund und Schreibe dieses unter toten und lebendigen.

Die Schlacht bei Großbeeren
am 23. August 1813.

Napoleon übertrug am 14. August dem Marschall Oudinot den Befehl über eine 70000 Mann starke Armee, welche die Nordarmee unter dem Kronprinzen Bernadotte aus dem Feld schlagen und Berlin nehmen sollte. Der linke Flügel dieser armée de Berlin wurde nach einigen Gefechten am 23. August von dem General Bülow in erbitterter Schlacht bei Großbeeren [$2^1/_2$ Meilen südlich Berlin] geschlagen, und Oudinot mußte zurückgehen. Der Kronprinz Bernadotte begnügte sich damit, Zuschauer des Kampfs zu sein. Die preußische Hauptstadt war gerettet.

General von Bülow und Bernadotte
vor der Schlacht von Großbeeren am 23. August 1813.

Varnhagen von Ense erzählt: Schon dachte der Kronprinz daran, bei Moabit (zwischen Charlottenburg und Berlin) hinter die Spree zurückzugehn. „Wär' es möglich!" entgegnete ihm Bülow, „Ew. Königliche Hoheit wollten Berlin ohne Schlacht dem Feinde überlassen?" „Was ist Berlin?" erwiderte Bernadotte, „es ist eine Stadt, nichts weiter." „Erlauben Ew. Hoheit, für uns Preußen ist Berlin die Hauptstadt des Königreichs, und ich versichere, daß ich und meine Truppen von ihren Brücken *hinter* Berlin keinen Gebrauch zu machen wünschen und lieber *vor* Berlin mit den Waffen in der Hand fallen wollen." Der Kronprinz mußte einlenken und stellte in Aussicht, dem Feinde am andern Tage entgegenzutreten. Bülow aber sagte beim Zurückreiten nach seinem Quartier Heinersdorf zu seiner Umgebung: „Den hab' ich weg! Der ist nicht der Mann, den wir brauchen. Er soll mir mit seiner Moabiter Brücke vom Halse bleiben! Mich bekommt er nicht dazu, daß ich über seine Moabiter Brücke zurückgehe. Unsere Knochen sollen *vor* Berlin bleichen, nicht *rückwärts*!"

(Varnhagen von Ense, General Bülow von Dennewitz.)

Landwehranekdote.
23. August 1813.

Nach der Schlacht bei Großbeeren fragte Bernadotte bei einer Besichtigung der Landwehr die Leute, warum sie sich der Kolben so vorzugsweise bedient hätten. „So flutscht

et bäter!" war die Antwort. Bernadotte erwiderte: „Eh bien, Messieurs, flouchez toujours, cela fait merveille." [Nun denn, meine Herren, flutschen Sie immer zu, das tut Wunder!]

Boyen über die Bedeutung der Schlacht von Großbeeren.

Das Treffen bei [Groß-]beeren bildete eine schöne Grundlage für den folgenden glücklichen Feldzug des 3. Armeekorps, die Offiziere und Soldaten hatten ihren Heerführer, und dieser wiederum sie achten gelernt, und so ward das zum Siege notwendige gemeinschaftliche Zutrauen begründet. Selbst der Umstand, daß das ganze Gefecht hindurch ein ungewöhnlicher Regenguß fortdauernd anhielt, war für uns, als den angreifenden Teil, von sehr günstigem Erfolg, denn da zuletzt von beiden Teilen kein Gewehr mehr losging, so bekamen unsere Leute einen sehr geringen Begriff von der Wirksamkeit des französischen Gewehrfeuers und gewöhnten sich dadurch daran, ihrem Gegner schnell auf den Hals zu gehen. Der Soldatenwitz griff auch diesen uns günstigen Umstand richtig auf, denn wenn es später im Laufe des Feldzugs zu regnen anfing, schrien die Soldaten gleich mit Lachen: „Ha! Ha! Nun scheint die Sonne von Beeren."

Die Soldaten verspotteten damit Napoleons oft gebrauchte Redensart von der Sonne von Austerlitz, 2. Dezember 1805.

(von Boyen, Denkwürdigkeiten.)

Berlin während der Schlacht von Großbeeren.

Hüser erzählt: Endlich brachte der nahe Wiederbeginn des Krieges eine größere militärische Bewegung hervor. Vom 16. August an gingen viele Truppen, Schweden sowohl, wie preußische Landwehren, durch Berlin; besonders lebendig war die Nacht vom 22. zum 23. August. Den ganzen folgenden Tag über hörte man deutlich, bald näher, bald entfernter, den Donner der Kanonade; überall standen die Leute in den Straßen und horchten in banger Erwartung. Mir war sehr zweifelhaft zumute, da man allerlei unbestimmte Nachrichten über das Vordringen der Franzosen, das Überwältigen einiger Pässe durch dieselben und dergleichen mehr, vernommen hatte, und selbst die in Berlin täglich gedruckt erscheinenden Bulletins

seit den letzten Tagen minder hoffnungsvoll lauteten. Schon am Abend des 23. jedoch gingen verworrene Gerüchte einer bei Großbeeren vorgefallenen siegreichen Schlacht durch die Stadt, und der nächste Morgen brachte die freudige Gewißheit, zugleich mit der Aufforderung an die Berliner, sich der Verwundeten anzunehmen und Lebensmittel für die Truppen herbeizuschaffen.

Von dem Eifer und der Tätigkeit, dem Drängen und Treiben in Berlins Straßen infolge dieser Aufforderung kann man sich kein Bild machen. Alles schien auf der Auswanderung zu sein, jedes vorhandene Transportmittel wurde benutzt, um Speisen und Getränke aller Art hinaus- und die Blessierten hereinzubringen. Es war ein Tag der Freude und der Hoffnung auf wiederkehrendes Glück, wie wir noch keinen erlebt hatten. Man erblickte nur fröhliche Gesichter, selbst die Verwundeten, deren ich, als ich nachmittags der Gegend des Schlachtfeldes zuritt, eine große Menge, teils zu Fuß, teils zu Wagen, ja sogar auf Schubkarren, begegnete, sahen heiter und jedenfalls ganz anders aus, als ich es nach verlorenen Schlachten gesehen hatte. Die einzige Ausnahme machten die Gefangenen, die mir in langen Zügen entgegenkamen. In den folgenden Tagen wurden allerlei kleine Festlichkeiten veranstaltet; auch wir hatten am 29. August eine fröhliche Fahrt nach dem Park von Schönhausen unternommen. Da stürzten plötzlich mehrere Landwehroffiziere . . . in den Garten, die Nachricht von dem neuen Siege bei Hagelberg bringend, den sie selbst mit erfochten. Neue Hoffnungen auf die Zukunft belebten uns, die sich nun noch steigerten, als wir kurz darauf Blüchers glänzenden Sieg an der Katzbach erfuhren. Das Mißgeschick unserer Armee vor Dresden dämpfte freilich bei vielen gleich wieder nur allzusehr diese freudige Stimmung, die indessen durch die etwas später eintreffende Nachricht vom Siege bei Kulm aufs neue gehoben wurde.

(Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals von Hüser.)

Die Berliner und der Magistrat von Berlin nach der Schlacht von Großbeeren am 23. August 1813.

Reiche erzählt: Höchst rührend und wahrhaft herzerhebend

war es, als den Morgen nach der Schlacht eine Menge Berliner nach dem Biwak hingeströmt kam, ihre tapferen vaterländischen Krieger aufzusuchen und zu begrüßen. Alles, bekannt oder nicht bekannt, umarmte sich, das Händedrücken nahm kein Ende. Ganze Wagen voll Lebensmittel und Erfrischungen kamen an und nahmen Blessierte mit nach Berlin zurück; ebenso die schönsten Equipagen die verwundeten Offiziere.

Unerklärbar und wahrhaft empörend war dagegen das Benehmen des Berliner Magistrates, indem eine Deputation desselben anlangte und nahe beim General Bülow, ihn kaum bemerkend, vorbeiging, um den Kronprinzen von Schweden aufzusuchen, ihm den Dank der Stadt Berlin für die ihr gewordene Rettung darzubringen. (von Reiche, Memoiren.)

Die Pflege der Verwundeten in Berlin.

Die Gräfin Schwerin erzählt: Wie hatte Berlin unterdessen seine Gestalt verändert! Ein Geist durchatmete alle Klassen und Stände und sprach sich in tausend Formen bald rührend, bald erhebend aus. Schon damals war der erste Anstoß zu jener allgemeinen Wohltätigkeit, zu jenem tätigen Eingreifen der einzelnen in die öffentlichen Verpflegungsanstalten gegeben. Schon damals bildeten sich die Frauenvereine und legten den Grund zu der schönen Stiftung des Damenlazaretts und zur Unterstützung aller übrigen Lazarette mit Speise, Trank und Kleidungsstücken. Durch eine nie zu erklärende Nachlässigkeit war nämlich von der Regierung nichts für diese Zwecke vorbereitet. Die Lazarette waren in demselben Zustande geblieben, wie die Franzosen sie verlassen hatten (nämlich von allem und jedem Gerät und Zubehör, das vor dem Abzug meistbietend verkauft war, entblößt), und sogar ungereinigt zurückgelassen worden. Das große Lazarett von Monbijou ward nur dadurch erhalten, daß die Hotho- und Welpersche Fabrik ihre Kessel zum Kochen hergab. Nach der Affäre von Wittstock und Großbeeren [22. und 23. August] ward es an die Straßenecken angeschlagen, daß alle Besitzer von Pferden und Wagen die Verwundeten von den Schlachtfeldern hereinzuholen hätten . . . Fast jede Fa-

milie nahm einen Verwundeten mit nach Haus. Diese allein durch die Nachlässigkeit der Behörden veranlaßte Einrichtung hatte aber sehr üble Folgen, indem einerseits die Chirurgen für so vereinzelte Kranke nicht reichten, und andererseits die den Wunden so oft folgenden Nervenfieber durch die ganze Stadt verbreitet wurden. Nun wurden also wieder Lazarette eingerichtet, d. h. Strohsäcke, Tische, Töpfe, Schüsseln, Betten, Stühle, vom ersten bis zum letzten Erfordernis, ja, bis auf Bindezeug für die Chirurgen, von den Bürgern gefordert ... Es kam so weit, daß die Vorsteher der Anstalten oder der Stadtkommandant nur anschlagen ließen, was ein neuangelegtes Hospital, ein eben erwarteter Transport Verwundeter an Zuschuß aller Art bedürfe — und willig und unermüdlich ward von allen Seiten das Geforderte herangebracht ... Tausendfache Schikanen, ja, der Undank der Soldaten selbst, die oft gar nicht ahnten, daß sie freiwilliger Milde verdankten, was sie vom Staat fordern konnten, setzten dennoch diesem schönen Eifer keine Grenzen, ja nicht einmal die schnöden Betrügereien, die so oft die besten Zwecke vereitelten. Ein jeder hat in dieser Zeit etwas getan — fast alle (ja, gewiß die meisten), was sie tun konnten. Auszeichnen wollte und konnte sich da auch niemand, wo vielleicht auch das ärmste Weib täglich neben dem spärlichen Mittagbrot ein Töpfchen für irgendein Lazarett ans Feuer setzte. Damals rühmte sich niemand seiner Wohltaten, wie sich auch keiner ihrer schämte.

(„Vor hundert Jahren." Erinnerungen der Gräfin Schwerin.)

Die Landwehrschlacht bei Hagelberg
am 27. August 1813.

Eine französische Hilfstruppe unter dem General Girard zog von Magdeburg aus auf Berlin. Der General Hirschfeld vernichtete dieselbe in dem mörderischen Treffen von Hagelberg, südwestlich Berlin, bei Belzig.

von der Marwitz über die Landwehrschlacht von Hagelberg
(am 27. August 1813.)

Ein Oberst Bismarck machte den ersten Angriff auf die französischen Feldwachen mit dem 6. Kurmärkischen Landwehr-Kavallerie-Regiment (Priegnitzer und Ruppiner).

Der Oberst Bismarck setzte voraus, daß die beiden anderen Regimenter [3. und 5. Kurmärkisches Landwehr-Kavallerieregiment] seine Befehle abwarten würden, wie denn auch, da alles im Trabe war, kaum Zeit geblieben wäre, jeden einzelnen Befehlshaber von allem im voraus zu benachrichtigen. Aber es war weder der ungestüme Eifer der Truppen gegen einen Feind, den jeder Einzelne aus tiefster Seele haßte, noch der Umstand in Rechnung gebracht, daß sie niemals im ganzen geübt worden waren, daß es ihnen also völlig unbekannt war, es könne vor ihnen von ihren Waffengefährten etwas getan werden, was sie nicht sogleich nachzutun verpflichtet wären. So wie das 6. Regiment aufmarschierte, folgte das 5. nach. Ein Trompeter gab unbefugterweise das Signal zum Aufmarsch. Auch das 3. Regiment jagte rechts heraus. In einem Augenblick waren nicht nur die drei Regimenter in Linie aufmarschiert, sondern die Linie selbst war nicht mehr zu halten. In wildem Laufe stürzte sie sich auf den Feind. Waren unsere Anführer über dieses schnelle Ereignis in Erstaunen, so verbreitete es Entsetzen unter dem ruhig im Lager stehenden Feind, wohin diese Reiterei in ihrem wütenden Jagen weit eher gelangte als die Meldungen der schlecht ausgesetzten Vorposten. Die Feldwachen suchten ihr Heil in übereilter Flucht. An Gefangennehmen war nicht zu denken; was man erreichte, wurde niedergemacht...

Der furchtbarste Moment der Schlacht trat ein, als zwei französische Kolonnen aus dem Dorfe Hagelberg hervordrangen.

Der Generalleutnant Hirschfeld befahl dem Bataillon Zschüschen, die eine Kolonne anzugreifen; der Rittmeister von Zeuner führte die drei Schwadronen des dritten Kurmärkischen Landwehr-Kavallerieregiments [Lebuser und Barnimer] gegen die andere . . . Die feindlichen längs den Gartenmauern von Hagelberg hinmarschierenden Kolonnen machten Front. Etwas näher standen zwei Kanonen, welche das Bataillon Zschüschen während seines Vordringens nahm. Die Mitte der Angriffskolonne führte der Hauptmann von Uckermann, ein Mann von über 50 Jahren, sonst Kavallerist, aber wegen

seines lahmen Armes seit 20 Jahren außer Dienst. Er hatte Haus und Hof, Weib und Kind verlassen und war in den ungewohnten Fußdienst getreten. Sowie er stets dem Bataillon ein Muster der treuen und eifrigen Pflichterfüllung gewesen war, so leuchtete er ihm hier durch seine ruhige Fassung voran. Er kam bis auf eine geringe Entfernung von dem feindlichen, mit dem Rücken an der Steinmauer stehenden, und heftiges Feuer gebenden Karree. Hier streckte ihn eine Kugel danieder. Das Bataillon stutzte. Der Leutnant Wahlert, der hinter ihm den Zug führte, sprang vor, nahm seinen Platz ein, rief den Wehrmännern zu, und sie schritten vor; der Major von Zschüschen ließ das Gewehr fällen, und so trug das Bataillon (Lebuser) dem feststehenden Feinde die eiserne Garbe in die Rippen. Man ward handgemein. Wie aber einige handfeste Oderbrücher vom Flügel die Unbequemlichkeit des Bajonetts durch die Erfahrung inne wurden, kehrten sie zuerst das Gewehr um, und fingen an, durch mächtige Seitenhiebe mit der Kolbe immer zu drei und vier Franzosengesichter auf einen Streich zu zerschmettern. Das Beispiel wirkte, alles griff zur Kolbe, die hintersten liefen auf die Seiten des feindlichen Karrees und keilten so die ganze Masse immer enger gegen die Steinmauer. Den Feind ergriff die Todesangst. Die hinten Stehenden fingen an, über die ganz niedrige Steinmauer zu steigen, alle wendeten sich ihnen nach, und nun wurde das Gemetzel gefahrlos für die Unsrigen und desto schrecklicher für den Feind. Alles wurde erschlagen . . . Der Leutnant Krause von diesem Bataillon geriet in einen Zweikampf mit einem feindlichen Offizier, der auch erschlagen wurde. Überhaupt wehrten sich die Offiziere, wie sie sahen, daß kein Pardon gegeben wurde, wie Verzweifelte. Man sahe einen, dem der Degen zertrümmert war, beide Arme auseinanderwerfen, und die Brust darbieten, mit dem Zuruf: Percez-moi, chien prussien! welches auch sogleich geschah . . . Wie alles niedergemacht war, war das Bataillon Zschüschen, wie die Natur der Sache ergibt, durcheinander gekommen. Ein Teil folgte nun unter dem Major von Zschüschen dem durch die Gärten

nach dem Amtshofe fliehenden Feind, ein anderer Teil ging, wie nach einer vollendeten Arbeit, des Weges zurück, den er gekommen war . . .

Die Preußen drängten bald von allen Seiten in das Dorf Hagelberg hinein. Die Feinde wurden alle erschlagen.

Es waren im ganzen gewiß fünf bis sechs Bataillone, also zwischen drei- und viertausend Mann, die teils vorn an den Mauern und an den Ausgängen gestanden hatten, teils in dem Dorfe zusammengetrieben waren; keiner erhielt Pardon, keiner entkam; alle wurden mit der Kolbe niedergemacht. Das Blutbad war entsetzlich; die Toten lagen höher als die Gartenmauern übereinander; alle Ausgänge, alle Torwege waren damit versperrt, der Hof des Amtshofes, der Wasserteich damit angefüllt. Nur im Amtshause wurden etwa 20 Offiziere zu Gefangenen gemacht, die sich dahin geflüchtet hatten . . . So ward der ganze rechte Flügel des Feindes vernichtet . . . Es ist merkwürdig, daß der rechte totgeschlagene Flügel aus lauter Franzosen bestand, welche hier die Rache der so lange Unterdrückten ereilte. Auf dem linken Flügel waren viele Teutsche [vom Rheinbund].

(Beschreibung des Treffens von Hagelberg unweit Belzig. Berlin 1817. Anonym erschienen, von Marwitz verfaßt.)

Lützow und die Lützower.

August 1813.

Parthey erzählt: An Mut und Geschicklichkeit stand Lützow gewiß keinem andern Offizier nach, aber seine militärische Laufbahn bestand fast nur aus schwerer Verwundung und Gefangenschaft. Man verwendete das Freikorps anfangs in Mecklenburg und in der Umgegend von Hamburg gegen die Dänen; allein es wollte überall nicht recht gehn, weil der Anführer entweder verwundet oder gefangen war. Lützows wilde Jagd von Körner kursierte schon in mehreren Abschriften und wurde nach beliebigen Melodien gesungen; aber die letzte Zeile travestierten die schwarzen Jäger:

Das war Lützows stille verlegene Jagd!

Weder bei den deutschen Entscheidungsschlachten nach dem Waffenstillstande 1813, noch bei den ruhmreichen Kämpfen in

Frankreich im Anfange des Jahres 1814 konnten die Lützower tätig sein. (Gustav Parthey, Erinnerungen.)

Theodor Körners Tod bei Gadebusch

am 26. August 1813.

Erzählung des Superintendenten Stiefelhagen, eines Kameraden Körners.

Die Franzosen hatten mecklenburgische Bauern mit Fuhrwerken gepreßt, ihnen gewaltige Mengen von Zwieback und Branntwein zu transportieren. Die Bauern wurden von französischen Bedeckungsmannschaften begleitet. Wir aber hatten Nachricht über den kostbaren Transport, und am 26. August brachen wir bei Gadebusch [in Mecklenburg] aus dem Walde und fielen über den Feind her. Die Begleitung wurde rasch überwältigt, bewies sich überhaupt als erbärmliches Volk und wurde teils zusammengehauen, teils gefangen genommen. Die Wagen wurden sofort umgedreht, und in langer Reihe bewegten sie sich nach anderer Seite hin durch das Gehölz. Vorn im Zug ging ein kleiner Trupp der gemachten Gefangenen, dem einige unserer Offiziere und Mannschaften zur Seite ritten. So zogen wir dahin. Plötzlich fiel ein Schuß, dem ein heftiges Schwerterklirren folgte. Wie ein Lauffeuer ging die Nachricht den Zug entlang: „Leutnant Körner ist gefallen." Wie war es gewesen? Er hatte sich mit andern Offizieren über die Franzosen unterhalten, und es waren dabei sehr derbe Ausdrücke gefallen, wahrscheinlich auch über die erbärmliche Haltung, welche die französische Eskorte soeben im Kampf an den Tag gelegt hatte. Der zur Seite gehende gefangene französische Offizier hatte die Worte verstanden, zog eine Pistole hervor und schoß Körner vom Pferd. Dies war der Schuß, den wir hörten. Das Schwertergeklirr aber kam dadurch, daß unsere empörten Leute im ersten Zorn über den Meuchelmord die an jener Stelle gehenden französischen Gefangenen sofort zusammenhieben. Als der Zug sich wieder in Bewegung setzte und ich bald darauf an jene Stelle kam, war keine menschliche Gestalt mehr an ihnen zu erkennen.

(Friedrich Kerst aus Elberfeld im Daheim, Jahrgang 48. Nr. 47. 24. August 1912.)

Die Schlacht bei Dresden

am 26. und 27. August 1813.

Am 15. August brach Napoleon von Dresden aus gegen Blücher auf. Blücher zog sich vor dem Kaiser zurück. Inzwischen hatte sich die Hauptarmee gegen Leipzig aufgemacht, ohne zu wissen, wo Napoleon war. Am 22. August erfuhr das Hauptquartier der Monarchen, daß Napoleon in der Lausitz hinter Blücher her sei. Nun wendete man sich gegen Dresden. Napoleon ließ auf die Nachricht von dem Abmarsch der Hauptarmee von Blücher ab und stellte die Korps Ney, Lauriston und das Kavalleriekorps Sebastiani unter den Befehl des Marschalls Macdonald. Ney persönlich nahm er mit. Er selbst führte mit unerhörter Schnelligkeit sein Heer dem bedrohten Dresden zu. Dort stand sein Marschall St. Cyr mit einer Besatzung von nur 20000 Mann.

Am 23. August stand die Hauptarmee mit 80000 Mann im Süden Dresdens. Anstatt nun die Stadt mit einem Handstreich zu stürmen, verlor man die Zeit mit einem langen Kriegsrat. „Les Autrichiens ne connaissent pas le prix du temps." Aber während man Napoleon weit hinten in Schlesien wähnte, sahen Beobachter in Dresden von den Kirchtürmen schon die Wachtfeuer der Garde im Osten bei Stolpen, 25 km von Dresden entfernt. Noch am 25. abends wußte man im Hauptquartier der Verbündeten nichts von der bedrohlichen Nähe Napoleons. Am 26. August, frühmorgens um 5 Uhr, verließ der Kaiser Stolpen und war schon um 9 Uhr in Dresden. Dort wirkte sein Erscheinen Wunder. Er erschien der bedrängten Stadt wie der Befreier.

Die Verbündeten standen in einem mächtigen Halbkreis südlich von Dresden, beide Flügel an die Elbe gelehnt. Die Vorstädte waren von den Franzosen gut befestigt und die fünf Ausgänge von starken Schanzen geschützt. Bis Mittag hatten die Verbündeten sich auf Kanonenschußweite herangekämpft. Die ungestüme Energie der Verteidigung Dresdens und endlich das donnernde Vive l'Empereur! räumten jeden Zweifel daran hinweg, daß Napoleon selbst in Dresden angelangt war. Im Hauptquartier der Verbündeten wollte man sofort den Kampf abbrechen. Nur König Friedrich Wilhelm III. erklärte sich dagegen, daß 200000 Mann vor dem bloßen Namen Napoleon zurückweichen sollten. Schwarzenberg schloß sich ihm stillschweigend an und ließ um 4 Uhr die Beschießung eröffnen. Der erbitterte Kampf begann von neuem. Etwa um 5 Uhr konnte der allgemeine Sturm angesetzt werden. Um dieselbe Zeit aber waren bei Napoleon die letzten Verstärkungen angekommen, schon standen auf den großen Plätzen Dresdens die Garden bereit. Napoleon gab den Befehl zum Gegenstoß. 70000 Mann warfen sich mit Ungestüm aus allen Stadtausgängen auf die überraschten Gegner. Bis Mitternacht wurde gekämpft, und die Russen, Preußen und Österreicher aus ihren Stellungen geworfen. Zur selben Zeit tobte bei Pirna, östlich von Dresden, ein heftiger Kampf. Dort hielt der Herzog Eugen von Württemberg das Korps des Generals Vandamme fest. Mit dem Aufhören des Kampfes um Mitternacht

fiel der Regen in Strömen und machte die Gewehre fast unbrauchbar. Der Boden wurde zäh und schlüpfrig. Am 27. August um 7 Uhr morgens begann die Schlacht von neuem. Die Entscheidung fiel auf dem linken Flügel der Verbündeten, im Westen der Stadt. Diesen hatte Murat, der König von Neapel, mit seiner Reiterei erfolgreich umgangen, und um 3 Uhr war der entscheidende Sieg von den Franzosen errungen. Der General Moreau, der einstige Marschall von Frankreich und Todfeind Napoleons, wurde an der Seite des Zaren tödlich verwundet. Die Schlacht war verloren. Um 4 Uhr schon ritt Napoleon unter dem Jubel seiner Soldaten in die Stadt ein. Er führte mit sich 13000 Gefangene, darunter zwei Generale, und den österreichischen Feldmarschall-Leutnant Meszko, dazu 64 höhere und einige hundert Subalternoffiziere, 15 Fahnen, 26 Geschütze. Er hatte den Sieg, den er brauchte.

Napoleons Befehl für den General Vandamme.

vor der Schlacht bei Dresden am 26. und 27. August 1813.

Der folgende Befehl Napoleons wurde durch den General Haro am 25. August dem General Vandamme übermittelt. Schon vor der Schlacht verfügte der Kaiser über die Ausnutzung des Sieges.

Er [Vandamme] soll von Pirna auf Berggießhübel, die Höhen von Peterswalde [auf dem Wege nach Teplitz] gewinnen und sich dort halten, alle Pässe besetzen und in dieser unüberwindlichen Stellung den Ausgang der Begebenheiten abwarten, welche unter den Mauern Dresdens stattfinden werden. Ihm ist es dann vorbehalten, die Degen der Geschlagenen einzusammeln; es erfordert dies aber kaltes Blut; vor allen Dingen darf er sich nicht durch die tobenden Haufen der Fliehenden imponieren lassen. Setzen Sie ihm meine Absichten auseinander und sagen Sie ihm alles was ich von ihm erwarte. Niemals wird er eine schönere Gelegenheit haben, sich den Marschallstab zu verdienen.

Die Schlacht bei Dresden am 27. August 1813.

Der sächsisch-rheinbündische Major im Stab Napoleons, von Odeleben, erzählt: Es begann nach 7 Uhr die Kanonade aus dem Mittelpunkte und ward in ganz langsamem Vorrücken mäßig unterhalten. Es war auch von hier aus nicht viel zu tun, da sich die Verbündeten im Besitz der beherrschenden Anhöhen von Plauen bis Strehlen [südlich Dresden] befanden. Währenddessen zog sich der rechte Flügel unter [Murat] dem König von Neapel, der nach 8 Uhr von Friedrichstadt vorrückte

und an Cotta und Löbda langsam vorübermarschierte, weiter gegen die Straße von Freiberg vor. Der herabströmende Regen verbarg den Beobachtungen der Verbündeten das Gefährliche dieser Diversion, welche sie späterhin um die Verbindung mit den Truppen brachte, die zur Deckung der Freiberger Straße bestimmt waren, und von denen die österreichische Division Meszko in Gefangenschaft geriet.

Auf dem linken Flügel ging nun Mortier [mit der Garde] mit Ernst vor, hatte aber auch mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen. Um 1 Uhr ging die Nachricht ein, daß Vandamme die Elbe überschritten habe und im völligen Vorrücken sei; auch gewahrte man vom Turm aus das Weichen des feindlichen rechten Flügels. — Die Division des Feldmarschall-Leutnants Meszko, welche den Vortrab des Klenauischen Korps auf der Straße von Freiberg gemacht hatte, war nachmittags zwischen 2 und 3 Uhr von der Kavallerie des Königs von Neapel und namentlich von sächsischen Kürassieren und leichter französischer Reiterei bei Roßthal angegriffen worden, die ihre Vierecke zersprengt hatten. Auch die französische Infanterie machte einige Bataillone zu Gefangenen. Die Österreicher waren erschöpft, standen ohne Verbindung mit der übrigen Armee, und der Regen hatte ihre Gewehre völlig unbrauchbar gemacht.

Dies war das eine Hauptergebnis der Schlacht; denn es fielen der französischen Armee durch diese Division und andere Versprengte zwischen 16000—20000 Mann [übertrieben!], größtenteils österreichische Gefangene, 10 Kanonen und einige Fahnen in die Hände.

Das zweite Ergebnis war der Rückzug des gesamten verbündeten Heeres nach Böhmen. Der Kaiser bemerkte und erfuhr beides schon nachmittags gegen 3 Uhr, als der Kanonendonner im Mitteltreffen nachließ, und der König von Neapel die glücklichen Angriffe seines Korps berichtete. In diesem Augenblick befand sich der Kaiser wieder ebenso ruhig, als ob er eine Partie Schach spielte, an seinem Wachtfeuer, sandte aber nun sogleich den Befehl an Vandamme, daß er aus der Gegend von Königstein gegen die Straße nach Böhmen [auf

Teplitz] vorrücken solle. Den Regen, der ihn und alle Welt so fürchterlich durchnäßt hatte, und den Ritt über Strehlen nach der Pirnaischen Straße hin abgerechnet, kam er fast gar nicht aus seiner Gemächlichkeit am Wachtfeuer. Er nahm mit Berthier einen Imbiß und schien alles nur so im Vorbeigehen zu besorgen. Als man den Feldmarschall-Leutnant Meszko verwundet zu ihm brachte, ward sogleich Veranstaltung getroffen, ihn niederzusetzen und verbinden zu lassen. Die Arbeit des Tages schien dem Kaiser beendigt, er verlangte nach dem Pferde; aus den Ärmeln und von dem Schoße des grauen Überrocks troff der Regen, und die Krempe des Huts hing über den Nacken hinab. So zog der Held der Schlacht, der Schrecken verbreitende, begleitet von dem Generalstabe, unter dem Zujauchzen der wilden, zusammengedrängten Truppen in seinem gewöhnlichen Fleischertrab gegen 6 Uhr ins Schloß ein.

(von Odeleben, Napoleons Feldzug in Sachsen 1813.)

Szene aus der Schlacht bei Dresden.

Der französische General Marbot erzählt: Ich möchte bei Gelegenheit dieser Schlacht daran erinnern, daß zu jener Zeit die Perkussionswaffen noch kaum bekannt waren und die Infanterie aller Nationen sich der Steinschloßgewehre bediente, mit welchen zu schießen es beinahe unmöglich wurde, sobald das Pulver der Zündpfanne feucht geworden war. Da es nun den ganzen Tag nicht aufgehört hatte zu gießen, trug der Regen wesentlich zur Niederlage der Infanterie durch die Kavallerie bei. Es kamen dabei einige ganz komische Fälle vor.

So befand sich z. B. eine Division unserer Küraſſiere einer österreichischen Infanteriedivision gegenüber, deren Bataillone Karree formiert hatten. General Bardesoulle, welcher die Küraſſiere kommandierte, ließ den feindlichen General auffordern, sich zu ergeben, dieser verweigerte das. Bardesoulle rückte darauf etwas vor und schickte noch einmal zu dem österreichischen General, um ihm zu bedenken zu geben, daß doch nicht eins seiner Gewehre losginge. Der Österreicher erwiderte, das täte nichts, die Pferde der Küraſſiere steckten ja auch bis zum Knie im Dreck und könnten keinen Anlauf nehmen, er

fürchte sie nicht, sie sollten nur ruhig kommen, er würde sich schon mit seinen Bajonetten zu wehren wissen. Bardesoulle kam nun selbst. „Wenn Sie sich nicht ergeben, lasse ich Ihre Karrees durch meine Kanonen zusammenschießen!“ „Sie haben ja gar keine, die stecken doch auch irgendwo fest!“ — „Wenn ich Ihnen nun dieselben aber zeige, wie dann?“ — „Das würde meinen Entschluß allerdings ändern, denn morden möchte ich meine Leute nicht lassen, aber ich will erst Ihre Kanonen sehen!“ — „Gut, das sollen Sie haben!“ — Gleich darauf fuhren sechs Geschütze in kurzer Entfernung auf, die Kanoniere mit brennender Lunte neben den Rohren. Dies wirkte überzeugend, der Österreicher ergab sich.

(Memoiren des Generals Marbot.)

Der Hund des Generals Moreau.

Jean Viktor Moreau, geb. 1763, einer der besten Soldaten Frankreichs und Rivale Napoleons, der Sieger von Hohenlinden, wegen einer Verschwörung gegen Napoleon zu Kerkerhaft verurteilt, ging nach Amerika. Am 21. Juni 1813 schiffte er sich nach Deutschland ein und machte im Hauptquartier den Feldzug in Sachsen mit. Am 27. August an der Seite des Zaren Alexander I. tödlich verwundet, starb er am 2. September 1813. Der Zar begrub ihn mit den Ehren eines russischen Generals in St. Petersburg.

Der französische General Marbot erzählt: Wir erfuhren von Moreaus Anwesenheit in der Schlacht (von Dresden) durch einen besonderen Zufall. Während der Verfolgung bemerkte ein Husar eine prachtvolle dänische Dogge, die ängstlich umherlief und ihren Herrn zu suchen schien. Der Husar lockte sie an sich und las auf dem Halsband: „Ich gehöre dem General Moreau.“ Der Hund wurde mitgenommen. Später ist er durch den Obersten Rapatel, einen Adjutanten des Generals, zurückerbeten worden; er wurde ihm auch ausgeliefert, das Halsband aber behielt der König von Sachsen. Dasselbe befindet sich jetzt in einem Museum in Dresden.

(Memoiren des Generals Marbot.)

König Friedrich Wilhelm III. beharrt beim Krieg.

von der Marwitz erzählt: Der König hatte durch den eigenen Anblick der Tapferkeit seiner Truppen und durch die Erfahrung ihrer sittlichen Überlegenheit über die Franzosen

ein Vertrauen gefaßt, welches er früher nie gehabt hatte. Jetzt war er, dessen Charakter es überhaupt nicht war, ein einmal Angefangenes sogleich wieder zu verlassen, für den Krieg. Österreich war für die Unterhandlungen und glaubte, in ihnen den Meister zu spielen und zu gewinnen.

(von der Marwitz, Nachrichten aus meinem Leben.)

Der russische General von Sacken über die Ausschreitungen der Franzosen in Schlesien.

August 1813.

. . . die Heiden sengen, brennen, plündern, zerschlagen, verschonen kein Haus, keine Hütte, keinen Greis, kein Kind, kein Geschlecht. (Nach Pertz, Gneisenau.)

Die Schlacht an der Katzbach.

am 26. August 1813.

Als die Hauptarmee der Verbündeten gegen Dresden marschierte, verließ Napoleon die Lausitz und ließ den Marschall Macdonald am 22. August mit den Korps Ney, Lauriston und der Kavalleriedivision Sebastiani in Schlesien als „Boberarmee" zurück. Solange Napoleon noch beim Heer gewesen war, hatte Blücher sich in keine Schlacht eingelassen. Jetzt, da er zuversichtlich von der Abwesenheit des Kaisers wußte, drängte er zur Schlacht. Macdonald war auf die Hochfläche von Jauer, zwischen der Katzbach und der wütenden Neiße, emporgestiegen und hatte die beiden hochangeschwollenen Flüsse im Rücken. „Nun, Kinder, hab ich genug Franzosen herüben; nun drauf!" Das Heer Macdonalds wurde nach wütendem Kampf die steilen Talränder der Katzbach und der Neiße hinabgestürzt und zog sich, heftig verfolgt, in unordentlicher Flucht zurück. Das Korps Yorck hatte schwere Verluste, Macdonalds Heer aber hatte furchtbar gelitten. Die Division Puthod wurde am 29. August beim Übergang über den Bober aufgerieben. Am 1. September verkündigte Blücher, daß Schlesien vom Feinde befreit sei.

Tagesbefehl Blüchers vor der Schlacht an der Katzbach.

Blücher war Napoleon bisher immer ausgewichen, zum Ärger des Kaisers, aber auch zum Verdruß seines eigenen Heeres.

Am 21. August 1813.

Der Feind will uns zu einer entscheidenden Schlacht nötigen, aber unser Vorteil erheischt, daß wir diese jetzt vermeiden. Die meinem Befehl anvertraute Armee sehe diesen Rückzug nicht als einen abgenötigten, sondern als einen frei-

willigen an, der darauf berechnet ist, den Feind in sein Verderben zu führen.

Blücher an seine Frau.

Jauer, 25. August 1813.

Daß Blatt hat sich wider gewendet der Kaiser Napoleon hat mit seiner gantzen macht mich 3 tage an gegriffen und alles versucht mich zur Schlach zu bringen ich habe alle seine Projecte glücklich vereittelt gestern abend ist er umgekehrt ich vollge ihm sogleich und hoffe daß nun Schlesien gerettet ist, Berlin habe ich Sicher gestellt in dehm ich den Kaißer von Frankreich hier her gezogen und 7 tage uf gehallten, wodurch die große armeh durch Boehmen in Saxen eingedrungen. Der kronprintz von Schweden ist von Berlin ab marchirt um gleich falls in Saxen ein zu dringen. Beide großen armeen gehen den Feind im rücken während ich ihm nun auf den Fuß nachgehe und angreiffe wo ich ihm finde. — in Berlin segnet man uns. — ich bin gesund und sehr vergnügt daß ich dem großen man eine naße angedreht habe, er soll wüttendt sein, daß er mich nicht zur Schlacht hat bringen können, es hat uf beide Theile Menschen gekostet. Der Feind hat 3 mahl so vihl wie wihr verlohren, wir haben bereitz 1500 man gefangen gemacht der Feind von uns nicht hundert . . .

Gneisenau an Clausewitz

über die Schlacht an der Katzbach.

Goldberg, 28. August 1813.

Wir haben vorgestern eine schöne Schlacht gewonnen; entscheidend, wie die Franzosen noch nie eine Schlacht verloren haben.

Den 19. d. hatten die Feindseligkeiten mit einem heftigen Gefecht bei Löwenberg [am Bober] begonnen, nachdem bereits der [russische] General Sacken mehrere Gefechte der zweiten Ordnung gehabt hatte. Am 21. wollte uns der französische Kaiser bei Löwenberg zu einer allgemeinen Schlacht bringen und uns während derselben über Bunzlau [nördlich Löwenberg] in Flanke und Rücken gehen. Wir wichen aus und

zogen mit unserer Arrièregarde, stets fechtend, gegen Lauterseifen zurück. Der Feind folgte uns des anderen Nachmittages, aber kraftlos. Dieses gab uns die Vermutung, daß er Truppen aus der Armee vor uns weggezogen habe. Wir gingen bis Goldberg [östlich über der Katzbach gelegen], um unsere rechte Flanke, die noch immer bedroht war, zu sichern. Am 23. entspann sich bei Goldberg ein sehr heftiges Gefecht, doch abermals nur mit unseren sämtlichen Arrièregarden und der Brigade Mecklenburg. Als Graf Langeron in der linken Flanke durch den Verlust des Wolfsberges genommen war, traten wir unseren Rückzug bis hinter Seichau an [zwischen Katzbach und Neiße]. Yorck (der . . . .) wich aber in der Nacht bis eine Meile hinter Jauer [am rechten Ufer der Wütenden Neiße] zurück. Langeron konnte mit Mühe in seiner vortrefflichen Lage erhalten werden. Am 25. machten wir einen Entwurf, über die Katzbach zu gehen und dem Feind zwischen Liegnitz und Goldberg ins Zentrum zu gehen. Die Disposition war bereits ausgegeben: Die preußischen Truppen nebst Sacken in Marsch; das Hauptquartier schon um 9 Uhr des Morgens in Brechtelshof [nordwestlich Jauer, über der Wütenden Neiße gelegen], als Langeron in seiner festen Stellung hinter dem Dorfe Hermannsdorf [auf den Höhen westlich Jauer] kanoniert wurde. Wir hielten mit dem Marsche inne und wollten die Dinge sich näher entwickeln lassen. Bald kam die Meldung von unsern Vorposten, der Feind rücke an gegen uns. Schnell machten wir unsere Anstalten. Hinter sanften Höhen verbargen wir unsere Armee und ließen nur unsere Avantgarde auf der weiten Ebene am rechten Ufer der Wütenden Neiße. Die Punkte für einige Batterien wurden schnell genommen.

Mittlerweile hatte der Feind den Grafen Langeron von Stellung zu Stellung geworfen. Dieser konnte nicht Widerstand tun, indem der . . . . sein sämtliches Geschütz bis auf 30 Sechspfünder, zwei Meilen weit zurückgeschickt hatte, nur um sich nicht zu schlagen, was er fast stets verweigerte. Seine linke Flanke war ihm bereits von Hermannsdorf her genommen, und nun wollte der Feind dessen rechte Flanke

umgehen, um ihn vollends aus seiner Stellung an der Wütenden Neiße zu stürzen, wo das ganze Korps aufgelöst worden wäre. Die Flüchtlinge hätten sich dann bei Jauer, sofern wir dort geblieben wären, auf uns geworfen und wir waren ohne Rettung verloren.

Unser Entwurf zum Angriff und der Umstand, daß wir zeitig marschiert gewesen waren, retteten uns vom Verderben. Wir konnten nun mit Ruhe unsere Dispositionen machen. Der Feind war über die Katzbach herübergekommen und hatte nun das Defilee in seinem Rücken. Er ging nun auf unsere Avantgarde los. Schnell ließen wir die Brigaden aus ihrem Hinterhalt hervorbrechen und mit dem Bajonett auf den Feind losgehen. Der Regen war unaufhörlich; der Sturm schlug uns ins Gesicht. Die Infanterie zeichnete sich durch hohe Tapferkeit aus. Ein langes unentschiedenes Kavalleriegefecht in einer Linie entspann sich. Wir brachten neue Schwadronen heran. Einige unserer Bataillonsmassen, darunter ein Bataillon Landwehr, vernichteten eine starke feindliche Infanteriemasse. Wir brachten mehr Geschütz vor. Der General Sacken hatte eine Linksschwenkung gemacht; wir preßten den Feind in einen engeren Raum. Er ward an den steilen Talrand der Wütenden Neiße und der Katzbach mit seinem Rücken angeklemmt und schlug sich um seine Rückzugsstraße. Seine Reiterei verschwand; wir dirigierten mehr Infanteriemassen gegen seine Linie und eine starke Infanteriemasse, die noch Widerstand tun wollte; und nachdem wir selbige mit einigen Stücken Geschütz kartätscht und mit Tirailleurs geängstigt hatten, ließen wir eine Bataillonsmasse auf sie losgehen und sie vollends den steilen Talrand hinunterstürzen. Alle Kriegsfuhrwerke flohen in der wildesten Flucht, und an dem Rande und dem steilen Abhange lag alles in der Unordnung des Schreckens. Die Nacht brach ein; von unserer Kavallerie konnte nur wenig gesammelt werden. Sie setzte nicht nach, weil sie ihr Handwerk nicht mehr versteht.

Der Befehl ward erteilt, daß die Armee um 2 Uhr nachts dem Feinde folgen sollte. Die Befehlshaber konnten

zum Teil nicht gefunden werden, andere hatten nicht Lust. Erst des anderen Morgens gegen Mittag ging die Avantgarde über den Fluß und die Brigade Horn folgte.

Graf Langeron ward gerettet, indem einige Bataillons von unserer Brigade Steinmetz über die Wütende Neiße gingen und den Feind in die linke Flanke nahmen.

Ungeachtet, daß die Menschen nicht verstehen, einen erfochtenen Sieg zu benutzen, so sind die Resultate des unsrigen dennoch groß, soviel bis jetzt bekannt sind.

Etwa 60 Kanonen, 200 Pulverwagen und Feldschmieden (letztere allein 8), 6—7000 Gefangene sind die Früchte des Sieges.

Was wir auf unserem Marsche gesehen haben an Leichnamen, Kriegsfuhrwerken usw. und was wir über die Unordnung und Zusammensetzung der Arrièregarde, die aus allen Flüchtigen mehrerer Regimenter besteht, gehört haben, beweist, daß Macdonalds Armee gänzlich aufgelöst ist. Wir sind gestern durch die angeschwollenen Gewässer bis an die Brust gegangen; wir hoffen den Feind am Bober zu finden, und dieser Fluß ist vielleicht so angeschwollen, daß sie sich nicht retten können. Eine Division hat bereits bei Hirschberg nicht über den Fluß kommen können und mußte ihren Weg am unfahrbaren rechten Ufer des Bobers nehmen. Nach einem aufgefangenen Briefe des Divisionsgenerals haben sich ¾ derselben bereits in die Wälder verlaufen. Ich lasse die Sturmglocke ziehen, um die Bauern gegen sie aufzubieten.

Der Plan des französischen Kaisers war, uns zu schlagen, dadurch Eingang in Böhmen zu gewinnen und sodann konzentrisch in dieses Land einzuziehen, im Rücken der großen Armee. Wir haben diesen Plan vereitelt und eine große Armee vernichtet. Wir hatten gegen uns das Korps von Ney, jetzt Souham, Macdonald, Lauriston, Bertrand und das Kavalleriekorps von Sebastiani. Was von mir abhängt, soll geschehen, um diese Armee vollends zu vernichten.

Diese Schlacht ist der Triumph unserer neugeschaffenen Infanterie. Ich habe keine Traineurs [Nachzügler] derselben im tiefsten Gewühl der Schlacht gesehen. Alle Bataillone

standen auf den hervorspringenden Punkten des Terrains in vollen Vierecken. Ein Landwehrbataillon von Thiele ward von feindlicher Reiterei umringt und aufgefordert sich zu ergeben. Es feuerte; nur ein Gewehr ging los, dennoch ergaben die Landwehrmänner sich nicht! Nein! Nein! schrien sie und stießen mit den Bajonetten. Einen Augenblick war unsere Kavallerie geschlagen und schon hatte sie eine halbe Batterie verloren. Alles ward durch Unterstützungen wieder gut gemacht. Die Schlacht hatte ganz das Ansehen einer antiken. Das Feuer während derselben schwieg gegen Ende des Tages ganz, bis wir durch den durchweichten Boden wieder Geschütze herbeirufen konnten. Nur das Geschrei der Streitenden erfüllte die Luft; die blanke Waffe entschied. —

Yorck hatte abermals alles für verloren gehalten. „Wir sind verloren!“ schrie er. „Jeder will sich Lorbeeren sammeln. Wir gehen zugrunde; der Sieg wurde mir aus der Hand gerissen“, und solche Reden mehr. Und dennoch stand unsere ganze Infanterie in schönster Ordnung. „Der Marsch von hinter Jauer sollte nicht gemacht werden. Man ermüde die Truppen ohne Zweck“, hieß es. So mußten wir diesen Sieg erzwingen; das Glück war uns hold, und die gerechte Sache siegte trotz aller Mißgünstigen.

Wie schwierig meine Lage ist, können Sie denken. Blücher will immer vorwärts und hält mich für zu behutsam; Langeron und Yorck zerren mich wieder zurück, und halten mich für einen verwegenen Unbesonnenen. Glück! sei mir ferner hold!

Das Siegesmahl nach der Schlacht an der Katzbach.

26. August 1813.

Am späten Abend, nachdem die Blutarbeit vollbracht und die nächsterforderlichen Anordnungen getroffen, die ersten Berichte abgesandt waren, setzten sich Blücher und Gneisenau mit ihren nächsten Gehilfen in dem ganz mit Verwundeten angefüllten Brechtelshof zum Mahle. In dem großen gewölbten Sale des alten Stiftsgutes, auf einer langen Tafel ward das Mahl in großen irdenen Schüsseln aufgetragen.

Es bestand in frisch aus dem Lande gegrabenen und gekochten Kartoffeln, zu denen das Salz nicht beschafft werden konnte. Am unteren Ende der Tafel hatte auch der Hauptmann Scharnhorst [der Sohn des berühmten Generals] seinen Platz gefunden und sah unruhig um sich. Blücher bemerkte es und fragte, was er suche. Als Scharnhorst sein Verlangen nach Salz kundgab, rief der Feldherr aus: „Er ist wol so ein Gourmand, er will sogar Salz fressen?..."

(Nach Pertz, Gneisenau.)

Blücher an seine Frau nach dem Siege an der Katzbach.

Kreutsch [Groitzsch], 26. August 1813.

heute wahr der tag den ich so sehnlich gewünscht habe. wir haben den Feind völlig geschlagen, ville Canonen erobert und ville gefangene gemagt, morgen denke ich noch ville gefangene zu machen, da ich den Feind mit meiner gantzen Cavallerie vervollge, es war den gantzen tag ein Regen so daß ich nicht einen trockenen Bissen behillte, gesund bin ich auch meine umgebung . . . gott mit dich in Eill, und mühde und matt.

Marschall Macdonald über seine Niederlage an der Katzbach.

Marbot erzählt: Der Marschall hatte das Vertrauen der Armee eingebüßt, ihre Achtung aber blieb ihm erhalten durch die ritterliche Art, in welcher er freimütig und ehrlich den von ihm begangenen Fehler bekannte. Am Tage nach dem Unglück versammelte er alle Generale und Regimentskommandeure, die in seiner Nähe lagerten, beklagte den Ausgang der Schlacht und fügte, nachdem er noch die strengste Aufrechterhaltung der Ordnung gefordert hatte, zum Schluß hinzu: „Die Armee hat redlich ihre Pflicht getan, nur einer trägt die Schuld an der verlorenen Schlacht und dieser eine Schuldige bin ich. Der Fehler, den ich begangen habe, war ein schwerer, er wird nur überboten durch die Schwere des Unglücks, welches er herbeiführte und die Vorwürfe, die ich mir mache. Sprechen Sie Ihren Truppen

meine Anerkennung für ihre gute Haltung aus, die sie im Unglück unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen bewahrten."

Dieses würdige Eingeständnis entwaffnete jede Kritik und spornte jeden an, sein Bestes für das Heil der Armee zu tun, welche nunmehr ihren Rückzug auf die Elbe nahm.

(Memoiren des Generals Marbot.)

Die Vernichtung der Division Puthod.

Ein Augenzeuge vom 2. preußischen Leibhusarenregiment erzählt: Am 29. August kamen wir glücklich... noch zu rechter Zeit zu dem Schauspiel vor Löwenberg, wo die Division Puthod, 6000 Mann stark, durch Langerons Korps gefangen genommen wurde. Der Bober hatte die breite Fläche der Wiesen und Hutungen überschwemmt und war zu einem breiten Strom angeschwollen. In der Mitte ragte in weiter Ferne die Brücke mit ihren Bogen über das eigentliche Flußbett hervor, war aber wegen der Tiefe und reißenden Schnelligkeit der Strömung unzugänglich. Dennoch hatten sich von dem fliehenden Feinde Unzählige zu Fuß und zu Pferd in die Fluten gewagt, welche von den nachreitenden und nachschwimmenden Kosaken mit den Lanzen durchbohrt wurden. Das Ringen der Verwundeten mit den Wellen, das Geschrei der Fechtenden, das Umherschwimmen von unzähligen Menschen und Pferden, Lebenden und Toten, Tornistern, Helmen, Tschakos gewährte einen grauenvollen Anblick. Die ganze Division mußte sich ergeben, da ihr keine Aussicht auf Rettung blieb, und das fürchterliche Schauspiel nahm nach und nach ein Ende.

Aus dem Tagebuche des 13. schlesischen Landwehr-Regiments.

Auf diesen forcierten Märschen zeigten sich die Folgen der äußerst schlechten Bekleidung der Landwehr. Größtenteils ohne Mäntel, in rohleinwandenen einfachen Hosen, ohne Schuhe, welche in dem unergründlichen Kot stecken blieben, — wie konnten selbst bei dem besten Willen und auch bei der stärksten Leibeskonstitution die armen Landwehrmänner,

die Strapazen noch nicht gewohnt, dies ertragen? Drei Tage schon war beinahe kein Bissen Brot, indem das wenige vorhandene von der Nässe verdorben war, noch weniger Branntwein, der gar nicht gereicht wurde, den Soldaten zuteil geworden; abgemattet, an allen Kräften erschöpft, fielen viele um, und noch mehrere wurden, da sie zurückbleiben mußten, in Lazaretten durch schleichende Fieber gewisse Opfer des Todes.

Napoleon über die Preußen nach der Schlacht an der Katzbach.

Diese Bestien haben etwas gelernt.

Gneisenau ruft den schlesischen Landsturm auf.

Nach der Schlacht an der Katzbach schrieb Gneisenau an den Prälaten Stechow, landrätlichen Verweser des Hirschbergschen Kreises:

Hauptquartier Goldberg, 28. August 1813.

Aus einem aufgefangenen Berichte eines französischen Divisionsgenerals habe ich erfahren, daß drei Vierteil einer Division sich in den Wäldern und Tälern des Hirschbergschen Kreises zerstreut haben und ohne Ordnung einzeln umherziehen. Es ist nicht nötig, gegen solche Leute regelmäßige Truppen auszusenden und dadurch die Armee zu schwächen, sondern kann man es lediglich dem Landsturm überlassen, selbige einzeln aufzureiben. Ich trage Euer Hochwürden daher hierdurch auf und ersuche Sie, schleunigst im ganzen Kreise die Sturmglocken läuten und die Dorfschaften auffordern zu lassen, diese Umherzügler aufzusuchen, gefangen zu nehmen oder tot zu schlagen.

Da es den dortigen Einwohnern nicht mehr unbekannt sein kann, daß der Feind am 26. d. M. [an der Katzbach] total geschlagen ist und in der höchsten Unordnung über unsere Grenzen flieht, kann auch die Furcht der Vergeltung sie nicht abhalten, der Aufforderung zu gehorsamen.

Am 23. ist gleichfalls ein Sieg bei Berlin [Großbeeren] von dem General Bülow erfochten worden.

Die Schlacht bei Kulm und Nollendorf

am 29. und 30. August 1813.

Der bei Dresden am 26. und 27. August von Napoleon geschlagenen Hauptarmee drohte auf dem Rückzug über das Erz-

gebirge nach Böhmen eine furchtbare Katastrophe. Den Weg nach Osten (auf Pirna) sperrte Vandamme, den Weg nach Westen (auf Freiberg) der König von Neapel, Murat.

Die Masse der Armee war auf eine einzige durchweichte Hauptstraße angewiesen. Nur das Korps Kleist suchte auf einem östlichen Wege fortzukommen, Herzog Eugen von Württemberg noch weiter östlich auf der Straße nach Kulm. Die Heeresteile der Hauptarmee kreuzten sich; es entstand eine gefährliche Unordnung. Das Heer war physisch und moralisch gebrochen. So fluteten die Kolonnen der Geschlagenen dem Erzgebirge zu. Napoleon war nach dem Sieg mit seiner Garde nach Dresden zurückgekehrt. Er überließ die Verfolgung seinen Marschällen Murat, Marmont, St. Cyr und dem General Vandamme. Der Herzog Eugen von Württemberg stellte sich dem nachdrängenden Vandamme im Gebirge bei Priesten-Kulm entgegen und suchte so den Weg nach Böhmen für die Hauptarmee freizuhalten. Diese Wendung führte zu den entscheidenden Schlachten bei Kulm und Nollendorf.

Als sich Herzog Eugen von Württemberg zum Widerstand entschloß, hatte der russische General Ostermann sich geweigert, die russische Garde gegen Vandamme zu verwenden. Da griff der König von Preußen ein, sandte seinen Flügeladjutanten von Natzmer zu Ostermann, um ihn zu energischem Widerstand gegen Vandamme aufzufordern, weil sonst ein Katastrophe unvermeidlich und selbst die Person des Zaren bedroht sei. Ostermann blieb stehen und kämpfte bei Priesten-Kulm mit Vandamme am 29. August. Dem General Ostermann zerschmetterte eine Kanonenkugel den linken Arm, und der Herzog von Württemberg übernahm den Oberbefehl. Von 5 Uhr nachmittags an wagte Vandamme keinen Angriff mehr. Von 14700 Russen waren 6000 tot oder verwundet. Indessen war die Hauptarmee nur langsam vorwärts gekommen. Zu Hunderten fielen die erschöpften Soldaten den Siegern in die Hände. Am schwierigsten war der Rückzug des Kleistischen Korps. Doch verlor der verfolgende Marschall St. Cyr die Fühlung mit Kleist, und dieser kam nach 13stündigem, unsäglich ermüdendem Marsche nach Liebenau, noch diesseits des Gebirges gelegen.

Da sandte König Friedrich Wilhelm III. zu Kleist, er solle versuchen, auf Nollendorf, in den Rücken Vandammes zu marschieren. Schon hatte Kleist den Entschluß für sich gefaßt und brach am 30. August um 3 Uhr morgens auf. An diesem Tage war der Kampf zwischen Vandamme und den nun wesentlich verstärkten Verbündeten bei Kulm von neuem entbrannt. Der linke Flügel Vandammes war schon von den Österreichern umfaßt, als um $10^1/_2$ Uhr die ersten Schüsse vom Korps Kleist her fielen. Vandamme war von allen Seiten umstellt. Als er sah, daß er verloren war, machte er unter dem Schutze des heftigsten Artilleriefeuers kehrt und warf sich den Preußen unter Kleist entgegen. Er wehrte sich verzweifelt. Gegen die Verbündeten waren schon zwei seiner Divisionen aufgerieben und gefangen. Das Korps Kleist wurde bei dem Versuch Vandammes durchzubrechen, auseinandergesprengt. Kleist selbst entrann nur mit knapper Not der Ge-

fangenschaft. Die Landwehr hatte hier versagt. Was von den Franzosen durchgebrochen war, fiel dem General Zieten, der Kleists Nachhut führte, in die Hände, 4000 Mann, die seitwärts ausbrachen, den Österreichern. Vandamme wurde von russischen Jägern gefangen genommen. Sein Korps war vernichtet, es war mit Ehren untergegangen. 8—10000 Mann, darunter viele höhere Offiziere, gerieten in Gefangenschaft, 2 Adler, 5 Fahnen und 82 Geschütze waren erobert. — Im Gebirge lagerten während der Nacht die Zersprengten von Freund und Feind nebeneinander ohne Gewißheit über die Entscheidung, mit dem Abkommen, daß bei Tage der Besiegte der Gefangene des Nachbars sein sollte. — Der Sieg bei Kulm machte die Niederlage bei Dresden wieder gut. Die Hoffnung auf einen endgültigen Sieg belebte sich, als im Hauptquartier der Verbündeten die Nachricht von dem Siege bei Großbeeren (23. August) über die armée de Berlin des Marschalls Oudinot eintraf. Der Sieg bei Dresden war der letzte, den Napoleon auf deutschem Boden erfocht. Er hatte nun schon 80000 Mann eingebüßt, und der Ruf der Unüberwindlichkeit war durch die Niederlagen bei Großbeeren, bei Hagelberg, an der Katzbach, bei Kulm von seiner Armee gewichen. Von größter Bedeutung für die Zukunft aber wurde es, daß die drei verbündeten Völker zum erstenmal nebeneinander für die Befreiung gekämpft und geblutet hatten.

König Friedrich Wilhelm III. bewirkt durch sein tatkräftiges Eingreifen den Sieg von Kulm und Nollendorf.

von der Marwitz erzählt: Während diese große Armee (die Österreicher unter Schwarzenberg) im Gebirge steckte, schickte Bonaparte 30000 Mann unter Vandamme von Königstein her in das Teplitzer Tal. Der russische General Ostermann-Tolstoy, der hier mit den Garden stand, ließ unserm König, der zuerst in Teplitz angekommen war, melden, er müsse sich zurückziehen. Die ganze Armee war verloren, wenn es geschah. — Der König sah es ein und ließ ihm sagen: er fordere ihn vielmehr auf, den Posten zu behaupten, er werde gleich selbst kommen und Zeuge seiner Taten sein. Zugleich ließ er den General Kleist benachrichtigen, wie es stehe, er möchte auf der Chaussee von Peterswalde dem Vandamme in den Rücken fallen. Alles geschah. Ostermann opferte sich auf, verlor den Arm und den größten Teil seiner Mannschaft, der König war Zeuge; unterdessen kam die große Armee aus dem Gebirge heraus, zur Unterstützung, und Kleist dem Feinde in den Rücken; und obgleich sich der

größte Teil der französischen Kavallerie bei Nollendorf durch das ganze Kleistsche Korps durchschlug, so wurde doch die Infanterie und Vandamme selbst bei Kulm gefangen. — Dies hat unser König allein bewirkt, und kommt ihm hier mit vollem Rechte das Lob zu, welches unser gutmütiges Volk schon in allen früheren Schlachten ihm gespendet hatte, daß er dieses und jenes selbst geordnet und ausgeführt habe. (von der Marwitz, Nachrichten aus meinem Leben.)

Der russische Oberstleutnant von Wolzogen über die Schlacht von Kulm und Nollendorf

und die Gefangennahme des Generals Vandamme.

Da es [am 29. August] inzwischen Nacht geworden, so eilten die Monarchen nach ihrem Hauptquartier, welches sie in dem gräflich Waldsteinschen Schlosse zu Dux hinter Teplitz aufschlugen. Hier gab es meist nur traurige Gesichter zu sehen; denn der Zustand der alliierten Truppen und namentlich der der Österreicher, welche auf dem Rückzuge seit der unglücklichen Dresdener Schlacht fortwährend den größten Entbehrungen bei schlechtem Wetter und gräßlichen Wegen preisgegeben waren, bot wirklich einen bejammernswerten Anblick dar. Ich tröstete mich indessen damit, daß die Franzosen wohl auch nicht viel besser daran sein möchten und der morgende Tag der Sache möglicherweise noch eine bessere Wendung geben könnte, zumal Schwarzenberg noch in der Nacht die österreichischen Divisionen Colloredo und Bianchi nach dem Schlachtfeld [von Priesten-Kulm] dirigierte. — Ich hatte kaum einige Stunden geschlafen, als sich — schon am frühesten Morgen [des 30. August] — in der Richtung gegen Teplitz starker Kanonendonner vernehmen ließ. Zugleich ging die Meldung ein, daß Vandamme von unserer Seite — Barclay kommandierte an diesem Tage das Heer — angegriffen worden sei. Der Kaiser von Rußland und Fürst Schwarzenberg ritten daher mit ihrem Gefolge sofort nach dieser Richtung hin und nahmen ihre Stellung auf einem in der Nähe von Kulm liegenden Hügel bei der Ruine einer Burg, in welcher sich Libussa nach der Volkssage aufgehalten haben

soll. Von dieser Höhe aus konnte man weit um sich sehen, zumal der Himmel inzwischen wieder heiter geworden war. Das vor uns liegende Schlachtfeld dehnte sich von Kulm bis Arbesau [nordöstlich Kulm] aus. Denjenigen, die mit Fernrohren versehen waren, entging es nicht, daß gegen 11 Uhr mittags auf den Höhen von Nollendorf [nördlich Arbesau] plötzlich Kanonen aufgefahren und die Franzosen dadurch im Rücken beschossen wurden. Dem Kaiser [Alexander] erschien diese Wahrnehmung wie ein Rätsel, und er sandte daher mehrere seiner Adjutanten, unter andern auch mich, nach jener Gegend ab, um genauere Nachrichten hierüber einzuholen. Als ich nach Kulm kam, fand ich das Dorf mit Ausnahme einiger Pulverwagen, von welchen hier und da einige in die Luft sprangen, vom Feinde gänzlich verlassen, erfuhr jedoch daselbst, daß die Preußen unter Kleist den Franzosen in den Rücken gekommen seien und Vandamme deshalb bereits den Rückzug befohlen habe. Ich eilte, dem Kaiser dies zu melden, worauf der Monarch sogleich zu Pferde stieg und mir befahl, ihn an einen Ort zu führen, von wo er die Sache in der Nähe sehen könne. Ich ritt nun mit dem Kaiser nach Kulm zurück. . . Kaum waren wir jenseits Kulm angekommen, so brachten einige Kosaken den General Vandamme und den Chef seines Generalstabes, General Haxo, als Gefangene. Beide hatten sich in die Mitte einer zurückweichenden französischen Infanteriekolonne begeben, aus welcher sie diese Kosaken — ein Uradnick (Unteroffizier) und drei Gemeine — ersteren am Kragen und letzteren am Ärmel, der infolgedessen zerrissen herabhing, ohne weiteres herausschleppten. Die Franzosen waren durch diese kühne Tat so bestürzt, daß sie auf die Räuber ihrer Generale zu schießen vergaßen und alles ruhig hatten geschehen lassen. — Der Kaiser sagte den Gefangenen einige tröstliche Worte und versprach ihnen eine gute Behandlung, worauf indessen Vandamme ganz trotzig und ohne den Hut abzunehmen erwiderte: „Vous êtes le maître, Sire!“ Dieses Benehmen empörte mich so sehr, daß ich mich dem Kaiser näherte und ihm zuflüsterte, er möchte sich doch erinnern, daß dieser Mann derselbe sei, welcher

im Lande seines Schwagers, des Herzogs von Oldenburg, ganze Bauernfamilien habe erschießen lassen, weil sie ihrem Herrn treu geblieben seien! — Gleich darauf befahl der Monarch, beide Gefangene nach Teplitz zu bringen und daselbst in Gewahrsam zu halten.

(Memoiren des Generals L. von Wolzogen.)

Der französische Marschall Saint-Cyr über die Folgen der Schlacht von Kulm und Nollendorf.

Dieser Tag muß unter die unglücklichsten des Feldzuges gerechnet werden; er vernichtete uns die ganze Frucht der am 26. und 27. vor Dresden errungenen Erfolge; er gab den Feinden Selbstvertrauen wieder, stellte die Einigkeit unter ihnen wieder her, entriß Napoleon den Vorteil der Offensive, zerstörte die Begeisterung seiner Soldaten, um so mehr, als man zu gleicher Zeit die Kunde von dem Unheil erhielt, das vier unserer Armeekorps in der Schlacht an der Katzbach erlitten hatten. Noch bedeutend gefährlicher war es, daß durch diese Ereignisse die Furcht sich in Napoleons Herz schlich.

Der französische General Vandamme und Alexander I.

Vandamme war unter den höchsten Offizieren Napoleons der dreisteste.

General Marbot erzählt: Sämtliche Offiziere, und dem Beispiele derselben folgend auch selbst die gemeinen Soldaten, behandelten Vandamme, dessen Mut allgemein bewundert worden war, mit der höchsten Achtung. Die Rücksichten hörten aber auf, so unglaublich das auch klingen mag, und verwandelten sich in Beschimpfungen, mit dem Moment, wo der Gefangene in Prag dem Kaiser Alexander und dessen Bruder, dem Großfürsten Constantin, vorgestellt wurde. Letzterer entriß ihm sogar den Degen, worauf Vandamme in seiner Entrüstung und rauhen Eigenart ausrief:

„Es ist leicht, mir hier den Degen abzunehmen; ehrenvoller wäre es gewesen, dies auf dem Schlachtfeld zu tun; aber es scheint, daß ihr nur die Trophäen liebt, die

euch wenig kosten! . ." Unmittelbar nach diesen Worten befahl der Kaiser im höchsten Zorn ihn abzuführen, wobei er Ausdrücke wie: Plünderer und Räuber hervorstieß. Vandamme erwiderte, indem er dem Kaiser mit stolzem Blick ins Auge sah:

„Ich bin weder Plünderer noch Räuber; aber auf keinen Fall werden mir die Zeitgenossen und die Geschichte den Vorwurf machen, daß ich meine Hände mit dem Blut meines Vaters befleckt habe!"

Bei dieser Anspielung erblaßte Alexander, da die öffentliche Meinung ihn beschuldigte, daß er aus Furcht vor den Verschworenen die Ermordung seines Vaters [des Zaren Pauls I.] stillschweigend habe geschehen lassen, und entfernte sich schnell, ganz niedergeschmettert von diesem Auftritt, der in Gegenwart so vieler Offiziere seines Gefolges stattgefunden hatte. — Vandamme wurde bald darauf nach Wintka an die Grenze Sibiriens gebracht.

(Memoiren des Generals Marbot.)

Armeebefehl Blüchers.

Hauptquartier Löwenberg, 1. September 1813.

Schlesien ist vom Feinde befreit! Eurer Tapferkeit, brave Soldaten der russischen und preußischen Armee unter meinem Befehl, Eurer Anstrengung und Ausdauer, Eurer Geduld in Ertragung von Beschwerden und Mangel verdanke ich das Glück, eine schöne Provinz den Händen eines gierigen Feindes entrissen zu haben.

In der Schlacht an der Katzbach trat Euch der Feind trotzig entgegen. Mutig und mit Blitzesschnelle bracht Ihr hinter Euren Anhöhen hervor. Ihr verschmähtet, ihn mit Flintenfeuer anzugreifen; unaufhaltsam schrittet Ihr vor, Eure Bajonette stürzten ihn den steilen Talrand der Wütenden Neisse und der Katzbach hinab.

Seitdem habt Ihr Flüsse und angeschwollene Regenbäche durchwatet. Ihr littet zum Teil Mangel an Lebensmitteln, da die grundlosen Wege und der Mangel an Fuhrwerk deren Nachfuhr verhinderten. Mit Kälte, Nässe, Entbehrungen und

zum Teil mit Mangel an Bekleidung habt Ihr gekämpft; dennoch murrtet Ihr nicht; Ihr verfolgtet mit Anstrengung den geschlagnen Feind. Habt Dank für ein so lobenswertes Betragen! Nur derjenige, der solche Eigenschaften vereinigt, ist ein echter Soldat.

103 Kanonen, 250 Munitionswagen, des Feindes Lazarettanstalten, seine Feldschmieden, seine Mehlwagen, 1 Divisionsgeneral, 2 Brigadegenerale, eine große Anzahl Obersten, Stabs- und andere Offiziere, 18000 Gefangene, 2 Adler und andere Trophäen sind in Euren Händen. Den Rest derjenigen, die Euch in der Schlacht an der Katzbach gegenübergestanden haben, hat der Schreck vor Euren Waffen so sehr ergriffen, daß sie den Anblick Eurer Bajonette nicht mehr ertragen werden.

Die Straßen und Felder zwischen der Katzbach und dem Bober habt Ihr gesehen: sie tragen die Zeichen des Schreckens und der Verwirrung Eurer Feinde.

Laßt uns dem Herrn der Heerscharen, durch dessen Hilfe Ihr den Feind niederwarfet, einen Lobgesang singen und im öffentlichen Gottesdienst ihm für den uns gegebenen herrlichen Sieg danken. Ein dreimaliges Freudenfeuer beschließe die Stunde, die Ihr der Andacht weihet.

Dann sucht Euren Feind aufs neue auf!

Gneisenau in Blüchers Namen an Schwarzenberg.

Das Schlesische Heer sollte sich zum größeren Teil der Böhmischen Armee anschließen. Gegen diese Trennung wendet sich Gneisenau.

2. September 1813.

Ew. Durchlaucht verehrliches Schreiben vom 30. vorigen Monats ist mir durch den Herrn Fürsten Wenzel Lichtenstein richtig eingehändigt worden. Euer Durchlaucht, indem Sie eine Abrückung von 50000 Mann von meiner Armee verlangen, nehmen hierbei den Fall an, daß der französische Kaiser mit seiner Hauptmacht den verbündeten Heeren nach Böhmen folge. Selbst in diesem, noch nicht ausgemacht gewissen Fall, dürfte eine Offensivbewegung meiner Armee nach der Elbe auf indirektem Wege vielleicht wirksamer sein als eine gerade Entgegenstellung durch einen Linksmarsch von 50000 Mann nach Böhmen; eine Zahl, die die

Streitkräfte der verbündeten Armeen in Böhmen weniger wirksam vermehrt, als es das Zusammenhalten meiner Armee und eine Offensivbewegung nach der Elbe strategisch und moralisch tun würde. Man darf aber auch den Fall annehmen, daß der französische Kaiser abermals seine Hauptstärke gegen uns hier vereinige, uns zu schlagen, wenigstens zurückzudrängen trachte, dadurch die Eingänge von Schlesien nach Böhmen gewinne und den verbündeten Armeen in Böhmen in Rücken komme. Für diesen Fall ist es unzubezweifelnd besser, daß die hiesige Armee in einem imposanten Zustand erhalten werde, als daß man solche zerstückele, dort nicht viel helfe, hier aber die Existenz einer Armee verschwinden lasse; denn meine Armee ist durch die vielen harten Gefechte bis unter 70000 Mann geschmolzen.

Läßt man die hiesige Armee vereinigt, so erreicht man dadurch zwei Zwecke, vereinigt nämlich den eines unmittelbaren Schutzes für Schlesien, wenn der französische Kaiser in diesem Lande vordringen wollte, und den des Vorteiles einer Offensivbewegung nach der Elbe hin, wenn selbiger der verbündeten Armee nach Böhmen folgen sollte. Wir sind überdies durch eine solche Bewegung imstande, mit dem Kronprinzen von Schweden uns zu vereinigen, der, sofern die Existenz einer Schlesischen Armee und somit die Möglichkeit einer Offensivbewegung nach der Elbe hin aufhören sollte, schwerlich zu bewegen sein wird, gegen die Elbe vorzurücken.

Noch gibt es einen psychologischen Grund für meine hier dargestellte Ansicht, nämlich den, daß es nicht gut ist, eine siegreiche Armee zu trennen, wo die Truppen wechselseitiges Vertrauen zueinander haben und bei denen das Andenken ihres Sieges noch frisch ist.

Der russische General von Sacken geht mit seinem Korps durch die Neiße.

5. September 1813.

Als sich bei dem Rückzuge über die Neiße unterhalb Görlitz an der russischen Pontonbrücke zu viel Truppen an-

häuften und den Übergang verhinderten, befahl Sacken, daß das ganze Korps sich entkleiden und durch den angeschwollenen Fluß waten solle, dieser Befehl ward sogleich ohne Murren ausgeführt. Bei ähnlicher Veranlassung gab Blücher selbst das Beispiel, indem er, ohne die Füße herauszuheben, zuerst mit dem Pferde ins Wasser sprengte und durch den Fluß setzte. (Boyen, Denkwürdigkeiten.)

Die Schlacht bei Dennewitz

am 6. September 1813.

Am 1. September übertrug Napoleon dem Marschall Ney den Befehl über die gegen die Nordarmee aufgestellte armée de Berlin. Am 6. September schlug General Bülow den Marschall Ney bei Dennewitz, etwa 4 Meilen östlich von Jüterbog am Fläming, in einer der erbittertsten Schlachten dieses Kriegs. Bayern, Württemberger und Sachsen kämpften gegen Preußen. Ein Bataillon des sächsischen Leibregiments ging zu den Preußen über. Der Kronprinz Bernadotte blieb Zuschauer des Kampfs. Neys Armee wandte sich in zerrüttender Flucht auf Torgau.

Das zweideutige Verhalten Bernadottes

bei Dennewitz am 6. September 1813.

Reiche erzählt: Der Kronprinz von Schweden traf ein und ließ in Schlachtordnung aufmarschieren. Da er jedoch nicht näher kam, vielmehr halten blieb, so wurde der General Bülow aufs höchste aufgebracht und befahl mir, augenblicklich zum Kronprinzen zu reiten, ihm zu melden, daß die Schlacht noch nicht zu Ende sei, ihn auffordernd, daher unverzüglich vorzurücken. „La bataille est gagnée, [die Schlacht ist gewonnen]," erwiderte mir der Kronprinz, „j'arrive avec quarante bataillons, dites au général Bulow qu'il se retire en seconde ligne! [ich komme mit 40 Bataillonen, sagen Sie dem General Bülow, er solle sich in die zweite Linie zurückziehen!"] Kaum traute ich meinen Ohren, als ich diesen Befehl vernahm; wir, die wir schon über 5000 Mann tot und verwundet hatten, sollten die Früchte unserer fast übermenschlichen Anstrengungen dahingeben und die Ehre des Tages denen, die bis jetzt nur zugesehen hatten, überlassen.

(von Reiche, Memoiren.)

Wie Deutsche gegen Deutsche kämpften.

In der Schlacht bei Dennewitz am 6. September 1813 wurden die Württemberger von den Preußen fast aufgerieben. — Nach einem gleichzeitigen Bericht.

Das Bataillon des 2. [württembergischen] Regiments hielt unter seinem tüchtigen Führer, dem Obersten Baur, noch fest zusammen. Mit der größten Hingebung bestrebte sich der schon verwundete Baur, in dieser überwältigenden Lage die Ordnung zu erhalten; Offiziere und Unteroffiziere ermahnten zum Widerstand. Jetzt aber eröffneten die Geschütze der [preußischen] Batterien ihr Kartätschenfeuer auf das geängstigte Regiment; das [preußische] Bataillon Polczinski drang heran und erhielt nur noch einzelne Schüsse aus dem Viereck. Die äußeren Rotten warfen sich zu Boden und die Wehrreiter sprengten hinein. Der brave Baur wurde niedergestochen; in einzelne Knäuel geballt, führte das Bataillon den Kampf von Mann gegen Mann noch fort, bis es gänzlich erlag. Die zähe Ausdauer, mit der es in so verzweifelter Lage sich zur Wehr setzte, hatte den Kampf zur äußersten Wut gesteigert, und schwer nur war den Siegern Einhalt zu tun. Die Hälfte der Mannschaft deckte mit übereinandergehäuften Körpern den Wahlplatz; von 15 Offizieren, 586 Mann kamen nur 70 Versprengte davon, 230 wurden gefangen; 6 Offiziere lagen tot, 8 fielen zum Teil verwundet in die Gewalt der Gegner. Vom 7. Regiment, welches 18 Offiziere, 611 Mann stark gewesen war und weniger lange ausgehalten hatte, wurden 4—500 gefangen, 1 Offizier, 81 Mann kamen durch. Die beiden Fahnen blieben in preußischen Händen, und die württembergische Abteilung fand einen vollständigen Untergang, nicht ohne Ruhm durch den hartnäckig geleisteten Widerstand.

(Pfister, Aus dem Lager des Rheinbundes.)

Der Major von Mirbach bei Dennewitz.

Boyen erzählt: Beim 4. Regiment stand ein Major Mirbach, der durch seine heitere Laune und seinen schnellen, oft sehr scharfen Witz allgemein bekannt war. Bei dem Angriff von Dennewitz drehte er sein Pferd halb nach

dem von ihm geführten Bataillon um, um von demselben das Gewehr fällen zu lassen; in dieser Stellung aber zerschmetterte ein aus ziemlicher Nähe abgefeuerter feindlicher Kartätschenschuß nicht allein das Hinterteil seines Pferdes und Sattels, sondern zerriß ihm auch die Muskeln seines Gesäßes, so daß er besinnungslos vom Pferde fiel. Das Bataillon setzte, ohne zu stutzen, den Weg fort, und als nach einigen Augenblicken der Major von einem hinzugeeilten Chirurgen wieder ermuntert wurde, fragte er, wo er denn eigentlich verwundet sei, was ihm ohne weitere Umschreibung beantwortet wurde. Da erwiderte Mirbach ganz in seinem gewöhnlichen Charakter: „Na, das begreif ich doch nicht, was unser Herrgott damit sagen will; wenns noch die Zunge gewesen wäre!" Es wird wenig Menschen geben, die bei einer so bedeutenden Verwundung noch einen solchen Scherz auszusprechen imstande sind.

(Boyen, Denkwürdigkeiten.)

Die Landwehr bei Dennewitz.

Reiche erzählt: Diese Schlacht war für unsere Landwehr und neuerrichteten Truppen die eigentliche Feuerprobe; denn bei Großbeeren löschte der Regen das Gewehrfeuer größtenteils aus. Sie haben diese Probe als brave Soldaten und wahre Ehrenmänner bestanden, die nicht nachließen, es ihren älteren Kameraden gleichzutun. Eine große Belästigung in dieser Schlacht verursachte uns der heftige, anhaltende Wind, der uns unaufhörlich Sand und Staub ins Gesicht trieb. Alle Truppen ohne Ausnahme wetteiferten in Ausdauer, Tapferkeit und Todesverachtung. Alle haben sich gleiche Ansprüche auf den Dank des Vaterlandes erworben. Unglaubliche Waffentaten wurden an diesem Tage verrichtet. Das pommersche Husarenregiment unter Anführung seines Kommandeurs, des damaligen Majors von Thümen, hieb ein bayerisches Chevauxlegersregiment nieder und nahm ein feindliches Infanteriekarree trotz der heftigsten Gegenwehr gefangen und eroberte dabei eine Fahne und vier Kanonen.

(von Reiche, Memoiren.)

General von Bülow und rheinbündische Offiziere.

Reiche erzählt: Als die gefangenen deutschen Offiziere dem General Bülow vorgeführt wurden, richtete er an sie eine kräftige Anrede in den stärksten Ausdrücken, den Kantschu, den er zu Pferde stets führte, in der Hand. Er überlud sie mit Vorwürfen, wie sie als Deutsche gegen Deutsche, die zur Befreiung des gemeinsamen Vaterlandes die Waffen ergriffen hätten, fechten könnten, jetzt, da ihnen Gelegenheit geworden, sich als wahre Deutsche zu zeigen und die verlorene Unabhängigkeit wieder zu gewinnen u. dgl. mehr. Allerdings war darunter gemeint, daß sie zu uns hätten übergehen sollen. Wenn man aber bedenkt, daß der Soldat unter allen Umständen nur seiner Pflicht als solcher Gehör geben soll, so kann man ihn nur bedauern, wenn er sich in einer Lage befindet, wo seine Pflicht mit seinen Gefühlen nicht im Einklange steht. (von Reiche, Memoiren.)

General Bülow von Dennewitz an seine Frau.

Der gestrige Tag war einer der merkwürdigsten und glänzendsten, welche die preußische Militärgeschichte aufzuweisen hat; wir haben eine Hauptschlacht gewonnen, wo gegen uns jeder Fuß Terrain hartnäckig verteidigt wurde. An der Schlacht hat von den Alliierten nichts teilgenommen als zuletzt, nachdem wir den Feind schon aus den meisten Positionen geworfen, die schwedische und russische Artillerie und beim Verfolgen die russische Kavallerie. An 5 Stunden habe ich mich beinahe allein gegen einen ungeheuer überlegenen Feind mit 3 Divisionen erhalten müssen, denn die von Borstell konnte erst nach 3 Uhr nachmittags ankommen, und um 10 Uhr fing die Schlacht nahe bei Jüterbog an. Wir haben sehr viel Menschen verloren, mehrere Bataillone sind bis auf die Hälfte geschmolzen. Die Hand der Vorsehung beschützte mich sichtbar. Auch von meinen Adjutanten ist niemand verwundet. Der Prinz von der Moskwa [Ney] war mit seinem Armeekorps zu Oudinot gestoßen und hatte das Kommando übernommen, daher die sehr bedeutende Stärke des Feindes . . . Unsere Truppen haben Wunder getan, sie

haben mit dem Bajonett Batterien gestürmt; es sind wieder die alten Preußen von Prag und Leuthen. Es kommt nur darauf an, daß wir unsern Sieg benutzen, und wir werden bald Herr von Deutschland sein.

Aus dem Armeebefehl Bernadottes

nach dem Sieg von Dennewitz.

Am 8. September 1813.

Die höchstens 40000 Mann starke preußische Armee . . . hielt mit einem wahren Heldenmute die wiederholten Angriffe von 70000 Feinden aus, die von 200 Feuerschlünden unterstützt wurden. Der Kampf war ungleich und mörderisch. Gleichwohl ergab sich bei den preußischen Truppen kein Augenblick von Unentschlossenheit, und wenn einige Bataillone gezwungen wurden, das gewonnene Terrain zu räumen, so geschah es nur, um es im folgenden Augenblick wieder zu besetzen . . . Das Resultat dieser Schlacht, welche bei dem Dorfe Dennewitz geliefert wurde, von dem sie den Namen führen wird, belief sich schon gestern morgen auf beinahe 5000 Gefangene, 3 Fahnen, 25—30 Kanonen und über 200 Munitionswagen. Das Schlachtfeld und die Wege, welche der Feind passiert hat, sind mit Toten und Verwundeten und mit einer großen Menge von Waffen bedeckt. Man hat deren schon 6000 gesammelt. . .

Mit Lebhaftigkeit verfolgt, wird der Feind, der anscheinend auf Torgau marschieren will, die Elbe nur nach noch größeren Verlusten erreichen . . . Man kann rechnen, daß der Feind bis jetzt an Toten, Verwundeten und Gefangenen 16—18000 Mann, über 60 Kanonen und 400 Munitionswagen verloren hat. Der Verlust der preußischen Truppen ist sehr groß und beläuft sich auf 4 oder 5000 Mann an Toten und Verwundeten . . . Das bei dieser Gelegenheit von der preußischen Armee gegebene heldenhafte Beispiel ist dazu angetan, in der Erinnerung jedes Soldaten zu leben . . .

Marschall Ney an Napoleon

nach der Schlacht von Dennewitz.

Ich bin gänzlich geschlagen, und noch weiß ich nicht,

ob mein Heer sich wieder gesammelt hat. Ihre Flanke ist entblößt, seien Sie deshalb auf Ihrer Hut. Ich glaube, daß es Zeit ist, die Elbe zu verlassen und sich auf die Saale zurückzuziehen.

An den Kommandanten von Wittenberg schrieb Ney:

Ich bin nicht mehr Herr der Armee; sie versagt mir den Gehorsam und hat sich in sich selbst aufgelöst.

Bis zum Übergang Blüchers über die Elbe.

Immer noch hielt der Kaiser Napoleon, trotz der Niederlagen seiner Marschälle, seine alte Stellung, die Elblinie. Von ihr aus wandte er sich im September mehrere Male gegen die Hauptarmee in Böhmen und gegen die Schlesische Armee unter Blücher. Blücher wich dem Kaiser aus, Fürst Schwarzenberg aber und sein Generalstab wagten den entscheidenden Angriff auf den gefürchteten Gegner noch nicht. Es sollte im Gegenteil auch der entschlußfreudigste Feldherr der Verbündeten, Blücher, mit einem Teil seiner Armee in das Netz strategischer und diplomatischer Vorsicht hineingezogen werden. Es gelang Blücher, diese Schwächung seines siegreichen Heeres zu verhindern, und der Abmarsch nach rechts, der zur Überschreitung der Elbe und zur Vereinigung mit der Nordarmee unter dem Kronprinzen Bernadotte führte, wurde ihm freigegeben. General Bülow von der Nordarmee lag vor der Festung Wittenberg. Am 1. Oktober löste der russische General Tschernitscheff, einer der erfolgreichsten Parteigänger der Verbündeten im Norden, mit 2500 Reitern und 4 Geschützen das Königreich Westfalen des Jérôme Napoleon auf, nachdem er Kassel genommen. Er führte 2000 Gefangene und 30 Geschütze mit fort, und sein Erfolg war von großer moralischer Wirkung.

Blücher an seine Frau.

Löbau, 6. September 1813.

. . . daß blat hat sich hier wieder gewandt, der Kaiser napoleon ufgebracht über der vernichtung der armeh [an der Katzbach], so er gegen mich ufgestellt, ist selbst mit sein Hauptarmeh wider mich marchirt, und 2 tage hin durch wendet er alles an, um mich zu einer Schlacht zu bringen, da er zweh mahl so stark ist wie ich alle sein manöver sind vergebens, ich weiche ihm auß, bis er wider zurückgehn muß, dan aber will ich ihm wahrm halten, wihr sind alle gesund.. Schreibt mir nur ballde und offte, es werden mit gottes hülffe frohe tage kommen.

Kneſebeck über die Verwirrung im Hauptquartier.

8. September 1813.

Zu ſagen, was man hieſigerſeits tun wird, iſt ſehr ſchwer; — denn wir kommen wie immer nicht aus dem Kriegsrate heraus. Schwarzenberg iſt ein verſtändiger Mann, hat aber nicht die Meinung der Monarchen und den Glauben für ſich; daher ewige Kontroverſen, die ruſſiſchen Generale gehorchen nicht, der Kaiſer befiehlt zuweilen mit; — Toll, Wolkonsky, Jomini und Diebitſch pfuſchern auch mit drein; — ſo kommen widerſprechende Befehle auf Befehle; und niemand weiß wer Koch oder Kellner iſt.

Blücher an ſeine Frau.

Bernſtaetdt [Bernſtadt], 10. September 1813.

Ich bin geſund und habe geſtern die Franzoſen auß Görlitz Reichenbach und Loebau verjagt ſie zihn ſich alle nach Bautzen und ſo nach Dresden, was nun weitter werden wird, muß die Zeitt lehren Dankſagung von Berlin und Breslau gehn hauffenweiſe bey mich ein . . .

Blücher an Kneſebeck.

Herrnhut, 13. September 1813.

um des allgemeinen wohl und Beſten, bewahren ſi mich vor einer vereinigung mit der großen armeh; was ſoll eine ſolche ungeheure masse auf einem gleichſam ausgezerten terrain. hir will ich wirkſahm ſein und kann ich nützlich werden; weiche ich von einen den Kronprinzen von Schweden mitgetheilten operations Plan ab, ſo kriegt [kriecht] er ſicher, ſtaht daß er nu mit ſtarken Schritt vorwerts geht; ſolte Napoleon nach Boehmen hineingehn wollen, ſo muß man ihn in Boehmen vernichten, ich glaube aber, daß er die Elbe verläßt, wenn man gut manourirt.

Blücher an ſeine Frau.

Herrnhut, 15. September 1813.

Dein Briff vom 6ten habe ich erhalten und ſehe darauß daß ihr geſund ſeied, aber meine gute mahle du biſt verſtimmt und mißvergnügt, daß macht mich kummer, weg

mit die grillen, es wird alles guht werden der Himell zeigt sich uns so heitter . . ., noch heute marchire ich nach Bautzen und in wenigen tagen vor Dresden oder ich gehe über die Elbe zwischen Torgau und Dressen.

Hier in Hernhut bin ich 3 tage nie in meinen leben habe ich besser quartier gehabt ach es sind vortrefflige leute die hernhuter, sie haben mich uf henden getragen und vergossen trähnen, da ich sie verlasse auch ich und meine gantze umgebung mögten weinen . . . Daß der König mich das großkreutz des Eissernen gegeben habe ich dich schon geschrieben . . . es wird alles guht werden Napoleon ist in die Tinte . . .

Der Freiherr vom Stein an den Grafen Münster.

Prag, 16. September 1813.

Die neuesten Ereignisse haben uns unsere neuen Alliierten und ihren Feldherrn kennen lernen, — wir haben eine Vermehrung der Masse, nicht der Einsichten und der edlen kräftigen Gesinnungen erhalten, und die Früchte des seit 1810 befolgten Systems kennen gelernt. Von 1806 an bis 9 arbeiteten die Stadions daran, um den Geist der [österreichischen] Nation zu heben, um die Armee zu verstärken und zu vervollkommnen, beides mit Erfolg; die Nation war begeistert, die Armee schlug sich tapfer — das neue Ministerium strebte seit dem Frieden bis jetzt den Kurs zu verbessern, den Frieden zu erbetteln, die Armee zu desorganisieren, den Geist der Nation zu lähmen, man hoffte durch allerlei diplomatische Künste das große Problem der Regeneration Europens zu lösen, und es gelang zum Teil: die Nation war und ist lau, die Armee schlägt sich nicht sonderlich, niemand vertraut weder auf den schwachen Regenten noch auf seinen egoistischen kalten schlauen Minister, der zwar rechnet, aber ohne Tiefe, er ist ein guter Buchhalter aber kein großer Mathematiker.

Der Major Franz von Blücher an seinen Vater

aus der französischen Gefangenschaft.

Der Sohn Blüchers war in dem Gefecht bei Peterswalde am 16. September 1813, als er überlegene polnische Kavallerie mit großer Bravour attackierte, durch einen Säbelhieb über den Kopf

schwer verwundet worden. Er wurde zwar wiederhergestellt, doch litt sein Geist unter den Folgen der Verwundung. Er starb später im Wahnsinn. Blücher hatte oft über die Zurücksetzung seines Sohnes durch den König von Preußen zu klagen.

17. September 1813.

... Ich kann nicht genug die vorzügliche Art rühmen, mit welcher man mich behandelt, und ich bitte Sie daher, einen jeden französischen Offizier ebenfalls mit Güte zu überhäufen, welches so schon Ihrem Karakter eigen ist.

Meine Gefangenschaft macht mich keine Schande, denn um mehreres zu retten, mußte ich mich hingeben ...

Gneisenau an den Grafen Münster.

Bautzen, 19. September 1813.

Mehr wie zweihundert Briefe sind aufgefangen voll Jeremiaden über den traurigen Zustand der französischen Armee. Von Berthier wird gesagt, er habe an Cambacérès geschrieben, wie er des Kaisers Knie umfangen und ihn beschworen habe, Friede zu machen, indem er mit seinen Armeen nicht mehr Truppen widerstehen könne, die sich mit soviel Erbitterung als die unsrigen schlügen.

Blücher an seine Frau.

Bautzen, 20. September 1813.

noch stehe ich hir vor Dreßten hoffe aber daß der Feind ballde von genanntem Ohrt zurückweichen wird, der beständige Regen erschwehrt uns alles, sonst wehren wihr schon weitter, leider erhallte ich gestern die nachricht von der großen armeh daß mein guter Frantz [Blüchers Sohn] abermahls Bleßiert und gefangen ist, sein Blessur soll nicht gefehrlich sein und in ein hieb im kobff bestehn, der Kaiser von Rußland hat sogleich ein Trompeter zum Feinde geschickt und nach ihm fragen lassen, Napoleon hat Frantz zu sich bringen lassen, mit ihm sehr ahrtig gesprochen, ihm auch ein Arzst geschickt, er wird übrigens sehr gut gehalten ..

Die Volksstimmung in Sachsen.

Der württembergische Militärbevollmächtigte bei Napoleon, Oberst Graf Beroldingen, schreibt an König Friedrich I. von Württemberg:

Gotha, 22. September 1813.

Die Stimmung ist hier wie in ganz Sachsen auf das höchste gespannt; man kann den gänzlichen Untergang der französischen Armee gar nicht erwarten. Es ist nicht zu beschreiben, welch schwieriger Geist in ganz Sachsen herrscht.

Blücher an den Landschaftsdirektor von Bonin.

Bautzen, 22. September 1813.

... ich stehe mit der nase wider vor Dreßen und denke ballde hinein zu komen, der Francoische kaißer steht mit seine haupht force bey Pirna, mihr gegenüber steht der könig von Neapel in großen Hain, ich denke ihm in einigen tagen bey die Ohren zu krigen ...

man hat mich so vihll ordens und kreützer angehangen daß ich sie kaum tragen kan, vom Russischen kaißer habe ich den andreaß orden und den des heilligen George, von ostreich daß Commandeurkreütz des Teresien orden, und vom könig daß groß kreütz des Eissernen kreütz, wen die leütte nuhr daran dechten daß wenigstens eine betreglige HErr Schaft dazu gehört um alle diese Ehren Zeichen angemessen zu leben, versprochen wird genug ich denke zu letzst wird wohl eine Donation der Francoischen Marchelle heran müssen .... Die Sachen gehen nun guht, u vor winter sind wihr sicher am Rein und dan wird Fride, wen ich selbigen erlebe so sage ich gleich nun adio HErren dinst, und lebe die pahr tage Führ mich ... wen es Fride wird kauff ich mich gleich wider in Pomern an, ich will bey diese brave nation sterben, du kanst nicht glauben waß unsre landwehren braff sind auch die Rußen die ich bey mich habe sind sehr braff die Cosacken stehlen aber wie die Raben ...

Gneisenau an Clausewitz

über die Absicht der Schlesischen Armee, die Elbe zu überschreiten.

Am 26. September 1813.

... Wir haben nun andere Entwürfe gemacht und fangen an zur Ausführung zu schreiten, ehe wir die Ge-

nehmigung eingeholt haben. Bei der großen Armee nämlich entwirft man stets neue Pläne und kommt nie zur Ausführung, und nach zwei Siegen treibt sich der Kronprinz von Schweden zwischen der Nuthe und der Elbe herum.

Wir also wollen die Szene eröffnen und die Hauptrolle übernehmen, da die anderen es nicht wollen.

Da, wo die Schwarze Elster in die Elbe sich ergießt, macht die Elbe einen einspringenden Winkel. Dort denken wir ein verschanztes Lager anzulegen. Weiter oberhalb denken wir über den Fluß zu gehen und von preußischen Streitkräften an uns zu ziehen, was wir können . . . Graf Tauentzien ist mit uns einverstanden und wird gemeinschaftlich mit uns wirken. Ich hoffe, Bülow wird dieses selbst, aus wohlverstandenem persönlichen Interesse, gleichfalls tun, ohne sich viel um den ihn lähmenden Kronprinzen zu kümmern.

Bülow von Dennewitz an Blücher über Bernadotte.

Am 1. Oktober 1813.

Sehr erfreut über die Annäherung Ew. Exzellenz, hoffe ich nun, daß es uns gelingen wird, den Kronprinzen von Schweden zu mehr Tätigkeit zu bewegen. Sind es politische Gründe oder andere, kurz, des Kronprinzen System ist Nichtstun, und nur auf eine gewaltsame Weise konnte man das herbeiführen, was geschehen. So bin ich am 5. September von Marzahne ohne seine Befehle abmarschiert und habe am 6. ohne seinen Befehl bei Dennewitz geschlagen; derselbe Fall war bei Großbeeren. Der Kronprinz, der sich gern sicher stellt, wird nun suchen, unter dem Schutze von Ew. Exzellenz Armee die Elbe zu passieren, die wir schon längst hätten passieren sollen, um so bei allen Gelegenheiten durch Sie gedeckt zu operieren. Indessen hoffe ich zu Gott, daß sich eine Gelegenheit finden wird, ihn mit fortzuziehen, und kann es nicht anders geschehen, so werde ich mich nicht durch die Furchtsamkeit und die egoistische Politik eines Fremdlings abhalten lassen, mit meinem Korps für das allgemeine Beste mitzuwirken; Ew. Exzellenz können auf mich und meine sehr braven Truppen rechnen.

Der Elbübergang Blüchers bei Wartenburg am 3. Oktober 1813.

Am 26. September brach Blücher von Bautzen auf, um den Elbübergang zu erzwingen. Am 3. Oktober drang das Korps Yorck und das Korps Langeron auf 2 Brücken bei Wartenburg über die Elbe. Es wurde den ganzen Tag gekämpft. Der Sieg wurde gegen den zähen Widerstand der Franzosen unter Bertrand mit schweren Verlusten erfochten. Das Korps Yorck zeichnete sich glänzend aus. Am 4. Oktober überschritt auch der Kronprinz Bernadotte die Elbe bei Roslau und in den nächsten Tagen rückten die vereinigten Heere, die Nordarmee und die schlesische, langsam in der Richtung auf Leipzig vor, Blücher auf dem rechten, Bernadotte auf dem linken Ufer der (Zwickauer) Mulde.

Die Offensive der Schlesischen Armee.

Das Bombardement der Festung Wittenberg, die von Teilen des Bülowschen Korps belagert wurde, hatte am 29. September 1813 begonnen.

Boyen erzählt: Menschlicher Wahrscheinlichkeit nach hätten wir ohne das Zutreten fremder Einwirkungen noch lange vor Wittenberg verweilen können; der Kronprinz gefiel sich mit der Elbe vor der Front, seinem Quartiere in Zerbst ganz gut, und in der sogenannten Großen Armee unter Schwarzenberg fehlte Einheit und Unternehmungsgeist. Glücklicherweise bildete der rastlose Tatendurst Blüchers und Gneisenaus Scharfblick eine Vereinigung, die Kraft genug besaß, alle diese Hindernisse zu besiegen; der ebenso kühn gedachte als geschickt ausgeführte Marsch der Schlesischen Armee aus der Lausitz gegen Wittenberg ist unbestritten eine der wichtigsten Handlungen dieser Periode und die Haupteinleitung zur siegreichen Schlacht bei Leipzig.

(von Boyen, Denkwürdigkeiten.)

Anekdote von Gneisenau.

2. Oktober 1813.

Kurz vor dem Übergang bei Wartenburg ward eine Besprechung gehalten; Blücher und Gneisenau waren für kühnes Verfahren, [der Generalquartiermeister] Müffling wollte mit seiner Meinung nicht recht heraus und regte zuletzt Gneisenaus Ungeduld so auf, daß dieser ausrief: „Sagen Sie nur Ihre Meinung ganz frei heraus, Herr Oberst. Ich gebe Ihnen im voraus die Versicherung, daß sie nicht befolgt wird."

(Nach Pertz, Gneisenau.)

Blücher und Bernadotte

vor dem Elbübergang bei Wartenburg, am 2. Oktober 1813.

Gneisenaus Adjutant Hüser erzählt: In Jessen hatte Blücher gleich nach seinem Eintreffen eine Konferenz mit dem Kronprinzen von Schweden, bei welcher die Adjutanten und Generalstabsoffiziere gegenwärtig waren. Dem General lag viel daran, den Kronprinzen zu vermögen, mit seiner Armee gleichfalls über die Elbe zu gehen, wozu dieser keine Lust bezeigte. Graf Goltz [Adjutant Blüchers] mußte wieder den Dolmetscher machen und hin und her übersetzen. Blücher indessen verstand halb und halb die ausweichenden Antworten des Kronprinzen, und ehe Goltz sie ihm wortgetreu wiedergeben konnte, rief er schon immer hastig dazwischen: „Sagen Sie dem Kerl, der Teufel soll ihn holen, wenn er nicht wolle", und ähnliche freundschaftliche Überzeugungsgründe. Goltz gab natürlich diese Einreden in verfeinerter Fassung, und nach langem Gespräch trennte man sich mit den Versicherungen gegenseitiger Befriedigung.

(Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals von Hüser.)

Blücher an seine Truppen vor dem Sturm

auf das Dorf Wartenburg am 3. Oktober 1813.

Boyen erzählt: Blücher ließ, sobald das Korps des Generals Yorck über die Elbe war, Wartenburg ungesäumt angreifen. Es war am frühen Morgen, und als die preußischen Truppen sich zum Angriff formierten, rauchten alle Schornsteine im Dorfe; da ritt Blücher vor die Front und sprach mit seiner hellen wohlklingenden Stimme zu den Soldaten: „Jungens! Seht, da backen sich die verfluchten Franzosen Weißbrot zum Frühstück, das wollen wir ihnen wegnehmen, weil es noch warm ist, Marsch!"

(von Boyen, Denkwürdigkeiten.)

Ein preußischer Pionieroffizier über die Schlacht bei Wartenburg.

Es war Mittag geworden, ehe das ganze Yorcksche Korps über die beiden Schiffbrücken gerückt war. Seit 5 Stunden waren diese Truppen nun schon im Marsch und im Gefecht, als die 2. Brigade gegen Bleddin [an der

Elbe, im Süden Wartenburgs] durch das sumpfige Gestrüpp vorging und zum Sturm des Dorfes 4 Kanonen mitnahm. Diese Geschütze blieben aber stecken und mußten rückwärts wieder aus dem Morast gezogen und ganz zurückgeführt werden. Dies konnte der Feind nun zwar nicht sehen, weil das Terrain ganz mit Weidenbüschen bewachsen war; daß aber eben durch diese Büsche allein der Marsch gegen Bleddin sowohl als gegen den Sauanger bei Wartenburg stattfinden konnte, das war einleuchtend; deshalb ließ General Bertrand ein sehr heftiges Granatfeuer aus seinen Batterien in und bei Wartenburg unterhalten. Unter diesem Hagel von Feuerkugeln mußten die Preußen, die zum Sturm von Bleddin links abmarschiert waren, sich durcharbeiten. Sie erreichten das trockene Ackerland, wurden aber auf der freien Ebene dort durch ein kreuzendes Artilleriefeuer von den feindlichen Batterien bei Wartenburg und Bleddin empfangen; sie mußten zurück. Prinz Karl von Mecklenburg gewann die Überzeugung, daß ohne Artillerie auch Bleddin nicht zu nehmen war . . . Faschinen hauen und binden ist in Friedenszeiten ein Geschäft, das Zeit erfordert; hier mußten Faschinen gehauen und gebunden werden im Granaten- und Kartätschenfeuer. Es wurde demungeachtet wirklich durch den Sumpf ein Faschinendamm gelegt. Die ganze Batterie Nr. 1 und noch 5 Geschütze von der Batterie Nr. 3 arbeiteten sich durch bis an den Schützenberg bei Bleddin. Diese 13 Geschütze wurden in einer Batterie aufgefahren und donnerten nun dem Feinde entgegen. Das feindliche Artilleriefeuer wurde dadurch zum Schweigen gebracht . . . .

In der Mittagsstunde von 1 bis 2 Uhr war die Kanonade ganz allgemein; in dieser Stunde wurde Bleddin durch 2 Bataillons unter Führung des Oberstleutnants von Lobenthal erobert und der Feind zurückgetrieben . . . Bleddin wurde durch 3 Bataillons, $^1/_2$ Batterie und 1 Schwadron Mecklenburger Husaren besetzt . . . Es war 3 Uhr nachmittags, als nun der schmale Damm, der zwischen dem Röthekolk und der Alten Elbe durch nach Wartenburg führt, endlich mit Sturm angegriffen werden konnte. General Horn setzte die 7. Brigade

sofort in Marsch; an der Spitze des 2. Bataillons vom Leibregiment führte er seine Truppen persönlich zum Sturm. Der Zugang über den schmalen Damm wurde durch eine feindliche Batterie verteidigt. Die erste Paßkugel, die der anstürmenden preußischen Brigade entgegenflog, traf gerade in die Brust des Pferdes, auf dem General Horn ritt; das Tier stürzte tot unter ihm zusammen. Der General liegt unter dem Pferde; da schreit sein Adjutant, der Graf Canitz: »Herr Jesus! da liegt der General!« Herr von Horn ruft ihm entgegen: »Da is was zu Herr Jesussen; mir fehlt nichts; schafft mir die Steigbügel von den Beinen!« Die Musketiere, die ihm zunächst marschieren, reißen dem General die Steigbügel von den Füßen; er springt auf, ergreift das Gewehr eines totgeschossenen Soldaten und schreit: »Ein Hundsfott, der schießt!« So springt der gewaltige Mann voran; das ganze Bataillon folgt ihm im raschen Lauf mit gefälltem Bajonett. Die feindliche Batterie speit einen Kartätschenhagel gegen das Bataillon und schmettert ganze Rotten nieder. Neun Offiziere werden verwundet, General Horn bleibt unversehrt und ist persönlich der erste in Wartenburg, schlägt eigenhändig die Kanoniere in der feindlichen Batterie mit dem Kolben tot, und seine Musketiere vom Leibregiment stechen mit dem Bajonett alles nieder, was sich noch zur Wehr setzt. So ist Wartenburg gestürmt; die ganze Brigade dringt nach und wirft den Feind aus allen seinen Schanzen. General Bertrand zog sich mit einem Gesamtverlust von etwa 1500 Mann gegen Wittenberg zurück.

Als am Abend der General York sein Heer ins Lager rücken ließ und das 2. Bataillon vom Leibregimente bei ihm vorbeimarschierte, nahm er die Mütze ab, bis der letzte Mann vorüber war.

Dieser Sieg war damals allein, ganz allein mit preußischem Blut errungen. Die mecklenburgischen Husaren haben zwar rühmlichen Teil genommen an diesem Gefecht, aber nichts darin verloren; und die Russen unter dem General St. Priest, die auch während des Sturmes in Wartenburg über die Elbe gingen, kamen nicht mehr ins Gefecht.

Gneisenau an den Staatskanzler Hardenberg

über die Landwehr bei Wartenburg am 3. Oktober 1813.

Die Landwehren spielten [bei dem Sturm auf das Dorf Wartenburg] mit die vorzüglichste Rolle, namentlich das Bataillon Sommerfeld, aus dem Hirschberger Kreise, großenteils aus Leinwebern bestehend. So bilden sich jetzt die jungen Truppen zum Krieg aus. Möge die Weisheit der Führer einen solchen Geist in den Truppen zweckmäßig leiten! „Seht! dort rückt das Bataillon des Leib-Infanterieregiments an den Feind; die wollen was Besseres sein als ihr" redete der General Horn die Landwehrmänner an. „Nein, nein, wir sind ebenso gut als sie" antworteten die Landwehrmänner, und zugleich mit den andern setzten sie an den Feind.

Möchte Ew. Exzellenz diese braven, armen Leute sehen, wie sie der notdürftigsten Kleidungsstücke ermangeln und den Krankheiten und der Ermattung erliegen, es würde Ihnen das Herz pressen.

Blücher an seinen Freund Bonin.

Wartenburg, 4. Oktober 1813.

Gestern ist mich daß wigtigste unternehmen waß nuhr stadt haben kan, wen man so brawe Truppen Führt gelungen, der kronprintz von Schweden, Generall von Bulow und Tauenzien standen seit 8 tagen an der Ellbe ich brach von Dreßen uf, marchirte mit forcirten merschen die Ellbe hinunter bis Ellster, Schlug im angesicht einer Feindligen armeeh unter den Schutz meiner Batterien 2 brücken über die Ellbe, Passirte den Fluß und griff den Feind in seine verschantzungen an und nach einen gefegt von 4 Stunden daß möhrdrisch wahr hatte ich einen volligen Sieg erfochten, es sind keine andern Truppen als meine Preußen zum gefechte gekommen, mein verlust ist nicht unbetregtlich, 16 Canonen und 70 amunitzions wagen und ville gefangne sind in meine hende der Feind fliht auf Dessau und ich vervollge ihm die TroPeen sind bey weitten nicht so bedeüttendt als an der Katzbach, aber die vollgen deß sigs müßen groß sein denn nun geht alles

über der Ellbe und die große armeeh kan auß Boehmen vordringen. — der große man soll in Leipzig sein und ich werde ihm in einigen Tagen auffwahrten meine landwehr hat mervellie gethan.

Blücher beim Siegesmahl auf dem Schloß in Wartenburg.

Steffens erzählt: Blücher zog in das Schloß ein; uns wurde mit einem großen Teile der Offiziere des Generalstabes und Hauptquartiers ein großer Saal angewiesen, dessen Wände und Fußboden von Kanonenkugeln bedeutend verletzt waren ... Wir versammelten uns bei der Tafel, und Anstalten wurden getroffen zu einem festlichen Mahle. Der Tag war überaus glücklich gewesen; die Erfolge der Schlacht waren kaum zu berechnen. Der Kronprinz von Schweden mit der Nordarmee mußte jetzt ebenfalls über die Elbe setzen. Die Große Armee mußte entschiedener vorrücken, alle Heere eine konzentriertere Stellung erhalten, und so waren wir im Begriff, den Feind von allen Seiten zu umgehen und zu einer entscheidenden Hauptschlacht zu zwingen ... Es war das Korps des Generals von Yorck, welches uns diesen Sieg errang. Seine bekannte Entschlossenheit hatte das glückliche Resultat des Tages herbeigeführt und ihm die ehrende Benennung erworben, die seine Familie ziert. Bei der Tafel waren wir alle heiter gestimmt, der Wein war vortrefflich, das Gespräch belebt: da nahm gegen den Schluß der Tafel das ganze feierliche Mahl eine bedeutende Wendung, es verwandelte sich durch den greisen Feldherrn in ein Trauermahl zum Andenken des verstorbenen Scharnhorst; (s. S. 214) Blücher nahm das Wort. Nie hörte ich eine ergreifendere Rede, nie eine Darstellung der Verdienste des großen Kriegers anschaulicher, herrlicher, lebendiger vortragen; der fast unwillkürliche Erguß seiner Rede war ein wunderbares Produkt dichterischer Begeisterung. Er rief am Schluß derselben den Sohn des verstorbenen Helden zu sich; dieser, der es liebt, seine tiefsten Empfindungen durch ein ruhiges Äußere zu beherrschen, mußte sich dem Greise und Redner gegenüber-

stellen und vermochte es nicht, seine Erschütterung zu verbergen. (Steffens, Was ich erlebte.)

Gneisenau an den Staatskanzler Hardenberg
über seine Zukunft.

Düben, 7. Oktober 1813.

... Erlauben Ew. Exzellenz dem Freunde, ein paar Worte von sich zu sagen. Wenn nicht große Fehler gemacht werden, und die Regenten beharrlich sind, so muß sich dieser Krieg vorteilhaft für die gute Sache enden. Mein vorgerücktes Alter würde mich dann nur bei einer großen Staatsgefahr die Waffen wieder ergreifen lassen. Im Frieden mag ich nicht mehr Soldat sein. Ich habe auch andere Gründe, die es mir wünschenswert machen, aus der Armee zu treten, worunter mit der gehört, daß mir der König nicht gewogen ist. Nach meiner Neigung würde ich mich in die Stille des Landlebens zurückziehen, bei der Zerrüttung meiner häuslichen Angelegenheiten indessen, finde ich dies nicht ausführbar. Ich muß mich demnach um ein Amt und ein Einkommen bewerben, womit ich meine noch jungen Kinder erziehen und wovon ich etwas ersparen könnte, um sie nach meinem Tode nicht dem Mangel auszusetzen. Dergleichen Ämter, denen ich vorstehen könnte, sind wenige; aber es gibt eines, das ich mir, mit Hilfe einiger routinierter Männer zu verwalten getraute, und das ist das eines Generalpostmeisters. Schlechter als es jetzt verwaltet wird, kann es von mir auch nicht geschehen, und vielleicht würde ich mehr Tätigkeit in diesen etwas faul gewordenen Staatsgeschäftskreis zu bringen wissen. Für den Fall also, daß ich diesen Krieg überleben sollte, wünsche ich mir die Anwartschaft auf Herrn Segebarths Stelle, und Ew. Exzellenz würden sich, durch Gewährung dieser meiner Bitte, den Anspruch auf die Dankbarkeit meiner sieben Kinder erwerben, deren Zukunft, durch die allgemeine Verarmung, denn doch gefährdet ist. Halten Ew. Exzellenz mir nicht etwa andere Aussichten vor. Ich sehe nur mit Bitterkeit auf selbige; und ehe ich mich auf selbige verweisen ließe, lieber würde ich in irgendeinem stillen Winkel der Erde das Brot des Kummers essen.

Der Philosoph Friedrich Wilhelm Schelling über die Befreiung des Volks und über Napoleon.

8. Oktober 1813.

Alle Geister und Herzen sind jetzt voll von der großen, wunderähnlichen conversio rerum, die sich in den letzten Monaten ereignet. Es ist ein Gefühl, an das man sich noch gar nicht recht gewöhnen kann. Seit dem Unglück Deutschlands habe ich erst die Propheten recht verstehen lernen; jetzt lerne ich fühlen, was es heißt, aus der Gefangenschaft und mehr als babylonischen Knechtschaft erlöst zu werden. Die eingetretene Zerstörung der feindlichen Macht, die Auflösung, deren vollständige Resultate wir noch nicht einmal kennen, scheint in gar keinem Verhältnis mit den Niederlagen; diese Zerstörung kommt von innen durch einen eigentlichen Verwesungs- und Putrefaktionsprozeß.

... Ich glaube, daß sein [Napoleons] Ende noch nicht sehr nahe ist; verstehe ich etwas von dem wunderbaren Gang der Entwicklung, so wird er noch aufgespart; wenn alle seine Helfershelfer abgegangen sind, wird er noch leben, um den Kelch der Demütigung bis auf die Hefen auszuleeren. — Der gute Geist, welcher zurzeit waltet, möge er bleiben! Deutschland hat es hoch nötig. Ja, ein Gesetzgeber, der vom Himmel käme, wäre zu wünschen, um den Deutschen (da das Alte doch nicht wohl wiederkommen kann) die Verfassung zu geben, die zu ihrem dauernden Glück notwendig ist.

Der Philosoph Hegel über die patriotischen Nürnberger (Herbst 1813).

Unter den entsetzlichsten Jubelrufen hat in Nürnberg der Pöbel die Österreicher hereingeholt ... kurz, niederträchtiger kann sich die Gesinnung und das Betragen der Bürger nicht vorgestellt werden.

Am Tage vor der Schlacht von Jena (14. Oktober 1806) hatte Hegel geschrieben, nachdem er die „Weltseele", den Kaiser Napoleon, hatte durch Jena „reiten" sehen:

„Wie ich schon früher tat, wünschten nun alle der französischen Armee Glück, was ihr bei dem ganz ungeheuren Unterschiede ihrer

Anführer und des gemeinsten Soldaten von ihren Feinden auch gar nicht fehlen kann; so wird unsere Gegend von diesem Schwall befreit werden."

Die „Gute Sache".

Schreiben des Landvogts Herrn von Jasmund vom 14. Oktober 1813 an den König von Württemberg, als dieser ihm den Auftrag gab, mit dem General Fresnel wegen der Zulassung zur Verbindung mit den drei Souveräns zu unterhandeln.

Ew. Königl. Majestät lege ich meinen alleruntertänigsten Dank ehrfurchtsvoll zu Füßen, daß Allerhöchstdieselben in einem der wichtigsten Augenblicke für das Schicksal Württembergs mich würdig erfunden haben, die ersten Schritte zu tun, um dieses schöne Land wieder mit dem heiligen Interesse Teutschlands zu verbinden.

Wenn es mir bisher nur erlaubt war, Wünsche für das Gelingen der allgemeinen guten Sache zu hegen, so geben mir Ew. Königl. Majestät durch diesen ehrenvollen Auftrag die schönsten Mittel an die Hand, meine Gesinnungen für die Befreiung Teutschlands von dem fremden Joche aufs herrlichste zu betätigen; und nie war ich stolzer auf diese Gesinnungen als jetzt, wo sie mir das beneidenswerte Los verschaffen, mir die Zufriedenheit und den Beifall meines Königs zu erwerben.

Mit diesem Gefühl beginne ich das große Werk, zu welchem mich das Vertrauen Ew. Königl. Majestät berufen hat; ich bin umsomehr eines glücklichen Erfolges gewiß, als Dienstpflicht und eigene innere Überzeugung gemeinschaftlich alle meine Schritte dabei leiten werden.

Hierauf erhielt Herr von Jasmund am 20. Oktober, nach der Leipziger Schlacht, folgende offizielle Antwort:

Ew. Hochwohlgeboren soll ich auf allerhöchsten Befehl folgendes auf Dero Schreiben vom 14. Oktober erwidern:

Se. Königl. Majestät hätten dasselbige erhalten, müßten aber darüber ihr gerechtes Mißfallen äußern, indem es einen Geist verriete, welcher zwar entfernte und benachbarte Mächte ergriffen habe, welchen aber Ihre Königl. Majestät in dem ihrigen zu unterdrücken wissen würden; Se. Königl. Majestät fordern von Ihren Dienern nur Interesse für Ihren

König und sein Reich, und jedes allgemeine Interesse enthalte eine strafbare Einmischung in die Absichten des Gouvernements.

Endlich sei es die Pflicht eines jeden getreuen Dieners nur die Sache, für welche Ihr Souverän sich erklärt habe, als die wahre gute Sache anzusehen, und Se. Königl. Majestät erteilten daher nicht nur dem v. Jasmund einen ernstlichen Verweis, sondern werden auch, da Sie jetzt von seinen Gesinnungen unterrichtet sind, ihn für die Zukunft dahin zu stellen wissen, wo dergleichen überspannte Ideen unschädlich werden. (Rheinischer Merkur, Nr. 83. 7. Juli 1814.)

Jasmund wurde später Adjutant Gneisenaus.

Der Aufmarsch der Heere zur Entscheidungsschlacht bei Leipzig.

Als der Kronprinz Bernadotte mit der Nordarmee und Blücher mit dem Schlesischen Heer die Elbe überschritten hatten und beide die Mulde aufwärts zogen, sammelte Napoleon sein Heer, um Blücher, der 60000 Mann führte, mit 150000 Mann zu zerschmettern. Ungewiß, ob Bernadotte auch wirklich ihn in dem gefährlichen Kampfe unterstützen werde, ging Blücher auf das linke Ufer der Mulde. Bernadotte, durch Napoleons Vorstoß erschreckt, wollte auch Blücher an sich ziehen, um bei Aken, 14 km westlich Dessau, über die Elbe zurückzugehen. Blücher folgte ihm nicht, sondern marschierte am 11. Oktober nach Halle, um die Saale aufwärts gegen Leipzig vorzurücken. Er sah die Entscheidung auf den Ebenen vor Leipzig heranreifen. Die Verbindung mit der Hauptarmee war jetzt notwendig geworden. Diese war am 27. September mit 160000 Mann aus Böhmen aufgebrochen, nachdem die russische Reservearmee unter Bennigsen am 26. zu ihr gestoßen war. Sie hatte 17 Tage gebraucht, um einen Tagemarsch südlich von Leipzig zu erscheinen, bis wohin die gerade Entfernung vom Südfuß des Erzgebirges nur 14 Meilen beträgt. Napoleon wartete vom 10.—14. Oktober im alten Schloß von Düben (halbwegs zwischen Leipzig und Wittenberg) auf die Klärung der Verhältnisse beim Gegner. Als er erfuhr, daß nun die Hauptarmee unter Schwarzenberg in erreichbarer Nähe stand, wandte auch er sich gegen Leipzig, um dort die Entscheidung zu suchen. In ununterbrochenem Zuge, bei Tag und bei Nacht, drängten sich am 13. Oktober seine Kolonnen über die Muldebrücke bei Düben. Am 14. Oktober focht Wittgenstein bei Liebertwolkwitz (im Süden von Leipzig) siegreich gegen die Kavallerie Murats, des Königs von Neapel. Am selben Tage traf Napoleon in Leipzig ein. Bayern, das am 8. Oktober im Vertrag zu Ried den Verbündeten beigetreten war, erklärte am 15. Oktober an Frankreich den Krieg. Am nämlichen Tage setzte sich Blücher von Schkeuditz (nord-

westlich Leipzig) in Marsch, Bernadotte blieb bei Wettin an der Saale (nordwestlich Halle) stehen. — Der Tag der Entscheidung brach an.

Die Schlacht bei Leipzig
vom 16. bis zum 19. Oktober.

Napoleon war im Besitz von Leipzig und damit auch im Besitz des Knotenpunktes aller Straßen, die wie die Radien eines Kreises gegen Leipzig zusammenlaufen. Das Kampffeld um Leipzig ist von einigen Flüssen durchzogen. Von Süden kommend bildet die Elster einen nach Osten vorspringenden Winkel, an dessen Spitze Leipzig liegt. Von hier aus läuft die Straße nach Halle mit der Elster in gleicher Richtung nach Nordwesten. Westlich von Leipzig ergießt sich, nicht fern der Stadt, die vielarmige Pleiße von rechts in die Elster; von links nur wenig elsteraufwärts von Norden kommend, die Luppe. Endlich fließt von Nordosten her in einem stumpfen Winkel die Parthe, die am Nordende der Stadt in die Pleiße mündet. Elster und Pleiße ziehen durch sumpfige Niederungen, und führten damals wegen des anhaltenden Regens viel Wasser. — Die genannten Wasserläufe zerlegen das Kampffeld um Leipzig in vier Abschnitte, deren jeder am 16. Oktober der Schauplatz von Kämpfen war. — Napoleon hatte seine Hauptmasse (über 138000 Mann) auf der welligen und vielfach bewaldeten Ebene in dem Abschnitt zwischen Pleiße und Parthe aufgestellt, 8—9 km südlich von Leipzig. Sein rechter Flügel stand bei Connewitz an der Pleiße, das Zentrum bei Wachau, der linke Flügel bei Liebertwolkwitz am Kolmberg, in einer 3—4 Stunden langen Linie. Dieser Hauptmasse stand die Böhmische (Haupt-) Armee (72000 Mann) gegenüber, befehligt von dem russischen General Wittgenstein unter dem Oberkommando des russischen Generals Barclay de Tolly. Hier hielten sich die verbündeten Monarchen auf. Während des Kampfes trafen noch 39000 Mann Verstärkung ein. — Fürst Schwarzenberg hatte für gut befunden, den österreichischen General Merveldt in dem sumpfigen Abschnitt zwischen Pleiße und Elster bei Connewitz aufzustellen. Ihm stand der Fürst Poniatowsky gegenüber. Bei Lindenau, in dem dritten Abschnitt, zwischen Elster und Luppe, an der Straße nach Weißenfels, hatte der österreichische General Gyulai den französischen General Bertrand zum Gegner. Bertrand hatte die einzige Rückzugsstraße Napoleons nach Westen (über Weißenfels) zu decken. Im vierten Abschnitt, zwischen Elster und Parthe, von der Böhmischen (Haupt-) Armee durch den Keil des französischen Hauptheers völlig getrennt, stand das Schlesische Heer bei Möckern gegen den Marschall Marmont an der Straße nach Halle im Feld. Bernadotte mit der Nordarmee wurde in der Lücke zwischen dieser Straße und der Parthe von Norden her erwartet. Er kam nicht. Die Kämpfe vom 16. Oktober wurden mit verschiedenem Erfolge geführt. In dem Kampf der Hauptarmee gegen Napoleon selbst, um Wachau, konnte nur das Schlachtfeld behauptet werden. In den Niederungen an der Pleiße rangen die Österreicher vergeblich und zerrieben sich an der Ungunst ihrer Stellung. Der General

Merveldt wurde dort mit einem Teil seines Korps gefangen genommen. Bei Lindenau, an der Straße nach Weißenfels-Frankfurt (an den Rhein), vermochte General Gyulai dem französischen General Bertrand diesen Schlüssel zum Ausweg nach Westen nicht zu entreißen. Nur der Kampf des Blücherschen Heeres im Norden der Stadt stempelte den 16. Oktober zum Siegestag. Das Korps Yorck hielt bei Möckern nicht nur den Marschall Marmont ab, auf das südliche Schlachtfeld zu eilen, sondern vernichtete sein Armeekorps. Wieder war es also die Schlesische Armee, die der gemeinsamen Arbeit der verbündeten Heere den Erfolg errang. Mit diesem Ausgang der Schlacht vom 16. Oktober war das Schicksal Napoleons entschieden. Denn am 17. Oktober rückten 115000 Mann Reserven, darunter die Nordarmee von Taucha an der Parthe kommend, in die umkreisende Stellung der Verbündeten ein. Napoleon hatte nur mehr 17000 Mann Reserven unter dem General Reynier zur Verfügung. Ein Riesenerfolg winkte den Verbündeten, wenn Schwarzenberg den Mut fand zuzugreifen: die Gefangennahme des ganzen französischen Heeres. 1500 Feuerschlünde konnten in das Innere des Kreises, auf dem Napoleon stand, Tod und Verderben schleudern. Aber man fürchtete den berühmten Gewaltstoß Napoleons auf das Zentrum des Gegners, der später bei Waterloo an der zähen Tapferkeit der Engländer scheiterte. Schwarzenberg war nicht Wellington. Die Verbündeten wußten nicht, wohin Napoleon seinen Rückzug richten werde. Schwarzenberg selbst öffnete dem Kaiser die Straße nach Weißenfels, indem er Gyulais fast dreifache Stärke von dort zurückrief. Am 17. Oktober ruhte der Kampf. Napoleon ließ vergeblich durch den General Merveldt unterhandeln; er zog sich näher an Leipzig zurück. Blücher rückte fechtend dicht an die Nordseite der Stadt heran. Napoleon hatte eine neue Stellung auf den Landwellen weiter nördlich gegen Leipzig bezogen und mußte im Falle der Niederlage seinen Rückzug durch die enge Stadt auf einer einzigen Dammstraße durch die Pleiße- und Elsterniederungen nehmen. Am 18. Oktober erneuerte sich der Kampf, la bataille des géants. Neun Stunden lang wogte das heldenhafte Ringen. Im Süden und Südosten von Leipzig behaupteten die Franzosen ihre Stellungen. Im Osten brachte nun der Kronprinz Bernadotte die Entscheidung, indem er im Kampfe um Probstheida den Marschall Ney bis dicht an die Mauern von Leipzig zurückwarf. 3000 Sachsen traten zu den Verbündeten über. Die Hauptmassen Napoleons konnten sich noch bis in die Nacht halten, weil Bernadotte um vier Stunden zu spät aufgebrochen war. Die Schlesische Armee rang um die Hallesche Vorstadt.

Am Nachmittag und Abend des 18. Oktobers traf Napoleon die Anordnungen zum Rückzug, der in der Nacht zur Ausführung kam. Die Garde, zwei Armeekorps und die Kavallerie gingen durch die Stadt zurück. Der Rest des Heeres blieb unter Macdonald, Marmont und Poniatowsky zur Verteidigung der Stadt zurück. Am 19. Oktober wurde Leipzig unter starken Verlusten gestürmt. Die verbündeten Monarchen zogen in Leipzig ein. Der König von Sachsen wurde kriegsgefangen und nach Berlin abgeführt.

Über die Nachhut des französischen Heeres brach durch die vorzeitige Sprengung der Elsterbrücke eine schwere Katastrophe herein. Der Fürst Poniatowsky ertrank in der Elster. Ein großer Teil von Napoleons Armee, etwa 90000 Mann, entkam, und mit einem bedeutenden Vorsprung zog das geschlagene Heer gegen den Rhein. — An 500000 Mann mit etwa 2000 Geschützen hatten gegeneinander gekämpft. Die Verbündeten hatten verloren: 1800 Offiziere und 42000 Mann, die Franzosen: 72000 Mann, 28 Fahnen und Adler, 325 Geschütze, 900 Munitionswagen, 400000 Gewehre, 6 Generale tot, 12 verwundet, 36 gefangen. — Der Rheinbund wurde aufgelöst, Deutschland war frei. Die schon eroberten Gebiete wurden, soweit sie sich nicht den Verbündeten vor der Schlacht angeschlossen hatten, unter eine Zentralverwaltung gestellt, mit dem Reichsfreiherrn vom Stein an der Spitze.

Napoleon vor der Leipziger Schlacht.

Der Stabskapitän Schack vom Korps York erzählt in seinem Tagebuch unterm 14. Oktober:

Der Knoten wird von Minute zu Minute enger und gefährlicher geschürzt. Napoleon, der seine Truppen bei Leipzig konzentriert haben sollte, führt sie nach Düben [an der Mulde]; ein gefangener Obristleutnant schildert ihn sonderbar: er schläft lange, darf nicht geweckt werden, gibt den Klagen der Truppen wegen Mangel kein Gehör. Es muß bald biegen oder brechen ...

Fürst Schwarzenberg an seine Frau
vor der Völkerschlacht bei Leipzig.

Pegau, 15. Oktober 1813.

Ich wollte Dir gestern noch schreiben, es trieb mich hin zu Dir, aber ich vermochte es nicht; einige Stunden Schlaf haben mich wieder ganz gestärkt; ich bedarf es, denn morgen bricht ein wichtiger Tag an, die Ebenen von Leipzig werden abermals eine fürchterliche Schlacht erleben. Ich habe mich mit Blücher verabredet, er soll morgen von Merseburg und Halle gegen Leipzig rücken, neben ihm Gyulai, der heute bei Lützen versammelt ist. Merveldt greift auf der Straße von Zwenkau gegen Connewitz an und wird durch das österreichische Reservekorps unterstützt. Die Korps von Wittgenstein, Kleist und Klenau bilden das corps de bataille zwischen der Pleiße und der Parthe und dem ihm gegenüberstehenden Feind. Die russischen Grenadiere, die Kürassiere,

die Garden zu Fuß und zu Pferde, auch das Korps von Colloredo bestimme ich zur Reserve.

Bennigsen soll mit 40000 Mann bei Grimma eintreffen, nachdem er ebensoviel zur Blockade von Dresden zurückließ. Der Kronprinz [von Schweden, Bernadotte] wird mitwirken oder nicht — das steht in weitem Felde. Wenn der Herr uns seinen Arm leihen wollte, nur ihm gebührt die Züchtigung; gerne will ich auf alles Verzicht leisten, das weiß mein Gott, aber ein Unglück in diesem Momente wäre schrecklich. Die Schlacht muß mehrere Tage dauern, denn die Lage ist einzig und die Entscheidung von unendlichen Folgen. Wenn ich zu meinem Fenster hinaussehe und die zahllosen Wachtfeuer zähle, die sich vor mir ausbreiten, wenn ich bedenke, daß mir gegenüber der größte Feldherr unserer Zeit, einer der größten aller Zeiten — ein wahrer Schlachtenkaiser steht, dann, meine liebe Nani, ist es mir freilich, als wären meine Schultern zu schwach, und müßten erliegen unter der Riesenaufgabe, welche auf ihnen lastet. Blicke ich aber empor zu den Sternen, so denke ich, daß der, welcher sie leitet, auch meine Bahn vorgezeichnet hat. Ist es sein Wille, daß die gerechte Sache siege, und dafür halte ich die unserige, so wird seine Weisheit mich erleuchten und meine Kraft stärken. Ist es der Wille der Vorsehung, daß sie unterliege, so ist mein persönliches Mißgeschick die geringste der traurigen Folgen. Überlebe ich es, so werde ich in Deinen Augen, meine liebe Nani, deshalb nicht kleiner, nicht wertloser erscheinen. Im Falle des Gelingens wie des Mißlingens habe ich im voraus meine Eigenliebe bekämpft, und nicht das Urteil der Welt wird mich lohnen oder strafen! Geht alles gut, so will ich mich einst bei Euch an meinem Bewußtsein erfreuen und an den Kindern, und wir wollen dann wieder unsere Bäume pflanzen und pflegen.

Eben erhalte ich Deinen Brief vom 9., wenige Stunden, bevor der Donner der Kanonen das Feierliche des Tages verkünden wird. Eben unterbricht mich ein Adjutant des wackern Blücher, der mir verkündet, er habe sich verabredetermaßen in Bewegung gesetzt und würde zur bestimmten Stunde er-

scheinen. Nun trenne ich mich von Dir, um ein paar Stunden zu ruhen; mir ist so wohl, mit Dir ein paar Stunden gelebt zu haben. Nun denn, meine Nani, an Dich will ich denken, emporblicken gegen den Himmel, um seinen mächtigen Schutz zu erbitten, und dort wird mein Gebet das Deinige finden. Wie liebt Dich Dein Karl.

Die Nacht vor der Völkerschlacht bei Leipzig
vom 15. auf den 16. Oktober 1813.

Reiche erzählt: Erwartungsvoll und in wahrhaft feierlicher Stimmung sah man, zum Sterben bereit, erfüllt von Mut und Hoffnung und im Vertrauen auf Gott, der Stunde entgegen, wo im blutigen Kampfe das Schicksal von Europa entschieden werden sollte. Es war eine regnige Nacht. Beinahe fünfhunderttausend Krieger waren auf einem engen Raume versammelt. Hochgerötet war der Himmel, wohin man den Blick wendete, von einer unzähligen Menge von Wachtfeuern; dahinter finstere Nacht. Der unvergeßliche 16. Oktober brach an. Das Signal zum Aufbruch ertönte und bald standen unsere Kriegerhaufen geordnet. (von Reiche, Memoiren.)

Alexander I. und Friedrich Wilhelm III. in Gefahr, gefangen genommen zu werden.

Der französische General Marbot erzählt: Während der Nacht vom 15. zum 16. zog Marschall Macdonald alle Truppen, die am Kolmberg [am äußersten linken Flügel der französischen Hauptstellung] standen, nach Liebertwolkwitz zurück, nur ich erhielt Befehl, noch bis Tagesanbruch dort zu bleiben und den Berg bis dahin gegen etwaige feindliche Unternehmungen zu halten. Die Aufgabe war insofern nicht angenehm, als ich zur Ausführung derselben bis dicht an den Fuß des Berges herangehen mußte und dadurch fast eine Stunde weit von allen anderen Truppen abkam. Es war leicht möglich, daß ich im Laufe der Nacht von stärkern feindlichen Abteilungen auf beiden Seiten umgangen und abgeschnitten wurde.

Der Himmel war klar, und das Licht der Sterne ließ die Kuppe des Berges deutlich erkennen. Da man nun immer

bei solcher Beleuchtung von unten gut wahrnehmen kann, was sich auf der Höhe zeigt, während der Blick von oben nach unten ins Finstere fällt, so suchte ich am Fuße der Höhe eine geeignete Stelle, an welcher meine Reiter vollständig im Schatten der Kuppe standen und schärfte denselben ein, lautlose Stille zu beobachten.

Indem ich mit dem Regiment so den Anbruch des Tages erwartete, ereignete sich etwas, das, wenn mir mein Geschick nicht einen bösen Streich gespielt hätte, den Kaiser und Frankreich gerettet und meinen Namen für ewige Zeiten berühmt gemacht haben würde.

Es war eine halbe Stunde vor Tagesgrauen, als plötzlich drei Reiter auf der Kuppe des Hügels erschienen. Wir vermochten ihre Umrisse deutlich zu erkennen und bei der herrschenden nächtlichen Stille jedes ihrer Worte zu verstehen. Sie sprachen Französisch; der eine war ein Russe, die beiden anderen schienen Preußen zu sein. Der erstere stand offenbar in einem Vorgesetztenverhältnis zu den beiden letzteren, denn er befahl dem einen: „Reiten Sie zu den Majestäten und melden Sie, daß hier alles frei wäre und sie heraufkommen könnten; in wenigen Minuten würde es hell genug sein, um einen Umblick zu haben, doch müßte der Augenblick wahrgenommen werden, weil gegenwärtig eine Störung durch den Feind nicht zu erwarten sei."

Der Offizier, an den diese Worte gerichtet waren, bemerkte, ob es sich nicht empfehlen würde, erst das Eintreffen der Leibwache abzuwarten, die noch ziemlich weit zurück wäre, worauf die Erwiderung erfolgte: „Wozu denn? tun Sie nur, wie ich Ihnen sagte, es ist vorderhand hier gar nichts zu befürchten."

Wir wagten kaum zu atmen, als wir das hörten. Man hätte ein Blatt fallen hören können, so still verhielten wir uns.

Nach kurzer Zeit erschienen etwa 20 Reiter auf der Höhe, von denen einer abstieg.

Obgleich, als ich meine Aufstellung nahm, ich mit keinem Gedanken daran gedacht hatte, möglicherweise einen guten

Fang tun zu können, so hatte ich doch für alle Fälle zwei Eskadrons bestimmt, die auf ein von mir mit dem Taschentuch gegebenes Zeichen sogleich rechts und links um den Hügel herumreiten und ihn einschließen sollten, um diejenigen abzufangen, die sich etwa auf die Höhe heraufgewagt haben würden. Ich war also voller Hoffnung und wollte eben das verabredete Zeichen geben, als in der Aufregung des Augenblicks ein Mann aus einer der beiden von mir bestimmten Schwadronen seinen Säbel fallen läßt und in der Befürchtung, daß das Geklirr bis nach oben gedrungen und mein Zeichen zu spät kommen könne, den Karabiner ergreift und sofort mitten in den Haufen auf der Höhe hineinfeuert und einen preußischen Major tötet.

Natürlich war die ganze Kavalkade in demselben Moment wie weggeblasen, und wenn auch ich mit einem Teil meiner Leute auf der Stelle hinterherjagte, so sah ich bei dem Vorsprung, den die feindlichen Reiter schon gewonnen hatten, die Nutzlosigkeit der weiteren Verfolgung bald ein und kehrte, ganz außer mir über den vereitelten Fang, um, als ich die Leibwache herankommen hörte. Später erfuhr ich von meinem Freunde, dem in der Garde des Großherzogs von Darmstadt stehenden Obersten von Stosch, daß mir der Kaiser von Rußland und der König von Preußen entgangen waren.

(Memoiren des Generals Marbot.)

General Yorck am Morgen der Schlacht bei Leipzig, den 16. Oktober 1813.

Yorck war in Schkeuditz. „Er hatte," schreibt ein Offizier seiner Umgebung, „wie er immer für uns sorgte, uns zu einem warmen Frühstück bei sich vereinigt; die Pferde standen gesattelt vor der Tür. Da trat Graf Brandenburg herein, brachte die Befehle Blüchers. Yorck erhob sich, sein Glas in der Hand, sagte sein Lieblingssprüchlein: ‚Anfang, Mittel und Ende, Herr Gott zum besten wende', leerte das Glas und setzte es still hin. Wir taten ein Gleiches. In feierlicher, ernst erhobener Stimmung gingen wir zur Schlacht. Es galt, das fühlten wir alle, auf diesen so oft blutgetränkten Feldern

den Kampf der Entscheidung über unser preußisches, unser deutsches Vaterland zu kämpfen." (Droysen, Nord.)

Blücher spricht seine Truppen an
am Morgen der Schlacht bei Leipzig, den 16. Oktober 1813.

Blücher ritt mit seinem Gefolge die Linien der Kavallerie entlang, da und dort in seiner derben Art zu den Truppen sprechend: „Kinder, heut haut einmal auf altpreußische Art ein," sagte er der ostpreußischen Nationalkavallerie; anderen sagte er: „Wer heut abend nicht entweder tot oder wonnetrunken ist, der hat sich geschlagen wie ein Hundsfott." Oder: „Kinder, heute müssen wir alle dran! Wenn ihr mich heute nicht aus dem Dreck helft, so sind alle unsre vorigen Siege im A..." (Nach Droysen, Nord.)

Gneisenau vor der Völkerschlacht bei Leipzig.

Gneisenaus Adjutant, von Stosch, erzählt: Sehr deutlich steht vor mir Gneisenaus strahlendes Gesicht, wie am 16. Oktober 1813 rings um Leipzig herum der Donner der Kanonen ertönte. Aus den durch die Gunst des Allmächtigen geglückten Kombinationen, welche hier die alliierten Armeen vereinigten, prophezeite er gleich die Befreiung Deutschlands vom französischen Joche. Mit jeder günstigen Meldung wurde sein Auge glänzender, sein Wesen lebendiger und feuriger. Diese Beobachtung war mir höchst bedeutend und stimmte auch mich zu den kühnsten Hoffnungen.

Die Kämpfe um Leipzig.

Friedrich Rochlitz, sächsischer Schriftsteller, erzählt als Augenzeuge: Die Kanonade begann zuerst wieder heftig von den Anhöhen bei Wolkwitz [Liebertwolkwitz, südlich von Leipzig] und krachte so schrecklich herein, als sei sie unmittelbar vor den Toren, weil eben einiger Luftzug von dorther kam. Vom Boden des hohen Hohenthalschen Hauses am Markte konnte ich die Stellungen und Bewegungen der Heere dort hinaus sehr gut beobachten. Die Franzosen hatten die Anhöhen um Wolkwitz und gegen Wachau hin, offenbar die vorteilhafteste Position von dieser Seite, noch ganz inne. Sie

von da zu vertreiben, war vielleicht neulich in dem großen Kavalleriegefecht [am 14. Oktober] der Hauptzweck der Verbündeten: sie zu behaupten, der der Franzosen. Die Kanonade nicht nur, sondern auch die Bewegungen der Heerhaufen verblieben da und bildeten sich nur weiter aus, nach Meusdorf, Probstheida, Wachau bis gegen Connewitz. Infanterie schien noch wenig zum Angriff zu kommen: desto häufiger und gewaltsamer waren die Anläufe der Kavallerie. Murat führte sie an in Person; man vermutete aber auch den Kaiser dort. Ungeachtet der wogenden Bewegungen einzelner Haufen stand das Ganze beider Parteien fest, bis nach zehn Uhr: da dehnte sich die Linie, direkt an der Bornaischen Straße, weiter, allmählich immer weiter zurück: — wie bebte mir das Herz hinter meinem guten Fernrohr! Und jetzt, jetzt zeigt sich sogar eine von französischer Kavallerie durchbrochene Lücke, deren beide zurückgedrängte Enden bedeutendes Getümmel verraten! Ein vornehmer französischer Offizier am Nebenfenster stößt einen Freudenruf aus und eilt fort, die Treppe hinab; ein badenscher Oberstleutnant meiner Bekanntschaft neben mir blickt mich bedeutend an und will in den Zurückweichenden und Getrennten Russen erkennen, ich weiß jetzt nicht mehr, ob durch sein bewaffnetes Auge oder aus seiner Kenntnis der Stellungen. Mehrere Anwesende, Herren und Frauen, hielten sich nicht und brachen in laute Klagen aus; einige der ersten aber auch in Bemerkungen, worüber ich ihnen gern zu Leibe gegangen wäre: „Na, hab' ich's nicht gesagt? es wird wieder das alte Lied!" — Jetzt sahen wir im Bogen einen gedrängten Reitertrupp pfeilschnell angeflogen kommen und jene durchbrechenden Franzosen fassen. „Das sind Preußen!" zischelte mein Oberstleutnant; „wahrscheinlich Kleist!" Das Gemenge dauerte nicht lange; die Franzosen zogen in Ordnung und geschlossen auf ihre Linie: das Gemetzel (nun auch der Infanterie) ward, vornehmlich um Wachau, so heftig und gedrängt, daß man nichts mehr erkennen konnte: jene Lücke füllte sich wieder aus; ich eilte zu den Meinen . . .

Indes war nämlich auf entgegengesetzter Seite [gegen Westen], mithin in der Gegend, wohin die Zimmer unsrer

Wohnung (nach der Promenade) sehen, um Leutzsch, Schönau bis Zschocher, und in dieser Breite weiter hinaus, die Kanonade fürchterlich losgebrochen, so daß ich kein unzersplittertes Fenster in meinen hinteren Zimmern zu finden hoffte und den geängsteten Lieben mich nicht länger entziehen zu dürfen glaubte. Der Hall schien zu verraten, die Verbündeten besäßen hier mehr und auch gröberes Geschütz als die Franzosen. Es kämpften aber hier vornehmlich Österreicher [Gyulai]; später zugleich Preußen — soviel ich nämlich bis jetzt habe abnehmen können. Indem die Kanonade auf mehreren festen Punkten fortdauerte, entwickelte sich, und mehr in die Breite, gegen elf Uhr, auch das Kleingewehrfeuer. Jene ließ nun freilich hin und wieder nach, als dies weiter um sich griff, und zwar — die Linie von meinem Fenster aus gedacht — nach links zu, in der Richtung über Lindenau hinaus, und dann herüber bis gegen das Zschochersche und Connewitzer Gehölz, in welchem, auf der durchführenden Straße, an den abgeworfenen Brücken (wie der Rest der Landleute, die hereingeflohen, berichtete) vornehmlich österreichische Infanterie [Merveldt] stritt und russische Kosaken schwärmten.

Der Hauptpunkt schien aber doch gegen Wachau hin zu sein. Ohne einen Augenblick Unterbrechung hallete das Geschütz aller Art herüber und in derselben Richtung. Doch schien es Napoleon, wenigstens nach der Stärke und Beschaffenheit der dort hinausziehenden Truppen, heute vor allem auf den Punkt bei Wachau abgesehen zu haben. Um die Mittagsstunde wendete sich langsam das Hauptfeuer mehr gegen Gossa [südlich Wachau] hin und zugleich [nördlich], gegen Möckern [Norck], näher der Stadt zu. Hier schienen also die Franzosen offenbar zu weichen, und unsere Hoffnung hob die Schwingen. Indem sahen wir Napoleon mit großem, glänzenden Gefolge, Murat und Poniatowski unmittelbar an seinen Seiten, vor unsern Fenstern nach dem Peterstor sprengen: Er, ziemlich lässig auf einer Falbe sitzend, in den unscheinbarsten grauen Überrock geknöpft, den verbrauchten Hut vom Regen der letzten drei Tage übel genug entformt; Murat, in glänzendem Schmuck und edler Reiterhaltung, Poniatowski schön ritter-

lich gekleidet, frei und leicht, wie mit seinem köstlichen Braunen zusammengewachsen. Wo Napoleon bisher gewesen, hatte ich nicht erfahren können: daß er den Weichenden von jener Seite her zueile, mußte einem sogleich einfallen. Noch um ein Kleines war das Feuer in jener Richtung gewichen: kaum aber konnte er bei den Seinen dort eingetroffen sein [bei Wachau], so tobte das Geschütz aller Art ärger als je vorhin. — Mit gleicher Hitze und Gewalt dauerte das Feuer auf diesem Punkte — ohne daß es darum auf irgendeinem anderen schwieg — etwa eine Stunde fort: da lenkte sich der Hauptpunkt sehr langsam wieder zurück und dehnte sich zugleich weit mehr in die Breite, weiter hinaus. Wie auch alles Gefühl sich dagegen sträubte: ich mußte mir sagen: Hier wendet sich's zum Vorteil eurer Unterdrücker!

Von gegen zwei Uhr an sah ich vor meinen Fenstern an der Promenade hin fünf oder sechs Regimenter frischer Truppen im Eilmarsch und vollkommener Ordnung vorüber nach dem Ranstädter Tore zu und dann auf der Lindenauer Chaussee hin marschieren. Diese sollten wohl die langsam zurückweichenden Alliierten entweder durchbrechen oder von der Seite und im Rücken fassen, während Napoleon unaufhörlich von entgegengesetzter Seite auf sie drängte. Gegen drei Uhr mochten diese zum Gefecht gekommen sein — man konnte sie auf der Zinne meines Wohnhauses ziemlich genau verfolgen: aber auch ein großes Korps frischer, ich weiß nicht welcher, verbündeter Truppen schien von Lützen her angerückt zu sein, und zwar mit viel Reiterei und auch — das gab der Klang — mit gewaltiger Artillerie. Nun ward das Feuer gräßlich. Da indes das Zentrum, vielleicht durchbrochen, vielleicht sonst in Unordnung gebracht, sicher wenigstens zurückgedrängt war: so flogen Adjutanten und Eilboten aller Art herein nach der Stadt, schrien unaufhörlich die Siegespost aus, mit dem Lebehoch ihres Kaisers, eilten zu allen Behörden — der eine mit gewissem Glanze zu unserm König; alles, was Franzos war oder schien, schrie sie nach, diese Siegespost und dies Lebehoch; von allen Kirchtürmen mußten die Glocken ertönen; was nicht Franzos ist oder schei-

nen wollte, stürzte von den Straßen hinweg, die Türen zuwerfend, um seine Gefühle unbelauert ausströmen zu lassen; für die auf dem Markte zusammentretenden Soldaten ward Wein herbeigeschafft, ihr Siegs- und Huldigungsgeschrei hallte durchdringender. (Rochlitz, Tagebuch der Schlacht bei Leipzig.)

Helden von Möckern
am 16. Oktober 1813.

Graf Wedell, der zu Beginn des Kriegs seine Stelle als Kammerpräsident mit der des Führers eines Landwehrbataillons vertauscht hatte, bittet um die Ehre, den ersten Sturm auf das Dorf zu machen. Zu Tode getroffen, ruft er den Seinen zu: „Kinder, rettet das Vaterland! Helf uns Gott!"

Aber gegen die Übermacht, welche hinter den Mauern Deckung findet, scheint aller Mut vergeblich zu sein. Schon ist das letzte Bataillon Reserve herangeholt, und Yorck, den sonst seine Ruhe im Schlachtengewühl nicht verläßt, wird ungeduldig. Es bleibt ihm, da der Feind bereits Miene macht, mit seinem überlegenen Fußvolk aus dem Dorfe zum Bajonettangriffe überzugehen, nichts übrig, als ihm die Reiterei entgegenzuwerfen. Mit verhängten Zügeln sprengt er zum Major von Sohr, der mit drei Schwadronen brandenburgischer Husaren einige hundert Schritt rückwärts vor Möckern hält, und ruft: „Major von Sohr, attackieren!" Sohr zögerte eine Weile, um die weiter rückwärts stehende Reiterei näher kommen zu lassen, dann ruft er: „Trompeter, Trab!" Das Signal ertönt, und fort geht es in den Kugelregen. Als der Führer den Säbel zum Hurra emporschwingt, trifft eine Kugel seinen rechten Arm, aber entschlossen nimmt er den Säbel in die Linke. Dieser Angriff führt den Umschlag herbei. Die beiden feindlichen Vierecke, auf welche die Husaren stoßen, werden gesprengt und sogleich vier Geschütze genommen. Bald geht auch die übrige Reiterei vor, das Fußvolk soll folgen; Yorck selbst zieht den Säbel und gibt mit dem Rufe: „Marsch, marsch, es lebe der König!" das Zeichen zum allgemeinen Angriffe. Der Feind wird auf Leipzig zurückgeworfen.

Während nun hier zur Rechten der Ansturm der Reiterei

die Entscheidung einleitet und dann auch das Dorf vom Feinde gesäubert wird, hat gleichzeitig auf dem linken Flügel das Bajonett den Sieg entschieden. Unaufhaltsam stürmen hier Horns Bataillone unter Trommelschlag und Hörnerklang auf den Feind, und wenn die Reihen durch Kartätschen gelichtet werden, rufen sie: „Es lebe der König! vorwärts! vorwärts! wir müssen siegen!" So werden die Höhen genommen und die Batterien erobert. Auch Hünerbeins Brigade ist neben Horn mit großer Kühnheit vorgegangen. Als man dem ersten Viereck naht, springt Major Heinrich Krosigk, der Führer der brandenburgischen Füsiliere, voran auf den Flügelmann und wirft ihn zu Boden. Von Bajonett und Kugel getroffen, sinkt er zu Boden; sterbend winkt er mit dem Degen vorwärts; da man ihn wegtragen will, ruft er: „Laßt mich, geht und siegt!" (Nach Blasendorff, Blücher.)

Eine preußische Reiterattacke.

Die Attacke wurde bei der letzten allgemeinen Angriffsbewegung des Yorckschen Korps am 16. Oktober 1813 bei Möckern geritten.

Graf Henckel, der Oberst der lithauischen Dragoner, erzählt: Ein solches Feuer, wie das war, als wir vorgingen, ist mir selten vorgekommen; denn sogar die Russen unter Langeron, die links neben uns während des Gefechts aufmarschiert waren, schossen in der schönsten Ruhe auf uns. Diesem Irrtume wurde aber bald gesteuert. Durch das schnelle Vorgehen waren einige Bataillone eines französischen Garde-Marinierregiments, mit blauen Mänteln, an der Chaussee von Schkeuditz abgeschnitten worden. Es fing schon an, etwas schummrig zu werden; der kommandierende General gab mir den Befehl, sie anzugreifen. Hier muß ich dem lithauischen Dragonerregiment, einschließlich der Jägereskadron, das hochverdiente Lob, welches es sich in der ganzen Kampagne unter seinem stets ausgezeichneten Oberst von Below erworben, ganz besonders bezeugen; denn auf dem Exerzierplatz kann man die Bewegungen nicht schöner machen, als die folgenden hier ausgeführt wurden. Ich ließ mit Zügen rechtsum kehrt schwenken, in ganzen Eskadrons rechts schwenken und hieb so en échelon [in Staffeln] mit der fünften Eskadron voran in die

Bataillone ein. Wir mußten beide Chausseegräben überspringen, worin feindliche Tirailleurs lagen, die aber keinen Schuß taten. Die Franzosen waren in der Kolonne, um nach Wiederitzsch zu eilen, und die Offiziere riefen ihren Leuten zu: „Serrez vos rangs!“ — Das half aber alles nichts, wir kamen hinein, und es wurde ein großes Blutbad unter ihnen angerichtet, so daß, da die Brigade von Horn auch noch hinzukam, wohl wenig von diesen Bataillonen übrig blieb. Einem großen Offizier schrie ich zu: „Rendez-vous!“ aber er antwortete: „Tuez, bougre!“ und in dem Augenblick machten ihm auch die Lithauer das Garaus.

(Graf Henckel von Donnersmarck, Erinnerungen.)

Die Gefangennahme des österreichischen Generals Merveldt

am 16. Oktober 1813.

Oberst von Wolzogen, Adjutant Alexanders I., erzählt:

Bei dem Merveldtschen Korps, das in meiner nächsten Nähe zwischen Elster und Pleiße operierte, trug sich mittlerweile Folgendes zu. Dieses Korps bestand aus den Divisionen des Generals Baron von Lederer und des Fürsten Aloys von Liechtenstein nebst der Kavalleriebrigade des Prinzen von Koburg. Es war — wie wir wissen — nach dem Abzug der Reserven an der Pleiße stehen geblieben, und trotz des ungünstigen Terrains beauftragt, diesen Fluß zu forcieren. Infolgedessen hatte sich — namentlich bei Lößnig — ein heftiger Kampf mit Poniatowsky entsponnen, der jedoch nicht zu dem gewünschten Resultate führte. Gegen 5 Uhr glaubte Graf Merveldt bei dem Rittergute Dölitz durch das Buschwerk auf dem jenseitigen Ufer der Pleiße plötzlich die Division Bianchis zu erkennen und wollte deshalb über den Fluß setzen, um mit diesem General über dessen Mitwirkung zu dem Angriffe gegen Poniatowsky zu beratschlagen. Fürst Aloys Liechtenstein und ich machten ihm jedoch bemerklich, daß die sich dort zeigenden Truppen keineswegs die Ungarn mit ihren blauen Hosen, sondern vielmehr Franzosen seien; allein Merveldt bei seiner Kurzsichtigkeit und seinem glühenden Eifer, den Sieg der guten Sache zu fördern, blieb bei

seinem Entschlusse und sprengte auf einigen von Pionieren gelegten Brettern, nur von einer einzigen Kürassierordonnanz begleitet, über die Pleiße, indem er zugleich befahl, daß niemand ihm folgen solle. Fürst Liechtenstein wollte ihn jedoch nicht allein in sein Verderben reiten lassen und versuchte daher gleichfalls, über die Bretter zu setzen; sein Pferd brach indessen durch und nur mit Mühe wurde er vor der Gefahr des Ertrinkens gerettet. Wir sahen nun den General Merveldt noch etwa 1000 Schritt im Gebüsch gegen die Anhöhe zu reiten, wo sich die vermeintlichen Ungarn gezeigt, als er auf einmal eine Salve von mindestens 4000 Mann der gegenüberstehenden Linie erhielt und vom Pferde stürzte. Dieses lief davon, und bald darauf sahen wir auch die mitgerittene Ordonnanz zusammenstürzen, welche sich indessen gegen Abend — obwohl verwundet — durch den Fluß zurückarbeitete und uns die Meldung machte: „der General sei tot!“ ... Er war aber, nachdem er gestürzt, aber trotz der zahllosen auf ihn abgefeuerten Kugeln doch nicht einmal verwundet worden war, von Poniatowskyschen Mannschaften gefangen vor Napoleon gebracht worden, der sich gerade auf diesem Punkte — unweit Dösen — bei seinen Garden befand und ihm als einem alten Bekannten (er hatte mit ihm den Frieden von Campo Formio abgeschlossen und schätzte ihn sehr) freundlich entgegenkam. Er nahm ihn mit sich in sein Quartier, um mit ihm über eine Mission an den Kaiser Franz zu unterhandeln, welche eine Trennung dieses Monarchen von der Allianz zum Zwecke hatte. Auch proponierte Napoleon, sich unter gewissen Bedingungen bis an die Saale und sogar bis zum Rhein zurückziehen zu wollen, und soll diese plötzliche Nachgiebigkeit eine Folge der ihm von Merveldt zuerst mitgeteilten Nachricht gewesen sein, daß Wrede mit den Bayern in seinen Rücken marschiere.

(von Wolzogen, Memoiren.)

Blüchers Bericht an den König von Preußen über die Schlacht von Möckern am 16. Oktober 1813.

20. Oktober 1813.

Das 1. Armeekorps E. K. M. siegreichen Armee hat

an diesem denkwürdigen Tage mit begeisterter Tapferkeit gefochten. Jeder einzelne hat tief gefühlt, daß in diesem verhängnisvollen Kampfe der Sieg errungen werden müsse, und der Erfolg hat die Stimmung bewährt, mit der sich E. M. brave Truppen geschlagen haben. Es hat an diesem Tage nicht das blinde Glück den Sieg an unsere Fahnen gefesselt, es waren nicht nur unerfahrene Truppen des Feindes, die geschlagen werden mußten, es waren alte bewährte Bataillone der feindlichen Garde, die sich hartnäckig und mit Erbitterung schlugen; darum war auch die Schlacht nicht sobald entschieden, und die erneuerten gegenseitigen Angriffe veranlaßten, daß auch nicht eine Truppenabteilung übrig blieb, die nicht mit Anstrengung und großem Verlust, aber siegreich gefochten hätte. Es macht mich glücklich, E. M. sagen zu können, daß eine jede Brigade Batterien gestürmt und genommen hat, alle Waffengattungen haben gewetteifert, und der Unterschied zwischen alten Soldaten und junger Landwehr hatte gänzlich aufgehört.

Bei einer so allgemeinen gleichen Bravour, bei einem so allgemein gewordenen Geiste, der Offizier und Soldat zu gleichen Anstrengungen trieb, ist es mir unmöglich, E. K. M. besonders die Verdienste einzelner Individuen anzugeben. So wie sich die Herren Generale, Brigadechefs und Brigadiers durch einsichtsvolle Führung an der Spitze ihrer Brigaden auszeichneten, so haben sich die sämtlichen Führer der Bataillone, der Eskadrons, der Kompagnien und der Batterien durch kühnen Mut und leuchtendes Beispiel verdient gemacht. Die Subalternoffiziere, die mit hoher Selbstverleugnung die außerordentlichen Fatiguen dieser Kampagne gleich dem Soldaten trugen, haben sich auch am 16. wie bei allen Gelegenheiten meine hohe Achtung erworben. Nicht minder der Soldat, der Landwehrmann, der mit so ausgezeichneter Tapferkeit bei Goldberg, an der Katzbach, bei Wartenburg, und besonders am 16. focht . . .

Eine heilige Pflicht glaube ich noch zu erfüllen, wenn ich E. K. M. Huld und Fürsorge für die Witwen und Waisen erflehe, deren Männer und Väter an diesem Tage einen so ehrenvollen Tod starben.

Friedrich von Gentz an Metternich.

Die Schmeichelei, die Überschätzung der Diplomatie und der vollkommene Mangel an Verständnis für alles, was Krieg heißt, läßt den genialen Gentz so schreiben:

Sie haben Napoleon geschlagen und Sie werden ihn zu Ende bringen.

Gneisenau an seine Frau

während der Schlacht.

Wetterwitz bei Leipzig, 18. Oktober 1813, des Morgens 5 Uhr.

Ich schreibe Dir am Morgen einer Schlacht, wie sie in der Weltgeschichte kaum gefochten ist. Wir haben den französischen Kaiser ganz umstellt. Diese Schlacht wird über das Schicksal von Europa entscheiden. Schon vorgestern hat die Blüchersche Armee [bei Möckern] abermals einen herrlichen Sieg erfochten. Wir hatten das beste französische Armeekorps, das des Marschalls Marmont, dann noch das 4. und 7. Armeekorps, einen Teil der französischen Garden und ein polnisches Korps gegen uns. Der Kampf war lang und hartnäckig; er kostete viel Blut. Wir warfen den Feind dennoch aus seinen Stellungen heraus. Die Tapferkeit der Truppen unterstützte auf das herrlichste unsere Anordnungen. Wir hatten uns in Bataillonsmassen aufgestellt. Das feindliche Geschütz wütete darin sehr. Unsere Landwehrbataillone taten herrlich. Wenn eine feindliche Kugel 10 bis 15 Mann darniederriß, riefen sie: „Es lebe der König!“ und schlossen sich wieder in den Lücken über die Getöteten zusammen.

Die Sachsen gehen zu den Verbündeten über,

am 18. Oktober, während der Leipziger Schlacht.

Marschall Macdonald erzählt: Indem ich mit meinem Fernrohr die Schlacht . . . beobachtete, sah ich zu meiner Linken den Feind zurückgehen und das Korps des Generals Reynier, in zwei Treffen formiert, im Vorgehen. Das vordere Treffen bestand aus dem sächsischen Kontingent, das hintere aus Franzosen. Ich traf infolgedessen Anordnungen, ebenfalls zum Angriff zu schreiten. Da trat ein Ereignis ein, das mich fast erstarren ließ. Ich sah die Sachsen, als sie die vom Feinde

verlassene Stellung erreicht hatten, plötzlich gegen das ihnen folgende zweite Treffen Front machen und feuern. Kalten Bluts, in himmelschreiender Weise, schossen sie die Ahnungslosen nieder, mit denen sie bisher in treuer Waffenbrüderschaft gefochten. Nirgends weist die Geschichte einen ähnlich schändlichen Verrat auf. Bei dem der Preußen, den ich im vergangenen Jahr erlebte, hatten diese doch wenigstens noch so viel Scham- und Ehrgefühl, daß sie nicht sogleich die Waffen gegen uns gebrauchten. Völlig verblüfft und entsetzt, machte das zweite Treffen kehrt und lief davon, verfolgt von denselben Truppen, deren Fahnen noch wenige Minuten vorher mit unseren Adlern das gleiche Ziel erstrebt hatten. Freudig aufgenommen vom Feinde, unterstützte dieser sogleich die Bewegung der Verräter, und dieselbe würde wahrscheinlich unser Geschick beschleunigt haben, wenn nicht der schnell herbeigeeilte Kaiser die Flucht des zweiten Treffens aufgehalten und wieder Ordnung in die erschrockenen Massen gebracht hätte . . . (Memoiren des Marschalls Macdonald.)

Napoleon am Abend des 18. Oktober 1813. Er bereitet den Rückzug vor.

Der sächsisch-rheinbündische Major von Odeleben erzählt: Das sämtliche Gepäck, welches Napoleon in der Vorbereitung eines Rückzugs schon früh nach der Stadt abgehen ließ, hatte dort eine fürchterliche Verwirrung verursacht. Fast alle Tore waren verstopft; denn durch vier Eingänge strömte alles herein, zu einem einzigen drängte sich alles hinaus. Seitwärts der Stadt gab es keine Brücken, und da ober- und unterhalb derselben die Elster nicht zu passieren ist, so mehrte sich die wilde Unordnung durch Wagen, Verwundete, Flüchtlinge und Truppen.

Es ward nun dunkel, der Donner verhallte, nur einzelne Schüsse aus dem kleinen Gewehr fielen noch. Die Erde und der Himmel erglänzten nach und nach von den unzähligen Wachtfeuern, die aus der Unterwelt emporzusteigen schienen. Napoleon hatte an dem seinen bereits dem Prinz Berthier die Verfügung zum Rückzug mitgeteilt, und dieser diktierte in gewöhnlicher Kürze, an einem Seitenwachtfeuer, einigen

Adjutanten den Befehl. Rund herum herrschte tiefes Schweigen. Man hatte dem Kaiser einen hölzernen Schemel gebracht, auf dem er, erschöpft von den Anstrengungen der letzten Tage, in Schlummer sank. Seine Hände ruhten, nachlässig gefaltet, im Schoß; er glich in diesen Augenblicken jedem andern, unter der Bürde des Mißgeschicks erliegenden Menschenkinde. Die Generale standen, düster und verstummt, um das Feuer, und die zurückziehenden Truppen zogen in einiger Entfernung vorüber. Nach Verlauf einer Viertelstunde erwachte der Kaiser und warf einen großen, verwunderungsvollen Blick im Kreise umher, welcher zu fragen schien: Wach ich, oder ists ein Traum?

(von Odeleben, Napoleons Feldzug in Sachsen 1813.)

Napoleon zur Königin von Sachsen

Über ihren Bruder, den König von Bayern, am 19. Oktober 1813. Bayern hatte sich am 8. Oktober im Vertrag zu Ried den Verbündeten angeschlossen.

Bei der letzten Unterredung hat Napoleon der Königin von Sachsen gesagt: „Madame, je n'ai qu'un mot à Vous dire, Votre frère est le plus grand coquin . . .“ [Madame, ich habe Ihnen nur ein Wort zu sagen: Ihr Bruder [der König von Bayern] ist der größte Spitzbube.]

(Aus den Papieren des Ministers von Schön.)

Napoleon flieht aus Leipzig am 19. Oktober 1813.

Von dem Augenblick an, als der Kaiser zu Pferde stieg und Leipzig nun ganz verlassen sollte, war der sichtbarste Tiefsinn an ihm bemerkbar. Gedankenvoll, fast verstört oder vielleicht gedankenlos, ritt er erst gegen das innere Ranstädter Tor, schräg über den Markt, und als man hier wegen des ungeheuren Gedränges der Truppen und Wagen alles verstopft fand, so nahm er seinen Weg innerhalb der Stadt herum, an den beiden schon früher zerstörten Pforten und an der Thomaskirche vorüber, nach dem Peterstor. Hier orientierte sich der Kaiser einen Augenblick und ritt noch einmal gegen sein Quartier am Roßplatz oder vielmehr auf der Allee bis in die Gegend der Bürgerschule vor. Er kehrte nun wieder um, ritt an dem Peterstore vorbei und um die Stadt

nach dem Ranstädter Steinwege hin. Kaum war der Kaiser imstande, wegen des unbeschreiblichen Drängens aller Gattungen von Truppen, hindurchzukommen. Einzeln mußte er und sein ganzes Gefolge an der Seite dieses Gewühls sich fortwinden. Munitionswagen, Marketender, Gens d'armes und Kanonen, Kühe und Schafe, Weiber, Grenadiere und Chaisen, Gesunde, Verwundete und Sterbende — alles häufte sich im bunten Gewirre, so eng zusammengepreßt, daß kaum an ein Fortkommen, noch weniger an eine Gegenwehr zu denken war. Napoleon folgte ganz gelassen dem Hauptstrom seiner fliehenden Truppen, auf der großen Straße fort, bis hinter Lindenau.

(von Odeleben, Napoleons Feldzug in Sachsen 1813.)

Der Einzug der Monarchen in das eroberte Leipzig.

am 19. Oktober 1813.

Reiche erzählt: Als der Zug den Fleischerplatz erreichte, fielen vom jenseitigen Ufer der Pleiße Kleingewehrschüsse und Granatwürfe. Es hatten sich längs dieses Ufers noch einzelne feindliche Tirailleure aufgehalten. Natürlich kam der Zug ins Stocken. Alles suchte die Monarchen zurückzuhalten und zum Umkehren zu bewegen. Geschütz und Truppen sollten vorgeholt werden, um den Feind gegenüber zu vertreiben. Das eine wie das andere war aber keine Kleinigkeit, indem die Straße durch die zahlreiche Suite zu Pferde dicht angefüllt war und sich rückwärts zusammendrängte, um die Monarchen aus der Schußlinie zu bringen. Dies gelang mit vieler Mühe, und bald hörte das Schießen von selbst auf.

Im vollen Trab kamen nun die gerufenen Geschütze durch die Straßen dumpfdröhnend angeeilt und wurden auf dem Fleischerplatze aufgestellt.

Bei dem Vorbringen dieser Geschütze stellten sich dem Auge schauderhafte, das menschliche Gefühl wahrhaft empörende Szenen dar. In den Straßen lagen noch viele Blessierte, die nicht fortgeschafft waren, von welchen schon beim Einzuge von den Pferden mehrere zertreten, völlig zerstampft waren, und was nun noch lag und Leben hatte, wurde von den Geschützen ohne Erbarmen überfahren und gerädert. Wie

der Soldat zum Tiger, zum wahrhaft wilden Tiere werden kann, habe ich hierbei gesehen und erfahren.

(von Reiche, Memoiren.)

Die verbündeten Monarchen und der König von Sachsen

am 19. Oktober 1813.

Boyen erzählt: Der König von Sachsen, bei dessen Wohnung dieser Zug [der Monarchen] vorbeiging, war vor die Haustür getreten und wollte den Souveränen wahrscheinlich hier den gegenwärtigen Wechsel seiner Gesinnungen persönlich anzeigen. Der Kaiser Franz schien auch geneigt, an ihn heranzureiten, aber der Kaiser Alexander ritt kalt und entschieden vorbei, und da der König von Preußen dasselbe tat, so zog das ganze Gefolge, ohne Sachsens Herrscher zu begrüßen, vorüber, der sich, sichtbar betreten, schnell in das Haus zurückzog.

(von Boyen, Denkwürdigkeiten.)

Die Katastrophe an der Elsterbrücke

am 19. Oktober 1813.

Der Sprengung der Brücke war der Übergang der hessischen Division zu den Verbündeten vorausgegangen.

Marschall Macdonald erzählt: Das war zu viel für meine schon entmutigten Truppen. Alle Bande der bisher noch notdürftig erhaltenen Ordnung lösten sich auf. Panik und Verwirrung rissen ein. Keinen Anstrengungen meinerseits gelang es, diesem Durcheinander noch einen Halt zu geben. Ich wurde mit fortgerissen. In tollem Drängen wälzten sich die Massen der Brücke zu. Doch das Unglück war noch nicht voll. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich plötzlich der Ruf: „Die Brücke ist gesprengt!"

Die Schreckensnachricht wirkte wahrhaft lähmend. Auf allen Gesichtern malte sich Bestürzung, Wut, Verzweiflung; ich selbst war nicht der am wenigsten Betroffene. Ich kochte vor innerem Grimm.

Es ist unbegreiflich, bleibt aber geschichtliche Tatsache, daß weder vor, während, noch nach der Schlacht irgendwelche Maßnahmen getroffen wurden, die Elster an anderen Punkten als auf der Lindenauer Brücke überschreiten zu können, und

doch wäre es ein Leichtes gewesen, den schmalen Fluß nicht allein für die verschiedenen Waffen, sondern auch selbst für die einzelnen Korps in ausreichender Weise zu überbrücken. Ebensowenig war irgendeine Truppe auf dem linken Ufer aufgestellt, um den Rückzug über die einzig vorhandene Brücke zu schützen. Der Kaiser befand sich zur Zeit der Sprengung mit seinem gesamten Hauptquartier schon in Markranstädt. Ich weiß wirklich nicht, wie ich diese verbrecherische Gleichgültigkeit bezeichnen soll, die bar jedes Gefühls für das Wohl der Truppen, so viel Menschen auf einmal zu opfern vermochte. —

Die Brücke war schon seit einigen Stunden in die Luft geflogen, der Kanonendonner, das Gewehrfeuer, überhaupt das ganze Getöse und der Tumult der Schlacht hatten uns aber die Explosion nicht hören lassen. Man wollte einen Stabsoffizier des Geniekorps für das Unglück verantwortlich machen. Derselbe bewies aber nicht allein, daß er mit der Sprengung gar nicht beauftragt worden war, sondern klagte auch seinerseits den Generalstab an. In voller Erkenntnis der dringenden Notwendigkeit, Übergänge zu schaffen, hatte er beizeiten schon angefragt, ob er nicht solche herstellen solle. Hierauf war ihm aber der Bescheid geworden, daß damit gewartet werden müsse, bis der Kaiser es befehlen würde. Diese schwere Belastung für den Generalstab steht ebenso fest wie diejenige, daß tatsächlich niemals der an der vorzeitigen Sprengung der Brücke wirklich Schuldige hat ermittelt werden können, woraus hervorgeht, daß also auch für diesen verantwortlichen Dienst keine bestimmte Persönlichkeit mit der Beaufsichtigung beauftragt worden war. Auch die Versperrung [der Brücke durch zurückgehende Wagenkolonnen] fällt dem Generalstab zur Last; sie hätte nicht entstehen können, wenn eine Truppenabteilung zur Aufrechterhaltung der Ordnung und Offenhaltung der Brücke kommandiert gewesen wäre. Infolge dieses sträflichen Versäumnisses geschah es, daß die beiden rechts und links auf der Promenade und die geradeswegs durch die Stadt abfahrenden Kolonnen, als sie fast gleichzeitig in der Nähe der Brücke eintrafen, beim Anblick derselben ein unsinniges Wettfahren begannen.

Jeder wollte zuerst hinüber. In wilder Jagd fuhr man auf und an der Brücke zu einem unentwirrbaren Knäuel ineinander hinein, der dann zum Teil mit in die Luft flog. —

Auf dieses Chaos drängten die Massen jetzt hin. Ich habe schon erwähnt, daß ich mit davongetragen wurde, und zwar im wahren Sinne des Wortes, denn ich befand mich nicht zu Pferde, und meine Füße berührten den Boden nicht mehr. Endlich gelangten wir auf eine große Wiese, wo die Menge sich teilte. Ich irrte umher, gefolgt und umgeben von einem wirren Haufen, der überzeugt war, daß mir ein Übergang bekannt sein würde; meine Karte enthielt aber keinen.

Während ich in diesem Menschenstrudel aufs Geratewohl der Elster zueilte, erfuhr ich, daß Fürst Poniatowski in derselben ertrunken wäre. Ich hatte ihn noch hinter mir geglaubt, weil ich annahm, daß er meinem Ersuchen gemäß sich mit seiner Reiterei dem Feinde entgegengeworfen haben würde. Er war aber, wie ich nun hörte, nicht mehr imstande gewesen, eine Attacke auszuführen, da seine Mannschaften bei der Nachricht von der Sprengung der Brücke nur die eigene Rettung gesucht hatten. Mit Tränen in den Augen erzählte mir der Adjutant, der die Meldung überbrachte, daß der Fürst zu Pferde in den Fluß gesprungen sei, dieses sich bei dem Versuch, das jenseitige steile Ufer zu erklimmen, überschlagen hätte und beide von der Flut verschlungen worden wären. Noch ganz erfüllt hievon schritt ich weiter, da sprengte mein Adjutant Beurnonville mit einem Kavallerieunteroffizier heran, der trotz aller eigenen Not sich die Zeit genommen hatte, ein lediges Pferd für mich einzufangen. Kaum saß ich im Sattel, als Beurnonville meine an den wackeren Mann gerichteten Dankesworte abschneidend, das Pferd am Zügel ergriff und mit den Worten: „Herr Marschall, dazu ist jetzt keine Zeit, es gilt das Leben!“ sich in Galopp setzte und ohne weiteres mit mir davonjagte. Dabei teilte er mir mit, daß es dem Kommandeur meiner Genietruppen, Oberst Marion, gelungen wäre, mittels zweier langen, über den Fluß geworfenen und mit Türen, Brettern und Fensterladen belegten Baumstämme eine Verbindung mit dem jenseitigen Ufer herzu-

stellen. Wir eilten dorthin, fanden aber den Platz ganz mit Truppen verstopft. Der Übergang war schon wieder vernichtet; denn trotz aller Bitten, den Belag erst befestigen zu lassen, waren die Generale Augerau und Viktor doch hinübergeritten. Dadurch hatte sich der Belag verschoben, er war infolge der Erschütterung allmählich ins Wasser geglitten und trieb nun in den Fluten. Auf die allein liegengebliebenen schlüpfrigen beiden Baumstämme wagte sich aber niemand. In meiner damaligen Stimmung, in welcher ich dachte: lieber tot als gefangen, besann ich mich nicht lange. Nachdem es mir geglückt war, in dem Gedränge vom Pferde zu kommen und mich meines langen Mantels zu entledigen, betrat ich die beiden etwa einen Schritt auseinanderliegenden Baumstämme und schritt behutsam vorwärts. Schon hatte ich über die Hälfte des Weges hinter mir, als andere sich entschlossen, mir zu folgen. Hierdurch entstand ein starkes Schwanken und ich fiel ins Wasser. Zum Glück fand ich Grund, aber das Ufer war abschüssig und der fette Boden schlüpfrig, alle meine Anstrengungen, es zu erklimmen, blieben vergeblich. Zudem wurde ich von vorn durch feindliche Schützen beschossen, die, weiß Gott wo, über den Fluß gelangt waren. Wunderbarerweise kam ich aus dieser schrecklichen Lage heil davon, denn nachdem das Feuer eine Weile gedauert hatte, ohne mich zu treffen, wurde ich durch Leute von uns, die den Feind vertrieben, heraufgezogen.

Triefend vom Wasser, rieselte doch auch gleichzeitig der Schweiß an meiner Haut herunter. Die Anstrengung war zu übermäßig gewesen, ich konnte kaum zu Atem kommen. Marmont, der Herzog von Ragusa, der sich schon seit dem Morgen auf dem linken Ufer befand, hatte mich bemerkt und gab mir ein Pferd. Mir wären trockene Kleider lieber gewesen.

Drüben über dem Fluß dauerte das Schießen noch fort, plötzlich aber hörte es auf. Bis an den Rand des Wassers getrieben, standen unsere ratlosen Truppen in dichtgedrängten Haufen. Zu Hunderten stürzten sie sich in die Fluten. Nur wenigen gelang es, das Ufer zu erreichen, die anderen fanden in dem reißenden Gewässer ihren Tod. Es war ein trostloser, herzzerreißender Anblick, und durch all den Lärm, das Ge-

schrei der Massen und den Hilferuf der Ertrinkenden drang deutlich zu mir herüber: „Monsieur le maréchal, sauvez vos soldats! sauvez vos enfants!“ Ach Gott, ich konnte ja nicht helfen! Ich brach selbst fast zusammen. Überwältigt von all dem, was in den letzten Stunden auf mich eingestürmt war, nervös, abgespannt, körperlich und geistig ganz danieder, konnte ich mich bitterer Tränen nicht erwehren und wandte mich, diese Stätte des Grauens zu verlassen.

(Memoiren des Marschall Macdonald.)

Gneisenau an Frau von Clausewitz

über den Sieg bei Leipzig.

Leipzig, 19. Oktober 1813.

Wie glücklich ich bin, können Sie ermessen. Es gibt kein beseligenderes Gefühl als Befriedigung einer solchen Nationalrache. Unaufhaltsam schreiten wir jetzt an den Rhein vor, um diesen vaterländischen Strom von seinen Fesseln zu befreien.

Gneisenau an seine Frau

über den Sieg bei Leipzig.

Leipzig, 19. Oktober 1813.

Die große Schlacht ist gewonnen; der Sieg ist entscheidend. Gestern kämpften die ungeheuern Massen gegeneinander. Ein Schauspiel, wie es seit Tausenden von Jahren keines gegeben hat. Von einer Höhe konnte ich die jenseitige Armee übersehen; die unsrige fast diesseits. Viel Blut ist geflossen. Auf meilenlangen Strecken liegen die Toten und die Verstümmelten. Wir drängten endlich die französische Armee in einem engen Raum dicht bei Leipzig zusammen. Die Nacht ließ endlich das Feuern aufhören. Heute früh griff ein Teil unserer [der schlesischen] Armee Leipzig an. Unser Angriff auf Leipzig war sehr blutig. Nach vielen Stunden Arbeit erstürmten unsere Truppen die Stadt. Von allen Seiten begegneten sich die Truppen der verschiedenen Armeen. Der General Blücher und wir waren die ersten, die einzogen. Wir wurden von dem Freudengeschrei der Einwohner und von dem Hurrarufen der siegenden Truppen bewillkommt. Wir fanden

eine Menge Gefangene, 20000 Verwundete, noch viel mehr Kranke: die Toten lagen überall umher. Viele Generale sind in unseren Händen. Zertrümmerte Häuser, umgeworfene Bagagewagen, Truppen aller Nationen. Es ist eine Verwirrung ohnegleichen . . . Alle Anstalten sind getroffen, um den Feind aufs lebhafteste zu verfolgen. Den Rest seiner Armee wollen wir vernichten. So weit habe ich es endlich gebracht. Vieles habe ich zu dieser Wendung der Angelegenheiten beigetragen. Ich genieße jetzt die Belohnung für langjährige Sorgen und Mühen.

Gneisenau an Clausewitz

nach der Schlacht bei Leipzig über den König von Preußen.

Der König hat mir, als alles in Leipzig auf dem Markte versammelt war, einige kalte, doch etwas freundliche Worte der Zufriedenheit mit unserer Armee gesagt. Mir persönlich nichts. Noch habe ich kein Wort der Zufriedenheit über unsern Elbübergang und die folgenden Kriegsbegebenheiten erhalten. Dagegen sagte mir der Kaiser Alexander die schönsten Dinge, ebenso der Kaiser Franz und der Fürst Schwarzenberg. Aber Sie sehen, wie tiefgewurzelt die Abneigung des Königs gegen alle diejenigen ist, die nicht gleiche politische Gesinnungen mit ihm gehabt haben. Sowie indessen dieser heilige Krieg vorüber ist, so trete ich aus seiner Armee und will lieber das Brot des Kummers essen, als diesem unfreundlichen Herrscher mich in seiner Armee aufdrängen.

Die Stimmung Napoleons

und der französischen Armee auf dem Rückzug nach der Schlacht bei Leipzig.

19. Oktober 1813.

Der sächsisch-rheinbündische Major von Odeleben erzählt: Er [Napoleon] zeigte zwar Ruhe und Fassung, war aber sehr niedergeschlagen und fühlte zum erstenmal ein unersetzliches und unabwendbares Unglück, das er oft andern bereitet hatte. Die Stimmung in der Armee verfinsterte sich; mit grimmigen Mienen schauten die vorbeiziehenden Soldaten nach ihm hinüber auf das Feld, wo er, in einiger Entfernung von der Straße, mit Ney, Augereau und einigen anderen frühstückte.

20. Oktober 1813.

Napoleon war an diesem Tage ganz vorzüglich herabgestimmt und fast sanftmütig, so daß er es gern zu hören schien, wenn jemand über die letzten, für ihn so unglücklichen Begebenheiten und deren Ursachen sprach. Er ging lang am Wachtfeuer umher, horchte auf die Kanonade, starrte die Vorüberziehenden an und erregte durch seinen Gleichmut das Interesse der Umgebung. Ein armseliges, nur ein Stübchen enthaltendes Lusthaus im Weinberge diente ihm und Berthier zur Ruhestätte; alle übrigen biwakten zwischen den Weinpfählen. Es fehlte an Raum, an Futter, an allem; die Nacht war kalt.

(von Odeleben, Napoleons Feldzug in Sachsen 1813.)

Marschall Augereau über Napoleon
am 21. Oktober 1813.

Marschall Macdonald erzählt: Wir überschritten die Saale [am 20. Oktober] und bezogen dann ein Lager. Dort begegnete ich dem Marschall Augereau, dem ich während der Verteidigung der Leipziger Vorstadt die hessische Brigade zu Hilfe sandte. Ich fragte ihn, wie es gekommen sei, daß diese ihn nicht gefunden hätte. „Na, halten Sie mich für einen solchen Narren," erwiderte er bissig, „daß ich mich einer Leipziger Vorstadt wegen werde hinschlachten oder gefangen nehmen lassen? Einem Wahnsinnigen zuliebe tue ich das nicht. Wie hirnverbrannt hat der Kaiser in der letzten Zeit gehandelt! Er weiß nicht mehr, was er tut. Das muß Ihnen doch auch schon aufgefallen sein. Zum Feigling ist er geworden . . . Kalten Bluts stellte er uns auf einen verlorenen Posten und verließ uns, unbekümmert, was aus uns würde. Solchem Verfahren gegenüber möchte ich mich und meine Leute nicht weiter opfern. Ich zog deshalb ab, ehe es zu spät war. Sie hätten es ebenso machen sollen."

Das war dieselbe Erbitterung, mit welcher Vandamme nach der Schlacht von Wagram über den Kaiser gesprochen hatte; damals galt sie dem Sieger, diesmal dem Besiegten.

(Memoiren des Marschalls Macdonald.)

Kabinettsorder des Königs Friedrich Wilhelm III. an Blücher.

Leipzig, 20. Oktober 1813.

Durch wiederholte Siege mehren Sie Ihre Verdienste um den Staat schneller, als ich mit den Beweisen meiner Dankbarkeit Ihnen zu folgen vermag. Empfangen Sie einen neuen Beweis derselben durch die Ernennung zum General-Feldmarschall, und bekleiden Sie diese Würde noch recht lange zur Freude des Vaterlandes, als Vorbild für die Armee, die Sie so oft zu Ruhm und Sieg geführt haben.

Friedrich Wilhelm.

Der Freiherr vom Stein an seine Frau

nach der Schlacht bei Leipzig.

Leipzig, 21. Oktober 1813.

Endlich, meine liebe Freundin, wagt man, sich dem Gefühl des Glücks hinzugeben! Napoleon ist geschlagen, in unordentlicher Flucht; man treibt ihn auf das linke Rheinufer, und das österreichisch-bayerische Heer wird ihn noch vor seinem Übergange angreifen. Das ist der Erfolg der blutigen und ruhmvollen Kämpfe des 14., 16., 18., 19. Oktober. Da liegt also das mit Blut und Tränen so vieler Millionen gekittete, durch die tollste und verruchteste Tyrannei aufgerichtete ungeheure Gebäude am Boden. Von einem Ende Deutschlands bis zum andern wagt man es auszurufen, daß Napoleon ein Bösewicht und der Feind des menschlichen Geschlechtes ist; daß die schändlichen Fesseln, in denen er unser Vaterland hielt, zerbrochen, und die Schande, womit er uns bedeckte, in Strömen französischen Bluts abgewaschen ist . . . Die Vorsehung ist gerechtfertigt durch das große Gericht, das sie über das Ungeheuer ergehen ließ; seine Verstockung hat ihn zu politischen und militärischen Tollheiten verleitet, die seinen Fall beschleunigt und ihn zum Gespött des Volkes herabwürdigen.

. . . Diese Resultate sind hervorgebracht durch zwei blutige, tatenvolle, lorbeer- und tränenreiche Feldzüge, durch viele blutige Schlachten; und bei Lützen, Bautzen, Teltow, Dresden, Katzbach, Kulm, Dennewitz, Bleddin, Leipzig wurde

der Same gestreut zu der schönen Ernte, die uns erwartet, und deren Ertrag wir mit Frömmigkeit, Dankbarkeit gegen die Vorsehung und Mäßigung genießen dürfen . . .

Die verbündeten Mächte haben mir die Gesamtverwaltung der besetzten Länder gegeben. [Der russische Fürst] Repnin ist zum Gouverneur von Sachsen ernannt. Ich reise ab, sobald die Heere Frankfurt erreicht haben, in vierzehn Tagen.

Goethe.

Annalen oder Tag- und Jahreshefte.

1813.

Hier muß ich noch einer Eigentümlichkeit meiner Handlungsweise gedenken. Wie sich in der politischen Welt irgend ein ungeheures Bedrohliches hervortat, so warf ich mich eigensinnig auf das Entfernteste. Dahin ist denn zu rechnen, daß ich von meiner Rückkehr aus Karlsbad an mich mit ernstlichstem Studium dem Chinesischen Reich widmete, und dazwischen, eine notgedrungene unerfreuliche Aufführung des Essex im Auge, der Schauspielerin Wolff zuliebe, und um ihre fatale Rolle zuletzt noch einigermaßen glänzend zu machen, den Epilog zu Essex schrieb, gerade an dem Tag von Leipzig.

Oberst Henckel befreit viertausend Gefangene

bei Taucha am 21. Oktober 1813.

Graf Henckel von Donnersmarck erzählt: Durch Baumeroda marschierend, fand ich im Dorfe einen verlassenen großen Biwak, und nach eingezogenen Erkundigungen sagte mir der Richter des Orts, es sei schade, daß ich nicht früher gekommen, indem hier eine große Menge Gefangener, von zwei polnischen Bataillonen eskortiert, die Nacht zugebracht hätten. Ich übergab sogleich dem ältesten Offizier nach mir, dem Major von Burghoff, den Befehl, mit den übrigen Truppen den Marsch nach Freiberg fortzusetzen, ich aber nahm das 2. Husarenregiment und das sächsische Chevauxlegersregiment, rot mit schwarzen Klappen, welches ein Major von Trotha kommandierte, und trabte den Gefangenen nach. Es dauerte

sehr lange, bis ich endlich die große Marschkolonne zu sehen bekam. Ich ließ das Husarenregiment unter dem Oberstleutnant von Stössel der ganzen langen Kolonne vorbeitraben, um sie von vorn anzugreifen, die Sachsen aber ließ ich halten und langsam der Kolonne folgen. Da nur einzelne Kommandierte rechts und links neben der Gefangenenkolonne marschierten, so waren diese sogleich überwältigt, und das ganze Feld mit den befreiten Gefangenen übersäet.

Nie in meinem Leben bin ich mehr geküßt worden als an diesem Tage; denn jeder wollte mir seine Dankbarkeit bezeugen. Man riß mich beinahe vom Pferde herunter. Ich hatte 200 Offiziere von den verschiedenen Armeen und 4000 Gefangene befreit, dem größten Teil nach Österreicher; die befreiten Soldaten nahmen die Waffen der Gefangenen und übernahmen den Transport derselben mit. Einer Marketenderin, die wohl sehr geprellt haben mochte, ging es sehr schlecht; denn in wenigen Minuten ward sie völlig in den Stand der Unschuld gesetzt, so daß ich ihr einen Mantel reichen lassen mußte.

Meine Kavallerie ließ ich langsam nachkommen, ich aber setzte mich nun in rasche Bewegung, um zu meinen übrigen Truppen zu gelangen. Unterwegs begegnete ich dem General von Yorck mit seiner ganzen Suite, welcher in der Ungeduld mir entgegen geeilt war, nun aber ganz vergnügt, da der Hauptmann von Lützow ihm schon die Meldung gemacht hatte, die Mütze abnahm und sagte: „Meine Herren, lassen Sie uns dem Grafen Henckel ein Vivat bringen!“

(Graf Henckel von Donnersmarck, Erinnerungen.)

Gneisenau an die Prinzessin Luise von Preußen

nach der Völkerschlacht bei Leipzig.

Freiburg a. d. Unstrut, 22. Oktober 1813.

Wie glücklich ich jetzt atme, lebe und webe, können Ew. K. H. ermessen. Das höchste Glück des Lebens ist Befriedigung der Rache an einem übermütigen Feinde. Wir haben sie genommen, diese Rache, auf eine Weise, wie die Geschichte kein Beispiel kennt.

Der Staat ist gerettet, der Thron ist befestigt. Wir sind zwar arm geworden, aber jetzt reich an kriegerischem Ruhme und stolz auf die wiedererrungene Nationalunabhängigkeit. Diese Güter sind mehr wert als die unermeßlichsten Reichtümer bei fremder Herrschaft.

Die rheinbündischen Staaten nach der Schlacht bei Leipzig.

von der Marwitz schreibt: Jetzt fielen auch alle bisherigen deutschen Sklaven von den Franzosen ab. Die Fürsten gaben sich die Miene, Patrioten zu sein, die Völker waren es. Bayern war schon vor der Schlacht von Leipzig abgefallen; dies kann ihm aber nicht zum Verdienst angerechnet werden, denn das Ende war bei unserer moralischen Übermacht vorauszusehen, und unterlag Bayern mit Bonaparte, so wurde es von Österreich verschlungen. Es wurde also durch den Trieb der Selbsterhaltung, nicht durch echten deutschen Sinn geleitet.

(von der Marwitz, Nachrichten aus meinem Leben.)

Der moralische Zusammenbruch der französischen Armee auf dem Rückzug.

Major Graf Schwerin, Flügeladjutant des Königs von Preußen, schreibt an seine Frau:

Oktober 1813.

Die Hornsche Brigade traf bei der Verfolgung auf ein französisches Biwak. Mit Befremden sah man die Soldaten, unbekümmert um die Ankunft der Feinde, ihren Platz dicht an der großen Straße behaupten. Mehrere Offiziere ritten heran: aufrecht, aber regungslos saßen die Toten und Sterbenden um das erloschene Feuer. Jetzt war Hilfe da, aber sie bedurften ihrer nicht mehr. Mit Abscheu wiesen die Erstarrten alle Bemühungen, sie ins Leben zurückzurufen, von sich. Übermenschliche Leiden hatten sie, wie über die Todesfurcht, so über den Instinkt der Lebenslust hinweggehoben. Eine scheußliche Erfahrung lehrte sie, daß jede Hilfe nur

verlängerter Todeskampf sei, und sie hatten kein anderes Bewußtsein ihrer selbst, als daß sie sterben müßten und wollten.

Vom Rückzug der französischen Armee.

Graf Henckel erzählt unterm 31. Oktober 1813:

Auf allen diesen Märschen war der klägliche Zustand der retirierenden französischen Armee nur zu sichtbar.

Allenthalben lagen tote Menschen und Pferde, zerbrochene Geschütze, Gewehre, Wagen aller Art und umhergestreute Munition. Halbverhungerte und durch die rauhe Witterung am Nervenfieber erkrankte Soldaten wurden in Menge angetroffen. Die Gutmütigkeit unserer Soldaten war überwiegend; denn sie gaben diesen armen, wie wahnsinnig auf dem Felde umherlaufenden Leuten Brot und Branntwein. Es lohnte nicht, sie weiter gefangenzunehmen. Jenseits Fulda, wo die Biegung der Chaussee den Berg hinaufsteigt, lagen mehrere halb verbrannte Leichen an einem Biwakfeuer.

(Graf Henckel von Donnersmarck, Erinnerungen.)

Blücher an seine Frau.

Weißenfels, 25. Oktober 1813.

liebes Kind Ich kann dich führ dieses mahll nichts besonderes schreiben, als daß wihr Sigreich Fort gehen, und ich hoffe höchstens 12 tage, so wird die große armeh in Frankfuhrt am Mayn sein . . . auß den einlagen wirst du daß mehrere ersehen, als Frau Feldmarschallin mußt du nun anstendig leben und sey nur nicht geizig und laß dich was abgehen ich kriege nun doch ein ansehnlich Gehalt, aber wir haben leider in 2 Monate kein gehald gekrigt weil von Berlin nichts zu uns kommen konnte. Schreib mich in ballde ich habe 4 Schöne Schimmel vor dich, auch 2 maull Esell wenn ich sie nuhr zu dich hin krigen könte . . . . immer dein bester Freund Blücher.

mit die ordens weiß ich mich nun kein Raht mehr ich bin wie ein allt kuttsch Perd behangen, aber der gedanke lohnt mich über alles daß ich derjenige wahr der den übermüttigen tihrannen demütigte.

Der Berliner Arzt Professor Reil über das Elend der verwundeten Krieger in den Lazaretten zu Leipzig.

Reil war Direktor der preußischen Lazarette auf dem linken Elbufer. Die folgende Schilderung ist seinem amtlichen Bericht an den Freiherrn vom Stein entnommen.

Leipzig, 26. Oktober 1813.

Ew. Exzellenz haben mich beauftragt, Ihnen einen Bericht über meinen Befund der Lazarette der verbündeten Armeen am diesseitigen Elbufer einzureichen. Ich tue dies um so williger, als in dieser tatenreichen Zeit auch die Untaten nicht für die Geschichte verloren gehen dürfen. Ich kam am 25. Oktober früh in Halle an, fand diesen von allen Seiten gepreßten Ort mit mehr als 7000 Kranken überladen, und noch strömten immer neue vom Schlachtfelde bei Leipzig zu. Es würde ein ὑστερον προτερον gewesen sein, wenn ich hier zu helfen hätte anfangen wollen. Ich ordnete dieserwegen für die Verwundeten an, was in diesem Augenblick das Dringendste war, fand jeden Einwohner bereit, meine Vorschläge zur Hilfe der Unglücklichen ins Werk zu richten, und eilte dann Leipzig zu, um dessen Lazaretten, die wie ein Vulkan ihre Kranken nach allen Richtungen ausspieen, und alle guten Anordnungen in ihren Umgebungen wieder vernichteten, eine zweckmäßige Ableitung zu verschaffen. Auf dem Wege dahin begegnete mir ein ununterbrochener Zug von Verwundeten, die wie die Kälber, auf Schubkarren, ohne Strohpolster, zusammengeklumpt lagen und einzeln ihre zerschossenen Glieder, die nicht Raum genug auf diesem engen Fuhrwerk hatten, neben sich herschleppten. Noch an diesem Tage, also sieben Tage nach der ewig denkwürdigen Völkerschlacht, wurden Menschen vom Schlachtfelde eingebracht, deren unverwüstliches Leben nicht durch Verwundungen, noch durch Nachtfröste und Hunger zerstörbar gewesen war. In Leipzig fand ich ohngefähr 20000 verwundete und kranke Krieger von allen Nationen. Die zügellosesste Phantasie ist nicht imstande, sich ein Bild des Jammers in so grellen Farben auszumalen, als ich es hier in der Wirklichkeit vor mir fand.

Das Panorama würde selbst der kräftigste Mensch nicht anzuschauen vermögen; daher gebe ich Ihnen nur einzelne Züge dieses schauderhaften Gemäldes, von welchem ich selbst Augenzeuge war, und die ich daher verbürgen kann. Man hat unsere Verwundete an Orte niedergelegt, die ich der Kaufmännin nicht für ihren kranken Möppel anbieten möchte. Sie liegen entweder in dumpfen Spelunken, in welchen selbst das Amphibienleben nicht Sauerstoffgas genug finden würde, oder in scheibenleeren Schulen und wölbischen Kirchen, in welchen die Kälte der Atmosphäre in dem Maße wächst, als ihre Verderbnis abnimmt, bis endlich einzelne Franzosen noch ins Freie hinausgeschoben sind, wo der Himmel das Dach macht, und Heulen und Zähnklappen herrscht. An dem einen Pol der Reihe tötet die Stickluft, an dem andern reibt der Frost die Kranken auf. Bei dem Mangel öffentlicher Gebäude hat man dennoch auch nicht ein einziges Bürgerhaus den gemeinen Soldaten zum Spitale eingeräumt. An jenen Orten liegen sie geschichtet wie die Heringe in ihren Tonnen, alle noch in den blutigen Gewändern, in welchen sie aus der heißen Schlacht hereingetragen sind. Unter 20000 Verwundeten hat auch nicht ein einziger ein Hemde, Bettuch, Decke, Strohsack oder Bettstelle erhalten. Nicht allen, aber doch einzelnen hätte man geben können. Keiner Nation ist ein Vorzug eingeräumt, alle sind gleich elend beraten, und dies ist das einzige, worüber die Soldaten sich nicht zu beklagen haben. Sie haben nicht einmal Lagerstroh, sondern die Stuben sind mit Heckerling aus den Biwaks ausgestreut, das nur für den Schein gelten kann. Alle Kranke mit zerbrochenen Armen und Beinen, und deren sind viele, denen man auf der nackten Erde keine Lage hat geben können, sind für die verbündeten Armeen verloren. Ein Teil derselben ist schon tot, der andere wird noch sterben. Ihre Glieder sind, wie nach Vergiftungen, furchtbar aufgelaufen, brandig, und liegen in allen Richtungen neben den Rümpfen. Daher der Kinnbackenkrampf in allen Ecken und Winkeln, der um so mehr wuchert, als Hunger und Kälte seiner Haupturſache zu Hilfe kommen. . . . Viele sind noch gar nicht, andere werden nicht alle

Tage verbunden. Die Binden sind zum Teil von grauer Leinwand, aus Dürrneberger Salzsäcken geschnitten, die die Haut mitnehmen, wo sie noch ganz ist. In einer Stube stand ein Korb mit rohen Dachschindeln zum Schienen der zerbrochenen Glieder. Viele Amputationen sind versäumt, andere werden von unberufenen Menschen gemacht, die kaum das Barbiermesser führen können und die Gelegenheit nützen, ihre ersten Ausflüge an den verwundeten Gliedern unserer Krieger zu versuchen ... An Wärtern fehlt es ganz. Verwundete, die nicht aufstehen können, faulen in ihrem eigenen Unrat an ...

... Ich schließe meinen Bericht mit dem gräßlichsten Schauspiel, das mir kalt durch die Glieder fuhr und meine ganze Fassung lähmte. Nämlich auf dem offenen Hofe der Bürgerschule fand ich einen Berg, der aus Kehricht und Leichen meiner Landsleute bestand, die nackend lagen und von Hunden und Raben angefressen wurden, als wenn sie Missetäter und Mordbrenner gewesen wären. So entheiligt man die Überreste der Helden, die dem Vaterlande gefallen sind! Ob Schlaffheit, Indolenz oder böser Wille die Ursache des schauderhaften Loses ist, das meine Landsleute hier trifft, die für ihren König, das Vaterland und die Ehre der deutschen Nation geblutet haben, mag ich nicht beurteilen. An andern Orten [Berlin, Prag] ist ihr Schicksal günstiger gewesen, wo jedermann sich an ihr Lager drängte, auf welches ihr Kampf für die Unabhängigkeit sie niederwarf, Balsam in ihre Wunden goß, ihre Schmerzen linderte und durch Mitgefühl ihren Mut stählte. Ich appelliere an Ew. Exzellenz Humanität, an Ihre Liebe zu meinem König und seinem Volk, helfen Sie unsern Braven, helfen Sie bald, an jeder versäumten Minute klebt eine Blutschuld. Legen Sie ein Schock kranker Baskieren in die Betten der Bankiersfrauen und geben Sie in jedes Krankenzimmer einen Kosaken mit, der für Aufrechterhaltung der Ordnung verantwortlich ist. Diese Maßregel, die gewiß Lust und Liebe zum Dinge macht, scheint mehr hart zu sein, als sie es wirklich ist. Der Kranke muß ins Bette und die Gesunden müssen zu seiner Wartung davor stehen. Wir bespötteln sonst in dem Tadel des Hottentotten, der sich

ins Bette legt, wenn seine Frau geboren hat, unsere eigene Inkonsequenz.

Reil starb am 22. November 1813 als Opfer der Lazarettseuche in Halle.

Ernst Moritz Arndt über die Pflege der Verwundeten in Leipzig.

Arndt war im November 1813 in Leipzig.

Hier war ein kleines Bild von Wilna, nur mit dem Unterschiede, daß die Stadt nicht verwüstet worden, und daß hier deutsche Menschen lebten. Es lagen 30000 Kranke und Verwundete in Lazaretten, Freunde und Feinde; die Leichenwägen knarrten auch hier täglich durch die Straßen, und viele der Einwohner wurden mit von den Seuchen fortgerafft. Doch ermüdete hier die Menschlichkeit und Wohltätigkeit nimmer, und die Leipziger vergaßen die Ängsten und Nöten und sich selbst, und halfen und retteten, so viel sie konnten. Das war auch Deutschland und das allerbeste Deutschland. (Arndt, Erinnerungen aus dem äußeren Leben.)

Blücher an seine Frau.

Philippsthal, 30. Oktober 1813.

liebes malchen! nun weiß ich nicht mehr waß ich dich schreiben soll alle ordens die zu haben sind habe ich schon uf dem Leibe, den Kaiser Napoleon jage ich täglich vor mich hehr, zu Recht ernsthafte gefegte wirds uf dieser seitte des Reins nicht mehr kommen und in Zeit von 7 tagen bin ich in Frankfuhrt oder Coblenz, nach dehm sich mein gegner wenden wird . . . Heute rücken meine Truppen in Cassel.

Die Schlacht bei Hanau

am 30. und 31. Oktober 1813.

Der bayrische General Wrede stellte sich mit einem österreichisch-bayrischen Korps dem Kaiser Napoleon bei Hanau in den Weg. Anstatt aber die Stadt selbst zum Mittelpunkt seiner Stellung zu machen, stellte er sich vorwärts Hanau auf, mit dem großen Lamboiforst vor der Front. Napoleon überrannte ihn. Am 1. November führte der Kaiser nur mehr etwa 50000 Mann bei Mainz über den Rhein. Der Rückzug hatte in seinen Reihen furchtbar aufgeräumt.

Marschall Macdonald erzählt: Als ich Gelnhausen erreichte, war dort die durch die Kinzig gedeckte Stellung schon von Truppen des Generals Wrede besetzt, glücklicherweise aber nur von etwa 1000 Mann . . . Später kam ihr Hilfe, besonders durch Kavallerie, und nun dauerte das Herumgebalge und Geraufe den ganzen Tag, indessen rückten wir dabei doch stetig vor und gelangten nach Einbruch der Dunkelheit an ein Dorf. In diesem befand sich ein unbewohntes, aber gut möbliertes Schloß, welches der Kaiser noch zu später Stunde zu seinem Nachtquartier erwählte, nachdem er in einem anderen, weiter zurückliegenden Dorfe kein passendes Unterkommen gefunden hatte.

Bald nach seinem Eintreffen im Schloß ließ mich der Kaiser holen. Er war, ganz gegen seine Gewohnheit, ohne seine Garden, und sagte mir, daß diese noch weit zurück seien. Gleich darauf fragte er: „Bin ich hier sicher?" — „Dafür kann ich nicht stehen, Majestät; ich bin selbst erst in der Dunkelheit angekommen und weiß noch nicht einmal, ob mir alle meine Truppen gefolgt sind." — „Dann befinde ich mich also bei den Vorposten?" — „So ist es, Sire." — Das schien ihm unangenehm zu sein, indessen sprach er nicht weiter darüber, sondern erkundigte sich, was ich über den Feind erfahren. Darauf lud er mich zur Abendtafel und äußerte während derselben voller Selbstvertrauen: „Die Bayern halten vor mir nicht stand." In dieser hochmütigen Annahme sollte er sich aber bald getäuscht sehen.

Macdonald geriet am 30. Oktober in ein schwieriges Gefecht im Lamboiwalde. Er konnte ohne Unterstützung, wegen der starken Stellung der Bayern am Ausgang des Waldes, diesen nicht verlassen.

. . . Da meine an den Kaiser gerichteten Bitten um Unterstützung vergeblich geblieben waren, hatte ich meine Truppen nach und nach in dünner Linie über den ganzen großen Wald verbreiten müssen. Meine Verluste wurden immer größer und mit ihnen sank der Mut meiner Leute mehr und mehr. Ich hielt sie nur noch mit guten Zureden und Versprechungen. Nachdem ich gesehen, was unsrer am Aus-

gang des Waldes wartete, entschloß ich mich, selbst zum Kaiser zu reiten. Bei ihm angelangt, nahm ich kein Blatt vor den Mund, um ihm den ganzen Ernst und die Schwierigkeit unserer Lage klar zu machen. „Ja," erwiderte er in seinem oft so wunderbaren Gleichmut, „sagen Sie, was soll ich tun? Ich gebe Befehle, aber man führt sie nicht aus, man hört nicht mehr." „Euere Majestät wollen nicht vergessen, daß wir augenblicklich völlig eingeklemmt sind und dieser Zustand dem Heere bekannt ist. Nur ein mit allen Kräften ohne weiteren Aufschub unternommener Durchbruch kann uns noch retten. Dieser muß erzwungen werden, koste es was es wolle. Dazu brauchen wir aber mehr wie je die Garde. Trifft sie nicht bald ein, gewinnt der Feind noch mehr Zeit, dann holt uns alle der Teufel!" — „Ich kann nichts weiter tun als was ich getan habe", herrschte er mich an. Wie würde er früher in ähnlicher Lage Feuer dahinter gemacht haben, wenn nicht auf ein bloßes Zeichen, eine Handbewegung oder ein kurzes Wort, all seine Befehle aufs schnellste ausgeführt worden wären! . . .

Endlich wurde der Wald von der Garde gesäubert.

Nach längerer Zeit traf nunmehr auch der Kaiser mit den Resten seiner Garden und anderer Korps ein. Ich erstattete ihm Meldung über die Gefechtslage und er fragte: „Kann man ohne Gefahr die feindliche Stellung sehen?" — „Ohne Gefahr, nein," erwiderte ich verwundert, „man muß es eben riskieren." — „Nun gut, zeigen Sie den Weg!" Wir ritten vorwärts. Gleich darauf stob das ganze Gefolge auseinander. Eine Granate war in der Nähe des Kaisers eingeschlagen. Derselbe kehrte augenblicklich in den Wald zurück, stieg hier vom Pferde und ließ sich bis zum Abend durch nichts mehr bewegen, die von ihm aufgesuchte schützende Stelle zu verlassen. Von ihr aus leitete er die Schlacht . . . Die eintretende Dunkelheit machte jedoch dem Feuer bald ein Ende.

In dieser Zeit allgemeiner Ruhe bemerkte ich plötzlich, wie ein ungeordneter Haufen Menschen aus dem rechts von mir liegenden Ausgang des Waldes hervorquoll und die

Frankfurter Straße entlang zog. Dem Haufen voran wurde eine brennende Fackel getragen. Um Aufklärung über diesen sonderbaren Zug zu erhalten, sandte ich einen Offizier ab. Er kam mit der Meldung zurück, daß der Kaiser sich in dem Menschenstrom befände und nach Hanau wolle, um dort Nachtquartier zu nehmen. Man hatte ihm berichtet, daß der Feind die Stadt geräumt habe. In einem wirren Gemengsel folgte dem Kaiser alles, was noch an verzettelten Mannschaften, Pferden und Wagen im Walde gewesen war.

Ich bestieg sofort mein Pferd und sprengte davon, dem Kaiser zu sagen, daß er falsch berichtet worden sei. An der Straße angelangt, fand ich jedoch die dicht gedrängte Masse durchaus nicht geneigt, mir Platz zu machen. Während ich im wahren Sinne des Wortes kämpfte, mir Durchlaß zu erzwingen, begann plötzlich vorn das Geknatter von Gewehrfeuer. Die hierdurch hervorgerufene Verwirrung war unbeschreiblich. Ich sah nur noch, wie die Fackel an der Spitze des Zuges sogleich von der Straße rechts abbog und in einem kleinen Bogen in den Wald zurückkehrte, dann wurde ich von dem unter tollem Lärm zurückflutenden Strom erfaßt und solange mit fortgerissen, bis es mir gelang, mich mit Gewalt herauszuarbeiten. Die von panischem Schrecken ergriffene Menge glaubte nicht anders, als daß der Feind einen Angriff mache, das Feuer rührte aber nur von einer Abteilung her, welche zur Deckung des Rückzugs aufgestellt war.

Mitten in der Nacht sandte mir der Kaiser Befehl, Hanau mit Haubitzen zu bewerfen. Diese Beschießung fand seitens der Bayern keine Erwiderung, zeigte also, daß die Stadt nicht armiert war. Gegen Tagesanbruch wurde sie angegriffen, nach heftigem Widerstand geräumt und von den unsrigen besetzt. Kaum war die Nachricht hiervon nach dem Walde gelangt, als sich aus ihm dasselbe wüste Durcheinander wie am Abend vorher auf die Straße ergoß. Auch der Kaiser kam auf ihr entlang.

(Memoiren des Marschalls Macdonald.)

Erzherzog Johann von Österreich über die Lage.
15. November 1813.

Was will man nun unternehmen, und was ist zu unternehmen; was ich täte, schreibe ich her: zuerst Deutschland ausfegen! (Tagebuch des Erzherzogs Johann.)

Der Friedenskongreß in Frankfurt am Main.

Am 4. November erreichten die Verbündeten Frankfurt a. M. Zar Alexander I. hatte dem Kaiser Franz I. den Vorsprung abgewonnen und zog am 4. November in Frankfurt ein. Kaiser Franz folgte am 6., König Friedrich Wilhelm III. erst am 23. November. Schon am 9. November knüpfte der österreichische Minister Graf Metternich Friedensverhandlungen mit Napoleon an. Seit dem Beitritt Österreichs zur Koalition war die Unterbrechung des Kriegs durch Friedenskongresse Übung geworden. Diese Hemmungen der Waffenentscheidung kamen stets Napoleon zugute. Auch jetzt wieder gewann er Zeit. Am Anfang des Januar 1814 hatte er wieder eine Armee von 150000 Mann, von denen etwa 80000 schlagfertig in Frankreich standen. Der Rest siechte in den Lazaretten dahin. — In Frankfurt wollten Gneisenau, Blücher, Stein, Zar Alexander und die Engländer sofort über den Rhein und auf Paris gehen. Die russischen Heerführer wollten davon nichts wissen, die österreichischen schwankten. Metternich, eine Großmacht für sich, wollte um jeden Preis verhindern, daß nach dem Sturze Napoleons, den er wollte und voraussah, Preußen und Rußland auf dem zertrümmerten Frankreich ihre Vorherrschaft in Europa gründeten. Kaiser Franz hatte „politische Eingeweide". Über das Schicksal seiner Tochter, der Gattin Napoleons, machte er sich keine Gedanken. Er hielt mit seinem Minister Metternich an dem Grundsatz fest, daß Frankreich nicht niedergeworfen werden dürfe. Das „Gleichgewicht Europas", von Napoleon so empfindlich gestört, war das leitende Schlagwort. Die Verhandlungen mit Napoleon verliefen, wie vorauszusehen war: der Kaiser ließ am 25. November sagen, daß der Friede auch sein Wunsch sei, — in Mannheim möge man verhandeln. Von der Annahme der Friedensbedingungen: Beschränkung Frankreichs auf seine „natürlichen Grenzen" mit dem linken Rheinufer, verlautete kein Wort. Napoleon wollte nicht die „konstitutionellen Grenzen des Kaisertums" aufgeben, ohne noch einmal das Waffenglück zu versuchen. Man mußte also weiterkämpfen. Am 1. Dezember 1813, vor dem Betreten Frankreichs, erließen die Verbündeten ein Manifest, in dem man den Franzosen unter vielen Schmeicheleien aus-

einandersetzte, daß man nicht mit Frankreich Krieg führe, sondern nur mit dem Friedensstörer Napoleon. Diese schielende Phrase kostete noch viel Blut und verschaffte Frankreich den Vorteil, je nachdem mit Napoleon oder mit den Verbündeten, hinter denen schon die Bourbonen auftauchten, die Früchte des Siegs zu genießen. Aus solcher Zweideutigkeit konnte nichts Gutes kommen. So war denn auch der Feldzugsplan auf die hinterhältige Diplomatie zugeschnitten. Blücher sollte mit der Schlesischen Armee (dem preußischen Korps Yorck und den beiden russischen Korps Sacken und Langeron) den Rhein zwischen Mannheim und Ehrenbreitstein überschreiten. Für die Hauptarmee unter dem Fürsten Schwarzenberg, dem auch Blücher unterstand, wurde ein merkwürdiger Plan ersonnen. Dieses Heer sollte durch die Schweiz auf das Plateau von Langres marschieren, das im Osten Frankreichs die Wasserscheide zwischen dem Kanal, dem Atlantischen Ozean und dem Mittelmeer bildet. Dort entspringen die Seine und die Marne. Bei Basel und Schaffhausen sollte die Hauptarmee über den Rhein gehen und zunächst die Schweiz zur Neutralität bringen. Dieser verschrobene Kriegsplan hatte seinen Ursprung in dem Gedanken, die Festungen im Osten zu umgehen, und Napoleon durch Manöver zu ermüden. Auch Blücher sollte sich gegen Langres ziehen, aber auch bereit sein, selbständig zu handeln oder sich mit der Armee des Generals Bülow, die im Norden stand, zu vereinigen. Alle drei Tätigkeiten hat Blücher im Verlauf des Feldzugs geübt. Bülow hatte am 19. November von Bernadotte den Befehl erhalten, über den Niederrhein zu gehen und Holland zu erobern. Schon in den ersten Tagen des Januar 1814 stand Bülow vor Breda. Holland, das der Marschall Macdonald mit geringen Streitkräften verteidigt hatte, war von den Franzosen geräumt. Im Rücken der Verbündeten verloren die Franzosen eine Festung nach der andern: am 11. November 1813 kapitulierte der Marschall St. Cyr in Dresden mit 35000 Mann; am 30. November Stettin, am 26. Dezember Torgau, am 29. Danzig. Nur Hamburg wurde von Marschall Davout bis zum Ende des Kriegs gehalten.

Als die Verbündeten den Rhein überschritten, waren sie insgesamt 265000 Mann stark: Schwarzenberg hatte 200000, Blücher 65000 Mann.

Blücher an seine Frau.

Altenkirchen am Rein, 11. November 1813.

Ich Schreibe und Schreibe krige aber keine antwohrt von dich, daß du geschriben hast, bin ich sicher aber gott weiß wo die brive bleiben einige tage habe ich an husten und Schnupffen sehr gelitten, bin aber wider wohl.

nun bin ich am Reihn und beschefftige mich damit diesen Stoltzen Strohm zu Passiren, den ersten briff den ich dich schreibe will ich vom ienseitigen uffer Datieren, was sagst du

nun du unglaübige, ich hoffe dich noch aus Paris zu Schreiben und Schöne sachen zu schiken . . .

in diesen Augenblick erhalte ich meine Bestimmung ich werde mit meiner armeh, die über 100.000 man werden soll in und bei Frankfuhrt und über den mittel Rein operiren ich krige eine Schwehre nuss auf zu knacken aber es soll wohl gehen, auch über dem Reihn soll man sagen die preußen sind doch brave leutte, sie haben geist und muht unsere alliirten Reumen uns den vorzug ein und sagen braffer kann man nicht sein.

Gneisenau an Boyen

über die Verwirrung im Hauptquartier zu Frankfurt a. M.

Frankfurt a. M., 11. November 1813.

Der General Duka, Liebling des Kaisers Franz, will einen regelmäßigen Krieg, mit Belagerung der vordersten Festungen beginnend und so fortschreitend. Da kommen dann Befehle aus dem Kabinett, von denen Schwarzenberg nichts weiß. Der König (von Preußen) will überhaupt von einem Rheinübergang nichts wissen und will, daß man hier den Feind erwarte und unterdessen sich erhole, verstärke, kleide. Die Lehre des Generals Knesebeck war: Man dürfe nicht über den Rhein, weil der Rhein einen Abschnitt mache und man sich bei einem Abschnitt sammeln und stärken müsse. — Sind wir denn auf einem Potsdamer Herbstmanöver? Die russischen Generale wollen heim und intrigieren dafür. Metternich, der viel Einfluß auf den Kaiser Alexander hat, will sich den Ruf als Friedensstifter erwerben und arbeitet dafür . . .

Frankfurt ist für uns eine gefährliche Klippe. Niemand will da heraus. Vieles ist schon versäumt hier, sowie unterwegs, wo wir, wäre alles gehörig angeordnet und das, was angeordnet war, gehörig befolgt worden, den Feind gänzlich aufgerieben hätten. Nun müssen wir die Entronnenen nochmals bekämpfen; das wird uns noch manchen wackern Mann kosten. Jenseits des Rheins ist alles in größter Verwirrung. Die französischen Familien flüchten nach Paris. Das Volk hat den Mut, nicht mehr zu gehorchen,

und die französischen Regierungsbehörden nicht mehr den, den Gehorsam zu gebieten. Man erwartet uns mit Ungeduld, um das verhaßte Joch abzuwerfen, und hier treibt man sich in Festen und Mahlzeiten herum. Ich für mein Teil lebe hier sehr einsam und predige schriftlich Lehren, die unbequem sind. Bei den Konferenzen schreit alles durcheinander, und da werden Dinge beschlossen, die sich gut auf dem Papier ausnehmen, praktisch aber undurchführbar sind. Durch Ärger und Stubenluft bin ich schon halb krank.

Goethe über die deutsche Gegenwart und Zukunft.

Aus einem Gespräch mit dem Historiker Luden, Professor in Jena.

November 1813.

Glauben Sie ja nicht, daß ich gleichgültig wäre gegen die großen Ideen Freiheit, Volk, Vaterland. Nein; diese Ideen sind in uns; sie sind ein Teil unseres Wesens, und niemand vermag sie von sich zu werfen. Auch liegt mir Deutschland warm am Herzen. Ich habe oft einen bitteren Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im einzelnen und so miserabel im ganzen ist. Eine Vergleichung des deutschen Volkes mit anderen Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinwegzukommen suche; und in der Wissenschaft und in der Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinweg zu heben vermag: denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an, und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität; aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören. In derselben Weise tröstet auch nur der Glaube an Deutschlands Zukunft. Ich halte ihn so fest als Sie, diesen Glauben. Ja, das deutsche Volk verspricht eine Zukunft und hat eine Zukunft. Das Schicksal der Deutschen ist, mit Napoleon zu reden, noch nicht erfüllt. Hätten sie keine andere Aufgabe gehabt, als das römische Reich zu zerbrechen und eine neue Welt zu schaffen und zu ordnen, sie würden längst zu-

grunde gegangen sein. Da sie aber fortbestanden sind, und in solcher Kraft und Tüchtigkeit, so müssen sie, nach meinem Glauben, noch eine große Bestimmung haben, eine Bestimmung, welche um so viel größer sein wird denn jenes gewaltige Werk der Zerstörung des römischen Reiches und der Gestaltung des Mittelalters, als ihre Bildung jetzt höher steht. Aber die Zeit, die Gelegenheit vermag ein menschliches Auge nicht vorauszusehen und menschliche Kraft nicht zu beschleunigen oder herbeizuführen. Uns einzelnen bleibt inzwischen nur übrig, einem jeden nach seinen Talenten, seiner Neigung und seiner Stellung, die Bildung des Volkes zu mehren, zu stärken und durch dasselbe zu verbreiten nach allen Seiten, und wie nach unten, so auch, und vorzugsweise, nach oben, damit es nicht zurückbleibe hinter den anderen Völkern, sondern wenigstens hierin voraufstehe, damit der Geist nicht verkümmere, sondern frisch und heiter bleibe, damit es nicht verzage, nicht kleinmütig werde, sondern fähig bleibe zu jeglicher großen Tat, wenn der Tag des Ruhmes anbricht.

Gneisenau an Clausewitz

über die Verblendung im Hauptquartier der Verbündeten.

Frankfurt a. M., 16. November 1813.

Der große lange Mann [der König], der die Leute, die er nicht mag, rückwärts über die Schulter ansieht, findet es sehr töricht, daß man über den Rhein gehen will. Das sei ja vorher gar nicht die Absicht gewesen, warum man denn jetzt erst auf diesen aberwitzigen Gedanken komme? Der Rhein sei ja ein Abschnitt; da müsse man stehen bleiben und sich erst wieder etwas herstellen, um dem Feind den Übergang zu verwehren. Was uns dann die am andern Rheinufer angingen? Wir würden doch wohl nicht die lächerliche Idee haben wollen, nach Paris zu gehen? und solches Zeug mehr. Am Ende hat keiner den andern überzeugt und wir schieden sämtlich auseinander, ohne zu wissen, was geschehen würde.

Die Fürsten am Rhein.

Am Rhein angekommen, war die große Frage: ob man hinübergehen sollte oder nicht? Die Österreicher wollten

nicht, die Schweden wollten nicht, die Russen wollten größtenteils nicht, aber der Kaiser von Rußland wollte, unsre Armee wollte, der König aber samt seinen Umgebungen wollte nicht. Er sagte: „Nun eine Schlacht gewonnen, den Feind bis über den Rhein getrieben, gleich übermütig werden! Übermut tut selten gut, pflegt man zu sagen! In Frankreich hineingehen! Ebenso schnell wieder herauskommen, wie Napoleon aus Rußland!" Das Lebensprinzip siegte aber über das des Todes. Die Österreicher knüpften Unterhandlungen an. Napoleon wollte sich auf nichts einlassen, und so bewirkten der Kaiser Alexander und Blücher den Übergang.

(von der Marwitz, Nachrichten aus meinem Leben.)

Gneisenau an Friedrich Wilhelm III.

20. November 1813.

Wenn wir, statt am Rhein stehen zu bleiben, unsere Siegesbahn verfolgen, so liegt hierin eine Härte gegen unsern achtungswürdigen Soldaten, der so viel getragen, gekämpft und entbehrt hat. Die Hoffnung jedoch, durch einen, vielleicht noch zwei Monate verlängerten Feldzug uns zwei Kriegsjahre zu ersparen und Ströme von Blut und zweifelhafte Schlachten, die abermals Eurer Königlichen Majestät Thron in Gefahr bringen könnten, läßt mich über jenen Vorwurf der Härte hinwegsehen. Ich habe daher einen Feldzugsplan entworfen, der die Gefahren jenes auf ein Vordringen aus der Schweiz berechneten vermiede, die Streitkräfte vereinigte und augenblicklich in Ausführung gebracht werden könnte. Der lockere Zusammenhang der Elemente des gegen Frankreich jetzt bestehenden Bündnisses gibt ebenfalls einen vollwichtigen Grund ab, um jetzt noch in Ausführung zu bringen, was später vielleicht nicht mehr möglich sein würde.

Blücher an seine Frau.

Hoechst am Main, 23. November 1813.

. . . unsre Truppen haben den größten theill von Holland Schon erobert. amsterdamm und Rotterdamm sind in unser hende . . . wihr stehn hir noch am Reihn um uns zu erholen,

werde aber auch ballde über den Reihn gehn und dan denke ich ballde in Brüssel zu sein und Braband zu occupieren. du sihst also daß HEr Napoleon in die Enge getriben wird, und wenn er nicht durch dumme streiche die wihr machen, gerettet wird, so muß er Fride machen . . . in Frankfuhrt befinden sich alle große HErn. Dan und wan gehe ich hin, aber daß müßig ligen hir ist mich zu wider . . .

Der Freiherr vom Stein an seine Frau

über die ehemaligen rheinbündischen Fürsten.

Frankfurt a. M., 27. November 1813.

. . . Die Sündflut von Prinzen und Souveränen beginnt sich zu verlaufen; sie sind viel besser behandelt worden als sie verdienten; inzwischen sind sie verpflichtet, der gemeinen Sache durch Truppen, Geld, Lebensmittel beizuspringen, und beim Frieden wird ihr Los entschieden werden. Der lächerlichste und zugleich der abscheulichste ist der Württemberger Tyrann, ungeheuer an Gestalt und Stolz; seine Feigheit und Völlerei — es ist unmöglich, daß dieser Mensch nicht ein solchen Charakters würdiges Ende habe.

Alle diese andern Prinzlein sind schwache Leute, sehr erstaunt, daß man so viele Umstände mit ihnen macht, und ihnen ein viel ehrenvolleres Dasein zugesteht als sie durch ihr erbärmliches Betragen verdienen.

Blücher an seinen Freund Bonin

über die üble Wirkung des Aufenthaltes der Fürsten in Franfurt und der Heere am Rhein.

Hoechst am Main, 29. November 1813.

noch imer steh ich hir am Reihn, hette man meine vorstellung gehör gegeben, so wehre ich heütte in Brussel. aber Franckfuhrt wahr zu verführisch alles wollte sich hir erholen u die Schöne zeit ist vertreümt, in Brabant und in Holland wehre es zeit gewest uns zu erholen, da wahr an allen überfluß, alles waß wihr bedurfften konnten wihr Requeriren, u unsre braven leütte vor den winter wahrm kleiden. hir ist der mangell so groß daß meine eigene Perde in zwey tagen kein Futter bekomen. da zu nimt die Sterblig-

keit sehr zu. gott weiß waß sie sich gedagt haben meine armeeh hir gegen Maintz uf zu stellen, ich so wenig als die armeeh die ich befehlige Schicken uns zu ein Blocade oder observations Corps, aber der alles verderbende neid mischd sich ins spihll, in dessen werde ich mich loß ahrbeitten, über den Rhein oder zur ruhe daß ist mein entschluß Holland ist bereitz zum grösten theill erobert und daß es mit Braband nicht derselbe Fall ist haben die bey uns u aller ohrten vihll gelltende Sicherheits Comissarien bewirkt . . .

es ist nun in Frankfuhrt ein gantzes HEhr von monarchen u Fürsten u diese versamlung verdirbt alles u der krig wird nicht mehr mit Energie geführt u ich Fürchte daß wihr villes vertreümen werden, die lustbarkeitten in Frankfuhrt jagen sich ein ander, ich stehe eine meille von der Stadt in einen angenehmen ohrt u. habe ein guht quartir, die Francosen hallte ich von diese seitte in Maintz ein geschlossen, sie sind gantz ruhig

es ist auß gemagt gewiß daß wen wihr alle ohne aufenthalt über den Reihn zogen Napoleon nun schon Fridens vorschläge hette machen müssen da so wie in Holland alle vestungen unversehen wahren u Fallen mußten, aber wihr haben ihm zeit gelassen, u er wird ufs Früh Jahr wider bedeüttend erscheinen, wenn wihr nicht mit kraft u ohne verzug vorwärts dringen . . .

Vom hohen Ansehen des Freiherrn vom Stein.

Das Ansehen, welches Stein in dieser Wendezeit der deutschen und europäischen Geschicke genoß, das Vertrauen, welches er als der treibende Geist des Bundes, als Deutschlands Miterretter seinem Volke einflößte, spiegelt sich in der Tatsache, daß Offiziere der verbündeten Heere den bekannten Professor der Geschichte und des Staatsrechts, Nicolaus Vogt, in Frankfurt aufsuchten und ihm die Frage stellten: ob Stein nach den Reichsgesetzen zum Deutschen Kaiser gewählt werden könne? eine Frage, die Vogt, Metternichs ehemaliger Lehrer, unbedenklich bejahte.

(Nach Pertz, Stein.)

Marschall Macdonald über seine Armee.

Macdonald stand mit den wenigen Trümmern seiner Armee während des Novembers in Kleve. Dort suchte ihn der Senator Beugnot im Auftrage Napoleons auf, um sich mit ihm über die Bedürfnisse seiner Armee zu bereden. Macdonald sagte zu ihm:

Wollen Sie eine Besichtigung meiner Armee vornehmen? Das wird nicht lange dauern; sie besteht, was das Persönliche betrifft, aus meiner Person, die Sie schon vor Augen haben, und derjenigen meines Generalstabschefs, des Generals Grundler, der hereinkommen wird; und was das Sachliche betrifft, so besteht sie bis jetzt aus vier Strohstühlen und einem Tisch von Tannenholz. Ich schreibe alle Tage nach Paris, daß es ein schlechter Spaß ist, das, was Sie vor Augen haben, die „Armee des Marschalls Macdonald" zu nennen; ich verlange mit lauter Stimme eine wirkliche Armee; denn ich bin weit entfernt, die allgemeine Meinung zu teilen, daß der Feind nicht über den Rhein gehen werde. Ich brauche nur die Richtung seiner Truppen zu sehen, die sie selbst mitten im Winter verfolgen werden, um mich zu überzeugen, daß selbst der Rhein nicht das Ziel seines Marsches ist; und meiner Treu, wenn der Kaiser dem Feinde nur Armeen von der Stärke der meinigen entgegenzustellen hat, so brauchen unsere Gegner nicht eher als in Paris Halt zu machen.

(Nach Pfister, Aus dem Lager der Verbündeten.)

Aus Arndts Flugschrift: „Der Rhein Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze."

(Dezember 1813.)

Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze. Ich meine mit dieser Überschrift: die beiden Ufer des Rheins und die umliegenden Lande müssen deutsch sein, wie sie sonst waren, die entwendeten Lande und Menschen müssen dem Vaterlande wieder erobert werden. Ohne den Rhein kann die deutsche Freiheit nicht bestehen. Diese Meinung gründet sich zunächst auf mein Herz, auf meine Liebe zum Vaterlande und zu meinem Volke: diese Liebe ist den Redlichen vielleicht ein ehrwürdiges Ding, aber

sie ist schlecht, Beweise auf dem Papiere zu führen. Sie gründet sich zweitens auf Recht, auf Politik, auf Ehre und auf Treue des deutschen Namens ...

So spricht die Politik, einfach und kurz, denn die Wahrheit braucht keiner umschweifigen Wortgeflechte:

Seit Jahrhunderten haben die Franzosen geschrien: Der Rhein gehört natürlich zu Frankreich, ohne den Rhein hat Frankreich keine Gründung und Grundfeste der Macht, mit dem Rhein aber ist seine Grenze auf immer bestimmt und geschlossen, und weiter will und darf es nicht streben. Viele haben sich durch dieses Geschwätz sogar betören lassen und es ihnen nachgebetet, der Meinung, die Forderung sei nicht so ganz unbillig. Sie merkten aber nicht oder waren überhaupt zu dumm, es zu merken, daß die Franzosen den Rhein und die Naturgrenze des Rheins nur als einen Vorwand hinschoben, daß sie aber recht gut wußten, wie der Rhein ihnen über Deutschland die Herrschaft sicherte, denn diese Herrschaft wollten sie eigentlich, nannten sie aber nicht. Kaum hatten sie festen Fuß am Rhein gewonnen, kaum hatten sie Landau, Breisach, Philippsburg und andere feste Plätze an dem Strom, so begann ihr verderblicher Einfluß auf Deutschland, so hörten die Zettelungen nie auf, welche die letzten Bande der deutschen Eintracht auflösten, so standen ihnen auch schon deutsche Fürsten gegen das eigene Vaterland und seine Freiheit bei.

Ich sage geradezu, wenn Frankreich den Rheinstrom mit seinen Landen behält, so behält es nicht nur sein, alles Gleichgewicht aufhebendes Übergewicht über Deutschland, sondern auch über das übrige Europa ...

... Wenn ihr jetzt nicht den Stolz und den Mut bekennet, das Ganze zu wollen und zu vollbringen, wann meinet ihr, daß ihr sie künftig haben werdet? Wann meinet ihr, daß die Zeit kommen soll, wo allen Deutschen noch ein größeres gemeinsames Ziel aufgesteckt ist? Jetzt oder nie, so muß die Ehre immer sprechen; ihre Stunde, ja, ihre Minute ist immer da; sie kann nichts verschieben, sie

darf nichts von der Gelegenheit und dem Zufall hoffen, ihr Gesetz bleibt immer das kurze und runde: Tue, was du mußt, siege oder stirb und überlaß Gott die Entscheidung.

Ich will jetzt von den stillen Gefahren sprechen, die da leise kommen wie Wasser, welche lange verborgen unter Bergen dahinfließen und ihre Festen aushöhlen, bis endlich die stolzen Gipfel in die nassen Tiefen nachstürzen; von den Gefahren, die das herbeiführen, was durch Waffen nimmer geheilt noch abgewandt werden kann, die das Glück auf immer verjagen, die Tapferkeit erschlaffen und alle Keime ausrotten, woraus germanische Helden, Retter der Zukunft, geboren werden können.

Diese leisen Gefahren sind keine anderen als die allmähliche Auslöschung und Ausrottung deutscher Art und Eigentümlichkeit. Wir waren in den letzten Jahrhunderten immer mehr erschlafft, verweichlicht, entartet; die Geschichte unserer ehrwürdigen Altvorderen war keine lebendige und begeisternde Erinnerung mehr für uns; deutsches Land, deutsches Volk, deutsche Freiheit, deutsche Ehre waren kaum noch Klänge; die sonst so heiligen Wahne von Kaiser und Reich und von ihrer Macht, Herrlichkeit und Majestät waren verflogen — alles war vergangen, vergessen, ja, fast tot. Wir waren nicht mehr den früheren Menschen vergleichlich, wir waren schlechter geworden als unsere Väter; aber wir waren noch deutsche Menschen, wir hatten noch vieles übrig, woraus wieder stattliche und feste deutsche Männer, woraus wieder ein großes und gefürchtetes deutsches Volk hervorgehen konnte, wenn ein belebender Odem des Geistes über die Welt wehete und die starre und faule Masse anblies. Bleiben aber die Franzosen Herren am Rhein, bleiben Straßburg, Mainz, Köln, Amsterdam, Aachen französische Städte mit französischen Besatzungen, Akademien, Theatern, so brauche ich kein Prophet zu sein, um zu weissagen, welche Menschen die Deutschen an dem diesseitigen Ufer nach hundert, ja nach fünfzig Jahren schon sein werden, auch wenn das Undenkbare geschähe, daß die Franzosen bei ihrer

übermacht sie in so langer Zeit nicht mit ungerechten Waffen anfielen und zu bezwingen suchten.

(Arndt, Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze.)

Blücher an seine Frau.

Höchst am Main, 5. Dezember 1813.

. . . Meine armeh wird nun wieder uf 100000 man versterkt und unter mich wird der HErzog von Coburg und der kuhrprinz von Hessen Comandiren, mit die Fürsten werde ich meine noht haben . . .

Clausewitz an Gneisenau

über die Schlesische Armee.

14. Dezember 1813.

Ihre Armee kommt mir vor wie die Spitze von Stahl in dem schwerfälligen eisernen Keil, womit man den Koloß spaltet.

Blücher an seinen Freund Bonin.

17. Dezember 1813.

der könig von Schweden hat mich nun auch seinen Sera Pinen orden geschickt ich sehe auß wie ein alltes kuttsch Perd mit den vilen zeüge und es bringt bis dato alles nichts ein . . . liber Bonin ich bin in meine allte krankheit verfallen, und bin verlibt und zwar in die groß Fürstin Catarina, sie war am Printz von Ohldebg verheiraht, dise libenswürdige Fürstin hat mich den nahmen der deüttsche Suvaroff gegeben.

Blücher an Yorck

über den bevorstehenden Rheinübergang.

Hoechst am Main, 26. Dezember 1813.

Eü Exellence benachrichtige vorleüffig gantz Ergebst, wie ich den 1. January mit tages anbruch den Reihn mit der armeh Passiren werde, die Disposition soll morgen erfollgen um mein vorhaben zu verheimligen werde ich den 29t dieses mein quatir nach Frankfuhrt verlegen, und solche einrichtung treffen lassen als wen ich uf eine Dauer da verbleiben werde.

Der französische Politiker Lainé über den Zustand Frankreichs.

Aus Lainés freimütigem Bericht an Napoleon vom 28. Dezember 1813.

Unsere Leiden sind aufs höchste gestiegen, das Land auf allen Punkten der Grenzen bedroht; der Handel ist vernichtet, der Ackerbau schmachtet, das Gewerbe erstirbt, und es gibt keinen Franzosen, der nicht in seiner Familie oder in seinem Vermögen eine grausame Wunde zu heilen hätte. Seit fünf Jahren genießt der Ackerbauer nicht mehr, er lebt kaum, und die Früchte seiner Arbeiten dienen, den Schatz anzuschwellen, welcher jährlich durch die Kosten der unaufhörlich vernichteten und verhungernden Heere verschwendet wird. Die Konskription ist für ganz Frankreich eine verhaßte Landplage geworden; seit zwei Jahren mähet man jährlich dreimal; ein barbarischer und zweckloser Krieg verschlingt regelmäßig die der Erziehung, dem Ackerbau, dem Handel, den Gewerben entrissene Jugend. Der Mütter Tränen und der Völker Schweiß, sind sie denn das Eigentum der Könige? Es ist Zeit, daß die Völker aufatmen . . .

Der Freiherr vom Stein an Gneisenau
über die kleinen deutschen Regierungen.

Freiburg, 29. Dezember 1813.

Die Lauigkeit aller der kleinen Regierungen war zu erwarten, bei den meisten ist es Anhänglichkeit an ihre Souveränität, die aus Aufgeblasenheit, Genußliebe, Herrschsucht entsteht, diese Souveränität hat ihnen ja nichts zu erhalten gekostet als Niederträchtigkeit und das Blut der Untertanen.

Sylvesterbetrachtung des Erzherzogs Johann von Österreich.

31. Dezember 1813.

Nun lebe ich mit meinem Vaterlande frei, darf keinen Übermut dulden. Deutschland, das herrliche Land, dies erste Volk durch Herz und Gemüt und Wissenschaft, durch Kraft und Willen erhebt sich und glänzet da, wo ihm sein Platz gebührt. Wird, wie ich nicht zweifle, bald ein dauerhafter

Friede, kehrt eine feste Ordnung zurück, beglücket Ruhe die Völker . . . dann sage ich gern mit Simeon: Nunc dimitte servum tuum, denn ich sah den Tag der Freiheit für Deutschland; ich fand meinen festen Glauben bewährt.

(Tagebuch des Erzherzogs Johann.)

Neujahrswunsch des Freiherrn vom Stein an seine Frau.

Freiburg, 31. Dezember 1813.

In wenigen Stunden ist ein Jahr verflossen, das die größten Ereignisse der Weltgeschichte in sich faßte, das nach elf blutigen Schlachten Deutschland vom französischen Joch befreite; möge das folgende uns den Untergang des Tyrannen und das Wiederaufblühen eines glücklichen Vaterlandes herbeiführen, und die Vorsehung so ihr Werk krönen.

Der Feldzug in Frankreich 1814.

Blücher zog am 1. Januar 1814 bei Koblenz, Bacharach (Caub) und Mainz über den Rhein. Das (russische) Korps Langeron ließ er vor Mainz zurück und trieb den Marschall Marmont über die Vogesen und die Saar ins Moseltal vor Metz. Dann wandte er sich, das Korps Yorck zwischen den Moselfestungen lassend, mit dem Korps Sacken, 28000 Mann stark, über Nancy auf die Schwarzenbergische Armee zu. Am 6. Januar 1814 stand Blücher bei Nancy. Fürst Schwarzenberg hatte, nachdem er im Anfang des Januar 1814 den Rhein überschritten, seine Armee in vier Säulen geteilt, die sich in einer Ausdehnung von 60 Meilen (von Straßburg bis Dijon) nach Frankreich bewegten. Seine Hauptmacht war nicht stärker als 30000 Mann. Erst Mitte Januar zog er wieder etwa 60000 Mann (den Kronprinzen von Württemberg, den bayrischen General Wrede und den russischen General Wittgenstein) an sich. Ein Korps blieb bis Mitte Februar müßig bei Dijon stehen. Am 18. Januar 1814 besetzte Schwarzenberg Langres und ging über Chaumont auf Bar an der Aube, einem rechten Nebenfluß der Seine, an dem auch Brienne und Arcis liegen. Chaumont liegt nördlich von Langres an der Marne. **Die Abschnitte zwischen der Seine, der Aube und der Marne waren das Haupttheater dieses Feldzugs.**

Graf Henckel über den Rheinübergang bei Caub am 1. Januar 1814.

Am 1. Januar 1814, um halb 3 Uhr des Nachts, stiegen

200 Mann vom Füsilierbataillon des brandenburgischen Regiments in die Kähne . . .

Die Nacht war sternklar und kalt, das enge Rheintal jedoch ziemlich finster. Es war der ausdrückliche Befehl gegeben, unterhalb der französischen Wachen in dem Douanenhäuschen ohne Geräusch zu landen, weil man eine Hinterlist von seiten des Feindes erwarten mußte. Die Überfahrt der ersten 200 Mann dauerte etwa eine Viertelstunde. Da die Reservekavallerie ganz hinten in den Schluchten biwakierte, so ritten wir Befehlshaber nach Caub und erwarteten mit der größten Spannung, wie die Sachen ablaufen würden. Das Licht im Douanenhäuschen brannte, kein Schuß fiel, alles war still, bis unsere Füsiliere, aus den Kähnen springend, dem streng gegebenen Verbote zuwider das linke Rheinufer mit einem lauten Hurrageschrei begrüßten. In diesem Augenblick fielen einige Schüsse aus dem Douanenhäuschen. Sie verwundeten einige Jäger und einen Führer, der sich erboten hatte, die ersten preußischen Truppen über den Rhein zu führen. Etwas später entstand ein kleines Tirailleurfeuer mit unbedeutenden feindlichen Abteilungen . . .

Der Übergang, der nun nach der Disposition erfolgte, fand die ganze Nacht hindurch bis gegen Morgen statt.

(Graf Henckel von Donnersmarck, Erinnerungen.)

Blücher zu den Pommern beim Rheinübergang.

Nun, ihr alten Pommern, jetzt sollt ihr Französisch lernen!

Blücher an seine Frau.

1. Januar 1814.

HErtzens liebe Frau.

der frühe neujahrsmorgen wahr vor mich erfreulig da ich den Stoltzen Rein Passirte, die uffer ertöhnten vor Freudengeschrey, und meine braven Truppen Empfingen mich mit Jubel, der widerstandt des Feindes wahr nicht bedeuttendt, ich schlisse nun die Festung Mainz völlig ein, führ meine Person gehe ich mit der Armee gleich vorwärts . . . der lehrm

von meine braven Cameratten ist so groß daß ich mich verbergen muß damit alles zur Ruhe komt; die jenseittigen deutschen bewohner Empfangen uns mit Freudenthränen ...

Das Blücherſche Hauptquartier.

Graf Wilhelm Schwerin erzählt: Es war ein sehr munteres Leben im Blücherſchen Hauptquartier. Der alte Feldmarschall war von der glücklichſten Laune und teilte sie seiner Umgebung mit. Über jene war wenigstens gewiß nicht zu klagen, eher über einen zu freien Ton. Vorzüglich gehörten die Tiſchreden nicht selten zu den kräftigſten ... Blücher genoß jetzt der vollkommenſten Geſundheit. Mit einer Jugendkraft, die seine Umgebung in Erſtaunen ſetzte, unterzog er ſich allen Strapazen des Feldzuges, die ihn kaum zu berühren ſchienen. Doch war es vielleicht dieſe übertriebene Anſtrengung, die ihm ſpäter die große Abſpannung zuzog, in der er dem letzten Teile des Feldzugs nur noch beiwohnte. Jetzt kam er auf dem Marſch nicht vom Pferde und bediente ſich weder ſeines Wagens noch irgendeiner Bequemlichkeit. Sein Geiſt war nicht minder aufgeweckt; die Gegenden, durch welche der Marſch ging, waren ihm aus der Rheinkampagne her sehr wohl bekannt. Tauſend lebhafte Erinnerungen würzten noch die Freude, die er überhaupt an dieſem Kriege hatte, und gaben oft Veranlaſſung, die Treue und Klarheit ſeines Gedächtniſſes zu bewundern. Sehr ſtörend war es ihm dagegen, hier nicht mehr das ihm angeborene Talent der öffentlichen Anreden üben zu können; — er hatte dies Improviſieren patriotiſcher Reden in der letzten Zeit ſo oft und zuweilen ſo glücklich geübt, daß es ihn nun oft hinriß, auch franzöſiſche Behörden und Deputationen anzureden, um ſo mehr, da die Dinge, die er den Franzoſen vorzutragen hatte, gewiß weit pikanter waren als alles, was er bisher hatte vortragen können. „Messieurs!“ fing er dann mit vollem Feuer an, und wenn nun nichts weiter kommen wollte: „Nun Goltz“, wandte er ſich an dieſen [Adjutanten], „ſagen Sie ihnen nur das übrige!“

(Gräfin Schwerin, geb. Gräfin Dönhoff, Erinnerungen.)

Arndt an Gneisenau.

Januar 1814.

Ew. Exzellenz grüße ich auf Frankreichs Boden ... Auch ich führe meinen Krieg auf meine Weise fort und suche für unser braves Volk ein paar menschliche Brosamlein von Ideen in die Welt zu schwärzen; ich fühle oft, daß dies eine herbe Bestimmung ist, und habe nur zu häufig Gelegenheit, recht tief in den schwarzen Abgrund nichtswürdiger und bübischer Seelen zu blicken. Vielleicht faßt man mich mal beim Kragen; ich bin's gewärtig und halte mich nicht besser als so viele Brave und Redliche, die schon aus höheren Regionen auf den kleinlichen Krieg der Erde herabblicken.

Fürst Schwarzenberg an seine Frau.

Vesoul, 12. Januar 1814.

Der Feind hat in Langres einige Tausend Mann gesammelt; ich erwarte hier mit Ungeduld meine Reserven. Aber warum glaubst du wohl, daß sie noch nicht hier sind? — Nun wisse, daß am 13. Januar, das heißt am 1. Januar des russischen Kalenders, vor einem Jahre der Kaiser Alexander an der Spitze seiner Garden über den Niemen ging: darum findet er es gar poetisch, an dem 1. Januar des russischen Kalenders heuer ebenso über den Rhein zu setzen, und das ist die Ursache, warum meine Reserven am Rhein stehen, während mein Hauptquartier in Vesoul ist. So muß ich kommandieren. Wenn der Himmel mich nicht schützt, oder der Krieg bald ein Ende nimmt, so muß doch endlich eine böse Katastrophe einmal statthaben. Das Marionettenspielen in so wichtigen, das Schicksal Europas entscheidenden Epochen ist wirklich ekelhaft!

Blücher an seine Frau.

St. Avold, 13. Januar 1814.

libes kind

... hir bin ich nun in Frankreich herein und ballde wird es nun wider am Schlagen gehn, noch eine derbe

Schlagt die wihr gewinnen müssen und werden, dan wird der Fride ervollgen so ballde selbiger geschlossen ist, verlasse ich die armeh und kehre zu dich zurück, dazu kannst du dich heillig verlassen, den nach grade habe ich genug und wen erst Fride ist, wird hir führ mich nichts mehr zu tuhn sein. hir in Frankreich ist alles mit Napoleon un zu friden aber er magt doch waß er will . . .

Metternich an den Fürsten Schwarzenberg.

13. Januar 1814.

Ein Ende machen, und das ruhmvoll; das Wünschenswerte und Nützliche erlangen, ohne es in Paris zu suchen, oder nach Paris gehen, wenn man das Notwendige nicht erlangen kann. Dies ist meine ganze Politik. — Der Kaiser Alexander ist anderer Ansicht, weil er es Moskau schuldig zu sein glaubt, die Tuilerien in die Luft zu sprengen. Sie werden nicht in die Luft gehen.

Blücher an Hardenberg.

St. Avold, 15. Januar 1814.

Diesen augenblick erhallte ich die Schlüssell von nancy. Der marschall Victor ist von da uf Tuhl marchirt, ich vollge ihm, uf Luxenburg mache ich einen versuch und vileicht auch uf Metz, so balld ich erfahre, wie weit die große armeeh ist, will ich nicht säumen, ihr die hand zu biehten, mit das Corps v. Wrede denke ich Schon morgen in Communication zu komen. Treiben sie um gottes willen vorwerts, daß Eißen ist wahrm. In wenig monaten muß es friden sein oder ich plantze mein krigs Panier uf Napoleons Trohn und er marchirt nach Corsica. sagen sie den Lord Stevard ville Empehlung sein Perd trägt mich zur Schlacht wen wihr noch eine haben.

Den kurfürst v. Hessen setze ich bluht Igell an um ihm das Geld ab zu saugen. aber sie glauben nicht, was in den allten verrosteten körper vor Pedanterie und ungesunde gewonheit verwahrt ligt. aber um gottes willen soll ich den immer vor daß gehald eines Generall Lieutenants dienen,

den noch habe ich kein Etat, ich glaube der könig ist ein Rechenmeister geworden und denkt du sollst dich mit belohnung und vergelltung mit den allten kerll Zeit lassen, er geht wohl ab, und da heist es daß kind ist todt die gefatterschaft hat ein Ende. Dem sey nun wie ihm wolle ich bleibe meinem vorsatz getreu und Eille vorwerts.

Blücher an seine Frau.

Nancy, 18. Januar 1814.

libes malchen

hir bin ich in nanci eins der schönsten stätte von Frankreich, morgen marschire ich uf Tuhll und so immer weitter nach Paris, wenn alles geht wie es gehn soll und muß so wird in kurtzer zeit der Fride vollzogen, der Kaiser Napoleon ist nun mürbe und kan nicht lenger wider stehn . . .

das volk ist hier arm und unter dem grausamsten druck der abgaben, sie segnen mich da ich alle Douaniers, amploiés und Gendarm zum teuffel geiagt und ihne freien handell und verkehr erlaubt.

Blücher in Nancy am 18. Januar 1814.

Reiche erzählt: Den Marschall Blücher traf ich am 18. Januar in Nancy wo er tags vorher angekommen und sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte.

Von dem Inhalt der ihm überbrachten Depeschen schien er wenig erbaut, sowie er überhaupt auf das große Hauptquartier und auf die von dort ausgehenden Maßregeln nicht gut zu sprechen war. „Mit Klauheit und sich den Franzosen liebes Kind zu machen, richtet man nichts aus", sprach er, „die Zeit der Repressalien ist gekommen, sie (die Franzosen) müssen haarklein herausgeben, was sie den Deutschen auf meist verräterische Weise geraubt haben. Elsaß und Lothringen gehören zu Deutschland, und der Rhein ist ein deutscher Strom, der mit seinen Gauen uns gehört, nichts davon darf hinfüro in den Händen des deutschen Erbfeindes bleiben." — Leider ist von allen diesen schönen Dingen nichts zur Wirklichkeit geworden. (von Reiche, Memoiren.)

Boyen an Gneisenau über Krieg und Frieden.

Breda, 19. Januar 1814.

Die dauernde Ruhe von Europa, der gegenwärtige Zustand der öffentlichen Meinung und die großen Opfer, die die Nationen gebracht haben, erfordern ganz andere Grundlagen als die schon halb erfolgte Annahme eines einst im Übermut des Sieges dekretierten Waffenstillstandes. Aller Krieg in der Welt ist in der letzten Instanz angesehen nichts anderes als das Bestreben nach einem bessern Zustande; stellt in der europäischen Staatengesellschaft nicht Zwerge gegen Riesen, verhunzt nicht im Duodezformat den Namen „Souveränität" und Volk, legt den Begriff „Nation" nur auf solche Erdschollen, die gemeinsames Handelsinteresse haben, durch keine fremde Einwirkung oder unvernünftig gezogene Grenzen an reger Entwicklung gehindert werden, so habt ihr das Rezept eines dauerhaften Friedens, eines ehrenvollen glücklichen Zustandes und kommt dem alten Weiberwunsche „ewiger Friede", wahrhaftig näher, als durch Irr-Philosophie und Feigheit.

Blücher an Hardenberg.

Nancy, 20. Januar 1814.

Daß wasser held mich grausahm in meinen operationen uf. Die mosel ist über alle wiesen uß geträten, doch haben meine braven Trupen indessen iren march uf Tuhl genomen. Die infanterie ist bis am unterleib im wasser gezogen. Der Feind zieht sich in eil uf Chalon, 2 Canonen und 400 gefangene sind in Tuhl genomen. Behindert daß wasser nicht unser vordringen da ich kein attellerie fohrt bringen kan, so sollen sie noch besser har lassen. morgen marchire ich selbst uf Tuhl. Das vollck Empfengt uns aller ohrten mit Freuden, ich hallte strenge manßzucht, um alles in guhter Stimmung zu erhallten.

Gneisenau an den Freiherrn vom Stein.

Dammartin le St. Père, 27. Januar 1814.

Man lasse sich nicht durch Vorspiegelung täuschen, der

Feind könne sich gegen unsere Kommunikation mit dem Rhein bewegen, während wir dies gegen Paris tun. Der Feind hat zu einer solchen Offensive keine Kräfte. Aber gesetzt, er hätte sie und er versuchte diese Offensive, so müßten wir gerade deshalb auf Paris loseilen, weil wir dies dann um so schneller tun könnten. In der Hauptstadt Frankreichs ist alles zentralisiert, die Meinung, die Literatur, die Regierung, die Hilfsmittel. Was in Frankreich durch Geburt, Reichtum, Rang, Talente eminent ist, wohnt in der Hauptstadt. Die Hauptstadt Frankreichs erobern, will daher mehr bedeuten, als Wien oder Berlin in Besitz nehmen. Mit dem Besitz der Hauptstadt lähmen wir alle Nerven der Regierung und gebieten den Frieden. Besser ist den Frieden zu gebieten, als darum zu unterhandeln. Die Diplomaten sind ein eitles Volk; ein bestimmter Zeitraum kann ohnedies nicht einer diplomatischen Verhandlung angewiesen werden; jene werden also, wenn man in eine Unterhandlung mit Waffenstillstand willigt, diese über die Gebühr verlängern und Napoleon eine für sich kostbare Zeit gewinnen. Strategie ist die Wissenschaft des Gebrauchs von Zeit und Raum. Ich bin weniger geizig auf diesen als auf jene. Raum mögen wir wiedergewinnen; verlorene Zeit nie wieder. Daher zur Schlacht, ehe sich der Feind besinnt! Sie wird weder blutig noch gefährlich sein.

Die Vorsehung hat uns hierher geführt. Wir mögen Rache nehmen für so viele über die Völker gebrachte Leiden, für so viel erduldeten Übermut, damit das Discite justitiam moniti non temnere divos bewährt werde. [Lernet Gerechtigkeit! Ihr seid gewarnt, die Götter nicht zu verachten!] Tun wir es nicht, so sind wir Elende, die es verdienen, alle zwei Jahre einmal aus ihrer trägen Ruhe geschreckt und mit der Sklavengeißel bedroht zu werden.

Nachruf Achims von Arnim auf Fichte.

„Der Preußische Correspondent" vom 31. Januar 1814:

Am Morgen des 29. Januar (1814) starb unser hochverehrter Fichte; sein Tod erweckt mehr als Schmerz, er

zwingt zu einem ernsten Nachdenken über das rasche Verschwinden der größten Geister Deutschlands, ehe es in erneuter Gestalt wieder aufleben kann. Die hohe Einheit seines Geistes, — wie sein starker Charakter notwendig geistige Gewißheit forderte, und sichre Gewißheit jeden Drang seines Charakters lenkte, — bestimmte ihn, der philosophische Mittelpunkt unseres Volkes während einer Reihe von Jahren zu werden. Schwache sprachen ihm nach, Gleiche zog er an sich, auch der Stärkste konnte sich an ihm prüfen. Unleugbar der ausgezeichnetste von denen, die sich Kants Schüler nannten, bemerkte er nicht, daß er auf eigner selbstgefundner Bahn gehe, bis es der Lehrer öffentlich erklärte; er war eigentümlich, weil er es nie sein wollte. In der blühenden Zeit von Jena, die so viele bedeutende Geister wie durch einen Zauber sammelte, weckte und nachher lehrend in alle Welt zerstreute, war er die Sonne des Studentenhimmels; lebendiger ist wohl selten ein Lehrer geehrt worden . . .Seine Einsicht in das Verderben der Zeit bewies er in mehreren Reihen von Vorlesungen vor Zuhörern beider Geschlechter und aller Stände, er hatte eine eigene Gutmütigkeit, welche die härtesten Strafreden halten konnte, ohne daß die Gekränkten gegen ihn aufgebracht wurden. Das französische Verderben war in diesen Vorlesungen häufig berührt worden, wahrscheinlich veranlaßte ihn dies, im Jahre 1806 Berlin zu verlassen, und in Königsberg Vorlesungen zu halten. Nach dem Frieden kehrte er hieher zurück, Berlin blieb aber noch von den Franzosen besetzt. Aus seinem tiefsten Herzen suchte er in öffentlichen Vorlesungen den Deutschen zu raten. Die Franzosen achteten des Redens der Menschen nicht mehr, dennoch ärgerte sie sein Beifall. Gleich nach dem Ende der Vorlesungen wurde seine bis dahin unerschütterliche Gesundheit von heftiger unbegreiflicher Krankheit ergriffen, in deren Folge sein linker Arm gichtisch verkürzt und gelähmt blieb, während er selbst von abwechselnden Rückfällen, ungeachtet aller medizinischen Hilfe und der kräftigen Töplitzer Bäder nie ganz befreit wurde. Dennoch vermochte dieser ihm ungewohnte Zustand von Sorgfalt für seine Gesundheit nicht,

ihn von der weiteren Bearbeitung seines Systems, worauf ihn sein ganzes Leben geführt hatte, abzuleiten . . . Mit dem Jahre dreizehn unterbrach die Zeitgeschichte seine philosophischen Vorträge, er sprach mit Lebendigkeit von den Erwartungen und Pflichten der Deutschen, er übte sie selbst, indem er sich allen Übungen als Landwehrmann unterzog, ungeachtet ihn sein gelähmter Arm völlig frei davon sprach, seine Gesundheit war mehrmals davon angegriffen, dennoch überraschte ihn seine letzte Krankheit sehr unerwartet.

Soviel von seinem öffentlichen Leben; daß er in seinem Familienkreise und in allen übrigen Verhältnissen mit jenem öffentlichen Leben aus einem Ganzen hervorging, wird jeder seiner Bekannten bezeugen . . .

Hier noch ein paar Worte an ihn:

Auch dich hat uns die Pest der Zeit entrissen,
dich mutigsten Bestreiter schlechter Zeit,
du hattest dich als Opfer ihr geweiht,
als du ihr strafend riefest ins Gewissen.

Es war die Welt von Zweifeln lang zerrissen,
du sahst den Abgrund, wie er tief und weit,
doch wie der Römer warst du kühn bereit,
ihn zu verschließen nach dem besten Wissen.

Du warfest dich hinein, um ihn zu füllen,
du sprachst zu Deutschen, als die andern schwiegen,
du riefst uns aus der Schmach zu neuen Siegen.

„Bekämpft die Zeit in euch mit heil'gem Willen!"
So riefest du. — Den Bogen spannt im stillen
die tückische Zeit, — auch du mußt ihr erliegen.

Blücher zu einem Abgesandten des Fürsten Schwarzenberg.

31. Januar 1814.

Wir müssen nach Paris gehen. Napoleon war in allen Hauptstädten Europas; daher kommt es uns von rechts wegen zu, seinen Besuch zu erwidern und ihn des Thrones verlustig zu machen, auf den er zum Wohl Europas und unserer Herr-

scher nie hätte steigen sollen. Wir werden nicht eher Ruhe haben als bis wir ihn stürzen.

Gebete zu Paris.

Zum erstenmal, seit Napoleon Krieg führte, wurden am 30. Januar 1814 in Paris allgemeine Gebete um Waffenglück gehalten.

(Nach Plotho, Der Krieg in Deutschland und Frankreich 1813 und 1814.)

Die Schlacht bei Brienne (La Rothière) am 30. Januar 1814.

Blücher wandte sich wie Schwarzenberg gegen die Aube. Auch die französischen Marschälle Viktor, Marmont und Ney zogen sich, von der Mosel kommend ins Gebiet der Marne und Aube auf Vitry. Dort traf am 26. Januar Napoleon ein. Er brachte 15000 Mann Reserven mit und war nun mit seinen Marschällen 45000 Mann stark. Als Blücher im Begriff stand, über die Aube zu gehen, wandte sich Napoleon gegen ihn. Schwarzenberg hatte 49000 Mann zu Blücher stoßen lassen. Am 30. Januar besiegte Napoleon die Russen bei Brienne, beide Gegner verloren je 3000 Mann. Am 1. Februar kam es zur Schlacht bei Brienne an der Aube (La Rothière). Napoleon, ungefähr 40000 Mann stark, verlor 4000 Mann an Toten und Verwundeten, 2500 Gefangene und 53 Geschütze. Es war bis in die Nacht gekämpft worden; die Franzosen mußten endlich das Schlachtfeld räumen.

Blücher an den Freiherrn von Vincke,

Zivilgouverneur Westfalens, am Vorabend der Schlacht von La Rothière.

Brienne, 28. Januar 1814.

Denken Sie mein Freund, wie segnungsvoll sich alles so schleunig verändert hat, werden unsre verbündeten Herren die Stimmen ihrer guht deutschgesinnten Diner gehör geben, so ist die Tirannen vom deutschen Vaterland verscheucht und ein freie Schöne Zukunft lacht uns entgegen, doch bin ich nicht ohne Furcht, daß man den Tihrannen aus Rücksichten, die nicht stadt haben müssen, zu wohlfeill los lassen wird. in diesen augenblick stehe ich gleichsam im angesicht des Feindes und die Meldung, so mich so eben zu kommt, will Napoleon sei zu Vittri angekommen, die Stunde scheint nun gekommen zu sein

wo alles entschieden wird. Napoleon will Negociren alle wir guht gesinnten wollen Schlagen. 'Der Ehdle Alexander auch, aber die Deplomatiquer haben hundert andre Proiecte, soll die Sache guht Führ die Menschheit werden, so müssen wihr nach Pariß. Dohrt können unsre Monarchen einen guhten Friden schließen, ich darf sagen Dictiren. Der Tiran hat alle Hauptstätte besucht, geplündert und bestohlen, wihr wollen uns so waß nicht schuldig machen, aber unsre Ehre Fordert daß vergelldungsrecht, ihm in seinem neste zu besuchen . . . So balde sie anfangen wieder zu negoziren, verlasse ich die armes und gehe zur Ruhe, wo ich meinen Ruhepunkt nehmen werde, weiss ich noch nicht . . . .

Blücher an den Landschaftsdirektor Bonin über die Schlacht bei Brienne (La Rothière).

Brienne, 2. Februar 1814.

. . . der große Schlag ist geschehen, gestern habe ich den kaißer napoleon ufs haupht geschlagen, er ist im völligen Rückzuge uf Pariß wihr dürwen einen balldigen Friden entgegen sehn, den er kan uns nicht mehr die Stihrn biten.

60 Canonen ville gefangene sind in meinen henden. Die Zabl der toten ist sehr groß, den die Russen wahren erbittert, der kaißer von Rußland u unser könig wahren zu Schauer hatten mich aber alles übergeben ich habe nur 5 Preußen bey mich gehabt: daß übrige wahren Russen, osterreicher u Wurtenberger, der kaißer Napoleon hatte 30,000 man, ich nicht volle 60. Alexander drückte mich die Hand u sagte: Blücher, heütte haben sie ihren Sigen die Krone ufgesetzt, die Menschheit wird ihnen Segnen. Für mich wahr es der glücklichste den ich erlebt habe, weill an selbigem gleichsahm alles entschiden ward; behelld Napoleon die krohne, so muß er sie als ein geschenk auß die hende unsrer monarchen betragten. ich zweifle aber, daß er sie behelld — in 8 tagen sind wihr vor Pariß wie ich mich heütte bey anbruch des tages den truppen zeigte, wurde ich mit ein hurra Empangen, waß Trenen auß meine augen preßte, indessen mußte ich meinen gegner Früh 10 uhr noch einmahll angreiffen um ihm vollig zu vertreiben.

ich wahr gestern aben zum hinfallen ermattet, aber nach 5 stunden Schlaff befand ich mich wider wohl . . .
(Am Rande.) mein treuen gehülffen Gneisenau habe ich vihll zu danken, ich kan nicht mehr schreiben, den ich zittre noch am gantzen leibe. adio.

Blücher bei Brienne beinahe gefangen genommen.

Blüchers Hauptquartier war nach der Schlacht bei La Rothière spät nachts im dortigen Schloß abgestiegen. Blücher und die Suite hatten sich schon in die oberen Zimmer zurückgezogen. (1. Februar 1814.)

Graf Wilhelm Schwerin erzählt: Auf einmal fallen Schüsse in der nächsten Nähe, und um die Ecke des Schlosses pfeifen schon Flintenkugeln durch die Luft! Im Schutze der hereinbrechenden Dunkelheit und gedeckt von einem Weinberge, hatten sich französische Tirailleurs und leichte Kavallerie in der wohlberechneten Absicht, das Blüchersche Hauptquartier aufzuheben, unbemerkt bis an das Schloß herangeschlichen. Schon knitterten Flintenkugeln durch die Fenster des Schlosses. Schwerin hatte nur Zeit, dem Grafen Goltz [Adjutant Blüchers] zuzurufen, für das Pferd des Feldmarschalls zu sorgen, und stürzte zu diesem hinauf, fand ihn mit General Gneisenau zusammen und war, trotz alles Widerstrebens des Alten, der durchaus nicht an die nahe Gefahr glauben wollte, so glücklich, ihn noch zu rechter Zeit die Treppen hinunter und aufs Pferd zu bringen . . . Kaum war man einige Minuten fortgeritten, als fliehende Kosaken, im vollen Fluge dem Feldmarschall und seiner Suite entgegenstürzten, und indem sie: „Putschky! Putschky Franzusky" riefen, durch unverkennbare Zeichen zu verstehen gaben, daß der Weg schon vom Feinde gesperrt sei, und das ganze Hauptquartier den Franzosen gerade in die Hände reite. Es war noch Zeit umzulenken, und zum zweiten Male scheiterte der so wohl angelegte Plan des Feindes.

Auch Napoleon war bei Brienne in Gefahr, von Kosaken gefangen zu werden, und als er gerettet um sich blickte, erkannte er den Platz, auf dem er einst so gern den Tasso las, als er auf der École militaire zu Brienne studierte.

(„Vor hundert Jahren." Erinnerungen der Gräfin Schwerin.)

Blücher zum jungen Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen auf dem Schlachtfeld von Brienne (La Rothière).

2. Februar 1814.

„Hier sehen Sie, mein gnädigster Herr, die Folgen des Krieges. Wird indes der Krieg so gerecht geführt, als der unsrige, so heiligt der Zweck die Mittel; wird er aber aus Habsucht, Herrschsucht und anderen Motiven geführt, dann wird jeder Tropfen Blut der Gefallenen, spät oder früh, zum siedenden Öl auf dem Gewissen des Regenten." Der König, welcher dicht vor ihnen ritt, wandte sich, als er dies hörte und sagte: „Danke recht herzlich für die gute Lehre, mein Sohn wird sie gewiß nie vergessen."

(Nach Blasendorff, Blücher.)

Fürst Schwarzenberg über Blüchers Drängen nach Paris.

Ende Januar 1814.

Blücher und Gneisenau — denn der gute Alte muß seinen Namen leihen — treiben mit einer so wahrhaft kindischen Wut nach Paris, daß sie alle Regeln des Krieges mit Füßen treten. (Nach Blasendorff, Blücher.)

Blücher und sein Champagner.

Graf Wilhelm Schwerin erzählt: Der alte Feldmarschall hatte unterdessen noch andere Sorgen. Tag und Nacht lag ihm sein sogenannter Champagnerwagen in dem Sinn und das Schreckbild, ihn in die Hände des Feindes fallen zu sehen. Unaufhörlich lag er Gneisenau darum an, dem er aber die Wichtigkeit der Sache durchaus nicht einleuchtend machen konnte. „Nun, Gneisenau", hieß es dann, „wo ist nun wohl mein Champagnerwagen?" — „Ja, das weiß ich nicht, Exzellenz." — „Ihr habt ihn doch wohl auf recht sichern Wegen gehen lassen?" — „Jetzt gibt es gar keinen sichern Weg; sie können uns alles hinter dem Rücken wegnehmen." — „Den Tausend auch, wenn ihn nun die Franzosen kriegten!" — „Ich wollte, sie hätten ihn schon, dann wären wir die Not um ihn einmal los." — „Ja, Ihr sagt das wohl so", meinte

der Alte, „aber das wäre doch ein ganz verzweifelter Umstand."

(„Vor hundert Jahren." Erinnerungen der Gräfin Schwerin, geb. Dönhoff.)

Wachsende Erbitterung der Kriegführung in Frankreich.

Februar und März 1814.

Graf Wilhelm Schwerin erzählt: Der Krieg hatte seine furchtbarste Gestalt angenommen. Die Gegend, in der er seine Greuel nun schon so lange hin und her bewegte, war in eine menschenleere Wüste verwandelt. An den eigenen Truppen erfuhr man es nun, was es um eine Armee ohne Magazine sei. Alles was sonst Exzeß und Insubordination gewesen wäre, ward hier zur Notwendigkeit. Konnten die Braven hungern in Feindesland, und welche Nahrung sollten sie finden, als die sie sich selbst suchten und nahmen? Die Erlaubnis, nach Brot zu suchen, war gegeben worden, und mit ihr allen Unordnungen vollends freie Bahn gemacht. — So mußte Frankreich nun selbst die Folgen des unseligen Systems büßen, mit dem es so lange die Welt geplagt. Am härtesten erfuhr es die Greuel, die von dem Biwakieren unzertrennlich sind. Nicht Mutwille oder Plünderungssucht war es, die den Weg unserer Armee durch Frankreich mit Brandstätten bezeichnete. Die Soldaten, welche auf dem Steinpflaster von Paris biwakierten und zum Lohn übermenschlicher Anstrengungen am Ziel der Verheißung mit ihren Pferden um die Wette hungerten, brauchten von dem Verdachte roher Zerstörungslust wahrlich nicht erst reingesprochen zu werden. Daß ein Biwakfeuer von dem nicht zu findenden Holz, also von ausgerissenen Zäunen und abgedeckten Häusern, anzuzünden ist, darin liegt nichts, was nicht in der Natur der Sache selber läge. Solange die Ortschaften bewohnt waren, blieb dies Übel, so hart es auch den einzelnen traf, im ganzen sehr erträglich, als aber nur noch in verlassenen Dörfern biwakiert ward, bewachte und verlöschte keine Hand mehr die gewöhnlich im Schutz der Scheunen oder anderer großer Gebäude angelegten Feuer. Die Soldaten gingen weiter;

der Wind trieb die unbewachten Flammen an die Dächer der leerstehenden Häuser. So wurden zahllose Ortschaften in Aschenhaufen verwandelt. Auch von denen, die der Schauplatz von Gefechten waren oder verteidigt wurden, gingen viele in Flammen auf.

(„Vor hundert Jahren." Erinnerungen der Gräfin Schwerin, geb. Dönhoff.)

Die Vergeltung des pommerschen Landwehrmanns.

Der Berliner Buchhändler Gustav Parthey erzählt: Beim Einrücken in Frankreich [1814] war überall die strengste Manneszucht geboten worden, um den Franzosen keinen Anlaß zur Klage zu geben. Bei den Freiwilligen, als gebildeten Leuten, sei dies kaum nötig gewesen, auch bei den übrigen Truppen seien Exzesse höchst selten gemeldet worden. Doch sei einmal der Fall vorgekommen, daß ein französischer Wirt sich bei dem Hauptmann beklagt, ein bei ihm in Quartier liegender pommerscher Landwehrmann habe ihn geprügelt, weil ihm die Beköstigung nicht gut genug gewesen. Der Angeklagte ward vorgefordert und gefragt, was er zu seiner Verteidigung sagen könne. „Herr Hauptmann," sprach er äußerst betroffen und fast weinend: „ich habe mich vergangen, aber ich bin eigentlich unschuldig. Als die verfluchten Franzosen in unserm Dorf im Quartier lagen, verlangten sie von meinem Vater Champagner, den wir nicht dem Namen nach kannten. Ich mußte ruhig zusehen, wie die Hunde meinen alten, ehrwürdigen Vater prügelten, weil er ihnen keinen Champagner schaffen konnte. Da nahm ich mir in meinem Herzen vor, wenn die Reihe an mich käme, die Sache wettzumachen. So verlangte ich denn heute von meinem Wirte ein Glas Weißbier, und als er das nicht schaffen konnte, habe ich ihn rechtschaffen gewamst. Es war eigentlich nicht böse gemeint, sondern nur Revanche." (Parthey, Erinnerungen.)

Yorck und Macdonald kämpfen um Chalons

an der Marne am 4. und 5. Februar 1814.

Marschall Macdonald war von Napoleon nach Chalons dirigiert worden. Er stieß am 4. Februar auf das Yorcksche Korps und zog sich nach eintägigem Kampf auf Chalons zurück, wo sich

große Magazine befanden, zu deren völliger Räumung er noch 24 Stunden Zeit bedurfte. Auf diese Dauer wollte er Yorck vom Eintritt in die Stadt abhalten.

Marschall Macdonald erzählt: Mein Gegner war der General Yorck. Er wollte zur Unterkunft für die Nacht Chalons durchaus haben und ließ mich deshalb am Abend auffordern, mich zu ergeben oder die Stadt zu räumen, widrigenfalls er sie in Brand schießen würde. Der Überbringer dieses Ansinnens, der nämliche junge Graf Brandenburg [ein natürlicher Bruder des Königs von Preußen], der mir schon 1812 von Berlin nach Tilsit zugeschickt worden war, benahm sich bei Ausführung seines Auftrags nicht mit derjenigen Rücksicht und Höflichkeit, die ich in meiner Stellung erwarten durfte. Ich erwiderte ihm daher ziemlich barsch, daß ich den Ton seiner Sprache nicht angemessen fände und fügte hinzu: „Es befremdet mich, daß Ihr General Sie mit solchem Auftrag zu mir entsandt hat, da er mich doch genügend kennen sollte, um zu wissen, daß ich mir nicht drohen lasse. Sagen Sie ihm, daß ich nicht gesonnen sei, durch eine Räumung der Stadt zu nächtlicher Stunde meine Truppen in Unordnung zu bringen und ich vor morgen früh den Platz nicht verlassen würde." — „Dann werden wir die Stadt in Brand schießen." — „Tun Sie das!" brauste ich auf, „und nun gehen Sie, ich habe mit Ihnen nichts weiter zu sprechen."

General Yorck führte seine Drohung aus, und sehr bald fanden seine Granaten in den alten, meist aus Holz erbauten Stadtteilen guten Zündstoff. Der Schrecken der Einwohner war groß. Man fluchte dem Anstifter des Frankreich verheerenden Kriegs. Wehklagen, Geheul und Geschrei nur halb bekleideter, barfüßiger Frauen, die mit ihren Kinden auf den Armen und an den Händen in Verzweiflung umherirrten, erfüllten die Luft neben dem Donner der Geschütze. Die Stadtbehörden kamen und flehten mich an, dem Schießen durch meinen Abzug ein Ende zu machen. Das Herz blutete mir, aber die Pflicht erlaubte mir nicht, nachzugeben; erst mußten die Wagenkolonnen mit den Vorräten der Magazine den nötigen Vorsprung gewonnen haben. Zu meiner

großen Beruhigung stellte der Feind mit der zunehmenden Nachtstunde das Feuer von selbst ein, und die geängsteten Stadtbewohner kehrten in ihre Behausungen zurück.

(Memoiren des Marschalls Macdonald.)

Der gefährliche Champagner.

Die nachfolgende Begebenheit trug sich zu, als Yorck gegen Marschall Macdonald vor Chalons stand (4./5. Februar 1814).

Graf Henckel erzählt: Mittlerweile hatte das Tiraillieren in der Vorstadt ziemlich nachgelassen. General von Yorck schickte seinen Reitknecht in die Vorstadt, um etwas zu trinken zu verschaffen. Nach längerem Verweilen kam derselbe betrunken wieder zurück mit einigen Flaschen Champagner. Da der General ihn hart darüber anließ, versicherte er, daß die Fechtenden in der Vorstadt noch weit mehr betrunken seien als er. Der General schickte den Chef des Generalstabs, Obersten von Valentini, sogleich dahin und erhielt von diesem die Meldung, daß die Infanterie der Avantgarde, die, neun Stunden im Gefecht, beinahe zwei Chargierungen verschossen hatte, nicht allein gänzlich erschöpft sei, sondern auch nach einer mehrtägigen Entbehrung aller kräftigen Nahrungsmittel zum größten Teil der Wirkung des Champagners nicht hätte widerstehen können, den man in reichlichster Masse in den Kellern der Vorstadt gefunden hatte. Mehrere Leute, berauscht vom ungewohnten Getränk, welches sie als Weißbier stempelten, hatten, die Weinflaschen in der Hand, ihren Tod dicht vor der Stadtmauer gefunden, der sie sich genähert hatten, um dem Feinde Beweise ihrer Herzhaftigkeit zu geben. Viele, von der einschläfernden Macht des Weins übermannt, ruheten auf den gefährlichsten Posten und vergaßen ihre Drangsale und Gefahren. Dabei hatte die zweite Brigade einen bedeutenden Verlust an Toten und Blessierten erlitten und war auf diese Weise nicht mehr völlig schlagfertig. Der kommandierende General, einen Überfall der Garnison fürchtend, ließ daher sogleich die zweite Brigade durch die siebente ablösen . . .

Der Magistrat klagte beim kommandierenden General,

daß in dieser Nacht von unseren Truppen 57000 [!] Flaschen Champagner ausgetrunken worden seien.

(Graf Henckel von Donnersmarck, Erinnerungen.)

Gneisenau an Hardenberg: Keinen Frieden mit Napoleon!

Am 5. Februar 1814 war in Châtillon ein Friedenskongreß eröffnet worden.

Vertus, 7. Februar 1814.

Die Vorsicht befiehlt, den neugeschaffenen Thron umzustürzen, weil man dies jetzt kann. Aber auch die Pflicht befiehlt es denen, die den Völkern vorstehen und die kein Recht haben, jahrelange Leiden, vernichteten Wohlstand der einzelnen, lang erduldeten Nationalschimpf und Unglück jeder Art durch einen Friedensschluß mit dem Tyrannen zu vergeben, der von vorn wieder anfängt, sobald er die Macht dazu hat. Mit Verwünschungen der Zeitgenossen und mit der Verachtung der Nachwelt werden dann die bestraft werden, die ihre Dienste einem so feigherzigen Entschlusse leihen möchten.

Der innere Zustand Deutschlands im Anfang des Jahres 1814.

Bericht des österreichischen Hauptmanns W. Fr. Meyer, der unter dem preußischen Obersten Rühle von Lilienstern die Landsturmbewaffnung leitete.

8. Februar 1814.

Allgemeine Umrisse der inneren Gedankenbewegung in Deutschland:

Die Einwohner sind voll Haß gegen alles Französische, voll Bereitwilligkeit für alles, was dessen Wiederkehr hindert. Diese Bereitwilligkeit, welche nach der Leipziger Schlacht äußerst lebhaft war, ist freilich unter vielfältigem Drucke, und weil für die Kurzsichtigkeit der meisten die unmittelbar erwarteten Wohltaten nicht eintraten, sehr gesunken. Bewegungen . . . eines wahrhaft nationellen Sinnes sind, dem Grade nach, vorüber, doch im Keim noch da. Man erkennt, daß Deutschland einer allgemeinen Regierung bedürfe, daß in seiner Spaltung alle Übel ihre Quellen fanden. Die un-

geheuern Schulden, die Verschwendung der kleinen Regierungen, der Gedanke, daß bei dieser Willkür alle Abgaben nur höher steigen müssen — sind keine Geheimnisse. Man wünschet den Schutz eines mächtigern Gesetzes, jene wohltätige Anstalt alter Reichsgerichte, einen Schirmherrn der Gedrückten und, wo Stände waren, ihre Wiederherstellung . . .

Ein ganz anderer Grad der Spannung herrscht in den Untertanen der Mediatisierten [die 1803 ihre Reichsunmittelbarkeit verloren hatten und unter die von Napoleon vergrößerten Rheinbundstaaten gekommen waren]. Hier bringt das Andenken einer bessern Zeit vor der Mediatisierung eine Art schwärmerischer Neigung, einen fast offen ausbrechenden Widerwillen gegen ihre neuen Herren hervor, der von denen Alten nur mit Mühe zurückgehalten wird. An mehreren Orten haben sie bei Gelegenheit der Bewaffnung sich erklärt, für ihre alten Gebieter gern bis in den Tod, für ihren neuen, der sie arm gemacht hätte und bei der nächsten Gelegenheit nur wieder an die Franzosen verkaufe, nicht einen Schritt . . .

In denen mediatisierten Fürsten hat mit ihrer Verwandlung in Untertanen sich auch der Ton der Gesinnung geändert. Das Andenken verlorener Herrlichkeit scheint ihnen selbst nun eine Sache, die nicht mehr hervorzurufen ist. Eine mächtige Verfassung, welche unter billigen Gesetzen gegen ihre aus französischer Obermacht aufgedrungenen Gebieter sie beschirme, scheint ihnen das Beste. Sie sind für alles geneigt, was dahin zielet; gern wollen sie Diener eines großen, nicht aber Knechte eines kleinen Herrn sein.

Was die souveränen Regierungen endlich anbetrifft, so fasse ich hier, ohne eigenes Zutun, nur die allgemein wahrnehmbaren Meinungen zusammen. „Beinahe alle", heißt es, „sind so wenig deutsch, der jetzigen Ereignisse so wenig froh, daß sie im Herzen das Vergangene zurückwünschen. Mit Freuden würden sie bei einem Umschlag der Dinge die Truppen, welche sie für die Verbündeten werben, dem alten, ihren Wünschen weit verwandteren Gebieter zum Sühnopfer darbringen, der, wenn sie nur die Kraft ihrer Länder seiner Herrschaft zum Werkzeuge hergaben, im übrigen sie nach Will-

kür verfahren ließ." Diese allgemeine Bewaffnung ist der Prüfstein und das Schreckbild, an welchem ihre Gesinnungen und Besorgnisse sich erweisen . . .

Kommt es nicht zu dieser Begründung [der Mittel, ein Reichsoberhaupt zu bestellen], so bleibt Deutschland, was es war — ein Land der kleinlichsten Interessen, der Intrigue aller Fremdlinge von Osten zu Westen, welche seine souveräne Zerstückelung benutzen. Die Nation selbst aber bleibt ohne politischen Gehalt, Württemberger und Darmstädter, aber keine Deutsche: der Moment einer großen Wiedergeburt geht vorüber, und alle Erniedrigung ist zu fürchten.

Die Niederlagen Blüchers an der Marne
vom 10. bis zum 14. Februar 1814.

Nach dem Sieg Blüchers bei Brienne trennten sich die Verbündeten. Blücher zog gegen Norden an die Marne, wo er mit Yorck zusammentreffen wollte. Dadurch auf 50000 Mann verstärkt, wollte er den soeben vom Niederrhein kommenden Marschall Macdonald bis gegen Paris treiben. Schwarzenberg seinerseits folgte der bei Brienne geschlagenen französischen Hauptarmee so langsam, daß er innerhalb acht Tagen nur sechs Meilen machte. Napoleon aber beschloß, seinem gefährlicheren Gegner, Blücher, nachzuziehen; er brach am 7. Februar mit den 40000 Mann der Marschälle Ney und Mortier an die Marne auf und vereinigte sich bei Nogent an der Seine, südöstlich von Paris, mit Marmont. Der Kaiser, als Feldherr niemals größer als in diesem Krieg, bereitete die vernichtenden Schläge auf Blücher vor, der längs der Marne im Norden auf der Straße von Chalons nach Paris zog. Und es gelang Napoleon, Blüchers vereinzelt marschierende Korps vom 10. bis zum 14. Februar, eines nach dem andern, zu schlagen und furchtbar zu schwächen. Am 10. Februar rieb Napoleon die russische Division Olzuwief bei Champ Aubert auf und drängte sich zwischen die andern Korps des Schlesischen Heers. Am 11. schlug er das Korps Sacken bei Montmirail; nur Yorck rettete es vor dem Untergang. Am 12. warf Napoleon die Nachhut Yorcks bei Château Thierry. Am 14. schlug er Blücher selbst, der von den Unfällen seiner Generale noch keine Kunde hatte, bei Vauchamps und Etoges. Der Rückzug auf den Wald von Etoges brachte Blücher, Gneisenau, Kleist und Grolman in die Gefahr des Untergangs. Aber ihre und ihrer Truppen heroische Tapferkeit rettete dem Befreiungswerk seine Führer. In den fünf Tagen hatte Blücher 15000 Mann nebst vielem Geschütz verloren. Diese Katastrophe war vom Kaiser Franz und Metternich verschuldet, der dem Fürsten Schwarzenberg schon am 2. Februar den geheimen Befehl gegeben hatte, die Seine nicht zu überschreiten.

Fürst Schwarzenberg an seine Frau.

Blücher hatte scherzweise schon beim Beginn des Feldzugs seine Freunde zu einem Diner im Palais Royal in Paris eingeladen, so gewiß war er des endlichen Erfolgs.

11. Februar 1814.

Meinen alten Blücher zieht es schon wieder mit solcher Macht gegen das Palais Royal, daß er schon wieder anfängt, wie unsinnig vorzurennen, ohne zu bedenken, daß der Feind vor ihm zwar schwach ist, in seiner Flanke aber die feindliche Armee steht; es wäre ein Wunder, wenn dieses Zerstückeln seiner Kräfte ihm nicht abermals einen Unfall bereiten sollte.

Napoleon vor seinen Siegen über Blücher.

(10.—14. Februar 1814.)

Der Kaiser hatte erfahren, daß Blücher von Chalons her auf Paris marschiere. Sein Minister Maret legte ihm zur selben Zeit Depeschen für den Kongreß von Châtillon vor. Da sagte Napoleon:

Jetzt ist von ganz anderen Dingen die Rede; ich bin eben dabei, Blücher mit dem Auge zu schlagen. Er marschiert auf der Straße von Montmirail nach Paris; ich breche auf, schlage ihn morgen und schlage ihn übermorgen. Hat die Bewegung den Erfolg, den sie haben muß, so wird die Lage vollständig geändert sein, und wir werden weiter sehen.

Der Rückzug Blüchers

nach der Niederlage bei Vauchamps durch den Wald von Etoges am 14. Februar 1814.

Der Breslauer Universitätsprofessor Steffens erzählt: Wir ritten auf der Straße fort, auf Montmirail zu.

Bekanntlich hatte Blücher noch nicht erfahren, daß die Generale von York und von Sacken über die Marne zurückgedrängt waren; er glaubte, mit den Armeekorps dieser Generale in Verbindung operieren zu können und wagte daher einen Angriff auf Napoleon selbst, dessen Armee bei Montmirail eine konzentrierte Stellung hatte. Wir hielten noch am frühen Vormittage auf dem Abhange einer Höhe, die uns die Stadt verbarg. Ich glaubte aus den leisen Äußerungen, die ich vernahm, und aus den eiligen Bewegungen der häufig

sich nach allen Richtungen zerstreuenden und wiederkehrenden Adjutanten wahrzunehmen, daß Blücher und sein Generalstab jetzt erfahren hatten, wie Napoleon durch ein starkes Korps die Marne besetzt hielt und den beiden oben genannten Generalen jeden Übergang über den Fluß unmöglich machte. Einzelne feindliche Kanonenschüsse erreichten uns, und ein Kavallerist neben mir wurde getroffen. Unwillkürlich blickte ich hinter mich und sah ihn, die Schenkel furchtbar zerrissen, vom Pferde stürzen. Der Rückzug durch Champaubert fing nun in großer Ordnung an; das für mich Merkwürdige war, daß das kupierte Terrain keinen rechten Überblick erlaubte. Selbst von unsern Truppen und der Richtung ihres Rückzuges konnte ich wenig entdecken, aber das starke Kanonenfeuer und das einzelne Hin- und Herjagen feindlicher Reiter deuteten auf die heftigen Gefechte, die von allen Seiten während des Rückzuges stattfanden. Blücher mit seiner Umgebung von seinen Hauptmassen getrennt, nur von wenigen Truppen umgeben, schloß den Rückzug. Da sahen wir von beiden Seiten Feinde auf den Hügeln, Granaten platzten in unserer Nähe, Kanonenkugeln schlugen immer häufiger in unserer Mitte ein, selbst die Flintenschüsse fingen bei der größeren Annäherung des Feindes an, gefährlich zu werden, schon versuchten einzelne Kavalleristen einzuhauen; sie waren in weiße Mäntel gehüllt und trugen die unverhältnismäßig großen Bärenmützen, die fast das ganze Gesicht bedeckten. Indem ich nun die kleine Schar der Truppen, die uns begleitete, übersah, während wir von allen Waffengattungen bedroht wurden, konnte mir doch das äußerst Gefährliche unserer Lage nicht verborgen bleiben . . .

Wir ritten durch Champaubert; noch ehe wir das Dorf erreichten, sahen wir einige von jenen Bärenmützen auf uns zureiten, die uns unmittelbar angreifen zu wollen schienen. In sehr bedenklichen Lagen pflegte die persönliche Tapferkeit des Husarenoffiziers den berühmten Feldherrn [Blücher] mit unwiderstehlicher Macht in Bewegung zu setzen. „Ich will den Kerls doch etwas abgeben," rief er, und wirklich sahen wir den großen Feldherrn gegen einen herannahenden Reiter

anstürmen. Mehrere eilten ihm nach; die Reiter kehrten um. Jenseit Champaubert hielten wir auf einer Wiese, die durch grüne Hecken von der Landstraße rechts getrennt war; der Wald, welcher von hier nach Etoges hin die Straße einschloß, lag noch in bedenklicher Entfernung vor uns; die letzten sich zurückziehenden russischen Kanonen verloren sich in den Wald hinein; zwei Bataillone preußischer Truppen waren auf der Wiese zu unserem Schutze aufgestellt, eine Kanone, von einem russischen Offizier bedient, war zu unserer Bedeckung zurückgeblieben. Der Feind drängte immer mehr, der Augenblick, wo es unmöglich werden mußte, den naheliegenden Wald und unsere Truppen zu erreichen, näherte sich. Das Bataillon behauptete, ein Karree bildend, mit bewunderungswürdiger Ruhe seine Stellung; der russische Offizier lud seine Kanone, schoß sie ab und lud sie wieder; [Generalquartiermeister] von Müffling hielt in der Nähe, und jener fragte ihn, in welcher Richtung er schießen solle. Schon hörten wir die Äußerung: „Wir müssen uns auflösen, ein jeder rette sich, wie er kann." *) Man hatte die Absicht, unter jeder Bedingung den Feldherrn zu retten, um ihn wollten sich die Vorzüglichsten sammeln, die übrigen möchten dann zu entkommen suchen. Ich hörte aber von Müffling laut rufen: „Wir müssen alle beisammen bleiben." Das Hauptquartier stellte sich schnell in Reih und Glied, die Bataillone wehrten sich noch unverdrossen gegen alle Angriffe; der russische Offizier richtete unerschrocken seine Schüsse gegen den Feind, und wir stürzten in vollem Galopp auf den vor uns stehenden Feind los. Dieser wich zurück, er hatte, glaube ich, einen solchen Anfall nicht erwartet, dachte vielleicht, da die Dunkelheit nicht erlaubte, die Zahl der Truppen zu übersehen, daß wir eine plötzliche Hilfe erhalten hätten. Wir erreichten glücklich den Wald. Auf der Chaussee, welche durch diesen führte, zogen die letzten russischen Kanonen fort; wir lösten uns wieder auf und ritten einzeln, wie wir konnten, rechts; links drängten feindliche Reiter auf uns ein, aber der Raum war zu eng,

*) General Müffling bestreitet in seinen Erinnerungen, daß eine solche Bemerkung gefallen sei.

ein Angriff kaum möglich, und viele mochten nicht wissen, ob sie sich unter Feinden oder Freunden befanden. Die russischen Artilleristen haben feindliche Reiter mit den Wischern von den Pferden heruntergeschlagen. Sowie wir nun in der dunklen Nacht durch den Wald zogen, war unsre Stellung fortdauernd eine höchst gefährliche, und obgleich wir keinen konzentrierten Angriff hier zu besorgen hatten, wußten wir doch nicht, was vor oder hinter uns vorging. So fortreitend, unterhielt ich mich mit Obrist von Oppen. Es entstand eine Verwirrung hinter uns; er ritt zurück, um zu erfahren, was es war, und ist nie wieder erschienen.

Der Wald läuft ununterbrochen einige Stunden fort, der Rückzug durch diesen dauerte lange, anfänglich ritten wir langsam, aber, wie es geschah, weiß ich nicht, allmählich ward der Ritt immer schneller, zuletzt ein wahrer Galopp. Es ward zwar später geleugnet, man behauptete, nie aus dem gemäßigten Trabe gekommen zu sein, aber ich kann mich nicht täuschen. Mein Pferd geriet in die Gewalt der allgemeinen Bewegung; ich, ein sehr mittelmäßiger Reiter, vermochte nicht, es anzuhalten. So ward ich in eine unfreiwillige Berührung mit dem Grafen von G[oltz] versetzt; dieser schalt heftig, und ich vermochte nicht, mein Pferd zurückzuhalten.

Bei Etoges hörte der Wald auf, wir rückten immer weiter, erreichten Bergières und quartierten uns wieder in demselben Vorwerk ein, das wir zwei Tage früher verlassen hatten. Keiner bekümmerte sich um den anderen, ein jeder suchte, wo er konnte, einen Ruheplatz. (Steffens, Was ich erlebte.)

Gneisenau über die Unfälle Blüchers an der Marne.

Warum stand die Armee Schwarzenbergs so lange auf demselben Raum an der Seine? In Paris klärte sich das Rätsel auf. Kaiser Franz gestand dem Kaiser Alexander, daß er [auf Metternichs Rat] nach der Schlacht bei Brienne dem Fürsten Schwarzenberg geheime Instruktionen gegeben habe, die Seine nicht zu überschreiten, weil man Frieden schließen wolle. So leichtsinnig war man verfahren,

und so ward verruchter Weise das Schicksal einer Nachbararmee und das des ganzen Krieges in Gefahr gebracht.

(Brief an Gibsone, Anfang 1815.)

Blücher an den Staatskanzler Hardenberg.

Chalons, 16. Februar 1814.

Meine drei Corps von Yorck, Sacken und Kleist haben alle 3 verschieden mit Napoleon geschlagen, es sind ville menschen gebliben, aber ich habe meinen Zweck erreicht und den Feind mit seiner gantzen magt fünf tage hier festgehalten. Hat die große Armee diese Zeit wo ihr nichts bedeuttendes entgegen stand nicht benützt, so ist es zu beklagen. Die Stunde hat nun geschlagen, ein hauphtschlag muß so balld als möglich geschehen; stehn wihr und zaudern so zehren wir alles uf und bringen das vollk zur verzweifflung, und alles steht in masse wider uns uf. Der guhte auß gang kann nicht zweiffelhaft sein: aber der guhte augenblick muß nicht verseumt werden, so lange war der Kaiser Napoleon mich an Cavallerie sehr überlegen, aber nun da ich morgen und übermorgen die vier Corps von Yorck, Sacken, Kleist und Winzingerode vereinige, so hat die sache eine andere gestallt und ich marchire den 19ten gerade uf meinen gegner los, helld er sich so Schlage ich ihm, daß können sie sicher glauben, aber die große armeh muß nun vorwärts oder die sache kann nachtheil haben.

würken sie doch nach aller ihrer Kraft dahin, daß wihr die Sache entscheiden, die nation ist zu allem gewonnen, wenn wir den Kaißer Schlagen, und er gewinnt sie wenn wihr zaudern.

Vereinigung und neue Trennung des Schlesischen Heeres von der Hauptarmee.

Indessen hatte sich der Fürst Schwarzenberg langsam an die untere Seine vorgeschoben. Gegen die Seine wandte sich nun auch Napoleon mit unerhörter Schnelligkeit. Das Hauptquartier der Monarchen befand sich in Bray an der Seine (80—90 km südöstlich von Paris), als die Nachrichten von Blüchers Niederlagen an der Marne eintrafen. Napoleon war soeben damit beschäftigt, die Vollmacht für seinen Gesandten auf dem Friedenskongreß zu Châtillon (seit dem 5. Februar 1814) zurückzuziehen, als er von Schwarzenberg den Antrag auf Waffenstillstand zugestellt bekam. Diese Haltung der Verbündeten erfüllte ihn mit gerechter Verachtung. Er stieg noch am selben Tag zu Pferde

und warf sich auf den Kronprinzen von Württemberg, der bei Montereau (am Einfluß der Yonne in die Seine) in schlechter Stellung stand, und rieb am 18. Februar dessen Korps zur Hälfte auf. Jetzt brachen die verbündeten Monarchen, das Hauptquartier und Metternich in die Knie. Der Rückzug wurde angetreten. Entmutigt und hungernd schleppten sich die Truppen der verbündeten Hauptarmee nach Troyes an der Seine zurück. Auch Blücher wurde von Schwarzenberg herangezogen. Am 23. Februar verließen die Monarchen und Schwarzenberg Troyes. Am 24. waren sie in Bar an der Aube; am gleichen Tage zog Napoleon in Troyes ein. Und weiter rückwärts sollte es gehen: von Troyes nach Chaumont an der obern Marne. Es winkte wieder das unselige Plateau von Langres. Napoleon selbst rettete die Sache der Verbündeten. Schon nach seinen Siegen über Blücher hatte er ihre Friedensbedingungen weit von sich gewiesen. Jetzt gar war an Frieden mit ihm nicht zu denken. In dem Kriegsrat des verbündeten Hauptquartiers vom 25. Februar zu Bar an der Aube wurde beschlossen, daß das Schlesische Heer unter Blücher nordwärts marschieren, sich mit den beiden Korps von Bülow und Winzingerode vereinigen und gegen Paris vorrücken solle. Diese Entscheidung hatte Friedrich Wilhelm III. mit erringen helfen. Die Armee Schwarzenbergs war als Hauptarmee abgedankt. Damit war der Erfolg endlich gesichert, und die Niederwerfung Napoleons nur mehr eine Frage kurzer Zeit. Frankreich selbst war des Krieges übermüde. Napoleons Landwehr kam nie zustande.

Napoleon an seinen Bruder Josef

nach dem Sieg über die Verbündeten bei Montereau. Josef Bonaparte, der frühere König von Spanien, vertrat den Kaiser in Paris.

18. Februar 1814.

Mein Bruder! Endlich hat uns Fürst Schwarzenberg ein Lebenszeichen gegeben. Er hat einen Parlamentär geschickt, um eine Waffenruhe zu verlangen. Es ist schwer, in dem Maße feige zu sein. Beständig hatte er in den beleidigensten Ausdrücken jede Art von Waffenstillstand abgelehnt, nicht einmal meine Parlamentäre wollte er empfangen, als Danzig, als Dresden sich ergab, eine Ungeheuerlichkeit, dergleichen man in der Geschichte nicht kennt. Und bei der ersten Schlappe sinken diese Elenden in die Knie.... Waffenstillstand bewillige ich nicht, bevor sie nicht mein Gebiet geräumt haben. — Hätte ich die alten Grenzen unterzeichnet, so wäre ich zwei Jahre später zu den Waffen geeilt und hätte der Nation gesagt, was ich unterschrieben, sei kein Friede, sondern eine Kapitulation gewesen. Nach dem neuesten Stand der Dinge könnte

ich das nicht sagen, denn das Glück ist mir zurückgekehrt, ich bin Herr meiner Bedingungen.

König Friedrich Wilhelm III. für die Fortsetzung des Kriegs.

von der Marwitz erzählt: Nun atmeten die Österreicher den Frieden und wollten mit Gewalt den Rückzug fortsetzen, bis aus Frankreich heraus. Diesmal war aber nächst dem Kaiser von Rußland, der immer das Rechte wollte, und, gegen die Meinung seiner Umgebungen, unser König für das Dableiben. Er sagte: „Habe es wohl gesagt, daß es nicht gut wäre, nach Frankreich zu gehen! Waren aber alle so hitzig! Nun gleich mutlos werden und wieder herauslaufen! Hübsche Folgen haben! Nein, nun wir mal hier sind, auch da bleiben!"

(von der Marwitz, Nachrichten aus meinem Leben.)

Blücher an den Zaren Alexander I.,

als dieser mit dem selbständigen Vorgehen Blüchers auf Paris sich einverstanden erklärt hatte.

Méry, 23. Februar 1814.

Der obrist von Grollmann bringt mich die nachricht daß die haupht armee eine Rückgengige bewegung machen wird, ich halte mich verplichtet, Euer Keiserlige Magisted die unvermeidligen nachtheilligen vollgen davon, aller untertänigst vor zu stellen.

1) die gantze francöische Nation trit unter den waffen, der theill so sich vor der guten sache geäussert ist unglücklig.

2) unsre Sigreiche armee wird muhtloß.

3) wihr gehen durch rückgengie bewegung in gegenden, wo unsre Truppen durch mangell leiden werden, die einwohner werden durch den verlust des letzten waß sie noch haben zur verzweifflung gebracht.

4) der Keiser von Frankreich wird sich von seine bestürtzung worin er durch unser vordringen, erholen und seine nation wider vor sich gewinnen.

Euer Keißerlige Mageštedt danke ich aller untertänigst daß sie mich eine offensive zu beginnen erlaubt haben ich darff mich alles guhte da von versprechen wen sie gnedigst zu be-

ſtimmen geruhen, daß die Generalle von Winzngrode und v. Bülow mein anfordrung genügen müſſen, in dieſer verbindung werde ich auf Paris vordringen ich Scheüe ſo wenig Keißer Napoleon wie ſeine Marſchelle wen ſie mich entgegen träten, erlauben Euer Keiſerlige Mageſtedt die verſicherung, daß ich mich glücklig Schetzen werde an der ſpitze der mich anvertrauten armées Euer Keiſerligen Mageſtedt befähle und wünſche zu erfüllen.

Scharnhorſt über Blücher.

Er iſt der einzige, der ſich nicht vor Napoleon fürchtet.

(Nach Pertz, Gneiſenau.)

Napoleon an ſeinen Bruder Joſef.

Bourg des Noes in Troyes, 24. Februar 1814.

. . . Die Zeitungen ſind nicht die Geſchichte, ebenſowenig als die Bulletins die Geſchichte ſind. Man muß ſeinem Feind immer den Glauben beibringen, daß man ungeheure Streitkräfte hat.

König Friedrich Wilhelm III. an Blücher.

25. Februar 1814.

Die Armee unter Ihrem Befehle iſt beſtimmt, die Offenſive zu ergreifen, und wird zu dem Zweck durch die Korps von Bülow, Winzigerode und Herzog von Weimar verſtärkt. Die Befehle an dieſe Generale, daß ſie bis auf weitere Beſtimmung ganz unter Ihrem Oberbefehl ſtehen ſollen, gehen heute an ſie ab.

Der Ausgang des Feldzugs liegt von nun an zunächſt in Ihrer Hand. Ich und mit mir die verbündeten Monarchen rechnen mit Zuverſicht darauf, daß Sie durch eine ebenſo kräftige wie vorſichtige Leitung Ihrer Operationen das in Sie geſetzte Vertrauen rechtfertigen und bei der Entſchlußkraft, die Ihnen eigen iſt, es nie aus den Augen verlieren werden, daß von der Sicherheit Ihrer Erfolge das Wohl aller Staaten abhängig iſt.

Fürst Schwarzenberg rechtfertigt seine Kriegführung.

Am 26. Februar 1814 schreibt Schwarzenberg an seine Frau:

Kaiser Napoleon hatte alle seine Kräfte gesammelt, um uns bei Troyes eine Schlacht zu liefern. Dieser feste Wille war mir ein Beweggrund mit, sie nicht anzunehmen. Die Hauptursache aber, warum ich der Schlacht auswich, war die wichtige Bemerkung, die mir nicht entgehen durfte, daß, wenn die Schlacht unglücklich für uns ausfallen sollte, welches doch immer unter die möglichen Fälle gezählt werden muß, ein Rückzug von Troyes über den Rhein unsere Armee gänzlich würde aufgelöst haben. Die ganze Winterbewegung war darauf berechnet, den Kaiser Napoleon zu überraschen, in allen seinen Vorbereitungen zu hindern und auf diese Art einen vorteilhaften Frieden gleichsam ihm abzuringen.

Eine Hauptschlacht gegen einen Feind zu liefern, der, durch einige vorteilhafte Gefechte aufgereizt, für seine Existenz ficht, und zwar in der Mitte seines Landes, wo alle Landleute für ihn sich bewaffnen, eine Hauptstadt hinter sich, die ihm alle Hilfsmittel nachschiebt, — dies ist ein Unternehmen, zu dem einen nur die unbedingte Notwendigkeit berechtigen kann.

Wir sind aus allen Nationen zusammengesetzt, leiden an dem traurigsten Übel, drei Souveräns auf den Schultern tragen zu müssen, haben, sobald die ernstlichen Operationen begannen, durch Nachzügler alle Transportmittel geplündert, denn, um bei diesen Völkern auf einer großen Linie die Exzesse zu verhindern, müßte man eine Armee im Rücken der Operierenden aufstellen; es wird daher unmöglich, die Magazine für eine so bedeutende Truppenmasse nachzuschaffen. Das alles war vorausgesehen und hundertmal gesagt, aber nie gewürdigt worden, sowie die Wichtigkeit des Saonetales, indem der Feind doch einmal von Lyon vorrücken mußte, um auf unsere Kommunikationen zu wirken. — War ich berechtigt, in dieser Lage eine Hauptschlacht im Innersten Frankreichs zu geben, ohne auf meine Flanke und Rücken, auf den Aufstand der Bauern, auf die Anwesenheit der Souveräns zu denken?

Ich kann gar wohl dulden, daß Journalisten, Tugendbundisten und was dergleichen mehr sein mögen, vollauf schrien: „Ach, hätte an der Spitze dieses schönen Heeres ein anderer gestanden, was wäre da nicht Großes zu tun gewesen?“ — Aber, ich könnte nicht in der Heimat mit Dir ruhig genießen, was uns der gütige Himmel Gutes beschert hat, wenn mein Gewissen mir sagte: „Du hast nicht den Mut gehabt, das Urteil der Welt zu verachten; du hast nicht nach deiner Überzeugung gehandelt, und darum ist ein schönes Heer zum Triumphe Frankreichs zerstäubt.“

Viel, sehr viel muß ich ob diesem Entschlusse, die Schlacht nicht anzunehmen, bitter leiden; denn mit stolzen, eitlen, unwissenden, Soldaten spielenden Souveräns geplagt zu werden, ist eine grauenvolle Marter. Ich blieb aber bei meiner Ansicht felsenfest stehen und nichts konnte mich erschüttern.

Ich zog mich in größter Ordnung hinter die Aube; Blücher nahm seinen Weg rechts ab, um sich mit Winzigerode und Bülow zu vereinigen. Auf diese Weise wird des Feindes Aufmerksamkeit sehr geteilt; meine Reserven stehen zwischen Chaumont und Langres, und so kann ich, wenn Augereau aus dem Saonetal her meine Korps zurückdrängen sollte, diese sogleich unterstützen und im schlimmsten Falle die an der Aube vorpoussierten Armeekorps aufnehmen.

General Yorcks Strenge gegen Plünderer.

Graf Henckel erzählt unterm 2. März 1814: Bei den angreifenden Märschen und unsäglichen Entbehrungen war etwas Unordnung in die Truppen geraten, und die Orte, die wir durchschritten, waren vielfach geplündert worden. General Yorck hatte sein Hauptquartier am 2. in Oulchy le Chateau, in einem soeben von allen Einwohnern verlassenen Schlosse. Da wurden plötzlich die Brigadiers und Regimentskommandeure nach dem Hauptquartier beordert; nachdem wir versammelt waren, trat der kommandierende General unter uns und begann: „Meine Herren, ich habe geglaubt, die Ehre zu haben, ein preußisches Armeekorps zu kommandieren; ich kommandiere aber eine Räuberbande. Meine Herren,

ich will nicht den großen Abällino spielen, und ich werde einen jeden vor ein Kriegsgericht ziehen, der nicht mit aller Strenge wieder Ordnung in die Truppen bringt!"

In diesem Augenblicke ritten zwei Marketenderinnen, die eine in einem kanariengelben, die andere in einem hellblauen seidenen Kleide, beide mit Hüten mit großen Federn geschmückt, in Galopp vorbei. Der General, sie erblickend, rief in der größten Entrüstung: „Da sehen Sie, meine Herren! Schaffen Sie diese verfluchten Menscher!" Ehe man aber die Pferde fand und sich hinaufschwang, waren sie verschwunden und nicht wiederzufinden. —

(Graf Henckel von Donnersmarck, Erinnerungen.)

Nach Paris!

Schwarzenberg blieb bei Bar an der Aube stehen, um seine Reserven abzuwarten, Blücher hatte sich schon am 24. Februar von Schwarzenberg getrennt und rückte wieder an der Seine vorwärts. Napoleon ließ die Marschälle Oudinot und Macdonald der Hauptarmee folgen, er selbst zog Blücher nach. Am 27. Februar schlugen die Russen Oudinot und Macdonald bei Bar an der Aube. Am selben Tage trat Schwarzenberg wieder den Vormarsch an. Blücher überschritt die Aube und die Marne, endlich die Aisne, immer unter Gefechten nordwärts marschierend. Am 8. März hatte Blücher sich bei Laon, einem Felsennest zwischen Aisne und Oise, mit Bülow und Winzigerode vereinigt. Napoleon hatte seine Marschälle Marmont und Mortier an sich gezogen. Bei Laon kam es am 10. März zur Schlacht. Der Kaiser wurde geschlagen, das Korps Marmont zersprengt. Blücher blieb stehen und erwartete von der Hauptarmee, daß sie durch Schläge gegen die Marschälle Oudinot und Macdonald den Kaiser auf sich ziehe. Napoleon hatte sich unverfolgt von Laon gegen die Aube gewendet. Bei Arcis an der Aube stand er am 20. März mit 25000 Mann gegen 80000 Mann Verbündeter, er wich der Übermacht und warf sich nach St. Dizier zwischen Chalons und Nancy in den Rücken der Verbündeten, um ihnen die rückwärtigen Verbindungen abzuschneiden. Trotzdem wurde am 24. März im Hauptquartier der Entschluß gefaßt, gleichzeitig mit Blücher auf Paris zu marschieren. Am 25. März setzten sich die beiden Heere in Marsch. Schwarzenberg stieß an diesem Tage auf die Marschälle Marmont und Mortier und schlug sie bei La Fère Champenoise (nördlich Troyes zwischen Marne und Seine). Blüchers Kavallerie traf auf die Division Pacthod und trieb sie der Armee Schwarzenbergs in die Hände. Sie wurde fast vollständig aufgerieben. Yorck trieb Marmont und Mortier vor sich her. Beide Marschälle nahmen am 29. März Stellung vor Paris. Inzwischen hatte

Napoleon sich selbst nach mehreren Gewaltmärschen im Rücken der Verbündeten auf Paris gewendet. Es war zu spät. Zu spät auch für Verhandlungen. Er, der alle Friedensvorschläge trotzig zurückgewiesen, hatte am 15. März dem Kongreß zu Châtillon seine Vorschläge mitgeteilt, — sie waren nicht mehr beachtet, und der Kongreß am 17. März geschlossen worden. Schon am 13. März hatten im Bündnis von Chaumont Rußland, Preußen und Österreich ein Kriegsbündnis auf 20 Jahre vereinbart. Als am 30. März die Schlacht von Paris und die Erstürmung des Montmartre über das Schicksal Frankreichs entschied, stand Napoleons Heer 25 Meilen von der Hauptstadt entfernt. Am 30. März abends traf er, der persönlich seinem Heer vorausgeeilt war, zwei Meilen südlich von Paris auf zurückmarschierende Truppen und hörte von dem Ausgang der Schlacht. Er ließ sein Heer halten und ging nach Fontainebleau. Am 31. März zogen die Verbündeten in Paris ein, umjubelt von dem wankelmütigen Volk.

Das Zusammentreffen des Bülowschen mit dem Yorckschen Korps

in Soissons am 4. März 1814.

Reiche erzählt: Es war ein schöner und wahrhaft erhebender Moment, als wir mit unsern vaterländischen Brüdern, mit denen wir aus ganz entfernten Gegenden zusammentrafen, uns vereinigt sahen. Freude strahlte aus eines jeden Auge, herzlich willkommen begrüßten wir uns gegenseitig. Nicht wenig Staunen und Verwunderung erregte aber beiderseits der erste Anblick. Unsere Leute [vom Korps Bülow] waren im besten Zustande, wohl gekleidet und genährt, hatten einen leichten, glücklichen Feldzug [in Holland] gemacht und befanden sich in der besten Kriegsverfassung. Jene [Yorcks Leute] gewährten einen höchst traurigen Anblick. Durch unaufhörliche, angestrengte Märsche, Biwaks, tägliche, meist unglückliche Gefechte, Strapazen und Entbehrungen aller Art abgerissen, fast ohne Fußbekleidung, waren sie so heruntergekommen, daß man sich kaum eine Vorstellung davon machen konnte. Wie es bei solchen Gelegenheiten zu geschehen pflegt, so schob man die Schuld davon auf die Armeeführung, daß die Truppen durch Hin- und Hermärsche und oft auf das Ungewisse hinaus nicht selten unnötig fatiguiert worden wären.

(von Reiche, Memoiren.)

Der Freiherr vom Stein an seine Frau

vom Kongreß zu Châtillon.

Chaumont, 3. März 1814.

Wir erwarten alles von dem tapferen alten Blücher, und werden hoffentlich bald aus diesem schlechten Loch kommen, wohin wir ohne Grund gegangen sind, und wo wir ohne Ursach bleiben.

Yorcks nächtlicher Angriff bei Laon.

Nacht vom 9. auf den 10. März 1814.

Marschall Marmont hatte sich am 9. März mit Napoleon bei Laon vereinigt. Im Yorckschen Korps kam man auf den Gedanken eines nächtlichen Angriffs. Yorck griff ihn sofort auf und berief alle Offiziere. Ein Augenzeuge sagt: „dieser Moment war einer der brillanten des Generals Yorck." „Gott" hieß die Parole, die Losung „Friedrich". Die Korps von Bülow und Winzigerode hatten sich mit Blüchers Armee vereinigt.

Graf Henckel erzählt: Es war mit Gewißheit vorauszusehen, daß das Korps des Marschalls Marmont uns am andern Tage angreifen sollte; nach der Ansicht des kommandierenden Generals war es schwächer als wir.

General Yorck gab nun auf der Stelle folgende Disposition zu einem nächtlichen Angriff, nachdem er die Genehmigung des Fürsten Blücher eingeholt und mit dem General Kleist das Nähere noch besprochen hatte:

„Sobald es völlig dunkel ist, greift die Division Prinz Wilhelm Athis [östlich Laon] an, die Division von Horn geht rechts vom Dorfe vor, alles in geschlossenen Bataillonskolonnen bei möglichster Stille, bis man an den Feind kömmt! Es fällt kein Schuß, der Angriff geschieht nur mit dem Bajonett. Während das erste Korps durch Athis und längs den Zäunen dieses Dorfes vordringt, wird das zweite Korps auf der Chaussee vorgehen und General Zieten mit der Kavallerie dem Feind in den Rücken fallen."

Der Himmel war sternklar, der Erdboden etwas glatt und gefroren. Man sah allmählich die Biwakfeuer des Feindes entstehen, der dabei überaus sorglos zu Werke gegangen sein mußte, denn die Attacken des Prinzen Wilhelm und Generals Horn glückten auf das glänzendste, so daß das Korps

von Marmont und die Kavallerie von Arrighi gänzlich zersprengt wurden. Gewiß aber würde der Erfolg dieses nächtlichen Überfalls nicht so glänzend gewesen sein, wenn nicht General von Zieten mit der Kavallerie die Attacke in Flanke und Rücken des Feindes vervollständigt hätte. Wie das alles eigentlich herging, läßt sich, da es sehr finster war, schwer beschreiben. General Zieten hatte zwei Treffen formiert. Das erste Treffen führte er und General Jürgas, das zweite ward mir gegeben, mit dem Befehl, zu soutenieren und immer in Masse zu bleiben. Es mochte wohl nach 10 Uhr sein, als die Attacke des Prinzen Wilhelm begann; der letzte Rest des Dorfes Athis fing sogleich an zu brennen, was aber eigentlich ein Glück war, denn es diente uns zur Richtschnur. In dem nämlichen Augenblick attackierte auch General Jürgas mit den lithauischen Dragonern und dem 3. Ulanenregiment auf die Chaussee los, die von Laon über Athis nach Rheims ging. Nun hörte man feuern, Hurra rufen, trommeln (immer unsern preußischen Geschwindmarsch), das Rasseln der Kanonen und Pulverwagen, die auf der Chaussee flüchten wollten usw. Dabei ging es immer unaufhaltsam vorwärts. Man kann sich denken, wie konfus der Feind war, denn mehrere hellblaue Husaren kamen auf uns los, in dem Glauben, wir wären ihre Leute, und wurden so zum Teil niedergehauen. Oberst Below an der Spitze der Dragoner mit seinem Adjutanten nahm einem feindlichen Doppelposten, der sie für Franzosen hielt, die Gewehre aus den Händen. So gelangte die Kavallerie bis unweit der Chaussee von Rheims, wo sie auf abgesessene feindliche Eskadrons stieß. Die Dragoner stürzten sich auf sie, zersprengten sie und erbeuteten mit leichter Mühe das feindliche Geschütz, und als auch die Kavallerie des zweiten Korps und der General von Röder die feindlichen Eskadrons, auf welche sie stießen, über den Haufen geworfen hatten, war die Flucht allgemein. Unter andern ließ ein ganzes Kavallerieregiment seine Küraſſe stehen, die nachher unsere Garde du korps bekam.

Französische Kürassiere hieben auf ihre eigene Infanterie ein; das ganze Feld war mit Flüchtlingen besäet, und

unaufhaltsam drang General Zieten bis Fétieux vor. Wäre die Nacht nicht zu dunkel gewesen, so wären noch mehrere Gefangene gemacht worden.

(Graf Henckel von Donnersmarck, Erinnerungen.)

„Heurich!"

Dieser Zuruf der Truppen untereinander ist noch heute in der Verstümmelung „Heinrich!" im Gebrauch.

Graf Henckel erzählt: In der Kampagne von 1812 hatte bei dem preußischen Armeekorps ein Chirurgus namens Heurich gestanden; er hatte sich durch eine Liebesaventüre berühmt gemacht, sonderbarerweise war aber sein Name ein Ehrenname für Tapferkeit geworden. Wenn eine Truppe ein gutes Gefecht gemacht hatte, riefen ihr die andern zu: „Na, brave Heurichs!" Truppen, die sich achteten, sagten: „Guten Morgen, Heurich!" War irgendwo einmal eine Truppe geworfen worden, so hieß es: „Ihr seid auch keine Heurichs!"

In der Nacht [bei Laon, 10 März 1814] stieß ich plötzlich auf eine Kolonne Infanterie. Ich war ungewiß, ob sie feindlich sei und ich sie angreifen sollte, sie unentschieden, ob sie Feuer geben sollte. Da hatte ein Infanterist den glücklichen Einfall, „Heurich" zu rufen. Dies war das Signal, daß wir von beiden Teilen „Heurich" riefen und wir uns so erkannten. (Graf Henckel von Donnersmarck, Erinnerungen.)

Gneisenau an den Staatskanzler Hardenberg.

Laon, 10. März 1814.

. . . Es ist mir außer allem Zweifel, daß wir Napoleon vom Thron stürzen können, wenn wir wollen. Unsere Armee ist, mit den detachierten Korps, über 130000 Mann stark. Wir [die schlesische Armee] allein könnten dem Krieg ein Ende machen. Wenn indessen die Meinungen der Regenten, Minister und Generale noch in solcher Zwietracht sind als vierzehn Tage früher, so muß ich zum Frieden raten, aber zu einem Frieden, der Frankreich alle gemachten Eroberungen abnehme, selbst Elsaß und Lothringen, worein Napoleon bei unserm jetzigen Vorrücken gewiß jetzt willigen wird. Steht er

einmal entblößt von Eroberungen und Ruhm da, so wird er in der Meinung der eitlen französischen Nation bis zur Verächtlichkeit herabsinken und vielleicht langsam zugrunde gehen.

Blücher an seine Frau über den Sieg bei Laon.

Laon, 10. März 1814.

wenn ich dich lange nicht geschrieben habe, so wahr die uhrsache daß unsre Communication unterbrochen war und noch nicht gantz waß erhebliches vorgefallen, schon wahr ich nahe an Pariss als der Kaiser napoleon seine gantze krafft gegen mich wandte: ich ging einige Mersche zurück, gestern aber griff mich der Wütterich morgens um 5 Uhr an, das gefegt dauerte den gantzen tag, ich behauptete meine gantze stellung wie es dunkell wahr hörte Alles auf, nun aber ließ ich den Feind angreiffen und in der Zeit von ½ stunde wahr er völlig geschlagen 40 Canonen einige tausend gefangene sehr ville amunitur sind in meine Hände kommen. Napoleon ist eillig nach Paris zurückgegangen meine Truppen sind noch im vervollgen.

Napoleon an seinen Bruder Josef.

Soissons, 12. März 1814.

... Sie schreiben mir immer, wie wenn der Friede von mir abhinge, und doch habe ich Ihnen die Aktenstücke geschickt. Wenn die Pariser die Kosaken sehen wollen, so werden sie es bereuen, aber man muß ihnen doch die Wahrheit sagen. Ich habe niemals den Beifall der Pariser gesucht; ich bin kein Operncharakter ...

Friedrich von Gentz an Metternich.

über Napoleon.

Wien, 13. März 1814.

In psychologischer, und ich kann wohl hinzusetzen, in welthistorischer Rücksicht hat mir seit langer Zeit keine Lektüre größeres Interesse gewährt, als die der französischen Bulletins vom 1. bis 19. Februar.

Läßt sich etwas denken, was in seiner charakteristischen Eigentümlichkeit merkwürdiger wäre, als die Stimmung eines

Mannes, der noch im Augenblicke der höchsten Gefahr nicht aufhören kann, den Krieg als einen Gegenstand wissenschaftlicher Kritik zu behandeln, und der vier Meilen vor Paris gerade in eben dem Tone wie vier Meilen vor Moskau, und wie er es bei einem Manöver auf dem Exerzierplatz tun könnte, seinen Offizieren ihre Fehler vorhält oder ihre Geschicklichkeit rühmt, als wenn dieses allein der Zweck des Kampfes gewesen sei!

Nur wenige unserer Zeit bemerken solche Züge; und die, welche sie noch bemerken, meinen dann höchstens: „das seien alles nur Kunstgriffe und Affektation, um die Welt zu betrügen." — Selbst als Affektation wäre es nicht ganz zu verachten; ich glaube aber mit Zuverlässigkeit zu wissen ..., daß es Wahrheit und Realität ist — dieser Mensch hat sein ganzes Leben hindurch nichts als ein großes militärisches Spiel mit den Franzosen, mit ganz Europa, mit sich selbst und seinem eigenen Schicksale getrieben. Er bleibt sich auf dem Gipfel des Glückes und am Rande des Abgrundes gleich. Die Sprache, die er führt, ist nicht die eines Nero, aber auch nicht die eines Cäsar. Jene seltsame Welterscheinung, die wir Bonaparte nennen, kann nur mit ihrem eigenen Maßstabe gemessen werden.

Von diesen psychologischen Betrachtungen gehe ich aber zu einem wichtigen historischen Standpunkte über. Die Quelle aller großen Irrtümer und folglich aller großen Leiden unserer Zeit war, daß man Napoleon durchgängig entweder für einen Halbgott oder für ein Ungeheuer, oder allenfalls für beides zugleich hielt. Daher ist man bis auf den heutigen Tag in Ansehung seiner stets in den beiden Extremen gewesen. Entweder sich ohne Widerstand von ihm erdrücken zu lassen oder mit nichts geringerem als seinem gänzlichen Untergange zufrieden zu sein. Früher meinten viele (wie Romanzow, der Kaiser Alexander usw. usw.), wenn ein so außerordentliches Genie in der Welt auftrete, müsse alles ruhig den Nacken beugen; heute ist „der Tod des Ungeheuers" die allgemeine Losung. Dies alles finde ich ganz natürlich. Die Frage: ob man mit Napoleon politisch leben, auf dem

Fuße der Unabhängigkeit und Gleichheit leben könne, ist nie auch nur aufgeworfen worden; sie setzt eine tiefe und lebendige Kenntnis dessen, was dieses sonderbare Mittelding zwischen Größe und Kleinheit eigentlich war, voraus. Und diese Kenntnis besaßen von unseren Zeitgenossen unendlich wenige, und unter den wenigen, die sie besaßen, war kaum einer, der sie benützen konnte.

Napoleon an seinen Bruder Josef.

Rheims, 16. März 1814.

Mein Bruder, in Gemäßheit der mündlichen Instruktionen, die ich Ihnen erteilt habe und des Geistes aller meiner Briefe dürfen Sie in keinem Fall zugeben, daß die Kaiserin und der König von Rom dem Feinde in die Hände falle. Ich werde jetzt so manövrieren, daß Sie möglicherweise mehrere Tage lang keine Nachrichten von mir erhalten. Wenn der Feind mit solcher Macht gegen Paris vorrückte, daß jeder Widerstand unmöglich würde, so lassen Sie die Regentin, meinen Sohn, die Großwürdenträger, die Minister, die Beamten des Senats, die Präsidenten des Staatsrats, die Großoffiziere der Krone und den Staatsschatz nach der Loire abgehen. Verlassen Sie meinen Sohn nicht, und denken Sie daran, daß ich ihn lieber in der Seine, als in den Händen der Feinde Frankreichs sehen möchte. Das Los des von den Griechen gefangenen Astyanax hat mir immer das schrecklichste Los in der ganzen Geschichte geschienen.

Napoleon an die Kaiserin Maria Luise

am 22. März 1814.

Am zweiten Tage der Schlacht bei Arcis sur Aube, den 21. März, brach Napoleon das Gefecht ab und marschierte auf Vitry an der Marne, um sich nach St. Dizier an der Marne zu wenden. Er warf sich also in den Rücken der feindlichen Armeen. Der Brief, in dem er seinen Entschluß der Kaiserin anzeigte, wurde von Kosaken des Blücherschen Korps aufgefangen und gab nun auch der Hauptarmee den Anstoß, auf Paris zu marschieren, nachdem man sich mit Blücher vereinigt hatte.

Meine Freundin! Ich war die Tage her immer zu Pferde. Am 20. habe ich Arcis an der Aube genommen. Der Feind hat mich am selben Tage um 8 Uhr abends angegriffen; ich

habe ihn geschlagen und ihm einen Verlust von 4000 [?] Toten beigebracht. Am 21. begann die feindliche Armee die Schlacht, um den Marsch ihrer Heere auf Brienne und Bar sur Aube zu decken. Ich habe den Entschluß gefaßt, mich an die Marne zu begeben, um den Gegner weiter von Paris abzuziehen und mich meinen festen Plätzen [im Osten] zu nähern. Leben Sie wohl, meine Freundin, küssen Sie meinen Sohn.

Blücher machte sich das Vergnügen, diesen Brief mit dem folgenden Begleitschreiben an Marie Luise zu schicken:

Blücher an die Kaiserin Regentin Maria Luise.

Madame! Ich stehe im Rücken der französischen Armee und habe einen Kurier abgefangen, der den beigefügten Brief bei sich trug. Ich beeile mich, ihn der erlauchten Tochter S. M. des Kaisers von Österreich zu Füßen zu legen, und Ew. Majestät zu versichern, daß ich nicht verfehlen werde, jede ähnliche Gelegenheit zu ergreifen, Ihnen Beweise der tiefsten Hochachtung zu geben, mit der ich bin Blücher.

Der Untergang der französischen Division Pacthod

bei La Fère Champenoise am 25. März 1814.

Graf Wilhelm Schwerin erzählt: Am 25. März erfuhr man, daß Napoleon die Korps der Marschälle Mortier, Marmont und Pacthod über Vitry an sich ziehen wolle. Es ward beschlossen, diese Korps auf ihrem Wege zu umgehen und zu vernichten. Nur zu pünktlich ward dieser Befehl in der Gegend von La Fère Champenoise und Etoges ausgeführt. 68 Kanonen, 9000 Gefangene, worunter 8 Generale, waren die Resultate dieses Sieges, der aber durch den Anblick des scheußlichsten Blutbades dennoch teuer genug bezahlt ward. Die Division Pacthod verschmähte hartnäckig jede Kapitulation. Von allen Seiten durch ungeheure Übermacht eingeschlossen, zu sicherem Tode zusammengedrängt, bildeten die verzweifelten Helden ein Carré plein, welches dem ganzen gegen sie aufgeführten Geschütz zur Zielscheibe diente und von ihm zusammengeschossen ward. Ein scheußliches Massaker begann... Der König, dessen Menschlichkeit diesem Anblick nicht gewachsen war, tat alles was in seiner Macht stand,

die Unglücklichen zu retten. Ihnen gewiß Vertrauen einzuflößen, schickte er seinen eigenen Adjutanten, Oberst von Thiele, mit neuen Vorschlägen zur Kapitulation. Statt aller Antwort aber nahmen sie diesen mit in das Karree hinein, wo er unfehlbar ihr Todeslos teilen mußte, wenn nicht sein Pferd sich mit ungeheuren Sätzen aus dieser Gefangenschaft losgemacht und ihn so gerettet hätte. General Pacthod, der diese heldenmütige Verteidigung befehligte, fiel dennoch lebend in Feindeshand. Umringt von den Anführern der Verbündeten und mit Vorwürfen überhäuft, so viel Menschen umsonst hingeopfert zu haben, antwortete er lachend: „Sie werden zum wenigsten zugestehen, meine Herren, daß wir uns gut geschlagen haben."

(„Vor hundert Jahren." Erinnerungen der Gräfin Schwerin, geb. Gräfin Dönhoff.)

Die Heimkehr der vertriebenen Hamburger.

Agnes Perthes, eine Tochter von Matthias Claudius, erzählt: Am 26. März 1814 wurde unser alter Senat in Hamburg wieder eingesetzt. Die Franzosen waren zwar noch in der Stadt, aber ohne Macht. Vom Michaelisturm und vom Schwarzen Berge bei Hamburg wehte die weiße Fahne und winkte den Heimatlosen, wieder in ihre arme, verödete, liebe Vaterstadt einzuziehen.

An unserm Hause ging die Landstraße nach Hamburg vorüber. Wirkliche Herden von Menschen strömten der größtenteils zerstörten Stadt zu. Jeder einzelne, der zurückkehrte, hatte nur Not und Jammer zu hoffen, fast alle hatten ein Glied ihrer Familie in der Fremde durch den Tod verloren. Man konnte recht empfinden, wie wir Menschen fest an dem kleinen Fleckchen Erde hängen, wo wir geboren sind. Die vertriebenen Hamburger, die sich im Hannöverschen und in Bremen aufgehalten hatten, kamen zu Schiff die Elbe herauf und stiegen nicht weit von unserer Wohnung ans Land. Sie sprachen ihr Glück durch Gesang und freudiges Tanzen aus, pflückten sich grüne Zweige ab, die sie an Hüte und Mützen steckten und in den Händen hielten, und so zogen sie ihrer Vaterstadt entgegen.

Das Waisenhaus in Hamburg war von den Franzosen in Besitz genommen und die Waisenkinder zur Stadt hinausgetrieben worden. Nun war schon, als am 12. Mai Davout Hamburg verlassen hatte und Gérard an seine Stelle gekommen war, ein Aufruf ergangen, daß alle Waisenkinder, wo sie sich befänden, gleich bei der Übergabe der Stadt angemeldet werden sollten. Daraufhin kam ein Schiff mit elternlosen Kindern an, deren Vater und Mutter während der Belagerung Hamburgs in Bremen gestorben waren, und die nun ihr Vaterhaus im Waisenhaus suchten. Vor unserem Hause hielt der Wagen, auf den sie geladen wurden, und sie wurden mit Milch und Brot erquickt. Meiner Mutter Gemüt wurde durch diesen herzzereißenden Anblick ergriffen. Alle Menschen weinten, wir Kinder auch, und die Kleinen wurden geherzt und gedrückt. (Aufzeichnungen von Agnes Perthes.)

Blüchers Krankheit im März 1814.

Blüchers Adjutant, der Stabsrittmeister Graf Ferdinand von Nostitz, erzählt:

Durch die Augenentzündung an das Zimmer gefesselt, bei schmaler Diät der gewohnten Bewegung beraubt und den Ärger im Herzen, sich gerade in einem Augenblick untätig zu wissen, wo der letzte, entscheidende Schlag geschehen mußte; dies alles vereint, hatte nicht nur im allgemeinen seine Gesundheit erschüttert, sondern auch höchst nachteilig auf seine Laune gewirkt und die Gemütsstimmung hervorgebracht, welche bei ihm die stete Folge körperlicher Leiden war. Wenn man ihn in diesem Zustande beobachtete, wie er mit fortdauernd ängstlicher Besorgnis an den Tod dachte, mit Kleinmut jeden Schmerz ertrug, wie er seine Phantasie immer durch Auffindung neuer Krankheitssymptome quälte und, nur mit sich selbst beschäftigt, gleichgültig gegen alles war, was außer ihm war, selbst gegen das Größte und Wichtigste; dann aber wieder, sobald er genesen, an Charakterstärke, Ertragung jeder Beschwerde und heldenmütiger Verachtung der größten Gefahren alles übertraf, was um und neben ihm war, so mußte man über die Gewalt erstaunen, welche das physische Befinden über die geistigen Kräfte ausübte.

Dieser Zustand moralischer Ermattung und gänzlicher Gleichgültigkeit gegen alle äußeren Verhältnisse war bereits eingetreten, der Feldmarschall dachte nur daran, das Kommando der Armee niederzulegen und diese zu verlassen; jede Meldung, jeder Vortrag, gleichviel über welchen Gegenstand oder von welcher Person er kam, war ihm ekelhaft und zuwider.

Nur wenige Stunden des Tages durfte ich mich aus seinem Zimmer entfernen, oft mußte ich auch des Nachts darin zubringen; es schien ihm eine Beruhigung, mich in der Nähe zu haben.

Seinem Arzt, dem Doktor Bieske, dem er stets sehr gewogen war, und in dessen Behandlung er großes Vertrauen setzte, ging es ebenso wie mir; auch er durfte nur selten das Zimmer verlassen, meist mußten wir beide, wenigstens aber einer von uns, bei ihm bleiben. Diese Aufgabe war ebenso langweilig als schwierig; in einer zur Schonung der Augen ganz finster gemachten Stube, worin sich nur im entfernten Winkel eine mattbrennende, verhangene Lampe befand, saß man oft stundenlang, während der Feldmarschall entweder schlummerte oder über seinen Zustand grübelte; kein Wort ward gesprochen, und eine wahre Totenstille herrschte, welche nur durch das Schlagen zweier darin befindlicher Uhren unterbrochen wurde.

Lesen konnte man nicht, weil es zu finster war, und miteinander sprechen, selbst wenn es ganz leise geschah, durfte man nicht, weil es dem Feldmarschall unangenehm war. Eine solche stundenlange Pause ward endlich dadurch unterbrochen, daß der Feldmarschall aus seinem Lehnstuhl aufstand, anfing in der Stube umherzugehen und die in betreff seines Befindens gemachten Beobachtungen oder gehabten Empfindungen mitzuteilen; bei allem, was nun geantwortet oder überhaupt gesprochen ward, mußte jedes Wort wohl erwogen werden, damit den trüben Grübeleien keine neue Nahrung und dem Argwohn keine Gelegenheit gegeben ward, zu glauben, daß wir gegen unsere Überzeugung den Krankheitszustand für völlig gefahrlos hielten. Nur die innigste persön-

liche Anhänglichkeit und die Überzeugung, daß es ein dem Besten des Vaterlandes dargebrachtes Opfer sei, vermochten meine Lage erträglich zu machen. Mehrere Tage waren auf diese Art langsam dahingegangen; den Entschluß, das Armeekommando niederzulegen, hatte ich, so oft er zur Ausführung kommen sollte, stets glücklich bekämpft; zugleich ward meinerseits alles angewendet, dahin zu wirken, daß der eigentliche Krankheitszustand des Feldmarschalls so viel als möglich ein Geheimnis blieb. Ebenso wie man einst der Armee den Tod ihres Feldherrn Cid verschwieg, weil man den nachteiligen Eindruck fürchtete, welcher von der Gewißheit dieses großen Verlustes untrennbar war, ebenso waren die Folgen zu fürchten, welche die Entfernung des Feldmarschalls in diesem Augenblick notwendig haben mußte. Er nur war eine Bürgschaft für die Einheit im Handeln von so verschiedenartigen Bestandteilen; seine Taten und der erlangte Ruhm hatten ihn so hoch in der Meinung gestellt, daß er nie Gegenstand der Eifersucht oder der beleidigten Eigenliebe irgendeines der Unterfeldherren werden konnte.

(Ferdinand von Nostitz, Tagebuch.)

Die Armee Napoleons will nicht mehr kämpfen.

Paris hatte am 30. März 1814 kapituliert.

Macdonald erzählt: Durch den Fall der Hauptstadt war die schon bestehende Entmutigung in den Reihen des Heeres bedeutend gewachsen. Viele Mannschaften verließen ihre Fahnen und begaben sich in ihre Heimat. Obwohl im eigenen Lande, fehlte es uns an allem. Die Leute lebten nur von dem, was sie sich durch Plündern verschaffen konnten. Selbst Generale gaben ihrem Überdruß lauten Ausdruck. Einer derselben weigerte sich, eine unsern Marsch belästigende feindliche Abteilung anzugreifen, indem er vor seiner Truppe erregt rief: „Wir wollen nicht mehr kämpfen, wir wollen endlich Frieden haben!“ (Memoiren des Marschalls Macdonald.)

Das lithauische Dragonerregiment auf dem Montmartre

am 30. März 1814.

Graf Henckel erzählt: Während der Zeit, daß die Kon-

vention wegen Übergabe der Stadt abgeschlossen wurde, ritt Feind und Freund untereinander herum und besah sich alles. Auf einmal setzte sich auch der Oberst von Below mit dem ganzen lithauischen Dragonerregiment zu dreien aus der Linie hervor in Marsch, durchritt den ganzen Montmartre und zeigte so seinen braven Lithauern Paris. Der General York konnte sich diese Promenade gar nicht erklären und setzte, darüber ungehalten, mich zur Rede. Ich jagte deshalb zum Obersten hin und erhielt von diesem die Auskunft: „Das habe er seinen Leuten schon in Tilsit versprochen, denn man wisse doch nicht, ob sie die Stadt sonst zu sehen bekommen würden," was denn natürlich viele Heiterkeit erregte.

(Graf Henckel von Donnersmarck, Erinnerungen.)

Gneisenau auf dem Montmartre

30. März 1814.

Graf Wilhelm Schwerin erzählt: Als spät gegen Abend das Leibregiment den Montmartre stürmen sollte . . ., da wehten endlich Friedenszeichen von der Höhe her. Paris sandte Deputierte zum Unterhandeln. Auf dem Montmartre empfing sie Gneisenau und redete mit ihnen, wie die römischen Diktatoren zu den Gesandten der unterjochten Reiche mochten geredet haben. Die Kapitulation mit Marmont ward abgeschlossen, der Einzug in Paris auf den andern Morgen bestimmt. Unsere Truppen standen bis an die Barrieren ... Es war ein schönes Biwak auf dem dominierenden Montmartre, das dampfende und wimmelnde Paris unter sich. „Da ist er also endlich, der große Sündenpfuhl!" sagte Gneisenau, sinnig hinabschauend. Die Offiziere ließen Austern und Champagner aus der Stadt holen. Pariser Nationalgardisten übernahmen und erfüllten treulich den Auftrag.

(„Vor hundert Jahren." Erinnerungen der Gräfin Schwerin, geb. Gräfin Dönhoff.)

Gneisenau an seine Frau.

Vom Pferde aus diktiert.

Paris, 31. März 1814.

Paris ist unser. Wir haben den Feind gestern in seiner Stellung hier angegriffen und gänzlich geschlagen. Heute

sind wir hier eingerückt. Wir werfen nun den Tyrannen vom Thron. Mit etwa 50000 Mann irrt er noch umher. Wir haben ihn in den letzten Tagen von der Hauptstadt abgeschnitten. Das Volk wurde heute begeistert, man steckt die weiße Kokarde auf. Die Truppen haben sich wieder vortrefflich geschlagen.

Der Einzug der Sieger in Paris
am 31. März 1814.

Graf Wilhelm Schwerin erzählt: So ist wohl, seit Reiche stehen und fallen, kein Feind und kein Sieger empfangen worden . . . Herr von L'Estocq, der zuerst mit einem Zuge Gardeulanen einritt, ward beinahe vom Pferde gerissen. Überall war der Zug von der jubelnden Masse eingedrängt. Ein betäubendes Vivat „dem König, dem Kaiser, den Alliierten, dem Frieden" füllte die Lüfte. Je weiter der Zug vorrückte, desto größer ward die Volksmasse, desto unbändiger der Jubel. Ganz Paris war auf den Beinen, wonnige Trunkenheit schien alle zu benebeln . . . Man sah Nationalgardisten, welche die Orden von der Ehrenlegion an die Schweife ihrer Pferde gebunden hatten. Flüche auf Napoleon mischten sich in den Jubel . . . Durch den schönsten Teil der Stadt ging der Triumphzug; der Tag war sonnenhell und klar. Paris erschien in all diesem zauberartigen Nimbus imposant schön. In den Champs Elysées hielten die Monarchen Musterung über die Truppen . . . die Gardedukorps marschierten so trefflich und glänzend vorbei, daß der König seine volle Zufriedenheit damit äußerte. Dieser Anblick vermehrte indes noch sein Mißfallen an der Fußgarde. Widerholt bekrittelte er ihre Haltung, ihr Marschieren usw. Schwerin konnte nicht lassen, zu bemerken, daß Truppen, die sich noch vor wenigen Stunden so trefflich geschlagen hätten, über diesen Punkt wohl Nachsicht fordern könnten. „Eins schadet dem andern nicht," sagte der König in seiner gewohnten Manier, „ich kann es wenigstens nicht einsehen." — Welchen Eindruck ihm in dieser Stimmung das Yorcksche Korps machen mußte, ist leicht zu berechnen . . . Man erzählt, daß, als der

König diese Truppen vorbeimarschieren sah, er sich fast unwillig zum General Yorck gewendet und gefragt hätte: „Haben Sie meine Garden gesehen?“ — Im schneidendsten Ton gekränkten Selbstgefühls erwiderte dieser, auf das im Kampf und Sieg dreimal aufgeriebene Korps zeigend: — „Ihre Majestät, dies sind Ihre Garden!“ —

(„Vor hundert Jahren.“ Erinnerungen der Gräfin Schwerin, geb. Gräfin Dönhoff.)

Gneisenau an Clausewitz.

Paris, 28. April 1814.

. . . Bei unserem Einmarsch in die Hauptstadt setzte ich alle diplomatischen Rücksichten beiseite. A bas le tyran! rief ich dem Volke zu und à bas le tyran hallte es wider. Zwei Stunden waren hinreichend, um die politischen Ansichten zu ändern. Die Furchtsamsten fanden sich durch die Begebenheiten und den Rausch des Sieges fortgerissen. Die Diplomaten waren entfernt.

Sie sehen hier, mein Freund, die Hand eines allgewaltigen Schicksals, das unsere Fehler dem Tyrannen zum Verderben gereichen ließ. Man bat, man bettelte endlich um den Frieden; vergeblich! Man wollte ihm Belgien lassen und das linke Rheinufer. Nur Mainz erbat man sich, mit einem Radius, vergeblich! Comment ferais-je la paix avec mes prisonniers? [Ich werde doch nicht mit meinen Gefangenen Frieden schließen?] sagte er. Er meinte, er sei nun näher an München als wie an Paris.

Knesebeck und Schöler bewiesen sehr pedantisch, man müsse eine verständigere Art, Krieg zu führen, anfangen; man sollte an den Rhein zurückgehn, um dort die Festungen zu belagern und uns eine Basis zu erobern. Die russischen Generale wollten heim. Die Unfälle gaben diesen Meinungen größeres Gewicht. Über mich ward geflucht und gespottet. Von der Promenade nach Paris redete Yorck höhnisch, hinter meinem Rücken versteht sich. Das schrecklichste Unglück ward geweissagt. Und wirklich, hätte nicht das allgewaltige Schicksal meine Behauptungen gerechtfertigt, indem es unsere

Fehler dem Feinde zum Verderben gereichen ließ und die Menschen wider ihren Willen zu den entscheidenden Schritten fortriß — ich weiß nicht, wie es mir ergangen sein würde. Ich waffnete mich mit Trotz gegen das Urteil der Menschen und ging mit Zuversicht — denn nie war ich kleinmütig — den Ereignissen entgegen.

Zar Alexander I. an die Franzosen
am 31. März 1814.

Die Armeen der verbündeten Mächte haben Frankreichs Hauptstadt besetzt. Die verbündeten Herrscher genehmigen den Wunsch der französischen Nation. Sie erklären, daß, wenn die Friedensbedingungen stärkere Garantien in sich schließen mußten, so lange es sich darum handelte, der Herrschsucht Bonapartes Schranken zu setzen, dieselben um so günstiger ausfallen müssen, wenn durch die Rückkehr einer weisen Regierung [der Bourbonen] Frankreich selbst die Gewährung dieser Ruhe übernehmen wird. Die verbündeten Mächte erklären demzufolge, daß sie nicht mehr mit Napoleon Bonaparte, noch mit den Angehörigen seiner Familie verhandeln werden, daß sie die Integrität des alten Frankreichs respektieren, so, wie dasselbe unter seinen gesetzmäßigen Königen bestanden hat; sie können selbst noch mehr tun, weil sie beständig sich zu dem Grundsatz bekennen, daß Frankreich zum Glück Europas groß und stark sein müsse, daß sie die Verfassung, welche sich die fanzösische Nation geben wird, anerkennen und garantieren werden. Sie laden demnach den Senat ein, ein provisorisches Gouvernement zu ernennen, das den Bedürfnissen der Verwaltung vorstehen und die Verfassung vorbereiten könnte, welche dem französischen Volke angemessen sein wird. Ich teile die hier zum Ausdruck kommenden Gesinnungen mit allen verbündeten Mächten. — Alexander.

Gneisenau und der Graf Artois,
der nachmalige König Karl X. von Frankreich.

von Stosch, der Adjutant Gneisenaus, erzählt: Nach der Ankunft Ludwigs XVIII. in Paris war bei diesem Cour und fuhren auch wir [am 2. April 1814] nach den Tuilerien.

Beim Hinaufsteigen der Treppe begegnete uns Monsieur le Comte d'Artois. Gneisenau, der ihn nicht kannte, ging an ihm vorbei. Dem Prinzen indessen mußte er aufgefallen sein, denn derselbe rief mich heran und fragte nach dem Namen des Generals. Als ich ihn nannte, bat er mich, denselben mit ihm bekannt zu machen, worauf ich den General zurückrief und ihn vorstellte. Gneisenau verzog bei einzelnen ihm gesagten schmeichelhaften Worten keine Miene und machte der Unterhaltung durch eine Verbeugung selbst ein Ende.

Trinkspruch Blüchers nach der Einnahme von Paris.

April 1814.

Mögen die Früchte, welche durch die Schwerter der Armee gesichert worden, durch die Federn der Minister nicht wieder vernichtet werden!

Zar Alexander I. schmeichelt den Parisern.

Reiche erzählt: Sehr hoch nahmen es die Franzosen auf, als die Alliierten eine weiße Binde um den Arm anlegten. [Auch die Farbe der Bourbonen ist weiß.] Um den Franzosen ein Kompliment zu machen und als Erinnerungszeichen bekam die russische Nationalkokarde eine weiße Einfassung. Überhaupt ließ es sich Alexander angelegen sein, der französischen Eitelkeit zu schmeicheln, wo er nur konnte. Als man ihm im ersten Freudenrausche Vorwürfe machte, daß er nicht früher gekommen sei, erwiderte er, daß die französische Tapferkeit ihn daran gehindert habe.

(von Reiche, Memoiren.)

Bülow und Bernadotte in Paris.

Reiche erzählt: Wir saßen gerade an der Mittagstafel, als mit einem Male eine vierspännige Extrapost mit zurückgeschlagenem Wagen vorfuhr. Ich erkannte den Kronprinzen von Schweden, worauf Bülow aufsprang, wir ihm nach, dem Kronprinzen entgegen. Beide Feldherren umarmten sich auf das herzlichste, alle vorhergegangenen Mißhelligkeiten schienen vergessen.

Bülow konnte es sich jedoch nicht versagen, dem Kron-

prinzen mit einigen scharfen Sarkasmen aufzuwarten, indem er ihm die Worte entgegenrief: Monseigneur, vous venez trop tard, Louis XVIII. est proclamé roi de France! (Hoheit, Sie kommen zu spät, Ludwig XVIII. ist zum König von Frankreich ausgerufen!) Es ging nämlich die Sage in der Armee, daß der Kronprinz Absichten auf den französischen Thron habe und deshalb auch nicht untätig gewesen sei, sich einen Anhang in Frankreich zu verschaffen. Man wollte sogar wahrgenommen haben, daß schon seit geraumer Zeit Korrespondenzen mit Frankreich gepflogen worden seien. Und es gab eine Zeit, wo ein Verdacht gegen den Kronprinzen entstand, als sei er mit dem Feinde im Einverständnisse.

(von Reiche, Memoiren.)

Der Sturz Napoleons.

Nach der Eroberung von Paris stand den Verbündeten die Aufgabe bevor, zunächst den Kaiser Napoleon unschädlich zu machen, dann übernahmen sie es, den Bourbonen den Weg zum Thron zu ebnen, und endlich wartete ihrer die Riesenarbeit, unter sich selbst die eigenen Angelegenheiten zu erledigen. Talleyrand stellte sich an die Spitze einer provisorischen Regierung. In einer Sitzung des Senats vom 2. April 1814 wurde der Kaiser Napoleon und sein Haus des Thrones verlustig erklärt. Am 3. April ging der Marschall Marmont mit 6—7000 Mann zu den Bourbonen über, kurz darauf der Marschall Ney. Napoleon war mit wenigen Getreuen in Fontainebleau, südlich von Paris. Am 4. April entsagte Napoleon zugunsten seines Sohnes und der Regentschaft unter der Kaiserin Marie Luise dem Thron. Diese Abdankung wurde von den Verbündeten nicht angenommen. Am 6. April entschied sich Napoleon, als er den allgemeinen Abfall von seiner Sache sah, für sich und seine Familie bedingungslos den Kronen von Frankreich und Italien zu entsagen. Am selben Tage wurde der Bourbon Louis Stanislaus Xaver vom Senat auf den Königsthron Frankreichs berufen. Am 11. April unterzeichnete Napoleon den Vertrag von Fontainebleau, der ihm die Insel Elba als Aufenthalt anwies. Die Preußen hatten jetzt schon seine Verbringung nach St. Helena vorgeschlagen. Napoleon zeigte sich im Unglück nicht immer seiner würdig. Doch das Bild des Kaisers, wie er am 20. April im Schloßhof von Fontainebleau vor dem Rest seiner Garde stand und ihr seine Abschiedsworte zurief, stolz, wehmütig und entrüstet, — dies hat sich dem Gedächtnis der Welt für immer eingeprägt. Am 4. Mai landete er in Porto Ferrajo auf der Insel Elba. Am 3. Mai war er an Korsika vorbeigesegelt, von dem er ausgegangen. Am selben Tage hatte Ludwig XVIII. seinen Einzug in Paris gehalten. Dieser König war in allen Stücken das Widerspiel seines gewaltigen Vorgängers in der Macht.

Er und sein Hof bereiteten in beispielloser Verblendung über den wahren Zustand Frankreichs den Boden für die Wiederkehr Napoleons.

Friedrich von Gentz über das Schicksal Napoleons.

9. April 1814.

Jetzt, da ich am Sturz Napoleons durchaus nicht mehr zweifeln kann, ist die Art, wie er enden wird, ein Gegenstand von großem Interesse für mich. Wenn er nicht den Tod finden kann, so wünsche ich, daß er wenigstens in unsre Hände falle und von uns mit Edelmut und Delikatesse behandelt werde. Ich sehe aber voraus, daß die, welche ihn bis auf den letzten Augenblick so unmäßig gefürchtet haben, auch nach seinem Sturz nicht aufhören werden, ihn zu fürchten, und daß man die Welt in Gefahr glauben wird, solange er lebt. Nun! so werde er denn auch noch hingerichtet, damit wir endlich wieder einmal Luft schöpfen können und Zeit finden für andere Geschäfte, deren Wichtigkeit und Dringlichkeit sich bald fühlbar machen wird. (Briefe von Gentz an Pilat.)

Die Abdankung Napoleons.

Die Verbündeten lehnten jede Verhandlung mit Napoleon ab und forderten unbedingte Abdankung. Napoleon schickte eine Abordnung seiner Marschälle unter Macdonald an den Zaren mit dem Vorschlag, die Kaiserin als Regentin und den kleinen König von Rom als Nachfolger anzuerkennen. Der Zar erklärte, dies hinge von allen Verbündeten ab. Die Absetzung Napoleons und seiner ganzen Familie war beschlossene Sache. Inzwischen waren die Korps des Marschalls Marmont und des Marschall Ney übergetreten. Am 12. April erschienen der Marschall Macdonald und Caulincourt, Herzog von Dicenza, wieder bei Napoleon in Fontainebleau. Sie brachten die Ratifikationsurkunden mit.

Macdonald erzählt: Am nächsten Tag, dem 12. April, fuhren Caulinocurt und ich ohne Ney nach Fontainebleau. Seinem treulosen Verhalten entsprechend weigerte er sich, uns zu begleiten.

Zur nämlichen Zeit, als wir Paris verließen, zog Graf von Artois unter dem Titel: „Generalleutnant des Königreichs" in die Hauptstadt ein.

In Fontainebleau angelangt, fanden wir Napoleon gefaßt und freundlich. Er hörte ruhig unserm Vortrag zu und

fragte dann nach Ney. Wir antworteten mit Schweigen, und er wußte sich dies zu deuten, denn er erkundigte sich nicht nach ihm. Da es 6 Uhr war, bat er uns, zum Diner zu bleiben, wollte aber vorher noch die seine Person berührenden Urkunden unterzeichnen. In dem Augenblick, als es zu Tisch gehen sollte, ließ er uns aber bitten, ohne ihn zu speisen, da er sich unwohl fühle und zu Bett legen wolle. Gleichzeitig wurde mir bestellt, ich sollte am andern Morgen um 9 Uhr kommen, die vollzogenen Urkunden in Empfang zu nehmen. . . . Alle diejenigen, welche sich noch in Fontainebleau in der Umgebung Napoleons befanden — größtenteils nur Leute vom persönlichen oder Hausdienst des Kaisers — waren froh, ihre Rolle in dem großen Drama enden zu sehen, denn sie hatten nichts mehr zu erwarten. Nur der Anstand hielt sie noch auf ihrem Posten, andere Gefühle bewegten sie nicht; sie ersehnten ihre Entlassung.

Pünktlich um 9 Uhr des andern Morgen fand ich mich im Schlosse ein. Die Herzöge von Bassano und Vicenza waren beim Kaiser. Dieser saß, in einen einfachen Schlafrock gehüllt, die nackten Füße in Pantoffeln, den Hals bloß, den Kopf zwischen beiden Händen, die Ellbogen auf die Knie gestützt, vor einem Kamin. Er rührte sich nicht, als ich eintrat, wiewohl ich laut gemeldet worden war; tief in Gedanken versunken, schien er nichts zu bemerken, was um ihn her vorging. Das Schweigen, welches herrschte, wurde endlich durch den Herzog von Vicenza unterbrochen. „Sire," sagte er, „der Herzog von Tarent ist erschienen, um die vollzogenen Schriftstücke in Empfang zu nehmen, seine Rückkehr nach Paris hat Eile!" Der Kaiser hob wie schlaftrunken langsam den Kopf und sah sich einen Augenblick wirr um; dann stand er müde auf, reichte mir die Hand und entschuldigte sich, von meinem Eintritt nichts gehört zu haben. Ich war von seinem Anblick ganz betroffen. Seine quittengelbe, zum Teil olivengrüne Gesichtsfarbe gab ihm das Aussehen eines Schwerkranken. Von aufrichtigstem Mitleid erfüllt, fragte ich: „Befinden Euer Majestät sich unwohl?" — „Ja," seufzte er, „ich war diese Nacht recht krank." Darauf ließ er sich matt wieder

auf seinen Sitz am Kamin nieder und versank aufs neue in seinen vorherigen Zustand. Still wie in der Kirche betrachteten wir ihn mit warmer Teilnahme. Nach einer Weile hob Caulincourt wieder an: „Aber Sire, der Herzog von Tarent [Marschall Macdonald] wartet; es ist die höchste Zeit, daß er abreist, der Austausch der Ratifikationen soll innerhalb 24 Stunden stattfinden."

Der Kaiser schüttelte sich, als wenn er sich ermuntern wollte und stand lebhafter wie vorher auf. Sein Blick war freier, sein Gesichtsausdruck aber gramvoll und schmerzzerrissen. „Mir ist jetzt etwas besser," sagte er. Dann nach einem tiefen Atemzug fuhr er fort: „Herzog von Tarent, ich bin in diesem Augenblick nicht fähig, Ihnen, so wie ich es möchte, meinen Dank für Ihre hingebende Treue und Aufopferung auszusprechen. Ich gestehe, daß ich Sie verkannt habe; man hatte mich gegen Sie eingenommen. Viele von denen, die ich mit Zeichen meines Wohlwollens überschüttete, haben mich jetzt im Unglück verlassen, und Sie, gerade Sie, der Sie mir keinen Dank schulden, sind mir treu geblieben. Diese Erfahrung zu spät zu machen, ist für mich ebenso beschämend als schmerzlich. Wie gern würde ich Ihnen meinen Dank noch in anderer Weise als mit bloßen Worten zu erkennen geben, ich bin aber jetzt machtlos und arm." — „Ich bitte Eure Majestät," unterbrach ich, „überzeugt sein zu wollen, daß ich mich in meinem Handeln niemals von der Aussicht auf Gewinn, sondern lediglich immer nur von dem Gebot meiner Pflicht und Schuldigkeit leiten ließ, wie ich das auch fernerhin tun werde." — „O, ich weiß das," entgegnete er mit Wärme, „mir sind die Gelegenheiten gar wohl bekannt, bei denen Ihre Uneigennützigkeit es verschmähte, sich ein Vermögen zu erwerben, und Sie sogar das Ihnen Dargebotene nicht annahmen. Indessen," fügte er, mir die Hand reichend, hinzu, „ein kleines Andenken wenigstens werden Sie von mir nicht ausschlagen. Ich haben Ihnen den Säbel Murad Beys, den ich in der Schlacht am Berge Tabor trug, zugedacht. Möge er Ihnen ein bleibendes Zeichen meiner Dankbarkeit und Freundschaft sein."

Er ließ den Säbel bringen und reichte ihn mir. Infolge der Bewegung, die mich hierbei übermannte, vermochte ich nur wenige Worte des Dankes zu stammeln. Da umarmte er mich auf einmal und gegenseitig umschlungen küßten wir uns in überströmenden Gefühlen. Dann forderte er mir noch das Versprechen ab, ihn auf Elba zu besuchen, sobald irgendeine Gelegenheit mich nach Italien führen sollte.

So trennten wir uns. Ich reiste mit den mir übergebenen Dokumenten unverzüglich nach Paris ab und habe den Kaiser nie wieder gesehen. (Memoiren des Marschalls Macdonald.)

Erste Abdankung Napoleons.

Fontainebleau, 4. April 1814.

Da die verbündeten Mächte erklärt haben, daß der Kaiser Napoleon das einzige Hindernis für die Wiederherstellung des Friedens in Europa sei, so erklärt der Kaiser Napoleon, seinem Eide getreu, daß er bereit ist, zum Wohle des Vaterlandes, das von den Rechten seines Sohnes, von denen der Regentschaft der Kaiserin und der Aufrechterhaltung der Gesetze des Reichs unzertrennlich ist, vom Throne zu steigen, Frankreich und selbst das Leben aufzugeben.

Zweite Abdankung Napoleons.

Fontainebleau, 11. April 1814.

Da die verbündeten Mächte erklärt haben, daß der Kaiser Napoleon das einzige Hindernis für die Wiederherstellung des Friedens in Europa sei, so erklärt der Kaiser Napoleon, seinem Eide getreu, daß er für sich und seine Erben auf die Throne von Frankreich und Italien verzichtet, und daß es kein persönliches Opfer gibt, selbst das des Lebens, das er nicht dem Interesse Frankreichs zu bringen bereit wäre.

Napoleons Abschied von der Garde.

Fontainebleau, 20. April 1814.

Soldaten meiner alten Garde, ich sage euch Lebewohl. Seit zwanzig Jahren habt ihr euch beständig auf dem Weg der Ehre und des Ruhms gefunden. In diesen letzten Zeiten

wie in denen des Glücks habt ihr nie aufgehört, Muster der Tapferkeit und der Treue zu sein. Mit Männern wie ihr war unsere Sache nicht verloren. Aber der Krieg wäre endlos, er wäre zum Bürgerkriege geworden, und Frankreich wäre nur um so unglücklicher geworden. Ich habe daher alle meine Interessen denen des Vaterlandes aufgeopfert; ich reise ab. Ihr, meine Freunde, fahret fort, Frankreich zu dienen! Sein Glück war mein einziger Gedanke, es wird immer der Gegenstand meiner Wünsche sein! Beklaget mein Los nicht! Wenn ich eingewilligt habe, mich zu überleben, so geschieht es, um auch fernerhin eurem Ruhm zu dienen; ich will die großen Dinge schildern, die wir zusammen ausgeführt haben. Lebt wohl, Kinder! Ich möchte euch alle an mein Herz drücken, so laßt mich wenigstens eure Fahne küssen!

Bei diesen Worten ergreift der General Pelet den Adler und tritt vor. Napoleon umarmt den General und küßt die Fahne. Das Stillschweigen, welches diese großartige Szene bewirkt, wird nur vom Schluchzen der Soldaten unterbrochen. Napoleon, dessen Rührung sichtbar ist, macht eine Anstrengung und fährt mit fester Stimme fort:

Lebt nochmals wohl, ihr meine alten Gefährten! Möge dieser letzte Kuß in eure Herzen dringen!

Napoleon auf der Fahrt nach Elba.

Napoleon wurde auf der Fahrt von vier Kommissaren der Verbündeten begleitet: von dem Feldmarschall-Leutnant Koller für Österreich; dem Obersten Campbell für England, dem Obersten Grafen Truchseß-Waldburg für Preußen und dem General Grafen Paul Schuwaloff für Rußland. Dem F. M. L. Koller war noch der Major Graf Clam-Martinitz beigegeben. Die Reise ging über Nevers, Lyon, Valence, Avignon, Aix, Le Luc und Fréjus an der Küste. Die Seereise geschah unter britischer Flagge auf dem „Undaunted". Am 20. April war man in Fontainebleau aufgebrochen, am 4. Mai landete man in Elba. — Am Anfang der Reise bereitete die Bevölkerung dem Gestürzten Kundgebungen ihrer Sympathie, im Süden jedoch geriet Napoleon in gefährliche und erniedrigende Lagen.

Sowie man das Gebiet der Provence betrat, gab es böse Zeichen. In tiefer Nacht kam man durch das Dorf Mornas, Departement Vaucluse; doch waren alle Häuser erleuchtet, die Bewohner standen vor den Türen, lautes Geschrei: à bas le tyran, vive le Roi! gellte den Durchfahrenden

in die Ohren. Zwei Uhr morgens kam man durch Orange, — dasselbe Schauspiel. Erst gegen sechs Uhr am 25. April war man bei Avignon. Eine Strecke vor der Stadt standen die Postpferde, um sie herum Massen von Leuten, die nur darauf zu warten schienen, ihrem Ingrimm Luft zu machen. „A bas Nicolas [Spottname auf Napoleon], le tyran, le coquin, le mauvais gueux“ [Nieder mit dem Tyrannen, dem Spitzbuben, dem schlechten Kerl!] und noch viel ärgere Titel, und dann wieder: „Vive le Roi, vivent les Alliés, nos libérateurs!“ Die wütendsten aus dem Haufen, Weiber vor allen, drängten sich an den Wagen Napoleons, drohten ihm, schrien ihm ihre Schimpfworte in die Ohren, die dann die Menge im Chor nachbrüllte. Selbst Steine flogen gegen die Kutsche. Seinen Jäger, der auf dem Bocke saß, wollte man zwingen, „vive le roi“ zu rufen, und einer der Keckſten stürzte, als jener stumm blieb, mit dem Säbel auf ihn los ... Den nächsten Auftritt gab es im Dorfe Orgon, Bouches-du-Rhône, etwa 1 Uhr nachmittags. Gerade an der Stelle, wo die Pferde zum Umspannen in Bereitschaft standen, hing eine Strohpuppe, welche Napoleon vorstellen sollte, beschmutzt und mit Blut bespritzt, an einem mit allerhand Schmähworten beschriebenen Galgen; etwa hundert Personen mit riesigen weißen Kokarden standen auf dem Platze und erhoben, als der Kaiserwagen anfuhr, ein wütendes Geschrei: „A bas le voleur, l'assassin, à bas Nicolas!“ [Nieder mit dem Dieb! dem Mörder!] Man hob sich gegenseitig in die Höhe, um in den Wagen hineinsehen und hineinschimpfen zu können, während Napoleon, neben seinem Oberstmarschall [Bertrand] in die Ecke gedrückt, bleich und entstellt da saß, ohne ein Wort hervorzubringen. Die Kommissäre sprangen aus den Kutschen, den Kaiser mit ihrem Leibe zu decken ... Nur mit der äußersten Anstrengung gelang es, die Pferde umzuspannen, und mit ihnen davon zu jagen, den andern Kutschen weit voraus. — Ein dem Zug entgegenkommender Reiter berichtete von der aufgeregten Stimmung in Marseille, Aix und Lambesc. Napoleon gab sich, bei aller Aufmerksamkeit, die er dem Erzählenden schenkte, den Schein,

als ob er seinen Worten keinen Glauben beimäße. Kaum aber daß jener fort war, ließ er halten, zog im Wagen einen schlichten blauen Überrock an, setzte einen runden Hut auf, den er mit einer auffallenden weißen Kokarde zierte und bestieg ein Postpferd, auf welchem er, nur von dem Vorreiter begleitet, mit verhängten Zügeln die Straße dahin sprengte. So ritt er bis vor Aix, kehrte aber wieder um und stieg in einer armseligen Herberge La Calade ab, wo er sich für den britischen Obersten Neil Campbell ausgab. Die Wirtin, eine kleine lebhafte Provençalin, sagte zu Napoleon, den sie für den Engländer nahm: sie hoffe, das Volk werde ihm den Garaus machen, ehe er auf das Meer komme; sollte der Verwünschte aber dennoch mit heiler Haut an die Küste gelangen, so rate sie den Obersten [Campbell], sich ja nicht mit jenem einzuschiffen, denn sie hoffe, man werde Mittel finden, ihn in der See zu ersäufen; oh, sans doute!" „Sans doute," bekräftigte der falsche Sir Neil.... Als Napoleon mit seinem Kammerdiener Pélart allein war, sank er, der fast zwei Nächte kein Auge zugetan hatte, auf der Schulter desselben in Schlummer. Wieder erwachend sprach er niedergeschlagen, halb zu Pélart, halb zu sich selber: „Ich werde für immer dem politischen Leben entsagen, ich will mich um nichts mehr kümmern was vorgeht. Ich werde in Porto-Ferrajo [auf Elba] glücklich sein, glücklicher als ich es je gewesen; ich werde mich mit den Wissenschaften beschäftigen. Man biete mir die Krone von Europa an, ich verlange sie mir nicht. Du hast gesehen was das Volk ist! Ich hatte wohl recht, die Menschen zu verachten. Und dennoch, dieses Frankreich! Welch ein Undank! Mich widert der Ehrgeiz an, ich verlange mir nicht mehr zu herrschen!" ...

In La Calade war es auch, daß Napoleon in seiner Angst die österreichische Generalsuniform des F. M. L. Koller mit dem Bande des Theresienordens anzog, die Feldkappe des preußischen Obersten Grafen Truchseß aufsetzte und sich des Russen Schuwaloff Mantel umhing. Der Adjutant des Grafen Schuwaloff mußte sich bequemen, Napoleons Überrock und Hut zu nehmen, „um", wie Koller sagt, „nötigenfalls für den Kaiser angesehen, insultiert und — erschlagen zu werden." — Als Napoleon endlich in Fréjus in Sicherheit war, hatte er die klägliche Rolle, die er auf der Reise

gespielt, vollkommen vergessen. „Eines der merkwürdigsten Details ist," berichtet F. M. L. Koller, „daß der Kaiser, seitdem die drohende augenblickliche Gefahr vorüber ist und er sich nahe am Hafen sieht, er auch immer mehr wieder den Ton des Regenten annimmt; er sprach heute bei Tafel mit vielem Feuer von den Plänen, die er noch für Frankreich ausgeführt hätte, von der Herrschaft, die er auch über England errungen haben würde, und nahm endlich einen so positiven Ton an, daß man wirklich noch den mächtigen Beherrscher dieses Staates und der ungeheuern Kräfte vor sich zu sehen glaubte, über deren Dasein, Verteilung und Anwendung er sich mit uns besprach." — Dem Grafen Clam schilderte er einmal, was für ein Leben er auf Elba führen, wie er seine mathematischen Studien wieder aufnehmen werde u. s. f. „Sie müssen wissen, ich bin von ganz eigner Art, ich bin der Mann für ein sehr tätiges Leben, und auch wieder für eine sitzende Lebensweise." „Das kommt daher," bemerkte der junge Major, „weil Euer Majestät sehr viel Einbildungskraft haben." „Ja wohl, ich habe viel Einbildungskraft, ich hatte deren oft nur zu viel!"

(Nach Helfert, Napoleon I. Fahrt von Fontainebleau nach Elba.)

Adresse der Bewohner der Insel Elba

an die verbündeten Mächte, welche gemeinsam die Geißel des menschlichen Geschlechts vom Thron gestoßen haben.

Allerhöchste und Allermächtigste Verbündete, Ihr befaßt Euch mit der Ruhe der Welt; aber Ihr rechnet offenbar für nichts das Glück einiger armer Inselbewohner, welche die Vorsehung auf einen kleinen Fleck Sand geworfen und durch die Tiefen des Mittelmeers von ihren Nächsten getrennt hat. Indem Ihr ein wildes Geschöpf unter uns verbannt, das mehr Blut vergossen hat als es bedürfte, unsere Insel zu ersäufen, erweckt Ihr in uns den Glauben, daß sie die Botanybai[1]) von Frankreich geworden ist.

Wodurch, Allerhöchste und Allermächtigste Herren, haben wir es verdient, daß man aus dem kleinen Asyl, das wir inmitten der Meereswogen besitzen, den Käfig macht, worin das gefräßigste Ungeheuer, das jemals die Natur erzeugte, eingesperrt werden soll? Man hätte diesen beispiellosen Feind des menschlichen Geschlechts in die Wüsten Afrikas schaffen sollen, unter Tiger und Leoparden, die seinesgleichen und seiner würdig sind; oder, wenn Paris unter den seltenen Tieren des „Jardin des plantes" noch keinen Königstiger hat

[1]) Englische Verbrecherkolonie.

— hätte man ein geeigneteres finden können, um es hinter Gittern zu verwahren als das Urbild aller erdenklichen Grausamkeiten? Dieser Eroberer, dem Frankreich, Spanien, Italien, Holland und ein Teil von Deutschland nicht groß genug waren, seinen Arm nach Belieben auszustrecken, wenn ihn die Lust ankam zu gähnen — er wird sich wütend eingeengt vorkommen in dem kleinen Winkel des Erdballs, in dem wir eingeschlossen sind.

Wenn er irgendein Gefühl für Ehre gehabt hätte, dann hätte er gefühlt, daß der Tartarus von nun an der ihm einzig gebührende Aufenthalt wäre. Aber er hat Grund, die Gerechtigkeit der Hölle zu scheuen, und den Übergang über den Kocytus zu fürchten, welcher noch viel schrecklicher sein wird als der über die Beresina. Minos erwartet ihn und behält ihm die Höllenstrafen des Sisyphus, des Tantalus, des Ixion und des Prometheus miteinander auf.

Wenn der Sohn der Alkmene göttliche Ehren verdient hat, weil er die Erde von einigen Dieben befreite, welchen Anspruch habt nicht Ihr, Allerhöchste und Allermächtigste Verbündete, auf die Unsterblichkeit, Ihr, die Ihr die Geißel der Welt, den Räuber niedergeschlagen habt, der so viele Völker plünderte?

Nehmet, Allerhöchste und Allermächtigste Monarchen, unsere ehrerbietigen Klagen entgegen und geruhet, Korsika und nicht unsere Insel zur letzten Höhle des Minotauros zu erwählen, denn jenes hat ihn hervorgebracht. Wenn Ihr so tut, werdet Ihr mit ewiger Dankbarkeit erfüllen

Eure untertänigsten und gehorsamsten Diener

Fidanza,

Buonafede, Deputierte der Insel.

Kaiser Franz I. an Metternich.

12. April 1814.

Die Hauptsache ist, den Napoleon aus Frankreich und, wollte Gott, weit wegzubringen. Die Insel Elba ist mir nicht recht; Napoleon bleibt zu nahe bei Frankreich und bei Europa.

Napoleons Freund Knesebeck.

von der Marwitz erzählt: Napoleons Freund, unser General Knesebeck, war der einzige Mensch, der mir vorgekommen ist, der Bonapartes Absetzung mißbilligte. Er meinte: „Dieser sei ein rechtmäßiger, anerkannter Regent, und darum könne man ihn nicht absetzen!"

(von der Marwitz, Nachrichten aus meinem Leben.)

Napoleon an die Völker Europas.

Johannes Joseph Görres, geb. 1776 in Koblenz, anfangs ein leidenschaftlicher Anhänger der französischen Revolution, stellte später seine ganze Kraft und genialische Beredsamkeit in den Dienst der Befreiung des deutschen Volkes nach außen und innen. Seit 1814 gab er den „Rheinischen Merkur" heraus, das beste und einzige freie Blatt der Zeit. Zuerst vom Staatskanzler Hardenberg geschont, ja gebilligt, wurde der „Rheinische Merkur" im Jahre 1816 von der preußischen Regierung unterdrückt, und als Görres die Freiheitsbewegung nach dem Krieg förderte, mußte er flüchten. Er starb 1848 in München.

Görres läßt im „Rheinischen Merkur" vom 9. Mai 1814 den Kaiser Napoleon vor seinem Abzug nach der Insel Elba Folgendes über seine Behandlung der Deutschen sagen:

.... Gegen Teutschland habe ich vor allem zuerst den Blick gewendet. Ein Volk ohne Vaterland, eine Verfassung ohne Einheit, Fürsten ohne Charakter und Gesinnung, ein Adel ohne Stolz und Kraft, das alles mußte leichte Beute mir versprechen. Seit Jahrhunderten nicht verteidigt und doch in Anspruch nicht genommen; voll Soldaten und ohne Heer, Untertanen und kein Regiment, so lag es, von alter Trägheit einzig nur gehalten. Zwiespalt durfte ich nicht stiften unter ihnen, denn die Einigkeit war aus ihrer Mitte längst gewichen. Nur meine Netze durft ich stellen, und sie liefen mir wie ein scheues Wild von selbst hinein. Ihre Ehre hab ich ihnen weggenommen, und der meinen sind sie darauf treuherzig nachgelaufen. Untereinander haben sie sich erwürgt, und glaubten redlich ihre Pflicht zu tun. Leichtgläubiger ist kein Volk gewesen, und töricht toller kein anderes auf Erden. Aberglauben haben sie mit mir getrieben, und als ich sie unter meinem Fuß zertrat, mit verhaßter Gutmütigkeit mich als ihren Abgott noch verehrt. Als ich sie mit Peitschen schlug

und ihr Land zum Tummelplatz des ewigen Kriegs gemacht, haben ihre Dichter als den Friedensstifter mich besungen. Ihr müßig gelehrtes Volk hat alle seine hohlen Gespinste in mich hineingetragen und bald als das ewige Schicksal, den Weltbeglücker, die sichtbar gewordene Idee mich aus Herzensgrund verehrt. Lehrbücher haben sie auf mich gebaut und neue Weltsysteme. Was ich so wild und heftig hingeworfen, ihre Politiker haben sogleich es mit Emsigkeit gehandhabt, bis es recht stattlich in ihre Erbärmlichkeit sich eingefügt. Ihre feine Welt, die immer um französische Leichtigkeit gebuhlt, hat an dem Stachel meiner Rauheit so unermüdet ohne Unterlaß geleckt und die Schärfe mit ihrem Schleim begossen, bis sie ihr als die glatteste Artigkeit erschien. Die Fürsten haben zaghaft meine stolze Haltung angestaunt, und das Volk hat mir ein Lebehoch gerufen, wenn es blutend wie ein Wurm sich unter dem Hufe meines Pferdes wand. Keine Lüge ist so grob ersonnen worden, der sie nicht in unbegreiflicher Albernheit Glauben beigemessen hätten. Nichts Schandbares für sie ist vorgegangen, dem sie nicht eine schöne Seite abgewonnen. Über alles haben sie zu trösten sich gewußt; nachdem ich sie hundertmal betrogen, haben sie mir immer ihr Köstlichstes in Verwahr gegeben. Nachdem ich ihnen Teufel und Gift gewesen, haben sie in ihrer Einfalt sogar liebenswürdig mich gefunden. Wenn ich dem Wolfe gleich unter sie gebrochen, haben sie wie die Schafe in irgendeinen Winkel sich gedrängt und, mit den Füßen stampfend, albern mich angeblasen. Sich selbst und ihrem Blute haben sie entsagt, um zu ihrem Schimpfe mir zuzuhalten. Geglaubt haben sie an mich mit fester Halsstarrigkeit, da doch von Anfang an nichts glaublich an mir gewesen. Vom Ungeschicke haben sie eine Kunst gemacht und die Plumpheit in ein System gebracht. Wenn ich endlich einmal ihre süße, rosenrote Galle zum Überfließen aufgeregt und sie sich zum Widerstande gegen mich erhoben, dann war's ein Jammer, anzusehen, wie die Gesellen sich ungelenk benahmen. Was sie jahrelang mit großer Vorsicht überlegt, hab ich jedesmal an einem Tag zunicht gemacht, weil ich immer von der Seite über sie gekommen, wo sie mich nicht

erwartet hatten. Den höchsten Triumph ihrer Herrlichkeit haben sie damals auch gefeiert, als ich an ihre Spitze mich gesetzt und durch sie selbst ihr Reich gestürzt . . . Lange habe ich unnötige Scheu im Herzen gegen sie getragen, und immer ist mir einiges Unbegreifliche an ihnen zurückgeblieben. Als ich sie kennen lernen, hab ich sie stets verachtet und als Lakaien sie behandelt. Durch ihre Habsucht sind sie verdorben worden, ihren eigenen Besitz hab ich als Köder aufgestellt, um sie einzufangen, und wenn sie ihre Seele mir verschrieben hatten, hab ich ruhig die Kaufsumme zum eignen Vorteil eingestrichen. Ihr Eigentum haben sie als Lösegeld für ihr Blut hingegeben und ihren Besitz wieder durch ihr Blut von mir abkaufen müssen. Die törichte Mißgunst, womit sie sich untereinander angefeindet, hab ich zu meinem Gewinnste wohl gehegt; immer haben sie mehr Erbitterung gegeneinander als gegen den wahren Feind gezeigt.

Affen sind sie seit lange schon gewesen, und so haben sie auch meine Größe nachgeäfft. Alle Greuel des Despotismus haben sie mir abgelernt und es doch auch im Bösen nie zu mäßiger Vortrefflichkeit gebracht. Ich habe wohl auch zugegeben, daß ein und der andere meine Haltung nachgeahmt, mir mit Festigkeit getrotzet und die Welt mit Charakter belogen; ich wußte wohl, das sei alles nicht im Ernst gemeint, und in der Hauptsache sei man mit mir einverstanden. Starker Sünden haben sie seither reumütig sich angeklagt, die stärksten aber sind nicht die gewesen, so sie angegeben, sondern ihre Gier und ihre erbärmliche Eigensucht, wofür die Strafe ihnen reichlich zugewachsen. In einem hab ich mit ihnen nur gefehlt, daß ich ihre Länder, die das Los der Waffen mir erworben, nicht ganz mir zugeeignet, und ihre Städte verwüstet habe. Hätte ich ihre Fürsten fortgejagt und ihren Adel gänzlich ausgetilgt und all ihr Gut als Staatsgut dem Verkaufe ausgestellt und andern Besitzern zugeteilt, meine Gewalt wäre fest gegründet, und nimmer wären sie von mir abgefallen. Daß ich zu gelind und menschlich gegen sie verfahren, war mein Verderben; denn undankbar sind sie von Natur und keiner Wohltat eingedenk. Weil sie nicht

zu hassen mich verstanden, hätte ich auch nie auf ihre Treue zählen sollen.

Der erste Pariser Friede.

In Paris zeigte es sich, wie nur die Not die Verbündeten beieinander gehalten hatte. An den Monarchen und Diplomaten waren die gewaltigen Ereignisse vorübergegangen, ohne daß sie den Geist der Zeit begriffen hätten. Jede Macht sorgte für sich, tat nach Kräften der andern Abbruch und übte Großmut auf Kosten der andern; allen voran der Zar Alexander, der immer mehr unter den Einfluß Talleyrands geriet. Preußen und vollends die deutsche Sache standen allein mit ihren Vorkämpfern: Humboldt, Stein, Hardenberg, Gneisenau. Frankreich zog Nutzen aus der Uneinigkeit der Mächte und wurde von Tag zu Tag anmaßender in seinen Forderungen. Die Armee Napoleons zeigte jetzt schon den Geist, der sie im März 1815 wieder zu ihrem alten Herrn führte. — Endlich kam am 30. Mai 1814 der Friede zustande zwischen Ludwig XVIII. von Frankreich und den Mächten Österreich, Großbritannien, Preußen, Rußland. Das Königreich Frankreich verlor nur das eroberte Gebiet, ja es erhielt noch Vergrößerungen durch deutsche Landesteile. Der Rhein und Elsaß-Lothringen, der Schlüssel zu Deutschland, blieb in der Hand Frankreichs. Das verarmte Preußen, aus dem Napoleon von 1807—1812 über eine Milliarde Franken erpreßt hatte, bekam keine Kriegsentschädigung. König Ludwig XVIII. sagte: „Lieber 300 Millionen aufwenden, um die Preußen zu bekämpfen, als hundert, um sie zu befriedigen." Die geraubten Kunstschätze blieben in Paris. — „Deutschland," so hieß es im Friedensvertrag, „wird aus unabhängigen Staaten bestehen, die durch ein föderatives Band vereinigt sind." Dies war also der Siegespreis. Die deutsche Frage und alle anderen noch unerledigten Angelegenheiten wurden an einen nach Wien zu beschickenden Kongreß verwiesen. Die großen und freien Gedanken, Hoffnungen und Antriebe, die den Krieg zum glücklichen Ende gebracht, hatten keine Stimme in dem Rate der „dreimal verfluchten Sicherheitskommissare und Faultiere", wie der alte Blücher die Leute vom grünen Tisch genannt hatte. — Am 15. Mai begann der Rückmarsch der verbündeten Truppen in die Heimat. Nur am Rhein blieben von Kehl bis Köln etwa 40000 Mann stehen. Kaiser Franz ging nach Wien, der Zar Alexander und der König von Preußen mit Blücher nach England. — Am 7. August 1814 zogen die preußischen Sieger durch das wiedergewonnene Brandenburger Tor in Berlin ein. Allenthalben im deutschen Lande aber folgten schwere Sorgen, freimütige Forderungen und bittere Anklagen den Verhandlungen des Kongresses in Wien.

Die Sieger in Paris.

von der Marwitz schreibt: Sowie der Kaiser von Rußland

bis zur Einnahme von Paris der Förderer alles Guten gewesen war, so ging nun wieder — wie beim Frieden von Tilsit — alles Schlechte von ihm aus. In Paris, unter lauter Franzosen, kam seine französische Erziehung zum Durchbruch; er sah und handelte wie ein Franzose aus der früheren, etwas besseren Zeit. Hier, in der Hauptstadt des Henri quatre wollte er nichts ausüben wie générosité, magnanimité u. dgl., und verdarb alles; unser König ließ ihn, wie immer, machen, was ihm gefiel, und der Kaiser von Österreich kam erst an, wie alles verdorben war. Auch hatte Metternich keine Lust, viel zu ändern, denn er spekulierte schon, wie er sich wieder mit Frankreich alliieren wollte. So erfolgten die sonderbarsten Begebenheiten. Unsere siegenden Truppen mußten in Frankreich hungern, frieren und nackt wieder herausmarschieren, wie sie hineingekommen waren. In Paris selbst wurde kein Mann einquartiert, sondern die Garden lagen auf den Straßen, die Offiziere mußten für ihr Geld leben. Dann ließ man die Kriegsgefangenen los und schickte sie nach Frankreich hinein, unsere Truppen aber hinaus, so daß zuletzt die Franzosen eine Art von Übermacht gewannen, die alliierten Offiziere Mißhandlungen erfuhren, und selbst die Monarchen nicht sicher waren. Den Bonaparte setzte man als Souverän nach Elba, schützte sein Leben unterwegs, wie ihn das Volk ermorden wollte, und gab ihm Schiffe, Waffen, Soldaten und Geld. (von der Marwitz, Briefe aus meinem Leben.)

Die Zustände in Paris.

Der württembergische General Neuffer an den König Friedrich von Württemberg am 13. Mai 1814.

Überall hört man: „Wir sind nicht besiegt, wir sind verkauft, und wir könnten's den Fremden gut beweisen; ihre Anwesenheit belästigt uns und sie fürchten uns, denn dieser Furcht allein verdanken wir all die Schonung." — Vorgestern abend versammelten sich bei 600 Arbeiter vor den Tuilerien, meistens Maurer, und riefen: „Brot oder den Kaiser Napoleon!" Man hat mehrere davon arretiert und beträchtliche Summen Geldes bei ihnen gefunden.

Ludwig XVIII. und sein Hof.

Graf Henckel von Donnersmarck war zum Empfang des Königs nach Boulogne befohlen worden. Er erzählt unterm 27. April 1814:

Der König selbst, dem zwar der große Verstand aus den Augen leuchtete, war außerordentlich korpulent und des Gebrauchs der Beine sozusagen gänzlich beraubt; denn, in schwarzsamtene Stiefeln eingehüllt, wurde er von zwei Leuten geführt und wäre über einen Strohhalm gestolpert. Er hatte eine Art von blauem Leibrock mit einem liegenden roten Kragen und ganz altmodischen, hängenden goldenen Epauletten. Der ganze Hof war alt und abgelebt und ebenso altmodisch gekleidet. (Graf Henckel von Donnersmarck, Erinnerungen.)

Blücher an Friedrich Wilhelm III.

Paris, im April 1814.

Wenn ich im Begriff bin, der von Ew. Königlichen Majestät Allergnädigst erteilten Erlaubnis zufolge, eine Armee zu verlassen, deren Tapferkeit und unerschütterlicher Mut es mir allein nur möglich gemacht, sie nach einer so großen Reihe fast immer siegreicher Schlachten und Gefechte von den Ufern der Oder bis in die Mauern von Paris zu führen, eine Armee, welcher ich die glücklichsten und glänzendsten Augenblicke meines Lebens verdanke, so drängt sich am Ende meiner militärischen Laufbahn dem Herzen nur noch ein Wunsch auf, um ganz den Becher des Glücks gefüllt zu sehen, womit die Vorsehung so reichlich mein graues Haupt überschüttet.

Dieser Wunsch, Ew. Majestät werden ihn gerecht und natürlich finden, kann kein anderer sein, als jetzt, in dem Augenblick des blutig errungenen Friedens, diejenigen meiner braven Kameraden belohnt zu sehen, welche sich an so vielen Tagen glorreicher Entscheidung die gerechtesten Ansprüche an die Allerhöchste Gnade erwarben.

Mein hohes Alter, meine von den Fatiguen des Krieges zerrüttete Gesundheit läßt mich vielleicht nur noch kurze Zeit das Glück hoffen, mich der so herrlich erkämpften Gegenwart freuen zu können.

Die Armee betrachte ich wie meine Familie, und es würde mir schmerzhaft sein, sie auf ewig verlassen zu müssen, ohne sie im Besitz des Erbteils zu sehen, welches ihr zu verschaffen für mich heilige Verpflichtung ist.

Clausewitz über die Zukunft Deutschlands

Alost bei Brüssel, 27. April 1814.

Bonaparte konnte besiegt werden und ist besiegt worden, aber unser eigener Kleinmut ist unbesiegbar. Stahl und Eisen gestaltet sich unter Vulkans Schlägen, ein zäher Schwamm behält seine Form. Ich fürchte statt irgendeines Fortschrittes die Rückkehr in den alten Schlendrian.

Gneisenau an Clausewitz

über die Zustände in Paris.

Paris, 14. Mai 1814.

Unsere Armeen entfernen sich täglich mehr, während hier immer französische Truppen ankommen. Durch die Besatzungen der abgetretenen Festungen werden selbige sich noch immer vermehren. Es befinden sich in diesem Augenblick hier über 6000 unangestellte französische Offiziere, deren Insolenz täglich sichtbarer wird. Pamphlets verbreiten sich, die Napoleon zu rechtfertigen streben. Kurz, es scheint mir viel Stoff vorhanden zu sein, wenn einige Verwegene das entzündbare und treulose Volk in Bewegung setzen wollen. Dabei leben wir in der leichtsinnigsten Sorglosigkeit. Keine Befehle für solche Fälle, nicht einmal Sammelplätze sind gegeben. Die Truppen liegen in Kasernen zerstreut umher, Kavallerie ist nicht vorhanden, Artillerie ist nicht aufgefahren, die Offiziere sind in Vergnügungen umherzerstreut. Es kann uns wirklich einmal ein Schimpf und selbst unserer Sache ein großes Unglück begegnen.

Gneisenau an den preußischen Gesandten in London.

Paris, 15. Mai 1814.

Der Kronprinz von Schweden hat an den Verbündeten als ein Verräter gehandelt. Wir haben die Beweise seiner

Verräterei in den Händen. Er kommt unverschämter Weise hierher, und niemand hat den Mut, ihm zu sagen, daß er ein Verräter ist. Preußen und Rußland glauben sich ferner gebunden, ihm die zugesagten 50000 Mann Hilfstruppen zur Bezwingung Norwegens zu geben ... So gelangt dieser jakobinische Betrüger dazu, eine brave Nation, die seine Herrschaft nicht will, zu unterjochen, wo nicht durch Gewalt der Waffen, so doch durch Hunger. Wenn Sie alle die schlechten Streiche des Kronprinzen wie wir kennten, Sie würden höchst entrüstet über ein so schwaches Benehmen der Souveräne sein.

Friedrich von Gentz über die Diplomaten in Paris.

18. Mai 1814.

In welchem Abgrund von Ignoranz wir [in Wien] über alle diese Dinge [in Paris] leben, läßt sich kaum beschreiben. Nach allem aber, was ich von dem Leben höre, das die Herren sämtlich in Paris führen, kann es wohl nicht anders sein. Paul Esterhazi [österreichischer Diplomat] schreibt seiner Mutter, er sehe zuweilen Rasoumowsky [russischer Diplomat] in acht Tagen nicht! Jeder gehe seinen eigenen Lüsten nach und nehme keine Notiz von einem andern.

(Briefe von Friedrich Gentz an Pilat.)

Gneisenau an Justus von Gruner,

Zivilgouverneur des Mittelrheins, über die Verhandlungen in Paris.

Paris, 19. Mai 1814.

So schnell die Begebenheiten im letzten Monat des Kriegs fortrückten, so wenig tun dies jetzt die Geschäfte. Die Hauptstadt ist schon an und für sich selbigen verderblich, und die Intrigue der Diplomatie bringt solche noch mehr in Verwirrung. Können Sie glauben, daß heute noch nichts über die Austeilung des eroberten Landes beschlossen ist? Österreich will Italien, Rußland Polen, wer aber die verwaisten Rheinländer und Belgien haben soll, darüber ist zwar viel gesprochen, aber noch nichts ausgemacht. Württemberg verlangt einen Zusatz von drei Millionen Bevölkerung, damit es

Baiern gleich werde; dieses will Vergrößerung nach Westen und Norden. Jeder macht Ansprüche bis auf die französischen Marschälle, die für ihre Donationen entschädigt sein wollen. Man ist schwach genug, solche Ansprüche zu hören, Hoffnungen zu erregen und selbst bestimmte Versprechungen zu machen. Man nimmt Feste von denjenigen an, die sich durch Raub und Erpressungen beschimpft haben, und schämt sich nicht, auf einem vertrauten Fuß mit denjenigen zu leben, an denen das Blut ihres Königs und der Revolution noch klebt. Kurz, wir zeigen uns des Glücks, das uns geworden ist, keineswegs würdig.

Abzug der Franzosen aus Hamburg
Am 28. Mai 1814.

Agnes Perthes erzählt: Wir hörten die grelle französische Pfeife und den kurzen Trommelschlag. Es war der General St. Cyr, der mit dem letzten französischen Regiment zum Steintor hinauszog. Die alte Hamburger Bürgerwache und einige Senatoren begleiteten die Franzosen, damit der Pöbel nicht noch Unfug treiben sollte. Am Tor hielt St. Cyr den Senatoren noch eine kleine Abschiedsrede. Das Volk rief: „Wat hat hei seggt?“ und einer der Herren antwortete: „He lett jug gröten un he ward in sien Leben nich wedder kamen.“ Da warfen sie Hüte und Mützen in die Luft, sprangen in die Höhe, und die Welt ertönte von Hurrarufen.

(Aufzeichnungen von Agnes Perthes).

Napoleons Sohn, der König von Rom.

Erzherzog Johann von Österreich erzählt in seinem Tagebuch aus dem Mai 1814: ... Der Kleine, ein hübscher Knabe, blond, blauäugig, aber des Vaters Gesicht, Blick, Trotz, Geist und Seele spricht aus ihm; wenn er gut erzogen wird, da kann daraus was werden ...

Görres über die zukünftige Gestaltung Deutschlands.

Teutschland hat große Erwartungen von diesem Krieg gehabt; wir wollen glauben, daß es gut gewesen, daß sie

von außen nicht in Erfüllung gegangen sind. Aber von innen soll auch nichts im Wege stehen, daß gerechte Forderung befriedigt werde. Teutschland will eine Verfassung, die sichere, was das Volk mit seinem Blute erworben; nicht Teilungen will es sehen, denn kein Sterbhaus ist nach diesem Krieg das Reich geworden, wo lachende Erben in die Verlassenschaft sich teilen; sondern ein Haus des Lebens und der Wiedergeburt, wo für lange Zeiten Freiheit, Glück und Ruhe gegründet werden sollen. Es ist wenig daran gelegen, wer diesen oder jenen Strich beherrsche, wenn übrigens nur die Eigentümlichkeit der verschiedenen Völkerschaften dabei geachtet wird; aber worauf die ganze Nation sieht, ist die Weise, in der geherrscht werden soll, und was man tun wird, um sie innen frei und glücklich, und außen stark und geehrt zu machen. Man soll nicht glauben, daß es getan ist mit gewöhnlichen Traktaten und leeren Worten; die Völker haben in der Tat geleistet, in der Tat wollen sie den Lohn empfangen. Etwas Ganzes und Rechtes soll da werden, und man soll dabei die Stimme des Volkes befragen, die vernehmlich und deutlich aller Orten spricht ... Die Schlachten bei Ulm und Jena und was darauf gekommen, sollen auch die Diplomatiker vorsichtig machen, und sie sollen bedenken, daß der Geist, der bei Leipzig gesiegt und anderwärts, auch aus den Kabinetten den alten jämmerlichen Spukgeist von der Gottschedischen Schule vertreiben muß, der schon so oft zu Falle und Schimpf und Schande gekommen ist. Sie sollen bedenken, wie das Schwert immer noch an einem Haare über dem Haupte unseres Volkes droht, und daß, wenn man seine Rechte ehrt, es dafür auch, wenn die Gefahr wirklich herangekommen, sich willig finden wird ...

(Rheinischer Merkur vom 11. Juni 1814).

Görres über den ersten Pariser Frieden.

Was uns dieser Pariser Frieden gebracht, ist noch frisch im Andenken aller aufbehalten; wir haben an ihm verblutet und gesiecht; er hat unsern Feinden den Frieden, uns den Zwist gegeben; sie haben die Früchte unseres

Sieges genossen, wir alle Lasten der Besiegten getragen; in ihm hat alles gestanden, was nicht hineingehörte, und nichts von dem, was alle Welt in ihm gesucht, ist in denselben aufgenommen.

Teutschland hat in ihm eine jämmerliche, unförmige, mißgeborne, ungestaltete Verfassung erhalten, vielköpfig wie ein indisches Götzenbild, ohne Kraft, ohne Einheit und Zusammenhang; das Gespötte künftiger Jahrhunderte, und der Spielball aller benachbarten Völkerschaften. Seine Krone ist zerbrochen und zu Siegelringen seiner Souveräne umgeschmolzen; das alte große Haus ist dem Boden gleich geschleift, und kleine Häuschen sind aus den Trümmern aufgeführt, worin jeder selbständig seine Wirtschaft führt. Nicht mehr heilig, sondern heillos müßte fortan zugenannt werden dieses Reich.

(Rheinischer Merkur, 19. April 1815).

Stein über Hardenberg und Friedrich Wilhelm III.

Hardenberg muß in dem Urteile, welches viele über ihn fällen, für seinen König büßen. Alle wälzen die Schuld auf ihn, daß Preußen [im ersten Pariser Frieden 1814] nach den außerordentlichsten Taten nicht energischer und kühner in Paris aufgetreten ist, daß man so vieles in Paris unabgemacht und unbesiegelt hat hängen und schweben und auf das Glück und den Zufall von Verhandlungen künftiger Kongresse hat verschieben lassen. Kaiser Franz, der listige und hinterlistige Italiener, der sich mit österreichischer und Tiroler Gutmütigkeit und Treuherzigkeit vermummte, der leichte, geistreiche und tätige Alexander, auch die Engländer — alle, alle hatten ihre Angelegenheiten und Vorteile, wie sie werden und stehen sollten, unter sich durchgehandelt und gefertigt und debrieft, nur Preußen wird mit einem blanken Papier allgemeiner Verheißungen und Voraussetzungen zu dem Kongreß in Wien kommen. Ach, so ist es! Wie oft hat Hardenberg mir in Paris geklagt, daß er durch alle Bitten und Vorstellungen seinen König nimmer zu einer mündlichen, königlichen Besprechung und Verhandlung mit seinen Brüdern

Franz und Alexander und zu einer sichern Bereitung und Abmachung seiner Angelegenheiten habe bringen gekonnt.
(Arndt, Wanderungen und Wandelungen).

Blücher an seine Frau.

Boulogne, 3. Juni 1814.

Endlig und endlig bin ich auß Paris und hir ans mehr gekommen, muß aber noch 2 Tage wahrten, bis der könig komt um mit ihm nach Engeland über zu gehen. gestern habe ich bei den hErzog von Klarentz uf das linien Schiff Imprenabele gegessen, noch bin ich taub von allen Kanonendonner, und bey nah gestört von alle Ehrenbezeugungen wen daß so fohrt geht so werde ich in Engeland verrückt, in london soll ich mit Teuffelsgewald beim Printz Regenten logiren, ich werde aber suchen da von loß zu kommen, so ballde wie ich kan mache ich mich in london loß und gehe durch Brabant nach Holland und von da durch Westphalen über Hannover nach Berlin . . . Die Engelender komen hir zu hunderten um mich zu sehen und ieden muß ich die hand geben und die Damen machen mich förmlich die Cour, es ist das nerrischste Volk, was ich kenne, ich bringe einen Degen und einen Säbell mit, woran vor 40.000 Thlr. Juwelen befindlig. Die Stadt london hat mich gleichfalls einen Degen geschenkt, ich bin in die Cloubs zu london ohne Balotage aufgenommen und in Schottland hat man mich zu Edenburg zum Ehren mit glid der gelehrten gesellschaft Creirt, wen ich nicht tohll werde, so ist es ein wunder, wie es mich in Holland ergehn wird, das weiß gott . . . lebe wohl hErtzlich verlangt mich dich zu sehn, und wenn ich nun einmahl wider bey dich bin, so trent uns nichts mehr als der todt, den ich befasse mich mit nichts mehr, da mich aber der könig nicht entlassen will, so will ich im Dienst bleiben aber kein Gouvernement nehme ich nicht mehr an, wo mein Etablissement noch sein wird, weiß ich den augenblick noch nicht.

Blücher an seine Frau.

London, 6. Juni 1814.

gestern bin ich in Engeland gelandet, aber ich begreiffe

nicht, daß ich noch lebe, daß Volk hat mich beynahe zerrissen, man hat mich die Pferde außgespannt, und mich getragen, so bin ich nach london gekommen, wieder meinen willen bin ich vor den Regenten sein Schloß gebracht, von ihm den Regenten bin ich Empfangen, wie ich es nicht beschreiben kann, er hink mich am dunkelblauen bande sein Portrait, waß sehr Reich mit Brillianten besetzt wahr um den Halß und sagte glauben sie daß sie keinen treuern Freund uf Erden haben wie mich, ich logire bei ihm.

nun muß ich dich bekannt machen, daß trotz allen widerstreben mich der könig den morgen wie wihr nach Engeland gingen zum Fürsten ernannte, mit dem nahmen Fürst Blücher von der Wahlstadt, meine Söhne sind graffen Blücher von Wahlstadt, daß Fürstentuhm erhallte ich in Schlesien, allwo ein kloster war, daß Wahlstadt heißt, nach meinem tode erhelst du uf lebenszeit eine Pension daß du als Fürstin leben kanst, daß ist nun alles waß ich dich iezt, da ein Courir abgeht, Schreiben kann . . . die vorsehung tuht vihll vor mich und ich genieße im vorauß die Freude euch alle die mich lib und wehrt sind in glücklige verfassung nach meinen leben zu wissen . . . daß volk trägt mich uf henden, ich darff mich nicht sehen lassen, so machen sie ein geschrey und sind gleich 10,000 zusammen, in mondirung darff ich gahr nicht erscheinen, nun lebe wohl ich kan nicht mehr Schreiben, den ich bin völlig betäubt . . . lebenslang dein dich HErtzlich liebender

Blücher.

Blücher in London.

Juni 1814.

Graf Wilhelm Schwerin erzählt: Blücher war vor allen der Held der englischen Nation; auch kam er schon mit heftigen Handschmerzen in London an, wo sein Haus immer belagert und in beständiger Gefahr, vom Volk bestürmt zu werden, blieb. Während der Tafel, an welcher die fremden Suiten und Generalitäten speisten, und welcher Blücher präsidierte, war der Zudrang am lebhaftesten, und wenn er Toaste ausbrachte, so wurden sie draußen von einer zahllosen Volks-

menge mit tausendfachem Hurra begleitet, wiederholt. Seine herrliche äußere Erscheinung, sein Ehrfurcht und Liebe zugleich gebietendes Wesen, vor allem seine Popularität, alles war gemacht, dem Ruf seines Namens zu entsprechen und die Begeisterung aufs höchste zu steigern. Nur für die militärischen Relationen, in die er sich hier oft einlassen mußte, hätte General Gneisenau so gern einige Hilfen gegeben und bat, wenigstens ihm zuliebe den Montmartre nicht immer St. Martin zu nennen. Aber konsequent, wie er die ganze Kampagne hindurch jeden russischen Leutnant „Patschulischef" und jeden russischen General „Wassiltschikow" nannte, weil die ersten, mit denen er zu tun hatte, zufällig diese Namen führten, so blieb es trotz des besten Vorsatzes nun auch beim „St. Martin" und bei dem Durcheinanderwerfen aller Orte und Zeiten.

(„Vor hundert Jahren." Erinnerungen der Gräfin Schwerin, geb. Gräfin Dönhoff.)

Blücher und Gneisenau.

Blücher wurde von der Universität Oxford zum Doktor der Rechte ernannt. Als er es erfuhr, sagte er: „Na, wenn ich Doktor werden soll, so müssen sie den Gneisenau wenigstens zum Apotheker machen, denn er hat die Pillen gedreht."

(Nach Blasendorff, Blücher).

Erzherzog Johann von Österreich über den ersten Pariser Frieden.

14. Juni 1814.

Ich sehe Frankreich im Besitze seiner alten Provinzen, einer Vergrößerung von beinahe 1 Million Menschen, keine Kontributionen, kurz nichts; ich sehe in dieser ganzen Sache bloß England, Frankreich und die Schweiz begünstigt.

(Tagebuch des Erzherzogs Johann.)

Görres über die Notwendigkeit, Deutschland gegen Frankreich zu sichern.

Die traurige Erfahrung vieler Jahrhunderte hat gelehrt, daß alle Bande, mit welchen man bisher die verschiedenen teutschen Kabinette zusammenbinden konnte, zu schwach sind, um der Gewalt und Ränkesucht Frankreichs zu

widerstehen, und daß notwendig ein Band der teutschen Völker geschaffen werden müßte, in welchem dieselben, unter ihren verschiedenen Herrscherstämmen, ohne allen fremden Einfluß, ruhig leben und sich ausbilden können. Alle übrigen Föderativsysteme werden immer wiederum in ihrer Schwäche, in Neid, Zwietracht und Hilflosigkeit sehr bald die Beute des deutschen Erbfeindes werden, welcher uns unter allen seinen Staatsformen beständig zu entzweien und auszuplündern gewußt hat.

Ohne solche Vorsicht ist alles vergossene Blut verschwendet, alle Opfer verloren, Teutschland wird sich immer in einem schädlichen Mittelzustande herumwinden müssen, seine Fürsten und sich selbsten von Frankreich verachtet sehen — sehr bald an der politischen Abzehrung hinsterben, immerhin der Spielball und Kriegsschauplatz seiner listigen, ränkesüchtigen Nachbarn, und die Teutschen der Franzosen Gastwirte ohne Bezahlung bleiben. — Ja man würde, wenn es denkbar wäre, daß unsere Fürsten so ungerecht und blind gegen ihr eigenes Glück sein könnten, und man das teutsche Volk so verächtlich behandeln wollte — um die Stiftung eines Völkerbundes, welcher uns allein retten kann — zu verweigern — noch klüger handeln, so wie von den Herrschern der Barbarei, auch von den Franzosen im voraus, nach förmlichen Verträgen die Ruhe durch jährliche Tribute zu erkaufen, als sich abermals den von blutigen Erfahrungen längst zu Schande gemachten politischen Berechnungen der gutmütigen Einfalt und in einer schwachen Verfassung der rohen Willkür unsrer Feinde zu überlassen. (Rheinischer Merkur, 23. Juni 1814.)

Die österreichische Krankheit.

Erzherzog Johann schreibt in seinem Tagebuch vom 24. Juni 1814: Ich finde bei uns die alte Krankheit in einem erhöhten Grade, nämlich die Schläfrigkeit.

Friedrich von Gentz über die deutsche Verfassung.

An den Fürsten Caradja, Hospodar der Walachei.

„Deutschland," sagt der Pariser Vertrag [der erste Pariser Frieden], „wird aus unabhängigen Staaten bestehen, die

durch ein Föderativband vereinigt sind." Diese Bestimmung wird von vielen so ausgelegt werden, als ob ein Föderativband im eigentlichen Sinne des Wortes darunter verstanden wäre, ein konstitutionelles Band, welches die verschiedenen Teile Deutschlands einer gemeinsamen und zentralen Autorität unterordnen und daraus, sei es mit einem Haupte oder einer gesetzgebenden Versammlung, einen wahrhaften Staatenbund im Sinne der alten Reichsverfassung oder der Vereinigten Staaten von Nordamerika machen würde. Daher geht auch in der Tat der Wunsch und die Hoffnung einer großen Zahl deutscher und selbst sehr vieler einsichtsvollen Männer in Deutschland. Leider ist jedoch dieser Plan nur ein Traum. Ich will Sie nicht durch die Einzelheiten einer Frage ermüden, die ich lange Zeit und, ich darf wohl sagen, gründlich erwogen habe, und beschränke mich darauf, Ihnen zu sagen, daß ich schließlich zu dem Ergebnisse kam, eine Föderativverfassung sei fortan in Deutschland unmöglich. Das Wiener Kabinett, von derselben Überzeugung durchdrungen, hat daher verständigerweise alles vermieden, was die Hoffnung auf eine Wiederherstellung des Deutschen Reiches nähren konnte, obschon der Kaiser in der ersten Epoche des großen Kampfes von allen Seiten (unter anderem sehr dringend von der englischen Regierung) angegangen wurde, den Titel und die Befugnisse eines Oberhauptes des deutschen Reichskörpers wieder an sich zu nehmen. Da eine Föderation ohne Haupt in Deutschland noch weniger durchführbar ist, so läßt sich voraussehen, daß das Föderativband, dessen der Pariser Vertrag erwähnt, nur in diplomatischem Sinne bestehen wird, d. h., daß die deutschen Staaten im Besitze ihrer vollen Unabhängigkeit und Souveränität, bloß durch gegenseitige Verträge und, wenn dies erreichbar ist, durch ein System von Verträgen verknüpft werden sollen, welches sie für Gegenstände gemeinsamen Interesses, zum Beispiel für die Verteidigung des Gebietes, alle miteinander verbinden und daraus eine Art politischen Körpers bilden würde. Eine solche Organisation, obschon sie weit hinter den Erwartungen derer zurückbleibt, die sich mit der Hoffnung auf

eine gemeinsame Gesetzgebung, Berufungsinstanzen, die Souveränität beschränkende Formen und dergleichen schmeicheln, welche bei den Untertanen der kleinen deutschen Fürsten sehr im Schwunge und sehr verzeihlich sind — wird noch viel Zeit und Mühe erfordern, ja vielleicht mehr, als man ihr zu widmen geneigt sein wird. Diese Frage der künftigen Gestaltung Deutschlands, aus der eine Anzahl Nebenfragen entspringen werden, ist unstreitig die wichtigste für das dauernde Wohlergehen einer Menge von Souveränen und Bevölkerungen; sie wird aber auch, glaube ich, diejenige sein, deren Entscheidung am meisten zu wünschen übrig lassen wird.

Die Verluste Hamburgs

vom 30. Mai 1813 bis 30. Juni 1814.

Der von den Franzosen verursachte und zu beweisende Verlust Hamburgs vom 30. Mai 1813 bis in den 30. Juni 1814 betrug in Franken 75 Millionen 093522 Cent. 71.

Dieser zu beweisende Verlust ist aber keineswegs der ganze; denn bei der Unordnung und Schändlichkeit, mit welcher verfahren wurde, wird die geraubte Summe nie genau angegeben werden können, da die Requisitionen nicht von einer Behörde ausgingen, auch mancher Administrationschef mit seinen Helfershelfern in die Häuser ging, und dort, ohne sich zu legitimieren, oder ohne einen Empfangschein über das Hinweggenommene zu geben, stets raubte, was ihm gutdünkte.

(Erzählung der Begebenheiten in dem unglücklichen Hamburg vom 30. Mai 1813 bis zum 31. Mai 1814).

Über die Freiheit der Presse.

Joseph Görres schreibt im „Rheinischen Merkur" am 1. Juli 1814:

Da Teutschland endlich wieder eine Geschichte gewonnen, da es in ihm zu einem Volke gekommen, zu einem Willen, und zur öffentlichen Meinung, wird es sich wohl auch also fügen, daß es Zeitungen erhält, die mehr sind als der magre geist- und kraftlose Index dessen was geschehen. Wenn ein Volk teilnimmt am gemeinen Wohle; wenn es sich darüber

zu verständigen sucht, was sich begibt; wenn es durch Taten und Aufopferungen sich wert gemacht, in den öffentlichen Angelegenheiten Stimme und Einfluß zu gewinnen; dann verlangt es nach solchen Blättern, die, was in allen Gemütern treibt und drängt, zur öffentlichen Erörterung bringen; die es verstehen, im Herzen der Nation zu lesen; die unerschrocken ihre Ansprüche zu verteidigen wissen; und die dabei, was die Menge dunkel und bewußtlos in sich fühlt, ihr selbst klar zu machen und deutlich ausgesprochen ihr wiederzugeben verstehen ... Auch die Regierungen sollen das erkennen, keine falsche Angst soll sie antreiben, daß sie in diese heilsame Geisterbewegung im Innern ihrer Völker störend eingreifen; keine ängstlich furchtsame Zensur soll den allgemeinen Umlauf der Ideen hindern ... Keine Regierung wird bei den Teutschen, die soviel halten auf den freien geistigen Verkehr, sich gründlicher verhaßt machen können, als jene, die es etwa versuchen wollte, dem freimütigen Wahrheitssinne in diesen Zeiten Banden zu bereiten, und im Reiche der Gedanken die vertriebene Sperre und die gesprengten Mautlinien anzulegen.

... Es ist einmal so die Stimmung aller Geister, daß jeder Zwang sie hart versehrt und empört; eher noch lassen sie sich eine verletzende Tat gefallen, als daß sie das Reich des Gedankens irgendeiner Beschränkung unterwürfen. Darum sollen die Zeitungen ihr Recht sich nehmen, und die Regierungen und jene, die zu Aufsehern gesetzt sind, sollen es nicht verwehren. Die ganze Regierungskunst besteht einzig darin, die Zeichen der Zeit zu verstehen, und zu handeln, wie sie gebieten.

Blücher an Gneisenau

nach seiner Rückkehr aus England.

Pyrmont, 20. Juli 1814.

mein innigst verehrter Freünd

Lebendig bin ich auß Engeland gekommen, aber doch mührb und matt, beschreiben kann ich daß nicht, wie man mit mich umgegangen, aber man kan nicht größere beweise von wollwollen und gütte erhallten. Der Regent grüßt

ihnen HErtzlich, er wahr wahrlich traurig daß sie nicht mit gekommen, alles was Preußen ist und heißt ist in Engelandt angesehn und willkommen, der König hat die größten Beweise von VerEhrung empfangen aber ich habe ihm auch niemahls so heitter wie in Engelandt gesehen. mein Freund Stuard der zum lord ernannt wurde, hat mich nicht einen Tag verlaßen, was daß Trinken in Engelandt betrifft, so hatt ich große angst, aber man forcirte mich nicht, und ich hatte gleich Declarirt daß ich kein andern wein wie Bordou trinke und dabei bin ich auch geblieben. so hallte ich es mit die HErn auß, es thut mich leid daß wir uns nicht sehen, ich bin immer da angekomn, wo sie weg gereist wahren. über morgen früh gehe ich grade nach Berlin der König hat geäußert, daß er wünsche ich mögte bei sein einzug da seyn, den 24sten will ich in Potzdam sein, ich habe wider meine meynung und trotz allem widerspruch Fürst werden müssen, weill der Statz Kantzler sagte es müße um der nation geschehn. Aber bester Gneisenau wo sehn wihr uns denn nur komen sie doch nach Berlin, ach ich habe ihnen so vill zu sagen, ich bedarff so sehr ihren Raht, glauben sie mich die Canallierien dauern noch immer Fohrt, man Fürcht uns aber liben tuht man uns nicht, mag auch nicht daß man mich libt, die gantze umgebung bis auf einige wenige taugt nicht, alles übrige Freünd behallde ich mich vor wenn wir uns sprechen, gott geb nuhr ballde. Leben sie woll und vergessen nicht den sie von HErtzen lieben und Ehrenden Blücher.

Blücher klagt bei Gneisenau über ungerechte Behandlung.

Sommer 1814.

Meine gantze Hoffnung ist uf ihnen Libster Freünd gerichtet, daß sie Frantz [Blüchers Sohn] wider zu sich bringen, er ist im höchsten Grade Hipochonder, und hat sein gantz Houmor verlohren, ich Fürchte vor ihm. Der König ist gegen meinen Sohn sehr ungerecht, nicht gerne will ich mich mit den Monarchen Brouliren, aber zwingt er mich so werde ich ihm auch schreiben, daß ich mein Sohn und unser nahme keine krenkung verdienen.

Der Einzug der Garden in Berlin
Ende Juli 1814.

von der Marwitz erzählt: Der König reiste im Juni mit dem Kaiser von Rußland und mit den Ministern nach England und verbrachte dort einen ganzen Monat mit Festen und Lustreisen. Dann nahm er den Vorwand, das wieder erworbene Neufchâtel zu sehen, um noch einmal nach Paris zu gehen und ganz Frankreich zu durchreisen, wo er vom Pöbel insultiert wurde. Ende Juli kam er nach Potsdam. Die Stadt Berlin hatte einen festlichen Empfang bereitet, Siegessäulen errichtet, Waffentrophäen aufgestellt usw., aus Freude über seine glückliche Rückkehr, aber nicht bloß deswegen, sondern auch als ein Siegesdenkmal für die Nation und das Heer und als eine Herzenserhebung zu Gott in diesem großen Moment. Er ward wütend, es mußte vieles abgerissen und alles verdorben werden; und so hielt er mit seinen Garden einen militärischen Einzug, durch leere Straßen, und ohne daß eine einzige Freudenstimme laut geworden wäre. So war es ihm recht, und er gab seine Zufriedenheit zu erkennen. Vierzehn Tage vorher hatte ich an der Spitze der Berliner Landwehr, und noch früher die freiwilligen Jäger ihren Einzug gehalten, wo alle Straßen wogten, alle Fenster voll waren, die Blumenkränze flogen und das Jubelgeschrei die Luft erfüllte. Am meisten war ich mit meinen Lebusern in Frankfurt geehrt worden.

(von der Marwitz, Nachrichten aus meinem Leben.)

Der Freiherr von Stein an seine Frau.
Paris, 10. August 1814.

Hier bin ich in Paris, seit gestern, dem Jahrestage meiner Ankunft in Dresden — welche Ereignisse seitdem, welcher Abgrund von Unglück, aus dem wir gerettet sind . . . Zu welchem Grade von Glück, von Unabhängigkeit, von Ruhe sind wir gekommen, — wir wagen endlich, uns dem Genuß der Gefühle hinzugeben, welche diese Lage einflößt, und im Frieden in den Schoß unserer Familie zurückzukehren, das Los derer, aus denen sie besteht, gegen das Unglück gesichert.

welches ihnen Zerstörung drohte. Nur wenn ich das Gefühl, das sich über mein ganzes Dasein verbreitet, mit dem des Drucks und des Leidens vergleiche, das neun Jahre mich ergriffen hatte, — nur diese Vergleichung setzt mich instand, den ganzen Umfang meines jetzigen Glücks, die Größe meines vorigen Leidens zu würdigen.

Der Tyrann hat geendigt wie ein Feigling. So lange es nur darauf ankam, das Blut der anderen zu vergießen, war er damit verschwenderisch, aber er wagt nicht zu sterben, um wenigstens mutig zu enden; er nimmt ein Gnadengehalt an, er kehrt in das Nichts zurück, er unterhandelt, um sein Leben zu behalten und ein schimpfliches Dasein zu verlängern; man versichert, daß er seine Tage zubringt mit Weinen, mit Seufzen; welches Ungeheuer und welche Verächtlichkeit! Ouwaroff [russischer General] schrieb mir neulich, es gebe in Bonapartes Geschichte ein Gemisch von Seltsamkeit und Größe, von Tamerlan und Gilblas; aber es gibt einen dritten Bestandteil in der entsetzlichen, mißgestalteten Verbindung, welche seinen Charakter bildet, das ist Gemeinheit; sie zeigte sich in seiner Flucht von der Armee in Rußland, in seiner Behandlung derer, so er verfolgt und niedergedrückt hatte, in seinem Umgang, in seinen Reden, und gegenwärtig in seinem Betragen im Unglück — sie geht bis zur Niederträchtigkeit, zur Furcht für sein Leben — zur Feigheit . . . Napoleon hat am 9. gejagt. Er denkt nur an seine gewöhnlichen Genüsse. Derselbe Mangel an Geisteserhebung, der ihm die Flucht aus Rußland eingab, indem er sein Heer allen Greueln des Hungers und der Kälte überließ, macht ihm jetzt ein schamvolles Dasein erträglich. — Die Erzherzogin kehrt zu ihrem Vater zurück, Jérôme geht nach Stuttgart, Joseph nach der Schweiz, so ist alles dieses Lumpengesindel zu Boden!

Gneisenau an Ernst Moritz Arndt.

Eilsen, 28. Aug. 1814.

Gerne würde ich mit nach Wien gehen, wenn ich hoffen dürfte, daß meine Stimme gehört würde. Aber ich würde dort

so wenig durchdringen, als es in Paris geschehen ist. Ich würde von den fremden und selbst von den eigenen Diplomaten nicht gehört werden ... Wer sollte sich noch um Deutschlands Wohl bekümmern, auf dessen abermalige Unterjochung die in Frankreich, mit wenigen Ausnahmen, immer noch herrschende Aristokratie der Verbrechen noch nicht verzichtet hat ...

Die Notwendigkeit, Preußen bald, sogleich eine Konstitution zu geben, habe ich schrift- und mündlich dargetan und dazu angetrieben. Sogar Motive, die nur der Staatskunst angehören, gebieten dies. Es gibt kein festes Band, um die Einwohner der zu erwerbenden Länder an unsere älteren zu knüpfen als eine gute Konstitution. Überdies müssen wir dadurch die Meinung in Deutschland für uns gewinnen. So etwas erwirbt uns den Primat über die Geister. Der dreifache Primat der Waffen, der Konstitution, der Wissenschaften ist es allein, der uns aufrecht zwischen den mächtigen Nachbarn erhalten kann. Von einem Montgelas, einem König von Württemberg und den anderen rheinbündischen Regierungen darf man liberale Einrichtungen nicht erwarten; sie sind feindselig gegen uns gesinnt; wir müssen ihnen daher die Herzen ihrer meist neuen Untertanen dadurch abwendig machen, daß wir den unsrigen eine gute Verfassung und würdige Gesetze geben.

Der Wiener Kongreß.

Am 18. September 1814 trat der Wiener Kongreß zusammen. Es wurden zwei Ausschüsse eingesetzt: der eine für die deutschen, der andere für die europäischen Angelegenheiten. Der erste Ausschuß wurde gebildet von Österreich, Preußen, Hannover, Bayern und Württemberg. Dem zweiten gehörten die fünf europäischen Großmächte an: Österreich, England, Rußland, Preußen, Frankreich. Von den Verhandlungen über die Verteilung der zurückeroberten Gebiete Europas sollte Frankreich ausgeschlossen sein. Aber Talleyrand, der Bevollmächtigte Ludwigs XVIII., drängte sich, zum Schaden der Festlandmächte, auch in diese Verhandlungen ein. Die wichtigste Angelegenheit des Kongresses war die Entschädigung Preußens und Rußlands. England und Österreich hatten

sich ihren Anteil schon gesichert (Österreich in Italien). Preußen wollte das ganze Königreich Sachsen, Rußland das Herzogtum Warschau, dem der Zar auch das bis zum Jahre 1806 bei Preußen gewesene Weichselland mit Thorn hinzufügen wollte. Demnach stand das Schicksal Sachsens und Polens im Vordergrunde der Verhandlungen des Kongresses. Der Zar Alexander hatte den Krieg gegen Napoleon zwar vorgeblich um der Befreiung Europas willen bis zur Eroberung von Paris durchgeführt, in Wahrheit aber war er von der geschickt verborgenen Absicht auf Vergrößerung seiner Macht durch Wiederherstellung des polnischen Reiches unter russischer Herrschaft geleitet. Preußen war durch seine polnischen Besitzungen eine halbslawische Macht. Es war in Verbindung mit Metternich zuerst gegen Alexanders Pläne mehr insgeheim als offen aufgetreten. König Friedrich Wilhelm III. aber gab schließlich in der polnischen Sache nach, um die Freundschaft und das Bündnis mit dem Zaren nicht zu verlieren. Hingegen bestand Preußen auf der Einverleibung des ganzen Königreichs Sachsen in die preußische Monarchie. Österreich war gegen die polnischen Pläne Rußlands wie gegen die sächsischen Preußens, und überhaupt gegen die Wiederherstellung der preußischen Großmacht. Die „pamphletistische Mordbrennerei" der Feinde Preußens hetzte die öffentliche Meinung gegen den Staat auf, der eben jetzt vor allen die Freiheit Europas erfochten hatte. Selbst England ließ sich so gegen Preußen einnehmen, daß Lord Cathlereagh ein Kriegsbündnis zwischen England, Österreich, Frankreich und den früheren Rheinbundstaaten gegen Preußen und Rußland beantragte; am 3. Januar 1815 wurde dieser Bündnisvertrag unterzeichnet. All dies Unheil war wesentlich dadurch verschuldet, daß man Frankreich an den Beratungen teilnehmen ließ. Talleyrand, der französische Vertreter, hatte sich zwischen die vier Hauptmächte einzudrängen gewußt, er war der letzte Urheber der gefährlichen Spannung unter den europäischen Mächten. Schließlich lenkte England dennoch ein, und auch Österreich war einer Teilung Sachsens nicht mehr entgegen. Die polnische Sache wurde vorwiegend im Sinne Rußlands entschieden. Preußen erhielt die nördliche Hälfte von Sachsen; die südliche mit Leipzig wurde dem König Friedrich August wieder zurückgegeben.

Die meisten deutschen Mittel- und Kleinstaaten blieben bestehen. Hannover wurde durch die Engländer stark vergrößert und spaltete nach wie vor die preußische Monarchie in zwei Hälften. Auch Bayern ging verstärkt aus dem Kongreß hervor. Der Schacher um die „Seelen", die dem einen oder dem anderen Souverän zufallen sollten, offenbarte die ganze Gesunkenheit des deutschen Fürstenstandes. Vom deutschen Volke war nie und nirgends die Rede. Schon seit dem Oktober 1814 verhandelte der Fünferausschuß, bestehend aus Österreich, Preußen, Bayern, Württemberg und Hannover über eine deutsche Verfassung. Einheit und Freiheit war die Losung der deutschen Patrioten im Lande. Laut wurde ein Kaiser und ein Reich gefordert. Waren auch die auf Einheit gerichteten heißen Wünsche der Besten des Volkes im einzelnen unklar — unzweideutig lag es aber vor Augen, daß diese Gelegenheit, das deutsche Volk in einem Einheits-

staat zusammenzufassen, nicht versäumt werden dürfe. Auf dem Kongreß arbeitete vor allen der Freiherr vom Stein für die nationale Einigung; er dachte sich das fest geschlossene Deutschland unter einem Kaiser aus dem Hause Habsburg. Kaiser Franz lehnte aber die Erneuerung des alten Reiches ab, auch Preußen und die Mittelstaaten waren dagegen. Es war kein Wille da, darum fand sich auch kein Weg. Monatelang gerieten die Verhandlungen ins Stocken. Die frivole Lustigkeit des ancien régime erschöpften Zeit und Kraft der in Wien versammelten internationalen Gesellschaft. Sie führte das Satyrspiel nach der Tragödie auf.

Blücher an den General Rüchel

über den ersten Pariser Frieden und den Wiener Kongreß.

General von Rüchel, bei Jena am 14. Oktober 1806 geschlagen und schwer verwundet, stand seitdem in der Ungnade des Königs.

Schon längst würde ich das güttige Schreiben von 15. des v. J. beantwohrtet haben, wenn ich nicht hoffte etwaß wichtiges zu erfahren und ihnen mittheilen zu können, aber ich habe darauf vergebens gewahrtet und so ist den der glohrreiche Friede und unsre Briliante belohnung vor die uf Opfferungen und anstrengung die die nation, so bider dahrgebracht mit einmahl in der Zeittung erschienen; sie konnen wohl denken welche sensation es hier gemagt zu mahl um das gericht verdaulig zu machen, eine sauce darüber gegossen, die kein menschen Schmecken will, den wenn der Friede guht ist sagen die leute muß er so herausgestrichen werden, eine guhte Sache spricht vor sich selbst und den sollen diejenigen die darüber traurig sind von ihre allten brüder getrennt zu werden, doch bedenken, welche vortheile uns durch die neue zu theilung erwacksen.

Würden 300.000 Pohlen und so viehl Saxen, die uns hassen, daß leisten waß unsre allten, nie von uns getrennten brüder so bereitwillig dahr brachten; o ihr Politiqer ihr Seid Schlechte Menschenkenner, der guhte wiener Congreß gleicht einem Jahrmargt in einer kleinen stadt, wo ein jeder sein vih hintreibt es zu verkaufen oder zu vertauschen, wihr haben einen tüchtigen Bollen hingebracht und einen Schebiegen ocksen eingetauscht, sagen die Berliner.

ich führ mein theil habe gleich meinen entschluß genommen und meinen abschid gefordert, erwahrte jeden Tag die antwohrt und gehe den vor immer nach Schlesien, will

Berlin und den Hof nicht wiedersehn, es ist unerhört wie man uns militairs behandelt, nach England hette man mich nicht genommen, wen der Regent nicht expreß darum geschrieben und nach Wien nahm der König den Policeiminister mit. Der Herr von Knesebeck ist die einzige militair Person die zu allen zugezogen wird und dieser mensch ist derjenige der in Frankreich darauf bestandt, daß wihr nach den Rein zurück marschiren, und da Frieden Schlissen sollten und wen ichs nicht bei kaiser alexander durchsetzte, so sahen wir Pariß nicht...

kurtz mein verEhrter in den Herren von Knesebeck haben wihr uns beide geihrt, ich würde ihm indessen alles gern vergeben, daß er aber fähig wahr alle wollthaten, so er in ihrem hausse Empfangen zu vergessen, daß mag er sich selbst vergeben.

wen der monarch Retourniren wird weis noch kein Mensch, wen ich meinen abschied habe werde ich ihm auch nicht hir erwahrten.

mein armer Frantz leidet noch imer, seine graußame Bleßuren, und die benspihloße ungerechtigkeit gegen ihm haben den ahrmen Kehrll eine gemütskrankheit zu gezogen...

Blücher in der Loge „Zu den drei Weltkugeln"

in Berlin am 21. August 1814.

Blücher entzückte die Teilnehmer durch eine längere Ansprache. In derselben wies er zunächst auf die Männer hin, die ihm vorgearbeitet und geholfen, und deren Verdienst er sich nicht anmaßen dürfe; darauf feierte er seinen Waffengefährten Gneisenau und endlich seinen treuen Freund Scharnhorst, der dem Vaterland zu früh entrissen sei. „Bist du gegenwärtig, Geist meines Freundes, mein Scharnhorst", so schloß er begeistert seine ergreifende Ansprache, „dann sei du selber Zeuge, daß ich ohne dich nichts würde vollbracht haben." (Nach Blasendorff, Blücher.)

Blücher über seine Fürstenwürde

an den Staatskanzler Hardenberg.

Breslau, 22. September 1814.

Ich muß mich in Ew. Excellenz Gedegtniß zu rück Rufen,

da ich nicht nach Wien kommen kann, ich bin hier in Schlesien um mich einen ruhe Punkt zu suchen, wie es noch außfallen wird, weiß ich nicht, versprochen ist vill und wider meinen willen habe ich Fürst werden müssen, wen ich aber daß hehr der hungrigen Fürsten complettiren soll, so nehme ich in alle öffentlige Blätter von dieser würde abschied.

Aus dem Tagebuch des Erzherzogs Johann.

22. September 1814.

O, könnte ich allen, was ich fühle, einhauchen; lange würde dann Europa Ruhe haben; jetzt heißt es vergessen, keine Habsucht, kein Ehrgeiz; die Menschheit hat ja grausam gelitten; es ist Zeit ihr wohlzutun.

25. Oktober 1814.

Der Kongreß in Wien war ein Mißgriff; man lernt uns und unser Inneres kennen, und mit diesem sinkt das Vertrauen, weil unsre Schwächen oft so grell sind . . .

Deutschland! Deutschland! Wann wird es das werden, was es sein soll?...

Nichts als Visiten und Gegenvisiten, Essen, Feuerwerk, Beleuchtung. Überhaupt habe ich seit 8—10 Tagen nichts gethan; das ist ein Leben!

22. Oktober 1814.

Ich sprach mit Talleyrand, welch interessanter Mann! Ein wurmstichiges Herz, aber ein trefflicher Kopf.

Aus Talleyrands Instruktion für den Wiener Kongreß.

Von Talleyrand selbst verfaßt.

In Italien muß man Österreich verhindern, eine Oberherrschaft auszuüben . . .; in Deutschland gilt dies von Preußen. Der topographische Bau seiner Monarchie macht für Preußen aus dem Ehrgeiz eine Art Notwendigkeit. Sein Vorteil ist sein Recht . . . Es hat sich . . den Rahmen für eine ungeheure Monarchie geschaffen, indem es da und dort zerstreute Gebiete erwarb, die es zu vereinigen strebt, indem

es einverleibt was zwischen ihnen liegt ... Die Verbündeten, sagt man, haben die Verpflichtung übernommen, Preußen in den Machtbestand wieder einzusetzen, den es vor seinem Sturz besessen hat, d. h. mit 10 Millionen Einwohnern. Wenn man Preußen machen ließe, so hätte es bald 20 Millionen Einwohner und würde sich ganz Deutschland unterwerfen. Folglich muß man seinem Ehrgeiz Zügel anlegen, indem man erstens seinen Besitzstand in Deutschland möglichst einschränkt und zweitens seinen Einfluß durch die Organisation der Bundesverfassung lahm legt. — Die Mittel, um Preußen so dünnleibig wie möglich zu machen, sind: Erhaltung der kleinen deutschen Staaten und Vergrößerung der mittleren.

Was den Deutschen not tut.

Die Zeit, worin wir leben, hat uns Deutschen zugemutet, politische Menschen zu werden. Es hat schwerer Jahre bedurft, daß wir aus dem dämmernden Traum einer Gleichgültigkeit geweckt würden, die dem deutschen Namen fast den Untergang drohte. Gottlob, uns ist wieder ein Vaterland gezeigt worden, ein Ziel, worauf alle Deutsche als Volk schauen, wofür sie streben und arbeiten sollen. Immer aber gilt noch mit Recht die Klage, daß wir nicht politisch genug sind. Damit wir dies immer mehr werden, dafür muß jeder redliche Deutsche denken und streben und auf seine Weise den Kampf durchkämpfen helfen, der nicht allein auf Schlachtfeldern entschieden werden kann.

(Arndt im „Wächter". Köln.)

Alexander I. zu Talleyrand.

(Anfang Oktober 1814.)

Eher Krieg als Verzicht auf das was ich besetzt halte.

Der bayrische Minister Montgelas und die deutsche Einheit.

Der Freiherr von Stein erzählt unterm 5. Oktober 1814: Der undeutsche Montgelas äußerte sich gegen den preußischen Minister in München, wie es genug zu sein scheine, in Deutsch-

land die Fürsten einzeln, unverbunden, wie in Italien nebeneinander bestehen zu lassen und, wenn ja eine Verfassung, sei sie nur als Bund gegen die Fremden, nicht in das Innere der Länder eingreifend, zu bilden.

(Tagebuch des Freiherrn vom Stein während des Wiener Kongresses.)

Friedrich von Gentz über den Wiener Kongreß.

An den Fürsten Caradja, Hospodar der Walachei.

Es müßte ein Wunder geschehen fast ebenso groß wie das, wodurch man die Macht Napoleons zum Sturze brachte, um zu bewirken, daß daraus ein Zustand vollständiger und dauerhafter Ruhe in Europa hervorgehe. Er wird uns nicht unmittelbar zum Kriege führen; denn alle Welt fürchtet einen solchen in diesem Augenblicke, und niemand möchte in den Augen der Welt für den Anstifter desselben gelten; er wird aber, wie ich es schon früher gesagt, einen Zustand der Dinge anbahnen, der schlimmer ist als offener Krieg, einen Zustand gegenseitiger Unzufriedenheit, unterdrückten Hasses, dumpfer Aufregung, feindseliger Projekte, die, zwar für jetzt vertagt, sich bei der ersten günstigen Gelegenheit Luft machen werden; einen Zustand, wobei keine der Großmächte den Mut haben wird, aufrichtig zu entwaffnen und jedermann sich sozusagen am Vorabende eines allgemeinen Ausbruches glauben und fühlen wird. Ich kann mich täuschen, indem ich dieses traurige Zukunftsbild entwerfe; unvorhergesehene Zwischenfälle können eine so trübe Aussicht entweder ganz ändern oder wenigstens mildern; allein dies ist gegenwärtig meine Anschauungsweise, und wenn sie irrig sein sollte, kann ich nur mir selbst die Schuld geben, denn sicherlich besitzen wenig Personen so viele Anhaltspunkte wie ich, um die Menschen, die Beziehungen und die Ereignisse ihrer Zeit zu beurteilen. Ich wage es nicht zu sagen, und niemand kann es zur Stunde genau sagen, welches Ergebnis dieser schlecht entworfene, schlecht berechnete und schlecht vorbereitete Kongreß haben wird, den ich als eins der schlimmsten Projekte unserer ereignisreichen Zeit betrachte; mit Gewißheit glaube ich jedoch behaupten zu können, daß er keinen der

Vorteile bringen wird, die Europa von dieser Versammlung zu erwarten die Gutmütigkeit hatte.

Talleyrand über die deutschen Einheitsbestrebungen.

In Deutschland sind überall revolutionäre Gärungsstoffe verbreitet; der Jakobinismus herrscht hier nicht in den mittleren und unteren Klassen wie bei uns in Frankreich. Diejenigen, welche durch die Auflösung des Reichs und die Rheinbundakte vom Range der Dynasten zur Klasse der Untertanen herabgestiegen sind, ertragen mit Ungeduld die Herrschaft derjenigen, die ihresgleichen .. waren; sie trachten, eine Ordnung umzustürzen, die ihren Stolz empört, und alle Regierungen Deutschlands durch eine einzige einheitliche zu ersetzen. Mit ihnen im Bunde sind die Männer der Universitäten, die von ihren Theorien erfüllte Jugend und diejenigen, welche der Kleinstaaterei Deutschlands die Leiden zuschreiben, welche sich von jeher über dieses Land ergossen haben. Die Einheit des deutschen Vaterlandes ist ihr Geschrei, ihr Glaube, ihre bis zum Fanatismus erhitzte Religion, und dieser Fanatismus hat selbst einige der jetzt regierenden Fürsten ergriffen. Diese Einheit aber, von der Frankreich nichts zu fürchten hätte, wenn es das linke Rheinufer und Belgien besäße, würde jetzt die bedenklichsten Folgen für uns haben.

(Talleyrand am 14. Oktober 1814 an König Ludwig XVIII.)

Talleyrand auf dem Wiener Kongreß.

Nach den Berichten des [russischen Gesandten] Herrn von Alopeus in Berlin soll der König von Sachsen eine bedeutende Summe Geldes an Talleyrand haben auszahlen lassen.

(Tagebuch des Freiherrn v. Stein während des Wiener Kongresses.)

Gentz an den Fürsten Caradja,
Hospodar der Walachei.
Wien, 11. Oktober 1814.

Man erblickte wohl noch nie ein solches Gemisch von Genüssen, Herrlichkeiten und ernsten Beschäftigungen, und jemand, der nicht wüßte, was hier vorgeht, würde keine Ahnung

davon haben, wenn er den täglichen Lauf der Ereignisse sieht, daß das Schicksal der Welt für eine lange Reihe von Jahren von den Ergebnissen des Wiener Kongresses abhängt.

Bayern und Württemberg gegen die deutsche Einheit.

Stein erzählt unterm 9. und 20. Oktober 1814: Nach den Äußerungen des Kronprinzen von Württemberg ist der feste Entschluß des Königs von Württemberg, gemeinschaftlich mit Bayern sich jeder Verbindung in Deutschland zu widersetzen und nur in ein Bündnis für den Fall des Krieges einzulassen. — —

In der Konferenz [des deutschen Ausschusses] überreichte B[ayern] und W[ürttemberg] seine Erklärung über den Plan. Sie wollen keine Fürstenbank, keine Stände, keine Garantie im Innern durch den Bund, Ausdehnung der Rechte des Kreisoberst[en].

(Tagebuch des Freiherrn v. Stein während des Wiener Kongresses.)

Hardenberg an Gneisenau.

Wien, 14. Oktober 1814.

. . ich teile ganz Ihren Abscheu gegen den bocksfüßigen Talleyrand.

Wien, 12. November 1814.

. . Hier geht's den Schneckengang.

Wien, 18. November 1814.

Herrschsucht und Tücke im Gewande der Menschenfreundlichkeit und edler liberaler Gesinnungen, Vorurteil, Schwäche und politische Furchtsamkeit, Leidenschaft und beschränkte Ansicht der Dinge, Despotismus und Egoismus — das sind die Übel, mit denen wir ringen.

Vom deutschen Partikularismus.

Der „Rheinische Merkur" schreibt am 21. Oktober 1814:

Es gibt eine Partei unter den Teutschen, die durchaus nicht teutsch sein wollen, sie mögen, daß man Bayern, Sachsen, Preußen, Österreicher sie nenne, aber den Teutschen lehnen

sie ab, gröblich, höfisch, witzelnd jeder nach seiner Natur. Rot, gelb, grün, blau wollen sie sein, nur das lichte Weiß kennen sie nicht; das ist ihnen Metaphysik, Ideologie, oder wie sonst die Franzosen genannt, was ihnen unbequem von oben in die Eingeweide geschienen. Die wilden Pferde haben den Instinkt, wenn ein Wolf sie bedroht, daß sie im Kreise sich zueinander sammeln, die Köpfe in der Mitte beisammen, die Hufe alle rundum nur zum Feinde gekehrt; wir aber, wir kehren die tausend Köpfe nach außen, und zerschlagen uns untereinander tapfer die Beine.

Jeder macht sich ein geschnitztes Bild zum Abgott, den er anbetet, aber den einigen Gott mögen sie nicht; und so geschieht es, daß wie in Ägypten in einem Lande das Tier als unheilig aufgefressen wird, das im andern auf dem Altare die höchste Verehrung erhält . . . Wäre die Torheit nach hundert Jahren gekommen, es möchte hingehen, die Geschichte ist einmal für den Menschen verloren; aber in dieser selben Zeit, wo wir kaum dem Verderben entronnen, in das uns diese Lehre gestürzt, doch schon wieder sie bekennen zu hören, zeugt von einer Verstocktheit, die über den Begriff geht. Wer durch das Fegfeuer dieser Zeit gegangen, und noch also unverbesserlich ist, der muß zur tiefen Hölle hinab, von wo kein Entkommen ist.

Alexander I. mit Metternich verfeindet.

Stein erzählt unterm 24. Oktober 1814: Der Kaiser Alexander äußerte ohne alle Rücksicht gegen viele Weiber der hiesigen Gesellschaft seine Abneigung gegen Metternich, sein[en] Vorsatz, Polen wieder herzustellen. Der alten Fürstin Metternich sagte er: „Ich verachte jeden Mann, der keine Uniform trägt"; einer andern Dame sagte er: „Sie dürfen keine Beziehungen zu einem Schreiber haben." Die Herzogin von Sagan bewog er, mit Fürst Metternich ihre Verbindung gänzlich zu brechen.

(Tagebuch des Freiherrn v. Stein während des Wiener Kongresses.)

Die polnische Frage.

Stein erzählt unterm 7. November 1814: Durch diese

polnische Angelegenheit ist der Geschäftsgang auf dem Kongreß zerrüttet und gelähmt und der Same der Eifersucht zwischen den Mächten ausgestreut worden, der seine verderblichen Folgen auf alle Verhältnisse verbreitet, besonders zwischen Österreich, Preußen und Rußland eine Kälte verursacht, die ein nachdrückliches Eingreifen in die deutschen Verhältnisse verhindert und Bayern und Württemberg gestattet, ihre selbstsüchten Absichten zu befördern.

(Tagebuch des Freiherrn vom Stein während des Wiener Kongresses.)

Österreichische Kriegsdrohung.

Stein erzählt: Kaiser Franz sprach laut von Krieg, sagte dem ritterschaftlichen Deputierten Zobel-Degenfeld: „Der König von Sachsen muß sein Land wieder haben, sonst schieße ich, und auf die Völker von Deutschland kann ich zählen." Zobel antwortete: „Ja, wenn Ihre Majestät sich selbst an die Spitze setzen." „Jetzt", erwiderte der Kaiser, „kann ich über Deutschland nichts sagen."

Die Österreicher zogen unterdessen in Böhmen eine Armee zusammen; sie sollte von Wrede befehligt werden, der mit seinen Bayern dazu stoßen würde. Eine Armee soll sich bei Tetschen aufstellen und eine Armee von Franzosen soll vom Rhein her an die Elbe vorgehn.

Es sollte also Deutschland von neuem einem bürgerlichen und französischen Krieg preisgegeben werden wegen des Interesses eines Anhängers von Napoleon, und über die Frage, ob es besser sei, ihn auf das linke Rheinufer zu versetzen oder Sachsen zu zerreißen und ihm dort ein Fragment anzuweisen. Welche Verblendung! (Steins Tagebuch.)

Serenissimus während des Befreiungskampfes.

Rheinischer Merkur 1814 Nr. 154 vom 26. November.

Zar Alexander war Gast des Königs Friedrich I. von Württemberg.

Schon sind oben an der bayrischen Grenze [Württembergs] an zehntausend Untertanen auf ihre Kosten beschäftigt, die Wälder auszutreiben wochenlang, und Hirsche und Schweine

lebendig zu fangen, und mit ihren Pferden und Ochsen und Wagen auf Gemeindekosten diese Tiere lebendig in die Anlagen auf der sogenannten Solitude bei Stuttgart, an denen wieder 3—4000 Untertanen mit ihrem Viehe fronen, zu liefern, wo sie im Angesichte des Retters und Befreiers Alexander totgeschossen und gestochen werden sollen. 1200 Hirsche und Schweine sollen auf diese Weise allein schon in der Gegend von Heidenheim lebendig eingefangen sein, und dieser Tage ist von den Gemeinden des dortigen Oberamtes Klage an die Regierung eingekommen, daß sie acht Tage lang 2700 Pferde auf ihre Kosten hatten zur Verfügung des Forstamts bereit stellen müssen, ohne daß solche im mindesten gebraucht worden, und wie man sie darauf unverrichteter Sache wieder heimgesendet. Von Calw und der Umgegend sind so viel Tannenreiser zur Dekoration des Jagdreviers requiriert, daß über 800 Pferde in Bewegung sein müssen, sie fortzuschaffen. Die Wälder leiden viel darunter, doch ist das mit den Leiden der Untertanen nicht zu vergleichen; denn keine Witwe und Waise weint den Tannenbäumen nach, wohl aber dem armen Bauer, den die wütende Sau oder der tobende Hirsch beim lebendigen Einfangen getötet hat. Man schlägt die Kosten zu einer halben Million Gulden an. Es ist unmöglich, den Jammer zu schildern, den schon die Ankündigung dieses Festes in allen Herzen hervorgebracht hat.

August von Kotzebue für die Freiheit der Rede. Flugschrift 1814.

Wenn die Untertanen handeln sollen, so müssen sie auch reden dürfen. Wenn sie den Teufel hassen sollen, so muß man ihnen auch sagen dürfen, daß er hassenswürdig ist. Fordert man hingegen noch immer einen gewissen Respekt von ihnen vor dem schwarzen Souverän [Napoleon], so wissen sie am Ende sich gar nicht in die Sache zu finden und werden mißmutig und denken: was haben wir denn davon, daß wir alles mit Freuden opfern, wenn wir nicht einmal nach langen Leiden uns Luft machen dürfen? — Ist es in diesem Falle sogar verboten, das leider nur Allzuwahre zu schildern

und auszustellen, wie wird es uns künftig ergehen, wenn wir etwa bei Gelegenheit über Unbill zu klagen hätten? — Einem alten treuen Bedienten erlaubt man ja wohl ein Wort mitzusprechen, aber das treue Volk soll immer nur schweigen? — immer nur fechten? immer nur geben? und nie mitreden? Das ist eine sehr engherzige oder sehr zweideutige Politik.

Gentz an den Fürsten Caradja,
Hospodar der Walachei.
Wien, 9. Dezember 1814.

Die Souveräne unterhalten sich in Wien so gut sie können. Ein geistreicher alter Mann (der Fürst von Ligne) sagte: „Le congrès danse mais il ne marche pas.“ „Geht der Kongreß nicht vorwärts, so tanzt er wenigstens.“ Eine durch ihre böse Zunge bekannte Dame der Gesellschaft machte dazu die treffende Bemerkung: „Wenn er nur nicht am Ende springt!“

Gneisenau an Clausewitz
über weibliche Einflüsse auf dem Wiener Kongreß
Berlin, 12. Dezember 1814.

Übrigens ist das dortige gesellschaftliche Treiben des hohen Zwecks unwürdig, wegen dessen man sich versammelt hat. So wie bei dem Beitritt Österreichs zur Koalition wohltätig, so wirken hier entzweiend die H — und es sind darüber hier die ärgerlichsten Anekdoten im Umlauf... Man wird an der Vorsehung irre, wenn man sieht, welcher Mittel und Personen sie sich bedient, um die Welt zu verwirren, zu versöhnen und zu retten.

Kaiser Franz I. über die sächsische Frage.

Stein erzählt: Die Absicht des Kaisers Franz bei der Abfindung des Königs von Sachsen mit seinem alten Lande ergab sich am deutlichsten aus seiner Unterredung mit dem Herzog von Weimar. Dieser äußerte, er halte die Teilung von Sachsen für nachteilig in administrativer Hinsicht und weil die Gärung in den Gemütern erhalten werde. „Das

ist schon recht," antwortete er, „dann kommen die beiden Teile um so eher wieder zusammen." Er will also im Land seines Bundesgenossen einen Samen der Zwietracht und der Gärung unterhalten, um ihm das blutig Errungene wieder zu entreißen.

(Tagebuch des Freiherrn v. Stein während des Wiener Kongresses.)

Die Wiener Hölle.

Dezember 1814.

Karl von Nostitz erzählt: Täglich häufen sich die Forderungen, wie immer mehr und mehr böse Geister aufsteigen, sobald ein Zauberer die Hölle beschwört und das Lösungswort vergessen hat. Wer verlangt und nichts erhält, ist unzufrieden und hetzt. Sogar die von Napoleon Dotierten haben ihren Abgesandten, und die Marschälle fordern frech ihre Güter in Deutschland zurück.

(Aus Karl von Nostitz' Leben und Briefwechsel.)

Karl von Nostitz über den Wiener Kongreß.

Dezember 1814.

Was das innere Getriebe des Kongresses, seinen diplomatischen Hergang betrifft, so hat er noch kein einziges bedeutendes Resultat gegeben, und es ringen im Verborgenen feindselige Geister mit den Dolchen der Intrige unter den Samt- und Purpurmänteln gegeneinander. Die Politik erscheint auch hier wieder einseitig und kleinlich gewinnsüchtig, teils aus dem Grunde bösen Willens, oft auch aus jenem von Verschiedenheit der Ansichten unter den hier zusammengetretenen Unterhändlern. Dadurch werden sie ränkevoll und mißtrauisch, und es verlieren die fürstlichen Zuschauer immer mehr und mehr die Lust, sich auf dem Felde der Diplomatie zu vereinigen, wo bald diesem, bald jenem die Kabale Rechte angreift, welche auf einem anderen Felde die offene Gewalt nicht würde untergehen lassen. Darum scheint die Anwesenheit der Fürsten nichts Gutes zu bewirken, und wird sie nicht noch durch einen schnellen und unvorhergesehenen Wechsel so heilbringend und segensreich wie das Sonnenlicht, so haben zu

keinem guten Zweck die Fürsten sich gesehen und gehen mit Verdruß und Widerwillen gegeneinander, mit Abneigung und Verachtung gegen die Minister auseinander, um sich des Giftes bei der nächsten Veranlassung zu entladen.

(Aus Karl von Nostitz' Leben und Briefwechsel.)

Der Freiherr vom Stein über Friedrich Gentz.

Freiherr vom Stein in seinem Tagebuch unterm 13. Dezember 1814.

Er [der Zar Alexander I] frug mich nach Gentz; ich sagte ihm, er sei ein Mensch von vertrocknetem Gehirn und verfaultem Herzen.

Die Rheinbundstaaten betreiben den Krieg gegen Rußland und Preußen.

Stein erzählt: Unterdessen suchten die Franzosen und Bayern die Gemüter zu erbittern. Wrede forderte den König von Württemberg auf zur Allianz gegen Rußland und Preußen. Die Köpfe der Wiener wurden immer erhitzter und ausgesprochner zum Krieg.

(Tagebuch Steins während des Wiener Kongresses.)

Die Verbindung der sächsischen mit der polnischen Frage.

Stein erzählt: In einer Konferenz den 19. Dezember mit dem Staatskanzler, Czartoryski und mir las der erstere eine rechtliche Ausführung über die sächsische Angelegenheit vor; er äußerte sich zugleich äußerst empfindlich über die Treulosigkeit Metternichs und daß man sich nun gänzlich müsse in die Hände von Rußland werfen und eine Gelegenheit zum Krieg abwarten.

Diese ganze sächsische Angelegenheit war sehr verschoben. Sie war nunmehr mit der polnischen Frage verbunden.

(Tagebuch Steins während des Wiener Kongresses.)

Abreise des Königs von Württemberg vom Wiener Kongreß. — Tänzerinnen.

Karl von Nostitz erzählt: Den 27. Dezember 1814 ist der K. v. W. abgereist und hat Tausende von Dukaten an Küche,

Stall und Keller geschenkt; auch die Dosen sind reich von außen und meistens voll von innen. „Le plus gueux est le plus généreux", sagt das Wort. Tun es die anderen Fürsten nur halb nach, so endigt der Kongreß wie die großen Spielpartien, wo zuletzt die Dienerschaft allein (das Kartengeld) gewinnt. Dazu gehören denn auch wohl die französischen Tänzer und Tänzerinnen, unter denen Demoiselle Bigottini als Nina und Demoiselle Aimé die vorzüglichsten waren. Sie sind nun fort; erstere hat 40000 Gulden Wiener Währung mitgenommen und ein Kind, zu dem sich Franz Palfy bekennt, der dem Balg 100000 Gulden W. W., der Mutter aber 6000 Franks jährlich versichert. Wer dieses Geld nicht genug findet, der zähle die sechsunddreißig Jahr der Bigottini dazu.

(Aus Karl von Nostitz' Leben und Briefwechsel.)

Der englische Gesandte Lord Stewart und die Wiener Fiakerkutscher.

Karl von Nostitz erzählt: Der Gesandte, Lord Stewart, ist ein insolenter Engländer, der alles mit Füßen zu treten scheint. Die Fiakerkutscher, die gesündesten Kerle im Wiener Menschenspital, haben dem Herrn Lord schon das Trinkgeld gegeben. Was die Zeitungen von seiner Stärke und Kraft, seiner Herrlichkeit und Freigebigkeit auch sagen, so bleibt es doch immer wahr, daß die Kutscher tüchtig auf Seine Herrlichkeit losgedroschen und gestoßen haben.

(Aus Karl von Nostitz' Leben und Briefwechsel.)

Der Turnvater Jahn auf dem Wiener Kongreß.

Varnhagen von Ense erzählt:

Als eine neue Gestalt in dem bunten Gedränge von Wien mußte in dieser Zeit der Turnmeister Jahn auffallen, der von Berlin zum Besuch gekommen war. Auffallen mußte der berühmte Deutschtümler schon durch seinen Bart, seine langen Haare, seine altdeutsche Tracht, nicht weniger aber durch die Entschiedenheit und durch den Trotz seiner Meinungen, den rücksichtslosen baren Ausdruck seiner Rede. Bei dem Fürsten von Hardenberg zur Tafel geladen, erschien er in seiner ganzen Turndeutschheit, in gewohnter Lässigkeit

des Anzuges, der einzige in Stiefeln, und bei dem trockensten Wetter in kotigen, so daß man glauben konnte, er halte das zum Kostüm gehörig und habe sich mühsam eigens beschmiert, wie andre sich blank machen. Aber man konnte nicht leugnen, er war ein Mann auf eignen Füßen und hatte durch sein Wesen großen Einfluß. Dem Finanzminister Freiherrn von Bülow, der sich gutwillig zur Verhandlung einiger Fragen und mehr als nötig hergab, sagte er ohne Blödigkeit harte Lehren, und da er merkte, daß er durfte, einige Grobheiten. Humboldts Eifer, sich durch mich ihm vorzustellen, verleitete den Kraftmann, auch hier sein Spiel zu versuchen, das aber schlecht gelang, der überlegene Geist hielt den untergeordneten ohne Mühe in Schranken, und Jahn blieb zuletzt in einer Fassung stehen, als wisse er selbst nicht recht, ob er gefoppt worden. Nachdem er noch eine Weile in Wien sich umhergetrieben und genug erkannt hatte, daß dort kein Boden sei, auf dem er mit seinem Wesen Glück machen könne, kehrte er nach Berlin zurück, um daselbst, wo er auf seinem Platze war, das Kriegsfeuer in der Turnjugend anzuschüren.

(Varnhagen von Ense, Denkwürdigkeiten.)

Anekdote von Talleyrand.

Als man ihn fragte, wie er sich durch alle Parteien und Unruhen durchgebracht, antwortete er „j'ai toujours boité [ich habe immer gehinkt]," — er hinkt von Natur.

(Tagebuch des Erzherzogs Johann.)

Das leere Getriebe des Wiener Kongresses.

Karl von Nostitz erzählt: In der Entfernung glaubt man wohl, hier sei alles sinnig und bedeutend; jeder Tag gebe neue Beobachtungen, jeder Zirkel, jedes Gespräch neues Licht. Mit nichten; denn einmal sieht man den Wald vor lauter Bäumen nicht, und dann sind wieder Wald und Bäume fort. Der liebe Kongreß! Man weiß ja kaum, ob er angefangen hat. In Leipzig wird wenigstens jede Messe eingeläutet; auch das nicht. Wird der Kongreß aber ausgeklingelt werden? Nun das auch nicht! — Bald ist Krieg, und bald ist Frie-

den. Jetzt heißt es nun, man sei einig über die Basis der Unterhandlungen. Österreich hat schon längst über den ewig herumgeschleuderten Zankapfel von Sachsen erklärt, es willige nicht in die Absetzung von Friedrich August. England und Frankreich stimmen bei, und Talleyrand hat deshalb in den letzten Tagen des verflossenen Jahrs eine Note an den österreichischen Kaiser erlassen, worin er ihm zu dem heldenmütigen Entschlusse Glück wünscht. Diese Note gleicht einem Epos und fliegt zwischen Griechen und Römern in hohen Phrasen herum. Im Eingang heißt es: la politique est la vertu, et la vertu de la politique est la justice usw. (Politik ist Tugend, und die Tugend der Politik ist Gerechtigkeit). Kurz: die großen Resultate des großherzigen Kongresses werden nichts anderes sein als eine Seelenverkäuferei wie die der Regensburger und Augsburger Versammlung, wo durch die Mediatisierung nach dem Lüneviller Frieden die Fetzen rechts und links durcheinander verteilt wurden. Alles was geschieht, ist um nichts besser als was Napoleon auch getan, weil man sich immer in demselben Dilemma von Eigennutz, Engherzigkeit und Beschränktheit herumdreht. Schlechte, mittelmäßige Minister, die eine demoralisierende Politik handhaben und ohne Rücksicht auf die Persönlichkeit der Völker nach eigener schlechten Persönlichkeit handeln. Zu allen diesen Übeln kommt noch eine faule Scheu vor der Arbeit, und was nur unbestimmt zu lassen, das bleibt es, uneingedenk der Folgen. „Cela reste une question vide [das bleibt eine offene Frage]" ist der Kunstausdruck für solche Fälle. (Aus Karl von Nostitz' Leben und Briefwechsel.)

Die Sprengung der Koalition durch das Kriegsbündnis zwischen Frankreich, Österreich und England gegen Preußen und Rußland

am 3. Januar 1815.

Talleyrand schreibt an Ludwig XVIII. von Frankreich.

Wien, 4. Januar 1815.

... Heute, Sire, ist die Koalition aufgelöst, und sie

ist es für immer. Nicht allein ist Frankreich nicht mehr isoliert in Europa, sondern Ew. Majestät haben schon ein Bundessystem, wie man es kaum als Ergebnis der Unterhandlungen eines halben Jahrhunderts hätte erwarten dürfen. Sie sind im Einverständnis mit zwei Großmächten, mit drei Staaten zweiten Ranges und bald mit allen den Staaten, die nicht revolutionäre Grundsätze und Maximen befolgen. Sie werden in Wahrheit das Haupt und die Seele dieses Bundes sein, der die Grundsätze verteidigen soll, die Sie zuerst verkündigt haben...

Eine so große und glückliche Wendung kann nur dem Schutze der Vorsehung zugeschrieben werden, die sich durch die Zurückführung Ew. Majestät so sichtbar gezeigt hat.

Talleyrand tritt in den Ausschuß der verbündeten Mächte ein.

Der Freiherr vom Stein erzählt in seinem Tagebuch vom 12. Januar 1815: Man einigte sich über die polnischen Artikel größtenteils, und Lord Castlereagh [der Vertreter Englands] gab seine Erklärung in der verabredeten Art ab, der Fürst Metternich beitrat, so daß nunmehr Talleyrand bei der Konferenz am 11. [12.] sollte zugezogen werden.

Der bayrische Ministerpräsident Graf Montgelas in seinen Memoiren:

In der Schwäche Österreichs und Preußens lag unsere Stärke.

Stein über Metternich.

Der Freiherr von Stein schreibt in seinem Tagebuch während des Wiener Kongresses: Metternichs Frivolität zeigte sich ohnerachtet der Krisis der großen Angelegenheiten unvermindert. Er beschäftigte sich mit Anordnung der Hoffêten, Tableaux usw. bis ins kleinste Detail, sah dem Tanz seiner Tochter zu, während Castlereagh und Humboldt zu einer Konferenz auf ihn warteten, legte den Damen, die bei den Tableaux erscheinen mußten, Rot auf. Metternich hat Verstand, Gewandtheit, Liebenswürdigkeit; es fehlt ihm an Tiefe.

an Kenntnissen, an Arbeitsamkeit, an Wahrhaftigkeit. Er liebt Verwicklungen, weil sie ihn beschäftigen und es ihm an Kraft, Tiefe und Ernst fehlt zur Geschäftsbehandlung im großen und einfachen Stil. Er bringt auch oft durch seinen Leichtsinn, seine Geschäftsabneigung, seine Unwahrheit welche hervor, ohne es zu wollen. Er ist kalt und daher abgeneigt, die edleren Gefühle im Menschen anzusprechen. Daher kam es, daß dem österreichischen Heer alle Begeisterung fehlte, die allein zur Selbstaufopferung und zur Ausdauer im Unglück führt. Seine Fehler verhindern, daß er nicht den großen Einfluß, die feste Stellung gegen seinen Herrn und gegen das Publikum erlangt hat und behauptet, den er brauchen würde, um die Schwäche, das Vorurteil des ersteren unschädlich zu machen, die mannigfaltigen, geheimen Einwirkungen zu vernichten und um das letztere kräftig zu beherrschen. Er muß mit dem einen und dem andern unterhandeln und Mittelwege einschlagen, die äußerst verderblich sind. — — „Metternich ist sehr gut und wohlwollend; er ist aber faul, eitel und stolz": sagte mir seine Freundin, die Gräfin F.(lora) W.(rbna).

Der Tanz auf dem Wiener Kongreß.

Karl von Nostiz erzählt aus dem Januar 1815: Der Tanz ist langweilig und verändert wie ganz Wien. Sonst schwebte alles im Taumel des Walzers bunt durcheinander, und man erholte sich nur an Quadrillen und Ecossaisen; jetzt fast nichts als Polonaisen, die von alten Damen mit den großen Herren durch die Reihen der Zimmer abgetanzt werden.

(Aus Karl von Nostitz' Leben und Briefwechsel.)

Die Fürsten auf dem Wiener Kongreß.

Karl von Nostitz erzählt unterm 23. Januar 1815: Das Unbeachtetste in Wien sind die Fürsten, weil man so sehr an ihren Anblick gewöhnt ist.

Der Kaiser Alexander ist einfach, glänzend und vornehm zuvorkommend. Sein Hang für die Frauen spricht sich so deutlich aus, daß die russischen Damen manchmal ungehalten sind

über die Aufmerksamkeit, welche ihr Monarch den Wienerinnen bezeigt. Doch bleiben, soviel man weiß, alle Gunstbezeigungen in den Schranken des öffentlich gesellschaftlichen Lebens.

Der König von Preußen sieht immer aus wie Groll und Zorn; wenn er auch von dieser Kongreßkost sich zuweilen nährt, so täuscht das Ansehen doch gar sehr. Er ist im Gegenteil sehr empfänglich und bezeigt eine romantische Beständigkeit für Julie Zichy, die man auch für Gewöhnung auslegen möchte. Die Frau weiß, wie in Potsdam die Parade sich stellt, wie sonst und jetzt die Preußen angezogen waren usw. und regaliert dafür die courtoisierende Majestät mit Erhabenheit und Religion. Diese Gespräche dauern oft ganze Abende, im traulichen, doch scheinbar finsteren tête-à-tête.

Der König von Dänemark, hier König von Dantelmarkt genannt, läuft allenthalben herum, ist gutwillig und zuweilen verständig, nur zu gemein herablassend, immer unter der Menge verloren.

Der König von Bayern sieht aus wie ein grober, verdrießlicher, bayerischer Fuhrmann, hat aber dabei einen Anstrich von Biederkeit und Rechtlichkeit. Es ist der bürgerlichste König.

Der Kronprinz von B. sieht schlecht aus, ein fahles Haar, ein Mund ohne Zähne, eine Gestalt ohne Ausdruck... Er spricht gern, hilft sich, wo es nicht anders geht, durch Fragen, die oft ungeschickt herauskommen, breitet sich aber lieber über das beliebte Thema deutscher Gesinnung usw. aus. Doch das Deutschland der Bayern hört bei ihren Grenzmarken auf. Die Sprache des Prinzen ist schwer; noch schwerer aber sein Gehör. Seine Art ist gütig und zuvorkommend, doch nimmt sie niemand für gnädig, weil sie sich so rund und leer hingibt.

Der Großherzog von Baden, groß, dunkel, leer und gesund.

Der Herzog von Koburg ist groß und stark, doch nicht zum vorzüglichen Ruhm großer Menschen, denen man nicht mit Unrecht nur zu oft Kleinheit des Geistes vorwirft.

Es ist überhaupt eine redliche, gutartige Familie, die Koburgische, doch meist dürftig an Geist, vorzüglich der Prinz Ferdinand, jetzt österreichischer General, der ein schönes, geregeltes Gesicht hat, mit einer dünngezogenen Nase, worin alles, nur nicht Geist liegt.

Der alte Herzog von Weimar lebt so burschikos fort, wie er es immer getrieben. Die Welt gefällt ihm, und er ist ihr immer durch Lebenslust verbunden, wenn auch die Jahre seine Beweglichkeit schwächen.

Talleyrand ist unter den diplomatischen Personen die wichtigste, ob er gleich zurücktritt durch den unveränderten Standpunkt seines Landes, durch eigene, zunehmende Indolenz und vielleicht auch aus Grundsatz. Er sagt von den Fürsten: ils n'ont ni le courage de se brouiller, ni le bon sens de s'entendre — sie haben weder den Mut, miteinander zu brechen, noch den gesunden Verstand, sich zu vertragen. Wie aus einer anderen Welt, sei es auch die höllische, sieht der alte Kämpfer auf die Bahn und tut nichts, als daß er jeden einzelnen durch die Noten, die er diesem oder jenem zusendet, auf seinen Vorteil aufmerksam und durch die bloße Ansicht des Vorteils sie bockſteif und stätisch gegeneinander macht. So geschieht es denn auch, daß durch die Illiberalität der Grundsätze und über der Unbiegsamkeit der Geister man dem Kongresse kein Ende mehr absieht, und er der Schraube ohne Ende gleicht, mit der die Herren sich allgesamt schrauben. Alle die Staaten haben nach und nach eine schiefe Stellung gegeneinander bekommen. Was nun den Kongreß selbst betrifft, so wird der wohl am Ende aufhören durch irgendeinen äußeren Anlaß, der zuletzt die Verhältnisse bestimmt, wenn der Verstand ihrer nicht Herr werden kann. Der einfachste Anlaß wäre die Notwendigkeit des Auseinandergehens. Freilich bleiben dann noch zu den Einzelheiten die Minister, welche auch bis zum Sommer ihre Quartiermiete verlängert haben, und die dann gewiß einen Samen streuen werden, der zur giftigen Blüte auf dem Schlachtfelde wuchern wird. Was nur erst diplomatisch gemacht werden soll, das ist so gut wie mit Blut geschrieben, wenn Einfachheit des Willens und Übereinstim-

mung der Ideen nicht im voraus die bessere Einleitung getroffen.

Da zanken sie sich um Provinzen und übersehen den Urquell der eigenen inneren Kraft, indem sie ihn verkleben und verkleistern. Gewiß werden die Fetzen herumgeteilt werden, und dadurch ist jedermann unzufrieden, die Sachsen und die Preußen. (Aus Karl von Nostitz' Leben und Briefwechsel.)

Seelenamt für Ludwig XVI. auf dem Wiener Kongreß.

Karl von Nostitz erzählt unterm 24. Januar 1815: Unter den Zerstreuungen, die es hier gibt, gehörte auch das Seelenamt, welches man am zweiundzwanzigsten Jahrestage der Guillotinierung Ludwig XVI. hier gehalten hat. Talleyrand hatte es in der St. Stefanskirche bereiten lassen, und es war wie eine schlechte Theaterdekoration anzusehen.

(Aus Karl von Nostitz Leben und Briefwechsel.)

Lord Wellington auf dem Wiener Kongreß.

Karl von Nostitz erzählt: Wellington trat auf mit allen ersten Orden, weil er von dem Diner zu einer Soiree bei Castlereagh ging. Er ist von großer Statur, seine Haltung ist zuverlässig, einfach und fest, er trägt Kopf und Brust frei, hat eine sehr bestimmte römische Nase, eine hohe Stirne und frische, doch weder sehr glänzende, noch strahlende Augen. Er läßt die Leute ruhig sprechen und hört aufmerksam zu; seine Antworten sind kurz, sein Widerspruch artig. Es liegt in dem ganzen Wesen des Mannes mehr Ruhe als vorspringende Größe und ein Ernst, der viel Gefälliges hat. Weniger angenehm ist sein sonst gehaltener und adeliger Blick, wenn er anfängt zu sprechen; er zeigt dann einen Mund, dessen schiefstehende Zähne die Harmonie des Ganzen stören. Doch ohne Zergliederung des einzelnen ergreift einen das ganze lebendige Bild des Mannes durch den Ausdruck der Sicherheit und der Einfachheit.

(Aus Karl von Nostitz Leben und Briefwechsel.)

Stein und Wellington über die Zukunft Deutschlands.

Lord Wellington war am 3. Februar 1815 in Wien angekommen.

Stein erzählt: Meine Unterredung mit Lord Wellington begann mit seiner Äußerung, daß es nötig sei, die deutschen Angelegenheiten zu ordnen. Da Deutschland keine Einheit habe, so müsse diesen Mangel die Einigkeit zwischen Preußen und Österreich und die Beschaffenheit der öffentlichen Meinung ersetzen. Deutschland sei hauptsächlich nur durch Sprache und Sitte gebunden, es sei in sich durch Religion, selbst durch politisches Interesse geteilt. Die föderative Institution, so man beabsichtige, müsse durch beide Mächte und die öffentliche Meinung aufrecht gehalten werden. Diese habe sich deutlich ausgesprochen für die gesetzliche Verfassung.

Ich antwortete ihm: ich halte die deutsche Angelegenheit in ihrer gegenwärtigen Lage für verschoben. Sie sei dahin gebracht durch das System, so die Österreicher anfangs gehabt, Deutschland in viele Teile zerstückeln zu lassen; alsdann seien durch eine Menge teils verderblicher, teils hinderlicher Friedensschlüsse die Resultate des Rheinbundes sanktioniert worden. Gegenwärtig habe man einen Plan der Föderation gemacht, der nicht gehen könne, da fünf dirigierende und divergierende Höfe sich nach verschiednen Verhältnissen in den Einfluß teilten; es wäre vielleicht möglich, diesem Übel durch die Bestellung eines Bundesoberhauptes abzuhelfen, da eigentlich das wahre politische Interesse Preußens und Österreichs nicht in Widerspruch stehe.

Er erwiderte: die Bildung eines solchen Oberhauptes sei jetzt nicht möglich; es müsse jedoch etwas geschehn zur Erfüllung der Verabredungen, welche sämtliche Mächte wegen der deutschen Angelegenheit genommen, und zur Befriedigung der Gemüter. Alles sei gespannt, und besonders in Preußen zeige sich ein militärisch-republikanischer Geist.

Ich bemerkte, daß es allerdings nötig sei, in einem Lande, wo eine Verfassung bestanden, wo die Menschen an einen gesetzlichen Zustand gewöhnt waren, einen ähnlichen wieder

herzustellen, der Willkür ein Ende zu machen. Anarchie sei übrigens dem ganzen Wesen und Geist der Deutschen zuwider.
(Steins Tagebuch.)

Die kleinen deutschen Fürsten auf dem Wiener Kongreß.

Karl von Nostitz erzählt unterm 8. Februar 1815: Während der große Gang der Unterhandlungen sich langsam ab- und verwindet, schreien die kleinen Fürsten wie die Raben am Bach, und es ist kein Unsinn auszudenken, den ihre Noten nicht enthalten. Alle wollen haben und nicht bloß, was sie hatten, wenn man z. B. auf die Grundlage des Westfälischen Friedens wollte zurückkommen, nein, auch damit speiset man die Hungrigen nicht ab. So hatte ich mit dem vierundsechzigsten Reuß, einem jungen Menschen von viel Tiefe und praktischer Brauchbarkeit, eine Erörterung über die Entschädigung der Fürsten und über ihre zukünftigen Rechte. Er protestierte gleich gegen den Westfälischen Frieden und wollte kaum die goldene Bulle statuieren: es waren alles Eingriffe in der Fürsten Rechte. So sprechen die Klügsten; was soll man nun mit den Menschen anfangen?
(Aus Karl von Nostitz Leben und Briefwechsel.)

Der „Seelenhoffmann".

Der Berliner Buchhändler Gustav Parthey erzählt: Da die Karte von Europa, und besonders die von Deutschland neu zu entwerfen war, so brauchte man vor allem einen tüchtigen Statistiker. Als solcher leistete der Staatsrat Hoffmann aus Berlin die allerwichtigsten Dienste. Er hatte die Seelenzahl jedes deutschen Dorfes im Kopfe und war bald bei den Spezialberatungen, wo es sich um den Austausch und die Kompensation einzelner Landesteile handelte, eine unentbehrliche Person geworden. Man nannte ihn deshalb den Seelenhoffmann oder mit einem anderen Worte den Seelenverkäufer. (Parthey, Erinnerungen.)

Preußen und seine Vertreter auf dem Wiener Kongreß.

Friedrich von Gentz schreibt: Im Kongresse hat Preußen eine der ersten Rollen gespielt und sein Einfluß hat sich in

allen großen und kleinen Angelegenheiten fühlbar gemacht. Preußen verdankt diese Erfolge den glänzenden Taten seiner Armee im letzten Kriege und dem großen Rufe, welche die Ereignisse von 1813 und 1814 ihm eingetragen haben; es verdankt sie aber auch seiner politischen Haltung. Das anerkannte Verdienst und der edle Charakter des Kanzlers Hardenberg haben viel dazu beigetragen; die Haupttriebfeder lag jedoch in den Fähigkeiten, in der hohen geistigen Begabung, der anhaltenden Tätigkeit, der Geschicklichkeit, dem Scharfsinne und der Geschäftsklugheit des Freiherrn von Humboldt, der von allen Parteien als der bedeutendste Mann des Kongresses angesehen wurde.

(Gentz, Darstellung der letzten Ergebnisse des Wiener Kongresses. Brief an Caradja, Wien, 26. Juni 1815.)

Friedrich von Gentz über die Zukunft.

Wir können den Frieden für zwei Jahre haben; für länger möchte ich ihn nicht garantieren. Die beste Bürgschaft für seine Dauer und vielleicht das größte Glück für Europa ist gegenwärtig die Furcht jeder Regierung, sich in neue Ungewißheiten zu verwickeln, und, um alles mit einem Worte zu sagen, die beinahe gleiche Schwäche aller, welche die großen Staatsangelegenheiten leiten. Wenn man Zeuge der letzten Ereignisse und besonders des Wiener Kongresses war, so ist man nicht mehr darüber erstaunt, daß ein Mann von Eisen, wie Bonaparte, ganz Europa unterjochen konnte, und man würde für die Zukunft zittern, wenn heutzutage die Mittelmäßigkeit der einen nicht in ziemlich genauem Gleichgewichte mit der Mittelmäßigkeit der anderen stände.

Aus dem Tagebuche des Erzherzogs Johann.

16. Februar 1815.

Talleyrand hat sie alle konfus gemacht und das bloß durch Zweifel, Widersprüche usw., die er ihnen hineinwirft.

Blücher an Gneisenau.

17. Februar 1815.

Vertrauungsvoll zu Ew. Excellenz Freundschaft überschick ich ihn abschriftlich daßjenige was ich heute am König

einreiche. Ehre und Freüde macht es mich an den vollendeten Krieg antheill zu haben, die größte zu Frieden heit aber besteht darin, an den abgeschlossenen Frieden nicht Theill zu haben.

Dem Briefe lag das folgende Abschiedsgesuch bei:

Da nun mehr der Friede völlig abgeschlossen ist, so hoffe und wünsche ich daß E. K. M. keine Fernere Fehde zu bestehen habe. meine Jahre sind so angewachsen, daß ich mich zu eine Campagne nicht mehr tauglich halte so muß ich den schon lange gefaßten ent Schluß nuhr so lange zu dienen als mein Bewußtsein mich sagt, daß ich alle meine Obliegenheiten erfüllen kann auß führen, bitte dieser halb aller untertänigst um meine entlassung.

Der König nahm Blüchers Entlassungsgesuch, das aus dem Verdruß Blüchers über die preußische Diplomatie geboren war, nicht an.

Österreich und die deutsche Kaiserwürde.

Der Freiherr von Stein erzählt in seinem Tagebuch unterm 24. Februar 1815: Fürst Metternich hatte eine Unterredung mit Graf Solms über die Annahme der Kaiserwürde, worin er äußerte: er für seinen Teil könne dazu weder raten, noch es abraten; im nördlichen Deutschland wünschen sie die kleineren Fürsten, aber Preußen sei abgeneigt, und Österreich werde dadurch in Verwicklung mit Preußen geraten.

Den 24. gab mir Fürst Hardenberg die Humboldtsche Widerlegung meines Aufsatzes wegen der Kaiserwürde zu lesen und äußerte: er könne als preußischer Minister unmöglich in diese Vermehrung der österreichischen Macht einwilligen; diese habe ohnehin eine Tendenz, sich mit Bayern und Frankreich gegen Rußland, Preußen und England zu verbinden, seine Macht werde dadurch nur noch vermehrt; Hannover werde gleichfalls nicht einwilligen; er werde in Berlin alles gegen sich empören, wenn er einen solchen Einfluß Österreich einräume.

Die Exkaiserin Marie Luise und der Prinz Beauharnais.

Der Freiherr vom Stein schreibt in seinem Tagebuch unterm 25. Februar 1815: Der Kaiser [Alexander I.] machte sich ohne Ursache von neuem gehässig, indem er die Sache der

Kaiserin Marie Luise und Eugène Beauharnais' zu seiner eigenen mit vieler Lebhaftigkeit machte, für die erstere Parma und Piacenza forderte, für den anderen eine Souveränität in Italien: ungeachtet Kaiser Franz sich erklärt hatte, daß er auf Parma und Piacenza entsage und seiner Tochter Güter in seinen Erbstaaten geben wolle. Diese hatte an Kaiser Alexander geschrieben und seine Unterstützung erbeten. Sie ist eine flache französische Frau, die den Schein annimmt, alles Deutsche vergessen zu haben, und sich von General Neipperg die Cour machen läßt.

Der Minister Theodor von Schön über Stein.

Bis zu welcher Schärfe gelegentlich die Gegensätze unter den führenden Männern sich zuspitzten, geht aus der folgenden brieflichen Äußerung Schöns an den Burggrafen Ferdinand Alexander von Dohna hervor.

Königsberg, 8. März 1815.

Stein nennt man als den konsequentesten Mann in Wien, und dieser hat keinen Gedanken. Er bettelt allenthalben, wie er sich jetzt auch vom König von Sachsen einen Almosen hat geben lassen, den er schon vom Kaiser von Rußland erhalten hat.

Die nämliche medisante Schonungslosigkeit verrät, was Alexander Graf von Dohna an Theodor von Schön über Wilhelm von Humboldt und Friedrich Gentz schreibt:

Schlobitten, 4. März 1815.

In Wien geht es ja so miserabel wie möglich her. Humboldt spielt eine Lakaienrolle und beweiset, daß ein Mensch, der nur Verstand, Ränke und Gelehrsamkeit besitzt, ohne Charakter — doch ein . . . . . ist. Gentz und Adam Müller spielen in Wien eine große Rolle. Gentz hat Humboldt seit 25 Jahren in die Tasche gesteckt; seit ebenso langer Zeit kenne ich Gentz als mein Ideal menschlicher Bosheit, als den echtesten Mephistopheles, aber noch schlechter, als einen der talentvollsten, unterrichtetsten Menschen.

(Aus den Papieren des Ministers von Schön.)

Die Stellung des Freiherrn vom Stein auf dem Wiener Kongreß.

Aus seinem Tagebuch, Anfang März 1815:

Aus dem Halbverhältnis, in dem ich stand, konnte nur

Lebensüberdruß entstehn; ich hatte Influenz ohne durchgreifende Leitung, und Influenz auf höchst unvollkommene Menschen, die als Werkzeuge zur Erreichung großer Zwecke gebraucht werden sollten. Zerstreuung, Mangel an Tiefe der einen, Stumpfheit und Kälte des Alters der andern, Schwachsinn, Gemeinheit, Abhängigkeit von Metternich der dritten, Frivolität aller war Ursache, daß keine große, edle, wohltätige Idee im Zusammenhang und ganzen ins Leben gebracht werden konnte. Aus diesen unglücklichen Verhältnissen herauszukommen, bedurfte es nur eines kräftigen Entschlusses, und es ist ratsamer, ihn bald zu nehmen, ehe die Erbärmlichkeit des Ganzen sich entwickelt hat, sich den Leiden des Zustands zu entziehen und sich von der Verantwortlichkeit desselben loszusagen.

Bayerns Vertreter General Graf Wrede hemmt die Einigung der Mächte.

Stein erzählt in seinem Tagebuch unterm 4. April 1815: Die zwischen Preußen, Österreich, Rußland und England verabredete Territorialverteilung und Ausgleichung nahm Fürst Wrede den 4. April nicht an und behielt sich seine Erklärung vor. Die störrige und beschränkte Aufgeblasenheit dieses Mannes hat nachteilig gewirkt bei den Verhandlungen über die deutsche Verfassung, die er lähmte, bei den Mißverständnissen über Sachsen, die er vermehrte und erbitterte, endlich jetzt bei der Auseinandersetzung wegen der Länder, die er aufhält . . . Am Münchner Hof war der Geist sehr bösartig.

Die Aufgabe des Kongresses und ihre Lösung.

von der Marwitz schreibt: Der Hauptzweck hätte sein müssen: die Freiheit Teutschlands zu sichern, vornehmlich gegen Frankreich, aber nächstdem auch gegen alle anderen Nachbarn. Aber um diesen Zweck zu erreichen, mußte Preußen stark gemacht werden, einmal, weil es schon stark war und die Schwachen ihm zufallen mußten, sodann aber, weil das kräftigste Lebensprinzip sich in ihm geäußert hatte. Es kam also nur darauf an, das Verhältnis zu Österreich zu bestimmen

und einen festen Bund zwischen beiden Staaten zustande zu bringen. Dies wollten alle Preußen redlich, wie sie nach Wien gingen. Es geschah aber nicht, durch Schuld Österreichs und Englands und durch die Zwietracht, die Frankreich säte.

Kaiser Franz war eine Null, wie immer, und gehorchte Metternich. Diesem graute vor der schweren Rolle, die Österreich als Erster in Deutschland würde spielen müssen, und er hatte niedrige Eifersucht gegen Preußen, was die erste Rolle hätte spielen können, wenn Österreich nicht wollte. Er gab daher alles Teutsche auf und wendete sich ganz auf Italien, wo Österreich gehaßt wurde. Diese Richtung wird Österreich den Untergang bringen. — England sorgte für seinen Handelsvorteil, ließ sich aber durch miserable hannöversche Rücksichten irreführen. Es errichtete ein Königreich in den Niederlanden und eins in Hannover und störte so die Einheit des nördlichen Teutschlands und durchschnitt unsere Macht auf das empfindlichste. — Bayern wollte eine große Rolle spielen, war unverschämt und hatte das Glück, von Frankreich unterstützt, Österreich für sich zu gewinnen, welches die Natter nicht sah, die es in seinem Busen nährte . . . Rußland behielt Polen, wie natürlich, da es dieses Land allein erobert hatte, und bot uns mehrere Male, wie wir in der Klemme waren, seine Hilfe an, die Friedrich Wilhelm aber, der sich in Wien wieder in eine Gräfin Zichy verliebt hatte, jederzeit standhaft von sich wies.

So geschah es, daß auf diesem Kongreß statt des angegebenen großen Gesichtspunktes ein durchaus kleinlicher verfolgt wurde, der der Entschädigungen, welche man sonderbarerweise nach der Seelenzahl berechnete, also einen wahren Menschenhandel trieb, während man zugleich eifrig bemüht war, den Sklavenhandel in Afrika abzuschaffen. Diesem miserablen Gesichtspunkte zufolge zankte man sich erst viele Monate darüber, ob Sachsen an Preußen fallen sollte oder nicht, und äußerte viele Teilnahme gegen dessen schändlichen, in Berlin gefangenen König, nächst dem von Bayern dem größten Verräter am teutschen Vaterlande; nachher, wie man über Sachsens Teilung einig war, wies man Preußen einen

Landstrich am Niederrhein an, den es nie behaupten konnte, weil man dessen Vormauern, die Maasfestungen neben Luxemburg und Mainz an andere begünstigte Schwache verschenkte. Der König ließ sich alles gefallen, und Jüngling Hardenberg, statt sich die Augen aus dem Kopf zu schämen, prahlte in den Berliner Zeitungen über die großen Vorteile, die er erlangt hätte! Da er doch nie hätte zufrieden sein dürfen, ehe er nicht die Oberherrschaft über alle Länder nördlich des Erzgebirges, des Fichtelgebirges, des Mains und der Ardennen, wo nicht bis Dünkirchen, doch wenigstens bis an die Maas erlangt hätte!

Nachdem dieses geschehen war, geriet Österreich mit Bayern aneinander, weil dieses, welches schon dadurch übermäßig belohnt war, daß man ihm allen von Napoleon zugewendeten Raub ließ, noch die unverschämtesten Ansprüche machte. Es wollte wegen seiner 1814 gemachten Anstrengungen vergrößert sein. Zugleich zerfiel Österreich mit Murat, König von Neapel, dem es einfältigerweise 1814, wie an Bayern, die größten Versprechungen gemacht hatte, — ungeachtet seine Verräterei klar war, — und die es jetzt nicht halten wollte.

Wie es so weit war, sendete der Himmel Hilfe. Bonaparte benutzte die Mittel, die man ihm großmütigerweise geschenkt hatte, verließ Elba, landete in Frankreich, reiste nach Paris und vertrieb dadurch die Bourbons von dem Thron.

(von der Marwitz, Nachrichten aus meinem Leben.)

Die hundert Tage.

Die erlauchten Herren Europas waren am 5. März 1815 gerade am Hof des Kaisers Franz um lebende Bilder versammelt oder ruhten von einem Hoffeste aus, als die Nachricht eintraf: Aufbruch Napoleons aus Elba. Der Kaiser von Elba hatte von seinem Souveränitätsrecht Gebrauch gemacht und stand im Begriff, sich persönlich wieder mit Frankreich zu verbinden. Schlecht überwacht, von allen Vorgängen in Frankreich und in Wien durch seine Horcher unterrichtet, auch davon, daß man seine Wegschaffung aus Europa erwog, hatte Napoleon Elba verlassen und war am 1. März 1815 in Cannes an der französischen Südküste

gelandet. Schon durch sein Erscheinen fegte er die Bourbonen vom Thron. Die Armee, die von den neuen Herren geringschätzig behandelt und unter das Kommando aufgeblasener Neulinge gestellt war, fiel dem Sieger in hundert Schlachten jubelnd zu. Die alten Soldaten warfen sich ihm zu Füßen und umklammerten seine Knie. Der Marschall Ney war dem Kaiser mit einem Heer entgegengerückt. Ney wußte selbst nicht, welche Gewalt dieser Mann über ihn hatte. Er brach seinen Eid und stellte sich unter den Befehl seines alten Kriegsherrn. Am 12. März ritt Napoleon in Lyon ein. Am selben Tage beschlossen die versammelten Vertreter in Wien die Achtserklärung gegen den Störenfried. Sie war ein Werk Talleyrands und wurde am 13. März veröffentlicht. Im Triumph zog Napoleon indessen der Hauptstadt zu. In Fontainebleau grüßten ihn 10000 verabschiedete Offiziere, und am 20. März zog er, umrauscht von dem Jubel der Hauptstadt, in die Tuilerien ein. — Wiederum trieb die Not die Mächte zusammen. Sie erneuerten ihren alten Bündnisvertrag von Chaumont (13. März 1814), der sie verpflichtete, sich mit allen Kräften gegen Frankreich beizustehen.

Napoleon gab Versicherungen des Friedens. Aber seine Worte fanden keinen Glauben. Es blieb keine Wahl: noch einmal mußte das Schwert entscheiden. Napoleon hatte zwar einen Teil des Heeres, aber nicht mehr die Nation hinter sich. Darum suchte er sie durch eine freiheitliche Verfassung, durch Einberufung von Kammern für sich zu gewinnen. Diese Maßregeln erforderten aber zu viel Zeit. Nur ein in kürzester Frist errungener Sieg konnte die inneren Gegner des Kaisers einschüchtern, und die Stimmung des Volkes in entschlossenen Widerstand gegen die Koalition umwandeln. Der Kriegsplan der Verbündeten war so weitschichtig angelegt, auch waren sie zum Teil so weit entfernt, daß weder Österreicher noch Russen zum Schlagen kamen. Die verbündeten Truppen, außer Blücher, standen erst am Rhein, als Napoleon sich am 12. Juni auf den Kriegsschauplatz in Belgien begab. In Wien blieb der Kongreß beisammen. Die Verbündeten stellten im ganzen ein Heer von 850000 Mann auf; Napoleon hatte an der Nordgrenze Frankreichs nur 160000 Mann stehen. Er stürzte sich auf den ihm zunächst stehenden Feind: auf das unter Wellington in den Niederlanden stehende Heer von Engländern, Hannoveranern und Niederländern, und auf Blüchers Armee, die aus den neuen preußischen Rheinlanden schon frühzeitig auf niederländisches Gebiet gerückt war. Blücher und Wellington verfügten miteinander über 235000 Mann.

Der Kongreß erfährt Napoleons Verschwinden von Elba.

Metternich erzählt in seinen nachgelassenen Papieren: Eine Konferenz zwischen den Bevollmächtigten der fünf Mächte hatte sich in meiner Wohnung in der Nacht vom 6. auf den 7. März bis nach 3 Uhr früh erstreckt. Da die Kabi-

nette zu Wien vereint waren, so hatte ich meinem Kammerdiener den Befehl erteilt, wenn Kuriere spät abends ankämen, mich nicht im Schlafe zu stören. Ungeachtet dieses Befehls brachte mir derselbe gegen 6 Uhr früh eine mittels Estafette eingelangte, als dringend bezeichnete Depesche. Als ich auf dem Kuvert die Worte „vom k. k. Generalkonsulate in Genua" las und kaum zwei Stunden im Bette war, legte ich die Depesche uneröffnet auf den nebenstehenden Nachttisch und überließ mich wieder der Ruhe. Einmal gestört, wollte der Schlaf sich nicht wiederfinden. Gegen $7\frac{1}{2}$ Uhr morgens entschloß ich mich, die Schrift zu erbrechen. Sie enthielt in sechs Zeilen die Anzeige: der englische Kommissar Campbell sei soeben erschienen, um sich zu erkundigen, ob sich Napoleon zu Genua habe blicken lassen, denn von der Insel Elba sei er verschwunden.

Erzherzog Johann von Österreich stellt in seinem Tagebuch die Begebenheit so dar: Es war am 5. März, als alle bei dem Kongreß Anwesenden bei Hofe versammelt waren, um einer Vorstellung von Tableaux beizuwohnen, daß Kaiser Alexander die Nachricht erhielt und mitteilte: Abfahrt Napoleons von Elba ... Metternich machte einen Spaß daraus; mich ärgerte dies.

Gentz über das Wiedererscheinen Napoleons.

Wien, 7. März 1815.

Was mich betrifft, so betrachte ich das ganze Abenteuer als einen von der Verzweiflung eingegebenen Narrenstreich, und welche Richtung er auch einschlagen mochte, so habe ich das sichere Vorgefühl, daß seine Laufbahn damit zu Ende geht und seine letzte Stunde bald schlagen wird.

Markgraf Wilhelm von Baden über die Wirkung vom Wiedererscheinen Napoleons.

Ich hatte die beste Gelegenheit, zu beobachten, wie der elektrische Schlag auf die verschiedenen Physiognomien wirkte. Alles steckte die Köpfe zusammen, sprach von nichts als von dem großen Ereignis des Tages und frug sich in fieberischer Unruhe, wohin Napoleon wohl gegangen. Ich hörte mehrere Generale und Diplomaten laut äußern, diesmal müsse man mit dem wortbrüchigen Despoten ohne Gnad und Barmherzig-

keit verfahren, worauf ihnen der in der Nähe stehende König von Preußen mit der ihm eigenen Seelenruhe sagte: „Erst müssen wir ihn haben, meine Herren!"

(Denkwürdigkeiten des Markgrafen Wilhelm von Baden.)

Napoleons Zug von Elba nach Paris

vom 1.—20. März 1815.

Reiche erzählt: Im ersten Augenblick fand man Napoleons Unternehmen tollkühn und abenteuerlich. Wie er aber dennoch Fortschritte machte, und seine Macht mit jedem Tage wuchs, wurden die Stimmen immer kleinlauter und besorglicher, wovon die damaligen französischen Tagesblätter einen deutlichen, dabei komischen Gradmesser abgaben. Sie lauteten:

„Der Unhold ist aus seiner Verbannung entronnen; er ist von Elba entwischt.

Der korsische Werwolf ist bei Luz-Juan ans Land gestiegen.

Der Tiger hat sich zu Gap gezeigt. Truppen sind auf allen Seiten gegen ihn in Bewegung. Er endete damit, als elender Abenteurer in den Gebirgen umherzuirren; entrinnen kann er nicht.

Das Ungeheuer ist wirklich, man weiß nicht, durch welche Verräterei, nach Grenoble entkommen.

Der Tyrann hat in Lyon verweilt; Entsetzen lähmte alles bei seinem Anblicke.

Der Usurpator hat es gewagt, sich der Hauptstadt bis auf 60 Stunden zu nähern.

Bonaparte nähert sich mit starken Schritten, aber niemals wird er bis Paris gelangen.

Napoleon wird morgen unter den Mauern von Paris sein.

Der Kaiser ist in Fontainebleau."

Am 20. März, also am zwanzigsten Tage nach seiner Landung und nach Zurücklegung einer Wegstrecke von über 100 Meilen, langte Napoleon in Paris an.

Der Marschall Ney, der ihm von Ludwig XVIII. mit einer ansehnlichen Truppenmasse entgegengeschickt war, ihn aufzuhalten, und der sich verbindlich gemacht hatte, ihn in einem

eisernen Käfig nach Paris zu bringen, war noch nicht bis Besançon, dem Hauptorte der von ihm kommandierten sechsten Militärdivision gekommen, als er bei der bedenklichen Stimmung seiner Truppen jeden Widerstand vergeblich hielt und sich selbst Napoleon in die Arme warf.

(von Reiche, Memoiren.)

Der Verrat des Marschall Ney.

Der Freiherr vom Stein schreibt in seinem Tagebuch im März 1815: Die Niederträchtigkeit Neys war ohne Grenzen. Er küßte dem König mit Inbrunst die Hand, vergoß Tränen, ließ sich von ihm 500000 Francs bezahlen, um seine Schulden zu tilgen, da er für ihn jetzt in den Tod gehe, und sagte: Je vous amènerai le tigre muselé. [Ich werde Ihnen den Tiger mit dem Maulkorb bringen.] Wie er dieses Napoleon erzählte, setzte er lachend hinzu: J'ai intérieurement bien ri du gros cochon. [Wie habe ich innerlich über das dicke Schwein gelacht!]

Napoleon und die französische Nation

Der Freiherr vom Stein schreibt in seinem Tagebuch am Anfang des März 1815: Die Umwälzung in Frankreich ist eine Folge der tiefen Verderbnis der Nation, die, von Rachsucht und Raubsucht geleitet, die Herrschaft eines Tyrannen der milden und gesetzlichen Regierung eines verständigen, frommen Königs vorzog, jenen überall mit Frohlocken aufnahm und sich freudig zum Eroberungs- und Plünderungskrieg vorbereitete. Sie vergaß den geistigen und physischen Druck, unter dem sie gelebt hatte, die Willkür, die über ihr Leben und Eigentum schaltete, die Vernichtung des Handels, die Vergeudung des Lebens ihrer Kinder, und wünschte nur von neuem über die benachbarten Völker herzufallen und sie zu berauben und zu unterdrücken. Das Signal zu einem neuen Kampf ist also gegeben, Gott wird die Waffen der Verbündeten segnen und das verderbte Volk züchtigen für seine Verbrechen. Die französische Gesandtschaft, die hier so manches verwirrte und verderbte, die bayerische, die die Flamme des Krieges anzublasen suchte, mußten nun die Hilfe Preußens

und Rußlands nachsuchen, von denen sie das erstere zu vernichten, das letztere Europa verdächtig zu machen suchten. Sie behauptet, die Revolution sei allein ein Werk der Zusammenverschwörung des Heers, die der größtenteils gutgesinnten Nation einen verhängten [verkappten] Tyrannen aufdrängt.

Das französische Volk ist meuterisch, aufrührerisch, wie es seine Geschichte lehrt. Dieser Zug ist eine Folge seines Leichtsinns, seiner Beweglichkeit, seines Dünkels, seiner Habsucht: Laster, die durch Religiosität und Sittlichkeit nicht mehr gebändigt sind.

Der Freiherr vom Stein und die Ächtung Napoleons.

Stein schreibt in seinem Tagebuch vom 14. März 1815: Den 14. [März] erschien die Ächtung Napoleons, die ich bereits den 8. zu erlassen dringend empfohlen hatte. Ein sonderbarer Wechsel der Dinge. Er, der mich am 15. Dezember 1808 ächtete, wird gegenwärtig in einen ähnlichen und weit schlimmeren Rechtszustand durch einen Beschluß der großen, europäischen Mächte gesetzt.

Napoleons Einzug in Paris
am 20. März 1815.

Der „Rheinische Merkur" schreibt am 28. März 1815:

Aus Paris vom 21. März.

Napoleon ist gestern hier angelangt und mit ganz unglaublichem Jubel empfangen worden. Die Bourbons haben ihr Spiel dadurch auch bei der Masse der Nation verloren, daß sie sich als eine Kolonie von Fremden in Frankreich ansahen und in ihren engern Zirkeln nur Emigranten und Engländer zuließen. Die Zeitungen der letzten vierzehn Tage logen noch unverschämter als alles, was vorher in dem Fache geschehen war. Der Ausgang schien in Paris niemand zweifelhaft, nur fürchteten die Pariser, da sie über die Nähe der Armee Napoleons in Ungewißheit waren, von seiten der Garden des Königs und der daselbst gewonnenen Truppen einigen Widerstand. Allein es ist in diesem ganzen Kriege kein Flintenschuß geschehen. Die Königlichen wurden auf

dem ganzen Wege vom Volke weggejagt, wenn Napoleons Vorposten noch 30—40 Stunden entfernt waren. Seine Truppen haben den König auf seiner Flucht eingeholt, ihn und sein Gefolge von 60 Wagen aber fahren lassen und nur die sogenannte maison du roi, ihre schöne Artillerie, sodann das aus den Tuilerien mitgenommene Silberwerk ihm abgenommen. Heute ist der feierliche Einzug der Garden. Übrigens ist heute bereits alles, als wenn die kaiserliche Regierung nie aufgehört hätte. Jede Spur der Königlichen ist verlöscht. Die Soldaten nannten Napoleon le père de la violette, weil er im Frühjahr wiederkommen würde. Deshalb war gestern hier alt und jung mit Veilchen geschmückt.

Der Freiherr vom Stein an den Zaren Alexander I.

März 1815.

Der König [von Preußen] ist kalt; er hat nur halbe Entschlüsse; er hat kein Vertrauen zu sich und keines zu seinem Volk; er glaubt, daß Rußland ihn in den Abgrund zieht, daß in kurzer Zeit die französischen Armeen an der Weichsel stehen werden. (Nach Lehmann, Scharnhorst.)

Das deutsche Volk beim Wiederaufflammen des Kriegs.

März 1815.

von der Marwitz erzählt: Von Wien her erscholl also wieder die Kriegstrommete, und da zeigte sich wieder recht lebhaft, wie hoch unser Volk steht über seiner Regierung. Trotz des unverantwortlichen Betragens dieser letzteren war kein Vorwurf, kein Unmut zu hören, und alles lief augenblicklich wieder zu den Waffen, beinahe wie vor zwei Jahren.
(von der Marwitz, Nachrichten aus meinem Leben.)

Mit welchen Gedanken der märkische Edelmann von der Marwitz wieder in den Krieg zog.

März 1815.

Zum viertenmal verlasse ich jetzt Haus und Hof und ziehe in den Krieg. Hätte ich von Anfang an Friedersdorf [sein Stammgut] verpachtet gelassen und mich weder um Staats-

noch Kriegsangelegenheiten bekümmert, sondern kaufmännisch mit dem jedesmaligen Ertrag hausgehalten, so würde ich jetzt mehr als 70000 Taler an barem Vermögen besitzen. Davon bin ich jetzt weit entfernt! Aber ich danke doch Gott, daß es nicht so ist; denn wenn ich diese vierzehn Jahr lang so im Knausern hätte leben können, da möchte ich ein allerliebster Kerl geworden sein! Da möchten Kopf und Herz gut aussehen!

Ich habe gelebt und werde leben für das Wohl des Vaterlandes, für das Rechte und Wahre und für die sichere Gründung meines Stammes und seines Besitzes. — Ich wünsche, daß meine Frau jetzt einen Sohn zur Welt bringe, und daß dieser immer das Irdische dem Ewigen nachsetzen möge, daß meine Töchter tüchtige und ehrbare Gesinnungen in andere Geschlechter fortpflanzen mögen; daß mein Vaterland dauernd hochstehen möge über dem schlechteren Ausland; und, wenn ich dann in diesem Kriege falle, so wird mir der Übergang nicht schwer werden, da mir der Himmel bevölkerter ist als die Erde. [Viele Angehörige waren ihm im Tode vorausgegangen.] (von der Marwitz, Nachrichten aus meinem Leben.)

Ancien régime im Jahre 1815.

Der französische Marschall Macdonald erzählt: Der Ernst der Ereignisse [nach der Wiederkehr Napoleons aus Elba] zeitigte auch komische Momente: Kurz bevor wir uns mit Sr. Majestät, Ludwig XVIII., zu der geheimen Beratung zurückgezogen hatten, war der im Laufe des Nachmittags [in Gent] eingetroffene Prinz Condé empfangen worden. Er ahnte wohl kaum die schweren Gedanken, die uns alle bewegten. Harmlos und in frömmelndem Tone fragte er auf einmal: „Werden Eure Majestät morgen am Gründonnerstag die Zeremonie der Fußwaschung vornehmen?“ Der Augenblick war wirklich gut gewählt. Nur die Rücksicht auf das hohe Alter des Prinzen und die Anwesenheit des Königs ließ das helle Auflachen bemeistern, welches bei dieser Frage in allen Anwesenden aufstieg.

(Memoiren des Marschalls Macdonald.)

Gneisenau an Justus von Gruner

über die Berliner gute Gesellschaft.

Aachen, 10. April 1815.

In Berlin besteht die sogenannte gute Gesellschaft in der Mehrzahl aus solchen, die Frankreich ehemals anhingen, und diese führen jetzt das große Wort. Uns andere rechnet man unter die Jakobiner und Revolutionäre; als solche, sagen sie, hatten sie uns lange schon erkannt und darum unseren Plänen entgegengearbeitet. Wir haben uns darüber belustiget, aber nicht geärgert. Wie könnte man der Verleumdung entgehen, wenn man irgend etwas Ungewöhnliches ist oder tut?

Blücher an seine Frau.

Koblenz, 16. April 1815.

Da bin ich nun den Rhein Passiert, sitze an sein uffer blicke zu rück in die vergangenheit und denke in der zu kunft, recht waß tröstlichs will mich nicht einleuchten, mein unglücklicher Frantz steht mich bestendig vor augen und ich habe den 13ten des nachts im Fahren eine erscheinung gehabt, die niemand als ich und Wilhelm [Blüchers Jäger] gesehen, da Brunneck und nostiz [Blüchers Adjutanten] schliffen, an diesen augenblick kann ich mich nicht des gedankens erwehren, daß Frantz todt ist ... morgen gehe ich nach Lüttich, wo ich mein Hauptquartier finde, noch sind keine Feindsehligkeiten vorgefallen, lange dürften sie wohl nicht mehr außbleiben ... indessen häuft sich eine große Masse von Menschen und die länder werden wider verhehrt und verzehrt werden, hir steht alles in der schönsten blüthe und das wetter ist unvergleichlig, ich werde aller ohrten mit jubell uf genommen und die Truppen freuen sich mich wider zu sehn, wehre ich kummerfrey so könnte ich mich glücklich preißen aber ich genieße keinen froen augenblick ...

Blücher an die Belling-Husaren.

Im Jahre 1760 war Blücher als schwedischer Cornet von den Bellinghusaren gefangen genommen worden und sogleich ins preußische Heer übergetreten.

Daß allte brawe Regiment wider zu sehen und ihnen mein liber Arnim [Major Ferdinand von Arnim] an der spitze magt mich ville freud, Empfehlen sie mich daß gantze Corps Officir, und grüßen sie den gantzen hauffen HErtzlich von mich, ballde sehn wihr uns mit unsre gegner in der nehe, u sie sollen erfahren daß wihr uns nicht verendert haben...

König Friedrich I. von Württemberg an seinen Gesandten in St. Petersburg.

Stuttgart, 24. April 1815.

Das verblüffende Ereignis, das Europa von neuem in Wirrsale stürzt, ist die Frucht des systemlosen, leichtsinnigen Treibens und der Unfähigkeit derjenigen Leute, welchen der Himmel in seinem Zorn die Herrschaft und das Verfügungsrecht über alle Staaten Europas zugewiesen hat. Von dem Augenblick an, da ich den Aufbruch Napoleons von der Insel Elba erfuhr, habe ich den Sturz der Bourbonen und die Wiedererhöhung Napoleons vorhergesehen. Das blöde Wesen oer ersteren ließ aber ihre Beseitigung als sicher annehmen, auch wenn Napoleon nicht erschienen wäre ... Wenn man unheilbaren Fehlern abhelfen könnte durch schönklingende Erklärungen und diplomatisches Geschwätze, dann könnten die Federn eines Talleyrand, eines Metternich und Gentz denjenigen wieder in das Nichts zurückwerfen, den man als le petit nain jaune [der kleine gelbe Zwerg, auch Figur im Kartenspiel] zu bezeichnen wagte und als einen Menschen, der seinem Henker nicht entgehen wird ... Aber bis jetzt hat man für gut befunden, ihn zu ächten und als Verbrecher zu erklären. Nichtsdestoweniger befindet er sich an der Spitze von 25 Millionen Menschen in aller Ruhe in Paris, wo freilich kein einziger Mensch ihn liebt, wo aber doch, wie auch im übrigen Frankreich, alle ihm folgen werden, namentlich, wenn, wie es den Anschein hat, eine rote Mütze auf seinem Haupt die Krone, die er noch trägt, ersetzen wird.

Görres über die deutschen Anhänger Napoleons.

Napoleon hatte nach seiner Rückkehr von Elba eine freie Verfassung gegeben und den Frieden proklamiert.

Wähne niemand, der Betrug sei allzu plump und offenbar, er werde nirgends Glauben finden; der kennt schlecht die Welt, der meint, daß es eine so grobe Betörung gebe, die nicht irgendwo Eingang finde . . .

Selbst in unserer Mitte wird er nicht ohne Anhang bleiben. Mit einer geheimen Schwerkraft sind alle unreinen Geister an ihn gekettet; sie trauerten und gingen in der Irre und hatten keine Haltung und keine Einheit, als er ferne war, nun er zurückgekommen, sind sie in Freude aufgegangen; aus allen Schlupfwinkeln und Löchern kriechen sie zusammen und suchen sich wieder zu einen und zu verbinden. Wem irgendeine Schlechtigkeit mißlungen, eine Schelmerei umgeschlagen, der hofft auf ihn und wünscht ihn zurück; denn sein System ist das Element aller Nichtswürdigkeit gewesen, und er war der weitgebietende Kaiser aller Bosheit und Niedertracht auf Erden. (Rheinischer Merkur, 9. April 1815.)

Die bayrische Regierung über die „teutsche Tracht".

Aschaffenburg, 2. Mai 1815.

Im Namen Sr. Maj. des Königs von Bayern.

Da vorgekommen, daß Kleider von ungewöhnlichem Schnitte oder besondere Abzeichen, z. B. Kreuze von Metall auf Mützen [das Landwehrkreuz] usw., getragen werden, derlei Auszeichnung an und für sich polizeiwidrig sind, besonders aber unter den gegenwärtigen Verhältnissen leicht zu Störungen der gesellschaftlichen Ordnung Anlaß geben könnten: so haben S. Kgl. Maj. unt. 24. v. M. zu befehlen geruht, daß nicht nur Allerh. Ihre sämtlichen Untertanen gegen das Tragen derlei ungewöhnlicher Kleidungsstücke oder sonstiger besondern Abzeichen auf Kleidern, Hüten, Mützen usw. allen Ernstes gewarnt, sondern auch überhaupt in den Königl. Staaten nicht geduldet werden soll . . .

Der Aufruhr der sächsischen Truppen zu Lüttich

am 2. Mai 1815.

Reiche erzählt: Hinsichtlich der unter den sächsischen Truppen bemerkbar gewordenen Stimmung faßte die Besorgnis

Raum, als könnten diese Truppen am Tage einer Schlacht, einen kritischen Moment wahrnehmend, sich dem Feinde anschließen. Diese Besorgnis schien um so begründeter, als die eigenen Offiziere ihrer Truppen nicht mehr ganz Herr waren und eine Spaltung unter ihnen obwaltete. Unter diesen Umständen wurden diejenigen Truppenteile, die zu derartigen Besorgnissen den meisten Anlaß gegeben hatten, weiter rückwärts verlegt.

Die Aufregung unter einem Teile der sächsischen Truppen kam am 2. Mai auch wirklich zum Ausbruch, als der vielleicht verfrühte Befehl unseres Königs aus Wien, die Truppen nach Maßgabe der auf dem Wiener Kongreß beschlossenen Teilung des Königreichs Sachsen voneinander zu sondern, nach Lüttich gelangt war und dort bei der Leibgarde und der Grenadiergarde in Vollzug gesetzt werden sollte. Es brach unter den Soldaten, die sich der Teilung mit Gewalt widersetzen wollten, ein förmlicher Aufruhr aus, und in wilder Masse wälzten sie sich auf Blüchers Wohnung zu. Die eigenen Offiziere konnten den Strom nicht aufhalten, sie hatten das Vertrauen ihrer Untergebenen verloren und die Bande des Gehorsams waren zerrissen. Die um Blücher versammelten preußischen Offiziere stürzten der vordringenden Masse mit gezogenem Säbel entgegen und suchten die Gefahr, die Blücher drohte, abzuwenden. Der General Müffling, der eben keine Ehrentitel an die Aufrührer richtete, hätte bald Tätlichkeiten erfahren. Unter diesen Umständen drang Blüchers Umgebung in ihn, auf seine persönliche Sicherheit Bedacht zu nehmen, bis er endlich nachgab und sich einen Ausweg durch den Garten hinter seinem Hause öffnete. Glücklicherweise gelang es, Blüchers Wohnung gegen das Eindringen der erhitzten Menge zu schützen und dadurch ein Unglück und eine schreckliche Tat abzuwenden. Die sächsische Wache unter einem Hauptmann Geibler hatte das große Verdienst, zur Herstellung der Ruhe durch ihr kräftiges Einschreiten das meiste beigetragen zu haben, wofür dem Offizier und seiner Mannschaft der größte Dank gebührt.

Daß ein solcher Vorfall wie dieser Aufruhr nicht un-

gestraft bleiben konnte und in dem Augenblicke des ausbrechenden Krieges nach aller Strenge gebüßt werden mußte, versteht sich von selbst und ließ sich von Blüchers eisernem Charakter wohl erwarten. Er verfügte, daß die aufrührerischen Bataillone entwaffnet, die entehrte Fahne des Gardebataillons vor der Front desselben verbrannt, die Rädelsführer erschossen, und wenn diese nicht ausgeliefert würden, dieses Los jeden zehnten Mann treffen solle, die übrigen aber als Gefangene nach Magdeburg abgeführt werden sollten. Ausgenommen hiervon war die unter dem Hauptmann Geibler befindlich gewesene Wache und alle diejenigen Mannschaften, die anderweit kommandiert und nicht gegenwärtig gewesen waren. General Borstell wurde befehligt, das ausgesprochene Strafurteil in Vollzug setzen zu lassen. Derselbe fand das Urteil zu hart und suchte beim Fürsten Blücher eine Milderung desselben herbeizuführen, insbesondere was das Verbrennen der Fahne betraf, in welcher Beziehung er dem Fürsten die Befugnis dazu absprach. Da General Borstell sich zu fügen nicht geneigt war, so suspendierte ihn der Fürst vom Kommando des 2. Armeekorps und schickte ihn von der Armee zurück. Derselbe wurde hierauf vor ein Kriegsgericht gestellt, welches ihm einen vierjährigen Festungsarrest zuerkannte, dessen Ausspruch auch die königliche Bestätigung erhielt. Das Kommando des Armeekorps wurde dem Generalleutnant von Pirch I verliehen.

Das von Blücher ausgesprochene Erkenntnis wurde nunmehr vollzogen, die Fahne verbrannt, und da die Soldaten sich weigerten, die Rädelsführer auszuliefern, so begann die Dezimierung. Als der erste Mann vorgezogen wurde, um erschossen zu werden, und nun zu deutlich erkannt wurde, daß keine Gnade mehr zu erwarten sei, bequemten sich die Truppen zur Auslieferung der Rädelsführer.

(von Reiche, Memoiren.)

Blücher an seine Frau.

Lüttich, ohne Datum.

... die nachricht wird nach Berlin kommen, daß die Sachsen mich haben ermorden wollen, aber kehre dich an nichts,

du weist wohll daß ich den kobff so ballde nicht verlihre, es tuht mich nuhr leid, daß ich morgen 4 menschen als Rebellen tod schiessen lasse, die Saxen müssen aber meinen nahmen mit Ehrfurcht zu nennen lernen . . .

Blücher an den König von Sachsen.

Hauptquartier Lüttich, 16. Mai 1815.

Euere Königliche Majestät

haben durch Ihre früher ergriffenen Maßregeln Ihre Untertanen, einen geachteten deutschen Völkerstamm, in das tiefste Unglück gestürzt.

Durch Ihre späteren Maßregeln kann es dahin kommen, daß er allgemein mit Schande bedeckt wird.

Die Rebellion, welche von Friedrichsfelde und Preßburg aus in der Armee organisiert wurde, ist ausgebrochen, in einer Zeit ausgebrochen, wo ganz Deutschland gegen den allgemeinen Feind auftritt. Die Verbrecher haben Bonaparte als ihren Beschützer öffentlich proklamiert und mich, der ich in einer fünfundfünfzigjährigen Dienstzeit in der glücklichen Lage gewesen bin, nur das Blut meiner Feinde zu vergießen, genötigt, zum ersten Male Hinrichtungen in meiner eigenen Armee vornehmen zu müssen.

Aus der Anlage (Proklamation Blüchers an die Soldaten des sächsischen Armeekorps) werden Ew. Majestät ersehen, wie ich es bis jetzt noch versucht habe, die Ehre des sächsischen Namens zu retten, aber es ist der letzte Versuch.

Wird meine Stimme nicht gehört, so werde ich, nicht ohne Schmerz, aber mit der Ruhe meines guten Gewissens und erfüllter Pflicht, die Ordnung mit Gewalt herstellen, und sollte ich genötigt sein, die ganze sächsische Armee niederschießen zu lassen.

Das vergossene Blut wird dereinst vor Gottes Gericht über den kommen, der es verschuldet hat, und vor dem Allwissenden wird Befehle geben und Befehle dulden als ein und dasselbe geachtet werden müssen.

Ew. Majestät wissen, daß ein Greis von dreiundsiebzig Jahren keine anderen irdischen Absichten mehr haben kann,

als daß die Stimme der Wahrheit gehört werde und das Rechte geschehe.

So haben Ew. Königl. Maj. dieses Schreiben aufzunehmen.

Blücher.

Blücher an seine Frau.

Namur, 3. Juni 1815.

. . . ich stehe hir mit 130000 man Preußen die im schönsten stande sind und wo mit ich mich getraue Tuniss, Tripoliß und Allgier zu erobern, wenn es nuhr nicht so weit wehre und man übers wasser müßte, mit Frantz seine jungens geht es ia guht, man muß die jungens nur nichts weiß machen, . . . der große HErr muß sie aus den Kobff . . . du schreibst mich nicht waß Pferde und Hunde machen, daß ist unrecht.

Napoleons Aufruf an seine Armee.

Avesnes, am 14. Juni 1815.

Heute ist der Jahrestag von Marengo und Friedland, der zweimal über das Geschick Europas entschied. Damals waren wir zu großmütig, wie nach Austerlitz, wie nach Wagram. Wir glaubten den Versicherungen und Schwüren der Fürsten, die wir auf dem Thron ließen. Heute sind sie untereinander verbündet und haben es auf die Unabhängigkeit und auf die geheiligtsten Rechte Frankreichs abgesehen.

Sie haben den allerungerechtesten Angriff unternommen. Auf! Gehen wir ihnen entgegen! Sie und wir — sind wir nicht mehr die nämlichen? Soldaten! Bei Jena waret ihr gegen die heute so anmaßenden Preußen einer gegen drei, bei Montmirail einer gegen sechs. Laßt euch von denen unter euch, die bei den Engländern kriegsgefangen waren, von ihren schrecklichen Leiden, die sie erlitten, erzählen! Die Sachsen, die Belgier, die Hannoveraner, die Soldaten des Rheinbundes sind zu ihrem Schmerze gezwungen, der Sache von Fürsten ihren Arm zu leihen, die der Gerechtigkeit und den Rechten aller Völker feind sind. Sie wissen, daß diese Koalition unersättlich ist. Nachdem sie 12 Millionen Polen, 12 Millionen Italiener, eine Million Sachsen, 6 Millionen Belgier ver-

schlungen hat, wird sie die Mittelstaaten Deutschlands verschlingen. Die Wahnsinnigen! Ein Augenblick des Glückes verblendet sie. Die Unterdrückung und Erniedrigung des französischen Volkes stehen außer ihrer Macht; wenn sie Frankreich betreten, werden sie dort ihr Grab finden. Soldaten! Wir haben Gewaltmärsche zu machen, Schlachten zu liefern, Gefahren zu begegnen; aber wenn wir ausharren, wird der Sieg unser sein; wir werden die Rechte, die Ehre und das Glück des Vaterlandes zurückerobern.

Für jeden Franzosen, der ein Herz hat, ist der Augenblick gekommen, zu siegen oder zu sterben.

Ligny.

16. Juni 1815.

Im Anfang des Juni stand das Heer Blüchers in folgender Aufstellung: Das erste Korps Zieten bei Charleroi an der Sambre; das zweite Korps Pirch I (früher Yorck) bei Namur (Mündung der Sambre in die Maas); das dritte Korps Thielemann bei Ciney (rund 30 km südöstlich Namur); das vierte Korps Bülow bei Lüttich an der Maas. Charleroi liegt von Lüttich in direkter Linie etwa 120 km entfernt. Blücher selbst stand in Lüttich. Seine ganze verfügbare Armee war 115000 Mann stark. Wellington hatte sein Heer folgendermaßen aufgestellt: von Oudenaarde an der Schelde (55 km genau westlich von Brüssel bis Ath (25 km südöstlich von Oudenaarde und 50 km südwestlich von Brüssel) stand sein zweites Korps; von Ath bis Nivelles (genau 30 km südlich von Brüssel und 40 km östlich von Ath) sein erstes Korps; Lord Wellington selbst mit den Reserven in und um Brüssel. Seine ganze Armee war 99000 Mann stark. Von der Vereinigung dieser weit auseinanderstehenden Heere hing das Schicksal des Feldzugs, ja der Welt ab. Gelang es Napoleon, eine der beiden Armeen vor ihrer Vereinigung mit der andern zu zertrümmern, dann war er wieder der Herr Frankreichs, und es bedurfte ungeheurer Anstrengungen, ihn niederzuwerfen. Und Napoleon schlug das eine Heer, das Blüchersche. Blücher setzte in der Nacht vom 14. auf den 15. Juni zur Vereinigung mit Wellington sein Korps in Bewegung auf Sombreffe. Dieser Ort liegt $2^1/_2$ Meilen westlich von Namur, unweit des Schnittpunktes der Straßen von Namur nach Nivelles und von Charleroi nach Brüssel. Der Lignybach, von Süden kommend, bildet dort einen Bodeneinschnitt. Durch Fehler in der Vermittlung der Befehle aber konnte der General Bülow nicht rechtzeitig auf dem Schlachtfeld erscheinen. Es war zwar zunächst zweifelhaft, gegen wen sich Napoleon wenden würde. Aber Lord Wellington, anstatt mit aller Macht die Vereinigung mit Blücher zu suchen, zersplitterte seine Kräfte und konnte nun, am Tage von Ligny bei Quatrebras, $1^1/_2$ Meilen westlich von Ligny, selbst angegriffen,

Blücher nicht zu Hilfe kommen. Napoleon richtete seinen Marsch gerade auf Blücher. Bei Ligny kam es am 16. Juni zur Schlacht. Noch um 1 Uhr nachmittags, vor dem Beginn der Schlacht, ritt Wellington von Quatrebras aus zu Blücher — und versprach: in vier Stunden werde ich hier sein. Er kam nicht. Die Hauptkämpfe spielten sich um die Dörfer St. Amand und Ligny ab. Sechs Stunden lang, von 3 Uhr nachmittags an, währte das blutige Ringen auf engstem Raum. Um 8 Uhr abends brach Napoleon mit der Garde bei Ligny durch. Die Schlacht war verloren, Blücher selbst durch einen Sturz vom Pferd betäubt, wurde nur mit Mühe gerettet. Er hatte 12000 Mann verloren. Es wird ewig der Ruhm Gneisenaus, Blüchers und seines Heeres bleiben, nach der Niederlage von Ligny „zu tun, als ob sie nicht geschlagen wären." Gneisenau gab den Befehl, anstatt nach Osten gegen Namur sich zurückzuziehen, den Marsch nach Norden (Wavre) anzutreten, um Wellington die Hand zu reichen. Unter unsäglichen Anstrengungen gelang es dem preußischen Heer, am 18. Juni bei Waterloo noch rechtzeitig in die Schlacht einzugreifen. Dieser Entschluß und diese Tat entschieden das Schicksal Napoleons.

Blücher an seine Frau.
Namur, 15. Juni 1815.

in diesen augenblick erhallte ich die melldung, daß Bonaparte meine gantze vor Posten angegriffen ich breche uf und rücke meinen gegner entgegen, mit Freuden will ich die Schlacht annehmen.

Blücher an seine Truppen in der Schlacht von Ligny.

Haltet euch brav, Kinder, laßt die Nation nicht wieder Herr über euch werden!

Blücher an seine Frau.
Wavre, 17. Juni 1815.

Napoleon hat mich gestern nachmittag um 3 Uhr mit 120000 man linien Truppen angegriffen daß gefecht dauerte bis in die nacht, beide armeen haben ville menschen verlohren, ich habe mich heute neher an den lord Wellington gezogen, und in einigen tagen wird es wahr scheinlich wider zur Schlacht kommen alles ist voll muht und wenn Napoleon noch einige solcher Schlachten liffert, so ist er mit seine armeh fertig vorgestern ist ein Divisions-General nahmens Bourmont mit seinen gantzen stabe zu mich über gegangen und gestern wider ein obriste und mehrere offizier, ich bin in der afair damit weg-

gekommen, daß sie mich einen schönen Englischen Schimmel erschossen haben, Gneisenau hat daßselbe Schicksahl gehabt, wihr sind beide von den Fallen mit den Pferden etwaß mitgenommen ... mein kreuz braffer Nostitz hat mich einen großen dienst getahn, da er mich unter dem Pferde herauß geholffen.

Du kannst diesen briff in Berlin bekannt machen und nuhr sagen, daß sie negstens mehr erfahren sollten, den schlagen werden wihr uns nun öffter bis wihr wider in Paris sind meine truppen haben wie löwen gefochten, aber wihr wahren zu schwag, den 2 von meine Corps wahren nicht bey mich, nun habe ich alles an mich gezogen.

Gneisenau nach der Niederlage bei Ligny.

Ein Augenzeuge erzählt: Ich fand Gneisenau in einem Bauernhause. Das Dorf war von den Bewohnern ganz verlassen, alles lag voller Blessierter, kein Licht, kein Trinkwasser, keine Lebensmittel. Wir waren in einem kleinen Zimmer, worin eine Tranlampe notdürftig brannte. Auf dem Boden ächzten Verwundete, der General selbst saß auf einem Sauerkohlfaß, nur vier bis fünf Personen um ihn herum. Zerstreute Truppen zogen die ganze Nacht durch das Dorf, man wußte nicht woher, wohin? Die Zerstreuung war so groß wie nach der Schlacht von Jena, die Nacht ebenso finster — aber der Mut war nicht gesunken; ein jeder suchte die Seinigen, um die Ordnung wiederherzustellen.

(Nach Pertz, Gneisenau.)

Der Marsch Blüchers nach Waterloo.

General von Reiche erzählt: Nachts 2 Uhr ging ein Befehl Blüchers, die dem Herzoge von Wellington zugesicherte Hilfe bei Annahme einer Schlacht diesseits des Waldes von Soignies betreffend, bei General Zieten ein, welcher lautete:

Hauptquartier Wavre, den 17. Juni, nachts 12 Uhr.

... Das zweite und vierte Armeekorps brechen morgen mit Tagesanbruch auf und marschieren über Wavre in der Richtung auf Chateau St.-Lambert, um in die rechte Flanke des Feindes zu operieren, im Fall dieser, wie es wahrscheinlich

ist, morgen den Herzog von Wellington in seiner Stellung angreifen sollte . . .

Blücher.

Ungeachtet des erlittenen Mißgeschicks am vorigen Tage, des Regens und Mangels an zureichender Verpflegung und an Lagerbedürfnissen, wurden die Truppen durch den Befehl Blüchers hoch erfreut, um so mehr, als sich ihnen die willkommene Aussicht eröffnete, auf frischer Tat an dem Feinde Wiedervergeltung zu üben und so die Scharte sofort wieder auszuwetzen.

Daß das Armeekorps, welches seit dem 15. von Mitternacht an bis zum 18. in einem fort marschiert war und dabei geschlagen und gehungert hatte, mithin die größten im Kriege vorkommenden Strapazen ausgehalten und dazu einen Verlust von mehr als einem Dritteil seiner Stärke auf dem Schlachtfelde verloren hatte, dennoch schlagfertig und kampflustig sein konnte, verdient gewiß die größte Anerkennung und Bewunderung. Es war nicht bloß stummes Pflichtgefühl, welches unsere Truppen antrieb, sondern Erbitterung gegen einen übermütigen und treubrüchigen Feind. Welcher Geist unsere Truppen beseelte, kann man daraus abnehmen, daß unter den Vermißten, die größtenteils ihrer Heimat zueilten, kein einziger aus den alten Provinzen war. Alle diejenigen, welche dem Strome auf der Straße nach Namur und auf der Römerstraße vereinzelt und ohne Führer gefolgt waren und dabei dem im Marsch begriffenen vierten Armeekorps begegneten, schlossen sich demselben freiwillig sogleich an und trafen bei Wavre wieder zu uns, ihre Freude, mit ihren Kampfgenossen wieder vereinigt zu sein, laut aussprechend . . .

Der Marsch zum Schlachtfeld war äußerst beschwerlich. Grundlose, durch tiefe Defileen durchschnittene Wege mußten passiert werden, das Terrain war zu beiden Seiten fast durchgehends waldig, daher an kein Ausweichen zu denken war und der Marsch nur sehr langsam vonstatten gehen konnte, umso mehr, als Menschen und Pferde an vielen Stellen nur einzeln und die Geschütze nur höchst mühsam durchzubringen waren. Die Kolonnen kamen dadurch sehr auseinander, und

wo es das Terrain gestattete, mußten die Têten halt machen, damit die Abteilungen sich wieder sammeln konnten.

(von Reiche, Memoiren.)

Waterloo.

18. Juni 1815.

Napoleon glaubte die Armee Blüchers zersprengt zu haben. Er verfolgte sie daher nur lässig. Wellington hatte sich von Quatrebras nach Norden gezogen und beschloß, 2 Meilen südlich von Brüssel, am Südrand großer Waldungen auf den flachen Höhen von Waterloo, den Angriff Napoleons zu erwarten. Lord Wellington hatte eine Verteidigungsstellung mit dem Zentrum bei Mont St. Jean eingenommen, mit freiem Schußfeld, mit Hecken und Hohlwegen und einigen Gehöften vor der Front. Hier konnte er seinen Ruhm als des größten Verteidigungsgenerals bewähren. Denn Napoleon legte seinen Schlachtplan auf die Durchbrechung des Zentrums mit furchtbaren Gewaltstößen an. In vier gewaltigen Heeressäulen, 160—180 Mann breit und 24 Mann tief, ließ er zum Angriff antreten. Dem Infanterieangriff folgten wiederholte Durchbruchsversuche mit der Reiterei — etwa 10000 Pferden. Aufs neue ging die Infanterie vor, endlich ein Teil der Garde. Die Reihen der Engländer litten furchtbar. Aber kaltblütig und unerschütterlich hielten sie aus. Die niederländischen Truppen lösten sich auf. Wellington vermochte aber auf die Dauer nicht stand zu halten. Endlich — es war 3 Uhr geworden — erschienen die Spitzen Bülows mit zwei Brigaden im Holz bei Frichermont (östlich Mont St. Jean) in der rechten Flanke Napoleons. In beträchtlichen Zeitabständen nur konnten die einzelnen preußischen Heerteile in den Kampf eingreifen. Vergeblich wartete Napoleon auf seinen General Grouchy. Die beiden Heere Napoleons und Wellingtons hatten sich bis zur Erschöpfung abgerungen. Immer bedrohlicher wuchsen die Scharen der auf das Schlachtfeld herniederflutenden Preußen. Der entscheidende Stoß Blüchers bewirkte, daß der Niedersturzende sich nicht mehr erheben konnte.

Um 8 Uhr abends raffte der Kaiser sich zum letzten verzweifelten Versuch auf, Wellingtons Zentrum zu durchbrechen. Er führte den Rest der glorreichen Garde selbst auf der Straße nach la Haye sainte vor. Vergebens, — die ersten vier Bataillone Garden mußten weichen und rissen die letzten acht Bataillone in ihre Flucht und Verwirrung mit hinein. So kam es, daß die ganze Armee bis auf den letzten Kern sich auflöste, und Napoleon nur mehr das Leben retten konnte. 35000 Franzosen lagen tot und verwundet, 6000 wurden gefangen. Auf der Flucht verlor das Heer alles Geschütz und Gepäck. Das britische Heer hatte 16000, das preußische 6000 Mann verloren, beide zusammen 1120 Offiziere. — Die Verfolgung durch Gneisenau vollendete den Untergang des zertrümmerten Heeres. Nur einzeln entkamen die Fliehenden unter dem Schutze der Nacht. Am Morgen des 21. Juni kam Napoleons Bruder Josef mit 5 Generalen und 3000 Mann bei Laon an. Das war alles

was sie aus der Flucht, die ihresgleichen nicht hat, sammeln konnten. Nur der General Grouchy, der nicht bei Waterloo gekämpft hatte, zog sich mit 25000 Mann auf Namur.

Blücher verspricht Lord Wellington Waffenhilfe.

Blüchers Brief an den Generalquartiermeister von Müffling.

Wavre, 18. Juni 1815. 1/2 10 Uhr.

Ew. Hochwohlgeboren ersuche ich namens meiner dem Herzog Wellington zu sagen, daß, so krank ich auch bin, ich mich dennoch an die Spitze meiner Truppen stellen werde, um den rechten Flügel des Feindes sofort anzugreifen, sobald Napoleon etwas gegen den Herzog unternimmt; sollte der heutige Tag aber ohne einen feindlichen Angriff hingehen, so ist es meine Meinung, daß wir morgen vereint die französische Armee angreifen.

Blücher zu seinen Truppen

auf dem Marsch nach dem Schlachtfeld von Waterloo, am 18. Juni 1815.

Kinder, wir müssen vorwärts. Es heißt wohl, es geht nicht, aber es muß gehen, ich hab es meinem Bruder Wellington versprochen. Hört ihr wohl? Ihr wollt doch nicht, daß ich wortbrüchig werden soll?

Lord Wellingtons Schlachtorder für Waterloo

am 18. Juni 1815.

Unser Plan ist ganz einfach: die Preußen oder die Nacht. Aushalten bis auf den letzten Mann.

Blücher vor der Schlacht bei Waterloo.

Blücher nahm sich nicht Zeit, seine Wunde von Ligny neu verbinden zu lassen, sondern sagte zu seinem Leibarzt:

Nein, Doktor, heute mag es den alten Knochen gleich sein, ob sie balsamiert oder nicht balsamiert in die Ewigkeit gehen; geht es aber heute gut, wie ich hoffe, so wollen wir uns bald alle in Paris waschen und baden.

Die Preußen treffen auf dem Schlachtfeld ein.

18. Juni 1815.

Napoleon hatte den Reiteroberst (nachmals General) Marbot beauftragt, die Ankunft des sehnlich erwarteten Generals Grouchy auf der Straße von St. Lambert zu erkunden und sofort dem Kaiser zu melden. Marbot hatte einen Hauptmann vorgeschickt.

General Marbot erzählt: Die erste Meldung, die ich von dem Hauptmann bald nach dem gegen ein Uhr erfolgten Eintreffen auf seinem Posten erhielt, besagte, daß weder bei Mously und Ottignies oder noch weiter hinaus Truppen des Marschalls zu bemerken wären, diese also vielleicht bei Limal, Limelette oder Wavre über den Fluß gehen würden.

Ich sandte diese Meldung dem Kaiser, welcher mir darauf befehlen ließ, durch den bei St. Lambert stationierten Offizier die Rekognoszierungen bis auf die eben genannten Orte ausdehnen zu lassen.

Dies geschah, und nach einiger Zeit schickte mir dieser Offizier zu meiner größten Überraschung einige preußische Husaren neben einem Offizier, die er gefangen genommen hatte und die mir sagten, daß sie als Patrouille von der Vorhut ihrer im Anmarsch begriffenen Armee vorgeschickt worden wären. Ich ließ sie auf der Stelle zum Kaiser bringen, mit der Meldung, daß ich mich infolge der Angabe der Gefangenen augenblicklich mit einer Eskadron nach St. Lambert begeben würde, um nähere Aufklärung zu schaffen.

Als ich an Ort und Stelle angekommen war, bemerkte ich alsbald eine starke Marschkolonne, die auf St. Lambert zukam. Ich befahl hierauf sofort einem Offizier, verhängten Zügels zum Kaiser zu reiten und die wichtige Entdeckung zu melden, erhielt aber von demselben die Antwort, ich solle nur genauer hinsehen, denn diese Truppen könnten keine anderen als die des Marschalls Grouchy sein, wie denn auch die Gefangenen jedenfalls nur einer versprengten preußischen Abteilung angehören würden, welche die Vorhut des Marschalls vor sich hergejagt hätte.

Doch mir wurde sehr bald das Gegenteil zur Gewißheit; ich erkannte nicht nur beim Näherkommen die preußischen Uniformen, sondern kam auch gleich mit feindlichen Husaren und Ulanen, die den Hohlweg passieren wollten, in Kampf. Es gelang mir, dieselben zweimal zurückzuwerfen, schließlich aber mußte ich der Übermacht weichen und den Rückzug antreten.

(Memoiren des Generals Marbot.)

Napoleon in der Schlacht bei Waterloo.

Der deutsche Physiker und Professor Benzenberg hatte nach der Schlacht La Coste, den Führer Napoleons, nach den näheren Umständen seines Verweilens bei Napoleon gefragt und schrieb am 30. August an Gneisenau:

Der Kaiser habe ihn [La Coste] des Morgens rufen lassen und fragte: ob er die Gegend kenne und die Wege wisse. — Als er ja geantwortet, so habe er ihm ein brabantisches Pferd geben lassen und er habe den ganzen Tag an seiner Seite gehalten.

Der Kaiser habe an dem Tage einen kleinen Grauschimmel geritten. Er habe einen grauen Überrock — eine violettseidene Weste — eine weiße Hose und Husarenstiefel angehabt. — Er glaubte nicht, daß er, wie man sage, einen Küraß unter der Weste getragen, weil er so flink mit Auf- und Absteigen gewesen.

Er habe bald hier, bald dort auf einer Anhöhe gehalten — und oft unter den Kanonenkugeln. Wenn die Adjutanten zur Meldung gekommen, so habe er mit ein paar Worten gesagt, was geschehen solle. — Diese seien dann gleich wieder fortgesprengt. Er habe nie einen Befehl wiederholt oder etwas zweimal gesagt.

Als die Preußen sich bei Frichermont gezeigt, so habe der Kaiser mit seinem Fernrohr hingesehen. Er habe seinen Adjutanten gefragt: „Was das sei?" — Dieser habe auch mit dem Fernrohr hingesehen und geantwortet: Es wären die preußischen Fahnen. Darauf habe der Kaiser mit dem Kopf geschüttelt und sei kreidebleich geworden. — Er habe aber nichts gesagt. Nach diesem Umstande fragte ich noch besonders, da man mir in Genappe erzählt, daß der Kaiser sollte gesagt haben: alors nous sommes perdus [dann sind wir verloren].

(Nach Pertz, Gneisenau.)

Die Garde stirbt.

Der württembergische General von Hügel, in Wellingtons Hauptquartier, berichtet an seinen König:

Als Napoleon sahe, daß sein rechter Flügel den Preußen nicht widerstehen könne, begab er sich zu seiner Garde, noch

18—20000 Mann stark, und redete sie an: „Soldaten! die Schlacht ist verloren und mit ihr Frankreich; ihr könnt beides retten; wir nehmen jene Anhöhe weg, an welche die Engländer ihren rechten Flügel angelehnt haben!" — Wir hörten das laute Vive l'Empereur! — Die Kolonnen wälzten sich ruhig und geschlossen den Berg herauf. Wellington hatte gleich die Absicht des Feindes erkannt und ließ soviel Artillerie als möglich zusammenbringen. Mindestens 40 Kanonen mähten . . . in dieser Kolonne, ohne daß sie einen Augenblick stockte. Sie rückte bis auf die Höhe hinauf . . . Ungefähr 6—8000 Mann englischer Infanterie empfingen die Gardekolonnen mit einem mörderischen Kleingewehrfeuer und gingen dann mit dem Bajonett auf sie los. Alles schrie in der Sturmkolonne: En avant! vorne aber kehrten sie jetzt um und flohen den Berg hinunter.

Die Beute von Waterloo.

Reiche erzählt: Die Beute war unermeßlich; mancher Füsilier trug 2—3000 Napoleonsd'or mit sich fort. Eine kostbare Agraffe in Diamanten mit Solitären in seltener Größe fand sich in Napoleons Wagen vor. Außerdem fanden sich in dem Wagen eine große Menge ungefaßter Diamanten, deren Geldwert nicht anzugeben ist, indem viele Hände dabei beschäftigt waren, auch manche umhergeworfen und zum Teil vertreten wurden. Als ich hinzukam, war man gerade mit den Diamanten zu Gange. Ein mir bekannter und befreundeter Offizier kam auf mich zu, griff bald hier, bald dort in seine Taschen und brachte mehrere der schönsten Diamanten heraus. Sie haben ihm jedoch keinen Segen gebracht, da er ein großer Verschwender war.

Die Soldaten achteten die Diamanten wenig. Ihren Wert nicht kennend, hielten sie dieselben für gewöhnliche Glasperlen, womit sie nichts anzufangen wußten. Ein Soldat, der einen schönen Solitär genommen hatte, zeigte ihn seinem eben hinzutretenden Kommandeur als etwas Köstliches. Dieser fragte, was er für den Stein haben wollte. Schmunzelnd sieht ihn der Soldat an, den Stein ihm zwischen zwei Fingern vorhal-

tend, indem er in seiner Klugheit hinzufügt: „Das glaub ich, ich bin ein alter Schlasier (Schlesier), das ist ein Stein, der unter Brüdern vier Taler wert ist!" Jener gab ihm zwei Louisdor und bekam den Stein; beide waren mit ihrem Handel gleich zufrieden.

Die vielen ungefaßten Diamanten, die Napoleon in seinem Wagen mitführte, gaben zu manchen Betrachtungen und Vermutungen Anlaß. Hatte er sich vielleicht die Möglichkeit eines schlimmen Ausganges gedacht, so hatte er sich doch eines so schlimmen gewiß nicht versehen.

Außer dem vielen Gelde und Geldeswert in dem Wagen befand sich darin auch ein inwendig mit violettem Sammet ausgeschlagener, auswendig schön verzierter Kasten, worin alle Ordenssterne, die Napoleon besaß, nebeneinander lagen. Außer den englischen und den altfranzösischen (bourbonischen) fehlte gewiß keiner. Die dabei befindliche Dekoration des preußischen schwarzen Adlerordens verlieh der König, als eine besondere Auszeichnung, dem General Gneisenau, neben der Beförderung zum General der Infanterie.

Sehr interessant war mir ein Paket Schriften, das sich in Napoleons Wagen befand und mir gebracht wurde. Enthalten waren darin Rekognoszierungsberichte, Memoiren über auszuführende Befestigungen und Verteidigungsanordnungen, sämtlich in Bezug auf diesen Krieg. Außerdem Auszüge aus allen möglichen Zeitungen, die Bewegungen der Alliierten betreffend. Ferner Berichte aus den Provinzen und den namhaftesten Städten über den Geist der Einwohner; dann vollständige Tableaux über die in allen Festungen des Reichs und in den verschiedenen Magazinen und Niederlagen vorhandenen Kriegs- und Verpflegungsgegenstände; endlich Nachrichten aus verschiedenen Gegenden und besonders Aussagen der Spione.

(von Reiche, Memoiren.)

Blücher an seine Frau.

Schlachtfeld la Bellaliance

waß ich versprochen habe ich gehallten, den 16ten wurde ich gezwungen der gewalld zu weichen den 18ten habe ich in

verbindung meines Freundes Wellington Napoleon daß gahrnauß zu machen wo er hin gekom weiß kein mensch seine armeh ist völlig en de Routt seine attelleri ist in unsern henden. seine orden die er selbst getragen sind mich so eben gebracht. sie sind in einen seiner wagen genom . . .

Als Major von Colomb [Blüchers Schwager] am 19. zufällig dem Feldmarschall, welcher im Wagen saß, eine Meldung zu machen hatte, setzte Blücher Napoleons Hut auf, nahm dessen Degen an die Seite und sagte: „Wie gefall ich Ihm so?" —

Blücher an Knesebeck.

mein Freind die Schönste Schlagt ist geschlagen. Der herligste Sig ist er fochten. daß Detallie wird er vollgen, ich denke die Bonaparrtsche geschigte ist nun wohl zimlig wider zu ende.

La Bellaliance den 19ten früh.

ich kan nich mehr Schreiben den ich zittere an alle glider, die anstrengung wahr zu groß.

Blüchers Tagesbefehl nach der Schlacht.

Genappe, 19. Juni 1815.

Brave Offiziere und Soldaten der Armee des Niederrheins! Ihr habt große Dinge getan, tapfere Waffengefährten! Zwei Schlachten habt ihr in drei Tagen geliefert. Die erste war unglücklich, und dennoch ward Euer Mut nicht gebeugt. Mit Mangel hattet ihr zu kämpfen, und dennoch trugt ihr ihn mit Ergebung. Ungebeugt durch ein widriges Geschick, tratet ihr mit Entschlossenheit 24 Stunden nach einer verlorenen blutigen Schlacht den Marsch zu einer neuen an, mit Zuversicht zu dem Herrn der Heerscharen, mit Vertrauen zu euern Führern, mit Trotz gegen eure siegetrunkenen, übermütigen, eidbrüchigen Feinde, zur Hilfe der tapfern Briten, die mit unübertroffener Tapferkeit einen schweren Kampf fochten. Die Stunde der Entscheidung soll schlagen und kundtun, wer ferner herrschen solle, ob jener ehrsüchtige Abenteurer oder friedliche Regierungen. Das Schicksal des Tages schwankte furchtbar, als ihr aus dem euch verbergenden Walde hervorbrachet, gerade im Rücken des Feindes, mit dem

Ernste, der Entschlossenheit und dem Selbstvertrauen geprüfter Soldaten, um Rache zu nehmen für das vor 48 Stunden erlittene Unglück. Da donnertet ihr in des Feindes erschrockene Reihen hinein und schrittet auf der Bahn des Sieges unaufhaltsam fort. Der Feind in seiner Verzweiflung führte nun sein Geschütz und seine Waffen gegen euch, aber euer Geschütz schleuderte den Tod in seine Reihen, und euer stetes Vorschreiten brachte ihn in Verwirrung, dann zum Weichen und endlich zur regellosesten Flucht. Einige hundert Geschütze mußte er euch überlassen, und seine Armee ist aufgelöst. Noch wenige Tage Anstrengung wird sie vollends vernichten, diese meineidige Armee, die ausgezogen war, um die Welt zu beherrschen und zu plündern. Alle großen Feldherren haben von jeher gemeint, man könne mit einer geschlagenen Armee nicht sogleich wieder eine Schlacht liefern; ihr habt den Ungrund dieser Meinung dargetan und gezeigt, daß tapfere und geprüfte Krieger wohl können überwunden, aber ihr Mut nicht gebeugt werden. Empfangt hiermit meinen Dank, ihr unübertrefflichen Soldaten, ihr meine hochachtbaren Waffengefährten! Ihr habt euch einen großen Namen gemacht. Solange es Geschichte gibt, wird sie eurer gedenken. Auf euch, ihr unerschütterlichen Säulen der preußischen Monarchie, ruht mit Sicherheit das Glück eures Königs und Seines Hauses. Nie wird Preußen untergehen, wenn eure Söhne und Enkel euch gleichen!

Die „Schwarzen Husaren".

In Genappe [auf dem Rückzug von Waterloo] ist alles durcheinander gegangen, und sie haben sich totstechen lassen wie das Vieh. 800 sollen in Genappe geblieben sein. Der General Duhesme, der die Hinterhut führte, wurde von einem braunschweigischen Husaren in der Tür des Wirtshauses niedergehauen. Er starb den andern Tag. „Der Herzog ist hier umgekommen, und du sollst auch hier ins Gras beißen." Mit diesen Worten hieb ihn der Schwarze nieder. Die Wut der Braunschweiger hat keine Grenzen mehr gekannt.

(Rheinischer Merkur, Nr. 273 vom 25. Juli 1815.)

Lord Wellington über den Sieg bei Waterloo.

Aus Wellingtons Bericht an den König der Niederlande vom 19. Juni 1815.

Ich müßte mein eigenes Gefühl verleugnen, wenn ich den glücklichen Ausgang dieses gefahrvollen Streites nicht der treuen und zur rechten Zeit verliehenen Hilfe des Marschalls Blücher und der preußischen Armee beimessen würde.

Die Sieger von Waterloo.

Den 18. Juni haben die Preußen entschieden, wie unverrücklich herrlich die Engländer auch als Felsen im Kanonengewitter gestanden haben. (Arndt im „Wächter". Köln.)

Die Königin von Württemberg an Wellington

am 22. Juni 1815.

Die Königin war geborene Kronprinzessin von England.

Als aufrichtige englische Frau bin ich stolz, daß der kommandierende General ein Brite gewesen ist.

Aus Wellingtons Aufruf an die Franzosen.

Malplaquet, 22. Juni 1815.

Ich verkündige hiermit den Franzosen, daß ich den Boden ihres Landes betrete an der Spitze einer siegreichen Armee, aber nicht als Feind, — als Feind nur des Usurpators, der zum allgemeinen Feinde des Menschengeschlechts erklärt ist —, sondern um ihnen zu helfen, das Joch abzuschütteln, unter das sie gebeugt sind.

Russische Siegesfreude nach Waterloo.

Den Ruhm Blüchers und Wellingtons setzt man hier nicht ins richtige Licht; man will es nicht verstehen, wie so große Siege ohne die Russen erkämpft werden konnten.

(Bericht des württembergischen Gesandten in St. Petersburg.)

Gneisenau an Hardenberg.

Châtillon sur Sambre, 22. Juni 1815.

... Es gibt in der Geschichte keine entscheidendere Schlacht als die von Belle-Alliance, entscheidend ebensowohl

durch die Wirkung auf dem Schlachtfelde selbst als durch ihre moralische Wirkung. Wäre sie verloren, was würde aus der Koalition werden mit allen ihren Kongreßerinnerungen?

Das Schicksal Preußens liegt nun in Ihren Händen, verehrter Fürst. Jetzt ist der Moment vorhanden, wo dessen Schicksal und Sicherheit auf die Dauer gegründet werden kann.

Es erregt in der Armee die höchste Indignation, zu erfahren, daß die verbündeten Mächte mit den Bourbons einen Traktat geschlossen haben, worin ihnen sogleich die Verwaltung der eroberten Länder übergeben wird. Man sagt sogar, es sei ihnen die Integrität Frankreichs garantiert!! Sie, mein verehrter Fürst, stehen unter allen Diplomaten in der Meinung der Welt hoch; was ich also zu sagen im Begriff bin, kann ich mir erlauben, da es keinen Schatten auf Sie wirft. Aber die übrige diplomatische Sippschaft ist durch ihre Mißgriffe und Schlechtigkeiten so sehr in der Meinung der Welt gesunken und so sehr mit Verachtung belastet, daß ich meinen Sohn enterben würde, wenn er in diese Laufbahn eintreten wollte. Es ist Zeit, daß Sie, edler Fürst, dieses Geschmeiß abstreifen und in Ihrem Glanze allein dastehen.

Die Welt fordert, daß sie in Sicherheit gesetzt werde gegen den unruhigen Geist eines schlechten, aber fähigen und tapferen Volks, und fordert dies mit Recht. Wehe denen und Schande ihnen, wenn diese einzige Gelegenheit nicht ergriffen wird, um Belgien, Preußen, Deutschland zu sichern auf ewige Zeiten.

Die französischen Festungslinien gegen Belgien müssen diesem gegeben werden, dagegen muß Luxemburg nebst dem deutschen Gebiet dieses Namens uns verbleiben nebst Mainz.

Das französische Luxemburg kann dem Hause Nassau gegeben werden und uns dagegen die Länder dieses Hauses am rechten Rheinufer.

Ansbach und Bayreuth muß uns erworben werden, und wir dagegen Bayerns Entschädigung im Elsaß erobern. Die Festungen der Mosel und des Rheins müssen von Frankreich abgerissen werden, nebst Lothringen, und alles Land, dessen Flüsse sich in die Maas ergießen.

Geringeres, als hier steht, darf nicht geschehen, oder die Verachtung der Völker gegen ihre Regierungen wird gesteigert. Welche Sprache jetzt Preußen führen kann und muß, wissen Sie, verehrter Fürst, besser als ich. So hoch hat noch nie Preußen gestanden. Gott sei mit Ihnen, mein edler Fürst.

Blücher an den König von Preußen.

Warnung vor einem faulen Frieden. [Diktiert.]

24. Juni 1815.

Ich bitte alleruntertänigst Ew. Majestät, die Diplomaten dahin anzuweisen, daß sie nicht wieder das verlieren, was der Soldat mit seinem Blute errungen hat; dieser Augenblick ist der einzige und letzte, um Deutschland gegen Frankreich zu sichern. E. M. werden als Gründer von Deutschlands Sicherheit verehrt werden, und auch wir werden die Früchte unserer Anstrengungen genießen, wenn wir nicht mehr nötig haben, mit immer gezücktem Schwerte dazustehen.

Napoleons Freunde in Sachsen.

Bericht des württembergischen Gesandten in Berlin vom 11. Juli 1815.

In dem Tedeum, welches in Dresden wegen des Sieges von Waterloo am 18. Juni abgehalten wurde, hatten die Damen violettes [Blume Napoleons] und immortelles auf den Hüten. In Napoleons Wagen soll man Papiere gefunden haben, so den König von Sachsen stark kompromittieren. Dresden soll deshalb von den Preußen und Russen besetzt werden. Auch der König von Bayern soll durch diese Papiere bloßgestellt sein.

Blücher an den Staatskanzler Hardenberg.

St. Quentin, 26. Juni 1815.

Gneisenau wird ihnen alles schreiben, ich habe keine Zeit da ich gleich wieder marschire, in 6 tagen stehe ich bei Paris. Die an mich gesandte [französische] Deputirte nehme ich nicht an, sie mögen nach Heidelberg gehen und bis man mich von da Zaum und gebiß anlegt hoffe ich mit den Hauptsachen fertig zu sein. Das Eisen ist warm, ich werde schmiden,

denn vor herbst muß ich zu hauße sein, ich habe so sehr gelitten daß meines daseins nicht lange mehr sein kann und ich habe noch manches zu berigtigen ... Die Deputierten habe ich geantwohrtet Bonapartes todt oder sein auslifferung und die übergabe aller Festungen an der Samber und Maaß, dieß wehren die Conditionen, wenn sie die erfüllten, wollte ich ein bißgen anhalten.

Blücher an seine Frau.

Compiègne, 27. Juni 1815.

hir sitz ich in dem Zimmer wo maria luise ihre hochzeitsnacht Celebrierte, man kan nichts Schöneres nichts angenehmeres sehn als Compiene, nur Schade daß ich Morgen früh wider von hir muß, den in 3 tage muß ich zu Paris sein ...

Gneisenau instruiert den Generalquartiermeister von Müffling, die Auslieferung Napoleons an Preußen zu betreiben.

Compiègne, 27. Juni 1815.

Bonaparte ist durch die Erklärung der verbündeten Mächte in die Acht erklärt. Der Herzog von Wellington möchte (aus parlamentarischen Rücksichten) vielleicht Bedenken tragen, den Ausspruch der Mächte zu vollziehen. Ew. Hochwohlgeboren wollen demnach die Unterhandlung über diesen Gegenstand dahin richten, daß Bonaparte uns ausgeliefert werde, um ihn vom Leben zum Tode zu bringen.

So will es die ewige Gerechtigkeit, so bestimmt es die Deklaration vom 13. März, so wird das Blut unserer am 16. und 18. getöteten und verstümmelten Soldaten gerächt.

Der deutsche Michel.

Der Rheinische Merkur schreibt am 29. Juni 1815:

Sie haben uns schon einmal zum dummen Jan gemacht, und nachdem wir sie niedergebrochen hatten, uns belehrt, wie sie nur gestrauchelt seien, und sie diesmal wohl zugeben wollten, daß wir uns des Sieges über sie herausgenommen, wie wir aber zum zweiten Male uns vorsehen und schnell wieder auf die Rückreise zur Heimat uns geben möchten,

widrigenfalls wir uns selbst die Folgen zuzuschreiben hätten. Ihr Kaiser, der den faux pas zuerst gemacht, solle gleichfalls mit uns auf Reisen sich begeben. Wir haben uns darauf verwundert angegloßt, da wir immer gemeint, wir wären sieghaft bis heran gewesen, endlich haben wir Vernunft angehört, und uns zu fürchten angefangen, und sie haben uns einiges wenige Viatikum in die Hand gedrückt, mit dem Verwarnen, ohne umzusehen und ohne die Hand zu öffnen, uns schnell davon zu machen. Und wir haben die Faust fest zugehalten, bis wir zu Haus gekommen, und wie wir das Mitgebrachte besehen wollten, da ist es wie ein böser Wind davon gefahren, lustig aber ist hinter uns der Kaiser wieder herauf passiert, und hat uns fröhlich seinen Willkomm zugerufen, und seine Kameraden, die wir aber immer sorgfältig von ihm unterscheiden müssen, haben uns im Chore nachgelacht. Jetzt wo ihre List auf ihren eigenen Kopf gefallen, und ihnen den Schädel eingeschlagen, rufen sie wieder ganz freundlich uns zurück: ei Töffel! bist du wiedergekommen, wir haben deine Stube unter der Stiegen schon vorlängst dir wieder zurecht gemacht, und haben den Knecht Rupprecht, vor dem du Furchten hast, fortgejagt, das Wettermännchen ist herausspaziert, so spaziere denn du mit Gemach herein, und erfrische dich bei Wasser und Brot sattsamlich, und zieh wieder mit Gott des Pfades, wo du hergekommen, wir wollen deiner im Gebet gedenken, auf daß du lang lebest auf Erden, und es dir wohl ergehe.

So urteilen sie von unseren Geistesgaben und denken, da es ihnen zwanzigmal gelungen, werde es ihnen wohl auch nun nicht mißlingen können, dem Büffel einen Ring durch die Nase hindurchziehen, und ihn dabei abzuführen. Sie können es in gedruckten Proklamationen schwarz auf weiß vorzeigen, wie man immer noch die große Nation sie nennt, und immer nur von dem einen redet, gegen den ganz Europa sich aufgemacht, und mit 600000 Mann herangezogen, um ihn zu fahen, und wie es wieder sich beruhigen wolle, wenn es nur ihn erlangt, und da sind sie gerne erbötig, ihm den Judaskuß zu geben, erhalten sie nur die Silberlinge.

Gneisenau an Müffling über England.

Senlis, 29. Juni 1815.

. . Großbritanien schuldet keinem Sterblichen mehr Verbindlichkeiten, als gerade diesem Bösewicht [Napoleon]; denn durch die Begebenheiten, die er herbeigeführt hat, ist Englands Größe, Wohlstand und Reichtum so sehr hoch gesteigert worden. Sie sind die Herren des Meeres und haben weder in dieser Herrschaft, noch im Welthandel eine Nebenbuhlerschaft mehr zu fürchten . . .

Gneisenau an den Staatskanzler Hardenberg über sein persönliches Schicksal.

Gonesse, 30. Juni 1815.

In einem derjenigen Schreiben, die Sie, hochverehrter Fürst, seitdem ich wieder bei der Armee bin, an mich zu richten mir die Ehre erwiesen, haben Sie mir Ihr Bedauern über die Undankbarkeit meiner Stelle ausgedrückt. Erlauben Ew. Durchlaucht, daß ich diesen Gegenstand in ein näheres Licht setze.

Als ich im Jahre 1813 aus England zurückkam, sicherten mir Ew. Durchlaucht den Befehl über das dem Kronprinzen von Schweden zu überlassende Armeekorps im Namen Sr. Majestät zu. Dieses Armeekorps konnte damals nicht alsbald zusammengesetzt werden, und der Kronprinz war noch jenseits des Baltischen Meeres. Ungeduldig, an den Kriegsereignissen sogleich teilzunehmen, zog ich mit dem damaligen General Blücher aus und widmete ihm meine Dienste für diejenige Zeit, als ich ohne eigene Befehlführung sein würde.

Der Waffenstillstand kam herbei und ich erhielt den Befehl über Schlesiens Rüstungen und Verteidigung, sofern die Provinz von den verbündeten Armeen verlassen werden sollte.

In Peylau fragte mich einst Ew. Durchlaucht, gegen Ende des Waffenstillstandes, ob ich noch darauf bestehen würde, ein eignes Kommando zu haben, oder ob ich lieber Chef des Generalstabes des Generals Blücher werden wolle?

Ich antwortete, daß es freilich angenehmer für mich sein müsse, ein eignes Kommando zu haben, daß ich aber wohl

fühle, daß ich, als Chef des Generalstabes, nützliche Dienste leisten könne, und daß ich daher meine kleine Eitelkeit gern meinem Pflichtgefühl aufopfere.

Dieser Entschluß hat wohl dem Staat, nicht aber mir Früchte getragen . . .

So setzt man mich hintan, und ich klage nicht. Die neuen Ereignisse treten ein, und man stellt mich, uneingedenk des Schadens, den man mir getan hat, wieder an meinen alten Posten. Ohne Murren gehe ich dahin ab und fange meine alte Arbeit wieder an, obgleich der in Berlin sich offenbarende Undank meines Feldherrn mein Herz mit Bitterkeit erfüllt hat, und alle Arbeit mir dadurch doppelt schwer wird. Es ist dies eine harte Bestimmung, nie eines eignen Kommandos wert geachtet zu sein und stets für einen andern arbeiten zu müssen; dabei sich in seinem Lohn verkürzt zu sehn, kaum von den Soldaten gekannt zu sein. Bei aller Heiterkeit meines Gemüts, bei allem mir innewohnenden Pflichtgefühl; bei aller meiner Fähigkeit zur Resignation, muß ich doch eine solche Bestimmung verwünschen und verfluchen, und ich bin versucht, meine Klagen laut werden zu lassen, damit die Welt wisse, wie es mit mir stehe.

Blücher an den französischen Kriegsminister Marschall Davout.

30. Juni 1815.

Mein Herr Marschall.

Es ist irrig, daß zwischen den verbündeten Mächten und Frankreich alle Ursachen zum Kriege aufgehört haben, weil Napoleon dem Thron entsagt habe; dieser hat nur bedingungsweise entsagt, zugunsten seines Sohnes, und der Beschluß der vereinigten Mächte schließt nicht allein Napoleon, sondern auch alle Mitglieder seiner Familie vom Thron aus.

Wenn der General Frimont sich berechtigt geglaubt hat, einen Waffenstillstand mit dem ihm gegenüberstehenden feindlichen General zu schließen, so ist dies kein Motiv für uns, ein gleiches zu tun. Wir verfolgen unsern Sieg, und Gott hat uns Mittel und Willen dazu verliehen.

Sehen Sie zu, Herr Marschall, was Sie tun, und stürzen Sie nicht abermals eine Stadt ins Verderben, denn Sie wissen, was der erbitterte Soldat sich erlauben würde, wenn Ihre Hauptstadt mit Sturm genommen würde.

Wir wollen in Paris einrücken, um die rechtlichen Leute in Schutz zu nehmen gegen die Plünderung, die ihnen von seiten des Pöbels droht. Nur in Paris kann ein zuverlässiger Waffenstillstand statt haben. Sie wollen, Herr Marschall, dies unser Verhältnis zu Ihrer Nation nicht verkennen.

Ich mache Ihnen, Herr Marschall, übrigens bemerklich, daß wenn Sie mit uns unterhandeln wollen, es sonderbar ist, daß Sie unsere mit Briefen und Aufträgen gesendeten Offiziere gegen das Völkerrecht zurückhalten.

In den gewöhnlichen Formen herkömmlicher Höflichkeit habe ich die Ehre mich zu nennen, Herr Marschall, Ihr dienstwilliger Diener Blücher.

Gneisenau vor Paris an seine Frau.

Gonesse, 30. Juni 1815.

Man hat bereits um die Auslieferung Bonapartes mit uns unterhandelt, und wollte uns Paris übergeben, als eine andere Faktion in Paris siegte, und nun der Pöbel und der Rest der feindlichen Armee sich verteidigen will. Fast so, wie in Jerusalem, als Titus diese Stadt belagerte, wo auch die Bürger in Faktionen zerrissen waren.

Wir sind in schnellem Fluge bis vor die Tore von Paris gekommen und sind, außer der Hauptstadt und den Festungen, die Herren von Frankreich. In Paris herrscht jetzt die Jakobinerrotte, an ihrer Spitze der Blutsäufer Fouché. Der Pöbel der Vorstädte ist bewaffnet worden, hält die rechtlichen Leute in Furcht, und diese haben nur gute Wünsche für uns, aber keine Fäuste. Wir machen nun ernstlich Anstalt, diese Stadt mit Gewalt zu bezwingen. Müssen wir sie mit Sturm nehmen, so sehe ich bei der Erbitterung der Soldaten blutigen Szenen entgegen. Der Anblick der Stadt Avesnes soll schauderhaft sein; acht oder neun Häuser stehen noch aufrecht. Das übrige der Stadt liegt in Trümmern wild durcheinander.

Was man von Einwohnern noch erblickt, ist verwundet und bleich, die übrigen tot oder verstümmelt. Welche Schrecknisse um eines Mannes willen!

Heinrich von Yorck,

der Sohn des Generals Yorck von Wartenburg, bei Paris tödlich verwundet, am 1. Juli 1815.

Nach dem glorreichen 18. Juni, in der kühnen Verfolgung des Sieges, war Obrist Sohr mit seinen und den pommerschen Husaren bei St. Germain über die Seine gesandt, um die Straße von Paris nach Orléans zu sperren. Am 1. Juli wurde Sohr in der waldigen Umgebung von Versailles von überlegener Macht, die sich verdeckt herangezogen, angefallen; trotz aller Tapferkeit der Husaren nahm das Gefecht eine üble Wendung; man war umgangen, es galt sich durchzuschlagen. Schon mancher hatte verwundet seinen Säbel abgegeben. Heinrich Yorck blutete schon aus zwei Wunden; als auch ihm Pardon angeboten wurde, rief er: „ich heiße Yorck"; ein paar Kameraden, die ihm helfen wollten, konnten durch das wilde Handgemenge nicht mehr zu ihm hindurch. Endlich mit einer dritten und vierten Wunde stürzte er vom Pferde.

In der Nacht vom 6. auf den 7. Juli verschied der junge Yorck in einem Kloster zu Versailles. Noch ohne Kunde von seinem Tode schrieb der Vater am 22. Juli: „Ist mein Sohn tot, so veranlassen Sie, daß seine Sachen nicht verkauft werden; ich wünsche alles zurückzuerhalten. In seiner Schreibtafel ist das Bildnis seiner Mutter; dies und seinen Säbel wünsche ich vorzüglich zu haben; der letztere soll neben meinem und meines Vaters Degen aufbewahrt werden; sie wurden alle tapfer und ehrenvoll für drei undankbare Könige geführt. Mein Heinrich hatte sich, obgleich noch ein Kind, mit männlichem Mut geschlagen. Das ist ein Trost für das blutende Vaterherz." (Nach Droysen, Yorck.)

Randbemerkung Gneisenaus zu einem Schreiben Wellingtons an Blücher.

Gonesse, 2. Juli 1815.

Das Ziel, wonach die Souveräne, die ihrer Völker Wohlfahrt sich zu Herzen nehmen, streben müssen, ist ein solcher Zustand der Dinge, daß wir nicht stets befürchten müssen,

von einem unruhigen Nachbarvolk mit Krieg überzogen zu werden. Jeder andere Friede als ein solcher ist Verrat an sich selbst und Selbstmord. Wer steht uns dafür, daß der nach Amerika sich flüchtende Bonaparte nach einem, zwei Jahren, nicht wiederkehre und neue Erschütterungen herbeiführe? England ist es leicht, mit der einfachen Restauration der Bourbons sich zu begnügen. Seine Inseln liegen sicher vor jedem Angriff.

Blücher an seine Frau.

St. Cloud, 3. Juli 1815.

hir sitz ich in diesen Augenblick und er wahrte die französischen Generale und die 5 Deputirten der francoischen kamer um die Capitulation von Paris ab zu schlissen, noch gestern nach mittag wurde ich vom Feinde angegriffen und nach einen hartneckigen gefegte wurde der Feind zu rück geworffen, heutte früh um 3 Uhr erneuerte der Feind seinen angriff und es erginkt ihm wie gestern... aber ich habe gestern und heutte wider gegen 3000 man verlohren ich hoffe zu gott es sollen die letzsten in diesen krige sein, ich habe daß morden zum überdruß sahtt.

Meudon, 4. Juli 1815.

Paris ist mein, daß francoische militär marchirt hinter der Loire und die Stadt wird mich übergeben die unbeschreiblige Bravour und beyspihlloſe außdauer nebst meinen Eisernen willen verdanke ich alles, an vorstellungen und lamentiren über entkreftung der leutte hat es nicht gefehlt, aber ich wahr taub und wußte uß Erfahrung daß man die Früchte eines siges nur durch un außgesetztes vervollgen recht benutzen muß... mach diesen briff gleich in Berlin bekannt, gott sey gedankt, daß bluth vergissen wird aufhören...

Waffenstillstand und Übergabe von Paris am 2. Juli 1815. — Blücher in Meudon.

General von Hüser erzählt: Gegen Mittag begaben wir uns nach St. Cloud. Mitten in der folgenden Nacht ward ich geweckt, da Fouché angekommen und den General Gnei-

senau zu sprechen wünschte. Ich traf ihn im vollsten Staat, in Schuh und Strümpfen, den Hut unterm Arm, die rechte Hand vor der Brust in die Weste gesteckt. Sein Aussehen war ängstlich und niedergeschlagen; sehr kleinlaut teilte er mir sein Anliegen mit, Unterhandlungen wegen der Übergabe von Paris mit Gneisenau anknüpfen zu wollen. Nachdem ich dem General, der unterdessen aufgestanden, Fouchés Begehren mitgeteilt, ließ derselbe ihn einführen und begab sich, nach längerer geheimer Unterredung, mit ihm zum Feldmarschall. Dort wurde der Waffenstillstand sowie die Übergabe von Paris zum Abschluß gebracht. Blücher war aber sehr unzufrieden, da er die Auslieferung Napoleons zu einer seiner Hauptbedingungen gemacht, Fouché ihn aber von dessen Abreise in Kenntnis gesetzt hatte. Blücher war alles Ernstes entschlossen gewesen, Napoleon in St. Cloud aufhängen zu lassen, da er Europa nicht für gesichert hielt, so lange der Ruhestörer lebte. Auch Paris hätte er gern rundum in Brand stecken und vom Erdboden vertilgen lassen. „Wie oft wollt ihr das Nest denn noch belagern?" fragte er. Nun mußte er auf alle diese Pläne verzichten und das verdroß ihn. Da er es liebte, den Feind in Ungewißheit über seinen Aufenthalt zu lassen, verlegte er am Tage nach Fouchés nächtlichem Besuch, also am 4. Juli, das Hauptquartier nach Meudon. Dort war nichts zu unserer Aufnahme in Bereitschaft, kaum konnten in Eil die nötigen Lagerstätten und anderes Unentbehrliche herbeigeschafft werden, wobei denn Unordnungen entstanden, welche die Dienerschaft zu einer kleinen Plünderung benutzte. Dieselbe gab am nächsten Morgen Veranlassung zu einer halb unangenehmen, halb komischen Szene. Blücher nämlich, der in dieser Hinsicht nur allzu nachsichtig gegen seine Leute war, erzählte, daß der Kastellan des Schlosses sich bei ihm über bedeutende Entwendungen beklagt habe und fügte hinzu: „Das müssen wohl Ihre Bedienten gewesen sind, Gneisenau, denn meine habe ich schon gefragt und die sagen, sie hätten nichts." Gneisenau, selbst so rein und gegen seine Dienerschaft so streng in dieser Beziehung, verlangte sehr entrüstet die Durchsuchung sämtlicher Bagage und unnachsicht-

liche Bestrafung der Schuldigen, was Blücher genehmigte. Gleich darauf, als er sich mit seinem Kammerdiener allein glaubte und meine Anwesenheit nicht bemerkte, sagte er zu diesem: „Wilhelm, nu werd' ich die ganze Bagage visitieren lassen. Ich will doch nicht hoffen, daß Ihr was ingesteckt habt!" Natürlich wurde dann auch nichts aufgefunden.

(Denkwürdigkeiten des Generals von Hüser.)

Gneisenau an die Prinzessin Luise von Preußen.

St. Cloud, 5. Juli 1815.

Das Vaterland kann unsere dereinst heimkehrenden Krieger nicht dankbar genug empfangen, den braven gemeinen Soldaten, der nur für seine persönliche Ehre und seine Pflicht, ohne Aussicht auf Belohnung ficht; den hochachtbaren Subalternoffizier, der, für Beschwerden nicht erzogen, alle Entbehrungen und alle Mühseligkeiten des gemeinen Soldaten teilt und ihm das Beispiel der Tapferkeit gibt. Unter allen herrscht ein und derselbe Wetteifer, sich hervorzutun, und keine Klage über Anstrengungen wird laut. Ein Gemeiner, der neulich, nach ermüdenden Märschen, seinem Bataillon, das gegen den Feind ging, nicht mehr zu folgen vermögend war, lud aus Verzweiflung darüber zwei Kugeln in sein Gewehr und erschoß sich.

Tagesbefehl Blüchers.

beim Einzug des ersten preußischen Armeekorps in Paris am 7. Juli 1815.

. . . Sämtliche Franzosen sind mit Ernst und Kälte zu behandeln, aber jede mutwillige Beleidigung von unserer Seite soll strenge bestraft werden. Ich erwarte, daß sich die Armee nicht durch Übermut entehren, sondern auch als Sieger menschlich und bescheiden betragen werde.

Der Einzug der Deutschen in Paris am 7. Juli 1815.

General von Hüser erzählt: Am 7. Juli erfolgte der Einzug in Paris, kein Triumphzug, sondern die militärische Besetzung der Stadt in ernster, gemessener Weise. Die Truppen biwakierten auf den großen Plätzen, Kanonen mit der bren-

nenden Lunte daneben, wurden auf den Brücken aufgefahren. Viele Pariser wohnten dem Einzuge bei, aber still, fast gleichgültig, ohne Bezeigung von Verdruß oder Freude. Sie schienen durch die vielen einander folgenden Ereignisse ziemlich abgestumpft zu sein und hatten sich bereits für alle Fälle vorgesehen. Denn viele von ihnen drehten während unseres Einzuges ihre dreifarbigen Kokarden um und trugen nun weiße. Mir ist während meines ganzen Aufenthalts keine Spur von Treue, von tieferem Ergriffensein vorgekommen, um so mehr Bombast und theatralische Phrasen . . .

(Denkwürdigkeiten des Generals von Hüser.)

Das Ende des Kaisers Napoleon.

Als ein Flüchtling, belastet mit dem Vorwurfe, sein ganzes Heer zugrunde gerichtet zu haben, erschien Napoleon am 21. Juni in Paris und stieg im Elisée-Palast ab. Er berät mit seinen Ministern; aber die Kammern erklären sich in Permanenz und rufen die Minister in ihre Mitte. Vor dem Kaiser tut sich ein Abgrund auf. Er hat nicht mehr den Mut, wie am 18. Brumaire (9. November) 1799, da er mit seinen Grenadieren die Direktorialregierung auseinandersprengte. Nur eine Stunde Bedenkzeit wird ihm gelassen, zwischen Abdankung und Absetzung zu wählen. Am 22. morgens unterzeichnet er seine Abdankung zugunsten seines Sohnes. Fouché, der ruchlose Herzog von Otranto, das einstige Haupt von Napoleons allgewaltiger Polizei, wird Präsident der provisorischen Regierung. Er steht in geheimen Beziehungen zu Wellington und den Bourbonen. Davout, der Peiniger Hamburgs, wird Kriegsminister und Chef der Armee. — Blücher und Wellington marschierten mit 130000 Mann gegen Paris. Es kam noch zu einzelnen Kämpfen zwischen den Verteidigern von Paris und den Vortruppen der siegreichen Heere. Von Nancy aus eilten unter starker Bedeckung, ihren Heeren voraus, die verbündeten Monarchen herbei. — Napoleon saß vom 22. bis 23. Juni in den öden, verlassenen Räumen des Elysée, nur von einigen Freunden umgeben. Aus Besorgnis vor Unruhen für oder gegen ihn nötigte die provisorische Regierung den Kaiser, nach Malmaison zu gehen und dort die Pässe zu erwarten, die er für seine Reise nach Amerika bei Lord Wellington nachgesucht hatte. Am 28. Juni vernahm Napoleon den Geschützdonner von den Gefechten vor Paris in seiner Einsamkeit zu Malmaison, wo er als erster Konsul seine glücklichsten Tage verlebt hatte. Die ganze Leidenschaft des Kriegs brach in ihm aus. Er sandte nach Paris und bot seine Dienste als General an; schon ließ er die Pferde satteln.

Aber Davout und Fouché ließen sich auf nichts ein. Sie besorgten, der Gefürchtete möchte wieder emporkommen, auch erfuhr man, daß Blücher ihn in Malmaison aufheben wolle. So wurde Napoleon am 29. Juni nachmittags 5 Uhr nach Rochefort (nördlich der Mündung der Gironde, 10 km vom Atlantischen Ozean) gebracht, um sich nach Amerika einzuschiffen. Als er am 3. Juli dort anlangte, war der Hafen von englischen Kriegsschiffen gesperrt. Napoleon stellte sich unter den Schutz des Prinzregenten von England (späteren Königs Georg IV.).

Es war aber schon beschlossene Sache, Napoleon auf die Insel St. Helena zu bringen. Am 15. Juli ging er an Bord des englischen Kriegsschiffs „Bellerophon", das unter dem Kommando des Kapitäns Maitland stand. Das Schiff fuhr die französische Küste entlang nach Plymouth. Die englische Regierung degradierte den Kaiser Napoleon auf eigene Hand zum General Bonaparte. Am 7. August brachte ihn der Admiral Lord Keith an Bord des „Northumberland". Unter der Bedeckung von zwei Truppentransportschiffen, einer Fregatte und mehreren Korvetten trat die Northumberland die Fahrt nach St. Helena an. Am 16. Oktober 1815, dem Jahrestag von Leipzig, landete das kleine Geschwader an der Insel. Als Wohnsitz wurde dem Gefangenen ein Haus zu Longwood angewiesen. Nur wenige Getreue durften ihn begleiten: die Generale Bertrand, Gourgaud, Montholon, Las Cases. Der Mann, der Europa von Madrid bis Moskau zu Pferde durchmessen, dessen Riesenphantasie noch, als er am 20. April 1814 die Treppe des Schlosses von Fontainebleau herabstieg, über Asien brütete, — der Kaiser hatte nun nicht viel mehr als einen geräumigen Kerker zum Spielraum. Nicht einmal die in ihm offenbar gewordene Kraft und Größe der menschlichen Natur vermochte der ihm gesetzte Gefangenenwärter zu achten. Und das Bild des gewaltigen Menschen, wie er sich unter den kleinlichen Quälereien seines britischen Wächters Hudson Lowe langsam verzehrt, läßt niemals den Wunsch verstummen, er möchte unter dem Kanonendonner von Waterloo den Tod des Helden gefunden haben.

Napoleon an den Prinzregenten von England.

Insel Aix, 14. Juli 1815.

Den Parteiungen, welche mein Vaterland zerreißen, und der Feindschaft der europäischen Mächte preisgegeben, habe ich meine politische Laufbahn beendigt, und ich komme, wie Themistokles, um mich am Herd des britischen Volkes niederzulassen. Ich stelle mich unter den Schutz seiner Gesetze, den ich von Ew. Königlichen Hoheit als dem mächtigsten, beständigsten und edelsten meiner Feinde in Anspruch nehme.

Napoleon.

Napoleons Protest gegen seine Deportation nach St. Helena.

Auf dem Meere, an Bord des
Bellerophon, 4. August 1815.

Ich protestiere hier feierlich im Angesicht des Himmels und der Menschen gegen die Verletzung meiner heiligsten Rechte, indem man gewalttätig über meine Person und meine Freiheit verfügt. Ich bin frei an Bord des Bellerophon gekommen; ich bin kein Gefangener; ich bin der Gast Englands. Ich bin freiwillig auf die Aufforderung des Kapitäns hingekommen, der Befehle der Regierung zu haben angab, mich aufzunehmen und mich mit meinem Gefolge nach England zu führen, wenn mir dies angenehm wäre. Ich bin in gutem Glauben hingekommen, um mich unter den Schutz seiner Gesetze zu stellen.

Sobald ich den Fuß auf den Bellerophon gesetzt hatte, war ich am Herd des britischen Volks. Wenn die Regierung, als sie dem Kapitän des Bellerophon den Befehl erteilte, mich so wie mein Gefolge aufzunehmen, mir nur eine Falle, eine Schlinge hat legen wollen, so hat sie ehrlos gehandelt, ihre Flagge gebrandmarkt.

Wenn eine solche Handlung vollzogen würde, so würden die Engländer in Zukunft umsonst von ihrer Loyalität, von ihren Gesetzen und von ihrer Freiheit sprechen: die britische Treue wäre in der Gastfreundschaft des Bellerophon verloren gegangen.

Ich appelliere an die Geschichte. Sie wird sagen, daß ein Feind, der zwanzig Jahre lang das englische Volk bekriegte, in seinem Unglück freiwillig kam, um seine Zuflucht unter seinen Gesetzen zu finden, und welchen glänzenderen Beweis seiner Hochachtung, seines Vertrauens hätte er geben können? Aber wie antwortete England auf eine solche Großherzigkeit? Es stellte sich, als ob es diesem Feinde eine gastfreundliche Hand darreiche, und als er sich in gutem Glauben hingegeben, opferte es ihn!

Napoleon.

Der deutsche Bund.

Während anfangs Juni der letzte Akt der Kriegstragödie in Belgien angehoben hatte, zimmerten in Wien die Vertreter der Mächte in aller Eile eine Verfassung für Deutschland zusammen. Vom 16. November 1814 bis zum 23. Mai 1815 hatte keine offizielle Sitzung in der Verfassungsfrage mehr stattgefunden. In 14 Tagen ward nun das fragwürdige Werk beendet, und am 8. Juni wurden die Bundesakte unterzeichnet. Statt eines Nationalstaates, der, einig nach innen, mächtig nach außen, das deutsche Volk zusammengefaßt hätte, war ein Verein souveräner Staaten entstanden. Die Verbindung der Teilnehmer am Bunde war wesentlich nur eine diplomatische, von „Hof" zu „Hof". Die 39 großen und kleinen selbständigen Staaten des Bundes waren als Ganzes zur Ohnmacht verdammt, denn wie konnten die zersplitterten Kräfte ohne Haupt jemals zusammengerafft werden, wenn es rasch und wirksam zu handeln galt? In den Bundesakten ist nicht einmal der Name des deutschen Volkes genannt. Die ungeheure Kraft eines einheitlichen Volkes, die man in der französischen Revolution und im Kaiserreich bis zur Beherrschung Europas hatte fortschreiten sehen, die eigene Volkskraft, die soeben das Weltreich zertrümmert und eine Hingabe, eine Geduld, eine politische Fähigkeit ohnegleichen offenbart hatte, war den Herrschenden nur ein Gegenstand der Furcht. Man gab vor, die Revolution zu bekämpfen, und unterdrückte jede vernünftige Freiheit. Die in den einzelnen Bundesländern zu errichtenden Verfassungen waren durch den § 13 der Bundesakte mit halber Verbindlichkeit in das Belieben der Regierungen gestellt. Keine Bitte, kein Widerspruch, so laut und eindringlich er aus dem Volke kam, wurde berücksichtigt. Die Mitarbeit des deutschen Volkes am Staate war gesetzlich nicht gesichert: es gab Vaterländer, aber kein Vaterland, Deutsche aber kein deutsches Volk. Daß eine Nation nur um ihrer selbst willen auf der Welt sei, und daß ihr, um diesen Zweck mit allen Mitteln zu erfüllen, das Selbstbestimmungsrecht gebühre, — diese politische Grundweisheit der neuen Zeit war den Urhebern des deutschen Bundes eine gefährliche jakobinische Irrlehre.

Grundzüge künftiger ständischer Verfassungen.

Ernst Moritz Arndt schreibt: Zunächst setzen wir folgendes voraus:

Die Stellung aller deutschen Fürsten und Lande unter ein gemeinsames Oberhaupt, welches Kaiser oder König genannt wird.

Die Einrichtung einer durch das ganze Reich gehenden kriegerischen Erziehung und festen Kriegsordnung und Kriegsübung, welche den Befehl geschwind und den Gehorsam

bereit machen, und welche den Fremden auf ewig die Gedanken nehmen, von einem Ende des Landes bis zum andern über unsere Grenzen zu laufen, wie in diesen Tagen geschehen ist.

Die Entwerfung und Begründung deutscher Gesetze, welche über das ganze Reich gelten; wobei man so sehr als möglich die alten deutschen Rechte und Satzungen und die Eigenheiten und Bedürfnisse des Volkes und Landes im Auge hat.

Die Stiftung großer Reichsgerichte mit dem Glanz und der Majestät der Gerechtigkeit und mit der Zahl der Ober- und Unterrichter, daß beide die Heiligkeit der höchsten Angelegenheiten des Volkes erscheine, und die geschwindeste Schlichtung der Zwiste und Händel möglich sei.

Die Verordnung eines deutschen Reichstages, zu welchem die Landboten von den Ständen der einzelnen Landschaften und Staaten des Reichs gewählt werden. Diese halten wenigstens die Hälfte des Jahres ihre Sitzungen und werden je alle fünf oder sechs Jahre neu gewählt. Ihr Amt ist, über die allgemeinen Angelegenheiten des Vaterlandes zu ratschlagen. Ihren Vorsitzer oder Sprecher ernennt der Kaiser oder König. Besondere Anliegen der Fürsten werden durch besonders ernannte Gesandte besorgt, deren Anwesenheit aber nur für den einzelnen Auftrag und nicht für immer ist. Die Verhandlungen des Reichstags sind die öffentlichsten, weil er das Palladium des Glücks und der Freiheit sein soll; der Mund herrscht statt der Schreibfeder und die Rede statt des Papiers. Durch die zuviele Schreiberei haben wir den großen Sinn und die Kraft und Klarheit der politischen Dinge verloren, und verworrene und schwächliche Männer mit halben oder mit gar keinen Begriffen haben im Reiche regieren und raten dürfen, deren Unfähigkeit und Untüchtigkeit bei stolzer Öffentlichkeit der Verhandlungen und bei Erörterung der Geschäfte durch die unmittelbare Rede jedermänniglich und ihnen selbst endlich kund geworden wäre. Der Sitz dieser Reichsversammlung wird, so sehr es möglich ist, in die Mitte des Vaterlandes verlegt.

Die unbeschränkteste Preßfreiheit, ohne welche auch die bürgerliche Freiheit nicht bestehen kann. Bei ihr liegen Gift und Gegengift des menschlichen Geistes immer nebeneinander.

Einerlei Münze, Maß und Gewicht; Abschaffung der Abzugs-, Durchzugs- und Geleitsgelder, der inneren Land- und Stromzölle und anderer Plackereien, welche die Deutschen der einen Landschaft von den Deutschen der anderen Landschaft entfernt und entfremdet und das Bruderband des Volkes aufgelöst und zerrissen haben.

Wann diese und andere notwendige Erfordernisse, ohne welche das Ganze gar nicht bestehen kann, abgemacht und festgestellt sind, reihen sich die einzelnen Herrschaften und Lande darunter. Diese stellen im kleinen eine Ähnlichkeit des großen Bildes dar, in ihnen wird in engeren Kreisen mit deutschem Ernst und deutscher Gerechtigkeit das bereitet, wodurch das Große in Freiheit und Ehre bestehen kann, das heißt, auch in ihnen wird eine freie und menschliche Verfassung begründet, auf den Elementen gebaut, die bisher noch bei uns waren und zum Teil noch sind.

(Arndt über künftige ständische Verfassungen in Deutschland.)

Aus der Wiener Bundesakte vom 8. Juni 1815.

Artikel I.

Die souveränen Fürsten und freien Städte Deutschlands mit Einschluß Ihrer Majestäten des Kaisers von Österreich und der Könige von Preußen, von Dänemark und der Niederlande, und zwar

der Kaiser von Österreich, der König von Preußen, beide für ihre gesamten vormals zum Deutschen Reich gehörigen Besitzungen

der König von Dänemark für Holstein, der König der Niederlande für das Großherzogtum Luxemburg vereinigen sich zu einem beständigen Bunde, welcher der Deutsche Bund heißen soll.

Artikel II.

Der Zweck desselben ist Erhaltung der äußern und innern

Sicherheit Deutschlands und der Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit der einzelnen deutschen Staaten.

Artikel XI.

Alle Mitglieder des Bundes versprechen, sowohl ganz Deutschland als jeden einzelnen Bundesstaat gegen jeden Angriff in Schutz zu nehmen, und garantieren sich gegenseitig ihre sämtlichen unter dem Bunde begriffenen Besitzungen.

Bei einmal erklärtem Bundeskrieg darf kein Mitglied einseitige Unterhandlungen mit dem Feinde eingehen, noch einseitig Waffenstillstand oder Frieden schließen.

Die Bundesglieder behalten zwar das Recht der Bündnisse aller Art, verpflichten sich jedoch, in keine Verbindungen einzugehen, welche gegen die Sicherheit des Bundes oder einzelner Bundesstaaten gerichtet wären.

Die Bundesglieder machen sich ebenfalls verbindlich, einander unter keinerlei Vorwand zu bekriegen, noch ihre Streitigkeiten mit Gewalt zu verfolgen, sondern sie bei der Bundesversammlung anzubringen. Dieser liegt alsdann ob, die Vermittlung durch einen Ausschuß zu versuchen; falls dieser Versuch fehlschlagen sollte, und demnach eine richterliche Entscheidung notwendig würde, ist solche durch eine wohlgeordnete Austrägal-Instanz zu bewirken, deren Ausspruch die streitenden Teile sich sofort zu unterwerfen haben.

Artikel XIII.

In allen Bundesstaaten wird eine landständische Verfassung stattfinden.

König Friedrich I. von Württemberg über die deutsche Bundesverfassung.

17. Juni 1815.

Im wesentlichen ist dieser Vertrag ein Unding; es ist eine Spiegelfechterei Metternichs, um zu zeigen, daß auf diesem langdauernden Kongreß doch irgendetwas zustande gekommen sei.

Der Freiherr vom Stein über den Deutschen Bund.

Der deutsche Bund selbst konnte nur etwas sehr Unvoll-

kommenes werden, wenn man bei der Idee blieb, kein Oberhaupt zu wählen. (Steins Tagebuch.)

Der deutsche Bund wider das deutsche Reich

Aus Arndts Flugschrift aus dem Sommer 1815:

Es ist also gefallen, das schon lang gefürchtete, schon zum voraus allgemein verfluchte Los! Du armes, treues, deutsches Volk! Du sollst keinen Kaiser haben. Sie, deine Fürsten, wollen selbst den Kaiser spielen ... Nicht ein Volk sollst du sein, nicht deutsch sollst du sprechen, denken und handeln; sondern österreichisch und preußisch, bayerisch und schwäbisch, sächsisch und hannoverisch, badisch und hessisch, und nach drei Generationen wie der Souverän von Krähwinkel und Widershausen, von Schöppenstädt und Schilda, von Deutschroda und Winkelsleben! Statt eines Herrn hast du ein paar Dutzend, die, wenn es deutsche Sachen betrifft, nie einig werden können, und die dich gegeneinander jagen, wenn sich einer den Anmaßungen des andern nicht fügen will. Ist der äußere Feind abgetrieben, so gebärt dein Inneres ein Nest voll Ungeziefer, das nur leben kann, indem es sich auffrißt ...

Nun hat doch in Deutschland kein Mund sich geöffnet, ohne nach dem Kaiser zu rufen! In Gedichten ist die Sehnsucht nach ihm ertönt, in Geschichten sind seine Wohltaten dem deutschen Volk erzählt, in Politiken ist seine Notwendigkeit dargetan, in Zeitschriften haben ihn die Gelehrten schon gewählt, in den Zeitungen hat das Volk geziemend, sittsam, ruhig ihn gefordert! — Aber hören unsere Fürsten? Hören unsere Minister? Sind sie nicht taub gegen die öffentliche Stimme in Deutschland? Verachten sie nicht die Wünsche des deutschen Volks, während sie den ruh- und ehrlosen Franzosen eine Konstitution nach deren Wünschen zuwerfen? Diese fürchten sie, darum sind sie auf unsere Kosten gnädig gegen sie! Der gutmütige Deutsche aber ist nicht zu fürchten. Mag er wünschen, hoffen, mit Recht fordern — das kann man mit Füßen treten! ...

... Macht das deutsche Volk zu einem Volk, wozu ihm nichts fehlt als eure Einwilligung; gebt ihm mit ihm eine Ver-

fassung und ein Oberhaupt: dann braucht ihr nicht zu heucheln, braucht nicht zu ergrimmen, wenn ihr nur Engländer und Franzosen auf der Bühne der Welt, und euch hinter den Bühnenwänden hervorgucken seht; dann könnt ihr frei mit ins Turnier schreiten, ohne Erlaubnis bei jenen eingeholt zu haben; dann werdet ihr selbst Früchte pflücken, und euern Ruhm von einheimischen Dichtern singen hören können. Für Deutschland ist aber diese Zeit vorüber, der Nibelungen Lieder ertönen nicht wieder, unsere Helden sammeln sich in keinem Heldenbuche, weil sie nicht unsere Helden, sondern der Engländer oder Franzosen sind.

Wir Deutsche wandeln nur in den Gräbern unserer freien, volksschaftlichen Ahnen . . . Wer aber einen Haufen gleicher Fürsten und einen Haufen verschiedener und gültiger Gesetzbücher hat, wer also keinen Fürsten und kein Gesetzbuch hat, ist kein Volk, und kann nicht für Vaterland und Fürst streiten. Rührt, bekehrt euch das noch nicht? — Nun, so verstoßet Kaiser und Gesetz aus eurer Mitte; denn ihr seid nicht wert, daß euch Kaiser und Gesetz Schutz gewährte! Ihr seid Fraß für die Fremden!

Die deutsche Frage.

Aus Arndts Flugschrift „Der deutsche Bund wider das deutsche Reich."

Was ihr hoffen könnt ist Krieg, weil von nun an der Streit über die Oberherrschaft in Deutschland beginnen kann und wird und muß!

Über das Elsaß und die Elsässer.

Der „Rhein. Merkur" schreibt am 11. 7. und am 6. 8. 1815:

Es ist gegenwärtig viel die Rede in den Zeitungen von der fanatischen Wut der Elsasser, wie hart und strenge man ihre Verbrechen ahnde, und wie jeden Abend sich der Himmel von ihren brennenden Dörfern röte. Im Gegensatz mit der Entartung dieser Bauern rühmt man die behende Artigkeit derer von Nancy, wo 10000 Nationalgarden das Gewehr vor 40 Bayern präsentieren, und sie aufs freundlichste willkommen heißen, und aufs beste sie bewirten. Solche Leutseligkeit ist

lobenswert, und wir haben in keiner Weise etwas dabei auszusetzen; doch muß gesagt sein, daß jene Elsässer in ihrer plumpen, blinden Anhänglichkeit an die Franzosen besser sind, als diese glatten, schmiegsamen Leute jenseits der Vogesen, die, nachdem sie uns zum Streite herausgefordert, ehe wir es uns versahen, als Freunde uns umhalsen, dafür aber ebenso schnell, wenn das Glück sich wieder auf ihre Seite wendet, uns heimtückisch auf den Rücken schießen.

Gerade darin zeigen die Elsässer, wie sie mit denen, die erbittert sie bestreiten, einerlei deutschen Ursprungs sind, daß, wie diese von den Franzosen durch wenig glatte Worte sich sogleich bestechen und entwaffnen lassen, so auch sie denselben Franzosen treuherzig geglaubt, und alle ihre Gaukeleien ganz ernstlich genommen haben, und nun sich für sie totschlagen lassen, während die Betrüger pfiffig sich davonstehlen, und schnell hinter den Kulissen umgekleidet, als seien sie es nicht gewesen, mit ganz andern Gesichtern wiederkehren, und die Tücke im Herzen mit allen Freundschaftsdemonstrationen uns empfangen.

Wir aber, die wir zu ihnen [den Elsässern] herübergekommen, was haben wir ihnen so Reizendes zu bieten, das sie von dieser ihrer dankbaren Liebe abtrünnig machen könnte? Sehen sie über den Rhein, so gewahren sie ihre dortigen Standesgenossen von den souveränen Regierungen an den Bettelstab gebracht, geschunden, geplackt, geplagt durch Krieg und schlechte Administrationen in alle Wege; blicken sie stromabwärts, sehen sie die Völker durch langwierige Provisorien zur Verzweiflung gebracht. Vorher gab ihnen Frankreich Schutz und Sicherheit; kein Nachbar mochte sie verletzen: jetzt steht unsere herrliche zusammengelappte und geflickte Bundesverfassung da und erbietet sich freundschaftlich, sie unter ihren Bettlermantel aufzunehmen, während auf der andern Seite die hochgeehrte, schon halb garantierte, französische Einheit droht, und ihnen die sichere Aussicht gibt, nach wenig Jahren sie wieder aus einer so schlecht verwahrten Gemeinschaft abzureißen.

Ist es ein Wunder, daß diese Menschen uns mit Fäusten

von sich abzuwehren suchen und lieber den Welschen anhängen, die zwar nicht ihres Stammes sind, aber unter denen sie gegrünt und geblüht in ihrem schönen Lande? Hat man beim Einmarsch sie auch nur eines guten Worts gewürdigt, und ihnen zugesagt, daß man sie lassen wolle bei ihren Rechten und in dem Besitze, wie sie es bei den Franzosen genossen haben? Freilich glaubt niemand mehr Proklamationen, aber eine gute Rede mochte doch versöhnlich wirken, und leicht gute Stätte finden, während das Schwert wohl auch harten Widerstand bezwingt, aber doch immer zuletzt sich selbst daran schartig schlägt. — —

Mit dem wahren deutschen Sinn und mit der rechten Vaterlandsliebe insgemein ist es so beschaffen, daß sie von selbst und verborgen in der Brust wächst, und da ist sie an ihrer Stelle, wenn sie auch vielleicht im ganzen Leben nicht zur Sprache gelangt. Bei dem elsassischen Volk kommt hinzu, daß es vor der Revolution in vielem Äußeren gelind und mild regiert und bei manchen seinen Eigentümlichkeiten und Rechte gelassen worden war, wie nicht andere Länder mitten in Deutschland. Das Andenken hieran, neben dem Bewußtsein der langen äußerlich gewohnten und gesetzlich anerkannten französischen Oberherrschaft, hat eine nicht so wegzuleugnende Rechtlichkeit, und darf dem gemeinen Manne, wenn ihm etwa Rheinbündner hoch und zierlich von Deutschland redeten, nicht vorgeworfen werden; der gebildete Elsasser sieht freilich weiter und drüber hinaus. Nur in einem Gefühl waren Vornehme, Bürger und Bauern einig, in der entschiedenen Abneigung vor dem badischen und württembergischen Unwesen, das sie tagtäglich vor Augen sahen, und woran bald näher Teil nehmen zu müssen, man ihnen Aussicht machte. Für eine freie, eigene Verfassung stimmen sie alle, die fast nichts mehr von Adel (abgetragenem und abgestandenem) wissen, wie er im nördlichen Deutschland neuerdings wieder spuken will, und welche die Revolution selbst darin bestärkt hat, den offenen Blick auf ihre innere Einrichtung zu erhalten.

Die Elsasser sind und hören uns von Gott und Rechts wegen, darum sollen wir nicht gegen unser

eigen Fleisch sprechen, sondern warten, bis ein gutes Schicksal uns mit Ehren zu ihnen, und sie ohne Sünde zu uns führe. Die Geschichte hat nicht vergessen, aber ihre Herzen längst (wie Kinder auch sollen gegen ihre Mutter), daß die vom Feind geängstigte, Kaiser und Reich um Hilfe flehende Stadt ohne Erbarmen gelassen wurde; wohl aber wissen noch die Straßburger, wie der höhnische Louvois, aus Verachtung ihrer angestammten Reichsfreiheit, nicht einmal Bedingungen abschließen wollte, endlich ein Blatt aus einem alten Buche riß, etwas darauf kritzelte und darauf durch das kleine Pförtchen seinen ersten Einzug hielt.

Der zweite Pariser Friede und die „heilige Allianz".

In Paris waren die Vertreter der vier Mächte England, Rußland, Österreich und Preußen wieder zu einem Friedenskongreß versammelt. England wollte Frankreich um jeden Preis unangetastet lassen. Rußland spielte auf Kosten namentlich Preußens den Großmütigen. Der Zar Alexander war völlig in den Händen der Franzosen. Österreich war gegen eine Veränderung der Wiener Verträge, vor allem wehrte es sich gegen die Wiedergewinnung des Elsasses, weil es dann Rußland in Galizien hätte entschädigen müssen. Preußen, mit seinen gerechten Forderungen der Vergeltung alles Schadens, den Frankreich ihm zugefügt, und der Sicherung der Grenzen, stand allein. Im September kam es nach lähmenden Verhandlungen zu einer neuen Krisis: Alexander gab den Befehl zum Rückmarsch seiner Armee, und das erschöpfte Preußen hätte allein Krieg führen müssen, wenn es auf seinen Forderungen bestand. Hardenberg suchte zu retten, was zu retten war. Vergebens: Deutschland sollte ehrlos, wehrlos, arm und uneins bleiben.

Inzwischen war wenigstens die französische Regierung zum Unterhalt der verbündeten Heere gezwungen worden. Blücher insbesondere gebrauchte tatkräftig das Recht des Siegers gegen einen zweimal niedergeworfenen und dennoch aufgeblasenen und hinterhältigen Feind. Auch die geraubten Kunstschätze wurden zum Teil zurückgenommen. Überall aber in den Kabinetten hörte man den Ruf: Schonung für Frankreich! Es begann ein Ton widerlicher Salbung vom Zaren Alexander auszugehen.

Die sehr bescheidenen Forderungen der Verbündeten waren endlich: eine kleine Grenzberichtigung zugunsten Preußens und Deutschlands, Schleifung der Feste Hüningen, 600 Millionen Kriegsentschädigung, Besetzung des nördlichen und östlichen Teils von

Frankreich auf höchstens sieben, mindestens drei Jahre. Talleyrand, nun wieder Minister Ludwigs XVIII., hatte die Dreistigkeit, diese Forderungen abzulehnen. Dies war den Verbündeten denn doch zu viel. Talleyrand mußte seinen Ministerposten verlassen. Und am 20. November erfolgte endlich der Friede, der noch manche Gefälligkeit gegen die Franzosen in sich schloß. Die drei Monarchen gingen auseinander. Vorher hatten sie noch, vom Zaren Alexander dazu ermuntert, eine Allianz geschlossen, die dem Heuchelwerk des Friedens die Krone aufsetzte. Schon früh hatten sich Frauenhände in die Arbeit der Politik gemengt. Diesmal war es eine Frau von Krüdener, die den Zaren in die Rolle des Apostels eingeweiht hatte. Die „heilige Allianz" war eine Phrase, unter der sich nichts verbarg als der Geist der Reaktion, zu der nur noch der Name der christlichen Religion durch sie gemißbraucht wurde. Nach einigen Paraden verließen die Monarchen Frankreich. Eine „europäische Armee" von 150000 Mann — unter dem Kommando des Lord Wellington blieb darin zurück. Die Franzosen mußten sie unterhalten. Im Oktober 1818 wurde diese Okkupationsarmee aus Frankreich zurückgezogen. Der König von Preußen hielt bei dieser Gelegenheit eine Parade über seine Truppen bei Sedan, die Österreicher bei Reichshofen-Wörth i./E. ab.

Blücher an den Grafen von der Goltz, seinen Adjutanten, über die Sprengung der Jenabrücke.

Anfang Juli 1815.

Die Brücke wird gesprengt, und ich wünsche, Herr Talleyrand setzte sich vorher darauf. Wie kann dieser verächtliche Mensch die Brücke ein kostbares Monument nennen? Unsere Nationalehre erfordert die Vernichtung dieses zu unserer Beschimpfung errichteten Denkmals. Ew. Hochwohlgeboren werden mich verbinden, wenn Sie diese Meinung zur Kenntnis des Herrn Talleyrand bringen.

Blücher an Lord Wellington

St. Cloud, 9. Juli 1815.

Die Zerstörung der Brücke von Jena ist bei uns eine Nationalangelegenheit. Die öffentliche Meinung hat sich hierüber bei uns zu laut ausgesprochen, als daß ich es wagen möchte, dagegen zu verstoßen und mir die Vorwürfe der Nation und der Armee zuzuziehen. Ich kann demnach von meinem gefaßten Beschluß nicht abstehen.

Daß Euer Durchlaucht selbst in Ihrem desfallsigen an mich gerichteten Schreiben den Namen der Brücke von Jena,

wahrscheinlich aus Schonung für uns Preußen, nicht aussprechen, könnte für mich schon allein einen Grund abgeben, die Zerstörung dieser Brücke zu beschließen.

Wenn im letzten amerikanischen Kriege die britischen Truppen zu Washington eine Brücke daselbst mit dem Namen Saratoga gefunden und sie nicht zerstört hätten, würden sie nicht die Vorwürfe der britischen Nation verdient haben?

Bei Saratoga zwang der amerikanische General Gates den englischen General Burgoyne am 17. Oktober 1777 zur Waffenstreckung.

Die Jenabrücke.

Blücher hatte am 7. Juli von St. Cloud aus den General Zieten beauftragt, die Brücke sprengen zu lassen.

General von Reiche erzählt: An lebhaften Verwendungen für die Erhaltung der Brücke fehlte es nicht. Hohe und höchste Personen interessierten sich dafür und man erzählte sich sogar, daß Ludwig XVIII., als seine Reklamationen ohne Erfolg geblieben, geäußert habe, wenn es soweit wäre, sich selbst auf die Brücke stellen zu wollen, hoffend, daß man ihn soviel achten würde, um ihn nicht mit in die Luft zu sprengen. Indessen ließ sich Blücher dadurch nicht irre machen.

Als nun am 10. vormittags die Arbeit soweit fertig war, daß die Sprengung vor sich gehen konnte, fanden sich Gneisenau und Grolman ein, diesem Akte beizuwohnen. Viele Zuschauer hatten sich versammelt, deren Annäherung durch eine verstärkte bewaffnete Macht verhindert wurde.

Als der Befehl zum Zünden gegeben war, erfolgte in dem Augenblick ein Lauffeuer und ein Getöse, als wenn Hunderte von Böllern losgingen. Die Brücke war in Rauch gehüllt, und aller Augen waren unverwandt auf diesen Schleier gerichtet, das kommende Schauspiel anzusehen. Der Rauch verzog sich, und mit Verwunderung sah man die Brücke durchschimmern, bis sie bald klar und dem schwachen menschlichen Willen Trotz bietend, noch mauerfest dastand. Des Frohlockens und des Jubels der Zuschauer, allerdings auch des Hohngelächters, war kein Ende.

Der die Arbeit leitende Offizier wies die ihm gemachten

Vorwürfe mit der Behauptung ab, daß das ihm von der Artillerie gelieferte Pulver nichts getaugt habe, was der anwesende Kommandeur derselben durchaus nicht zugab. General Grolman war aufs höchste aufgebracht und wollte mich zur Verantwortung ziehen, daß ich mich nicht der Beaufsichtigung und der oberen Leitung dieses Unternehmens angenommen habe. Nur die erhärtete Versicherung, daß mir weder direkt noch indirekt irgendeine Veranlassung dazu gegeben sei, konnte ihn besänftigen.

Zu einer Erneuerung dieses mißlungenen Versuchs kam es nicht und die Brücke steht heute noch, jedoch mit dem veränderten Namen als Pont des Invalides.

(von Reiche, Memoiren.)

Blücher über seine Orden.

General von Hüser erzählt: Als ich ihm nach meiner Rückkunft meinen Rapport abstattete, war er infolge dieser verschiedenen Fehlschläge [mißglückte Sprengung der Jenabrücke], sehr mißvergnügt, auch fühlte er sich in diesen Tagen vielfach unwohl. Blutigel hätten ihm eine Erleichterung verschaffen können, sonderbarerweise waren aber keine aufzutreiben. In den folgenden Tagen langten verschiedene Gnadenbezeigungen im Hauptquartier an; der Fürst erhielt einen eigens für ihn erfundenen Orden, das eiserne Kreuz in goldenen Strahlen, als Stern auf der linken Brust zu tragen. Indessen ward auch hierdurch seine Stimmung nicht verbessert, da er auf ein Geschenk an Geld oder Grundbesitz gehofft hatte. „Was soll ich nu wieder mit dem Ding da machen?“ sagte er, als das Gnadenzeichen eintraf. „Ich habe schon so viele Ordens, daß ich nicht weiß, wo ich sie lassen soll. Wenn's noch ein Glas mit Blutigel wäre, so könnte ich sie mir doch ansetzen!“ (Denkwürdigkeiten des Generals von Hüser.)

Gneisenau an den König Friedrich Wilhelm III.

über die Frankreich aufzuerlegenden Lasten.

St. Cloud, 8. Juli 1815.

Daß man nun Frankreich auf das tätigste benützen müsse, um die Armee zu kleiden und auszurüsten, unsern Finanzen

aufzuhelfen und diesem eitlen Volk die Lust am Kriege zu verleiden, erfordert die Nationalehre. Ein entgegengesetztes schwaches Verfahren würde dem Feldherrn die Vorwürfe der Armee, der Nation und selbst des verständigen Teils von Europa zuziehen, er hat also den Anfang damit gemacht, von der Stadt Paris allein die Ausrüstung und Kleidung von 110000 Mann nebst 100 Millionen Franks Kriegskontribution zu fordern, sowie für die Armee das Geschenk eines zweimonatlichen Soldes.

Alle Leiden, die uns dieses eitle Volk aufgebürdet hat, müssen ihm vergolten werden, und ein anderes Verfahren würde von ihm, wie vor 15 Monaten als Wirkung der Schwäche, der Furcht und der Einfalt ausgelegt werden.

Der preußische Oberkriegskommissar Ribbentrop an den Seinepräfekten über die von Paris zu zahlende Kriegskontribution.

Paris, 10. Juli 1815.

Sie wissen, daß Preußen in den Jahren 1806, 1807 und 1808 unter Verwaltung des Herrn Grafen Daru nicht bloß seinen früheren Wohlstand völlig eingebüßt hat, sondern auch durch eine ungeheuere Masse von Requisitionen und Vexationen verarmen mußte. Sie wissen, was in den Jahren 1809, 1810 und 1811 geschah, um Preußen völlig auszupressen, und ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß wir 1812, obgleich damals Bundesgenossen von Frankreich, Mißhandlungen einzelner unserer Provinzen erfuhren, welche nur ein grausamer Feind auszuüben sich erlauben durfte. In dem Jahre 1813 schüttelten wir das schwere Joch der Tyrannei ab. Sie, mein Herr Präfekt, behaupten, die Forderung von 100 Millionen Franken Kriegssteuer sei unerschwinglich. Fragen Sie den Herrn Grafen Daru, was die vierfach kleinere Stadt Berlin unter seiner Administration geleistet hat, und Sie werden erfahren, daß diese Leistungen bei weitem diejenigen Forderungen übertreffen, welche Seine Durchlaucht der Fürst von Blücher und Wahlstadt an die Hauptstadt Frankreichs gemacht hat. Wollten wir die eroberten Gebiete Frank-

reichs mit demselben Maße messen, nach welchem wir von 1806 bis 1812 gemessen sind, so würden die Forderungen vielleicht das Unerschwingliche erreichen. Aber weit entfernt, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, haben wir bis jetzt nur die Kosten des Krieges gefordert, und die Budgets unserer Finanzen haben noch keinen Titel für die Erpressungen im Auslande, wie sie vor dem Frieden von 1814 Frankreich in die seinigen aufnahm.

Blücher in Paris.

Vielleicht an General von dem Knesebeck gerichtet.

St. Cloud, 10. Juli 1815.

Liebster Freund

Gneisenau wird ihnen von allen unterrichten. ich bitte sie in stendig machen sie, daß man uns in unsren opperationen nicht hinderlich wird. eine solche gelegenheit komt uns nicht wider vor, unsre finantzen bedürffen einge Zubuße, und wihr müssen nicht wider auß Frankreich gehen und den Vorwurff uf uns laden, von diesen verdorben Volk überlistet zu sein, Herr Tallieran konte uns in Wien drohen. hir in Paris kan er nun bezahlen, waß unsre armeeh betrift, so habe ich selbiger versprochen, daß ich wen Paris erobert wird, sie da neu kleiden wollte, und sie ein 2 monatlich Traktament zum Douceur erhalten sollten; verdient haben sie dieses, und ich muß word hallten.

kommen sie doch in ballde zu uns, ich wollte noch gerne ins badt, zu schlagen gibts hir wahrscheinlig nicht mehr vill, ist der statskatzler da so bitte mich zu Emfehlen, ich blibe hir in St. Cloud, den ich mag ludwig d 18t und alle Francosen nicht. adio. in Eill Blücher.

Der preußische General von Müffling an den französischen General Maison.

Maison hatte Müffling seine durch den König Ludwig XVIII. erfolgte Ernennung zum Gouverneur von Paris angezeigt.

Ich kenne nur einen einzigen König in Paris und nur einen einzigen Gouverneur, und das ist der König von Preußen und ich selbst.

Brief eines Soldatenvaters an den General „Vorwärts".

Der „Rheinische Merkur" veröffentlicht am 11. Juli 1815 den folgenden Brief, den der Vater eines preußischen Gardejägers an Blücher geschrieben hat:

Allerunüberwindlichster Feldmarschall!
General, Herr General Vorwärts, Exzellenz!
Liebwertheſter Herr Blücher!

Verzeihen Sie Exzellenz, liebwertheſter Herr Blücher General Vorwärts, daß ich als unzeitige Geburt es wage, an Sie zu schreiben; aber ich kann mir nicht helfen, es ist wegen meinem Traugott; ich bitte Sie um alles in der Welt, liebster Herr Blücher, Exzellenz General Vorwärts, was ist das für eine infame Confusion mit dem Feldpostamt; ich habe meinen Traugott bei den Gardejägern, er kennt Ew. Exzell. Vorwärts genau und gut, schon zweimal habe ich ihm Zulage geschickt, aber er hat nichts bekommen. Ich bitte Ew. Exzellenz demüthigst, corrigiren Sie die Kerls doch einmal, aber nach alter preußischer Manier; Sie verstehen schon, wie ich's meyne; das wird gewiß helfen; denn es ist um die Schwernoth zu kriegen, wenn man den Kindern, die für's Vaterland streiten, was schickt, und sie nichts bekommen. Ew. Exzellenz werden den Kerls doch wohl ein Donnerwetter auf den Hals schicken; deshalb habe ich es Ihnen geschrieben; denn ich weiß schon, daß mit dem Alten nicht viel zu spaßen ist. Ew. Exzellenz, unüberwindlichster Feldmarschall General Vorwärts genannt, liebwertheſter Herr Blücher, ich verbleibe ihr unterthänigster

Schornsteinfeger Matthias Keller,
zu Schweidnitz 1814.

NB. Wenn Sie meinen Traugott sehen, so bitte ich, ihn unbeschwert zu grüßen, aber schenken Sie ihm nichts; doch ich habe ihn immer zur Ordnung angehalten. Na, adjeu.

Niebuhr an Gneisenau

über die Auslieferung Napoleons an Preußen.

Berlin, 16. Juli 1815.

Daß Napoleon nicht ausgeliefert worden, ist mir sehr lieb. Er wäre doch gewiß, anstatt in unserer Gewalt zu bleiben,

in Hände gekommen, welche ihn vielleicht einmal ganz verkehrt gebraucht hätten: oder auch die Ministerialfeigheit, sich für stolzes Gefühl ausgebend, wäre fähig gewesen, sich an dem zu vergreifen, den doch Gott gezeichnet hat, daß kein Mensch seine Hand an ihn lege.

Blücher und die Diplomaten.

Am 16. Juli 1815 speisten der Staatskanzler Hardenberg und Wilhelm von Humboldt nebst einer Anzahl ihrer Bekannten im Gasthaus Rocher de Cancale in Paris zu Mittag. Der Staatskanzler war schon aufgebrochen, da der Zar Alexander I. ihn erwartete.

Varnhagen von Ense erzählt: Wir saßen noch zusammen, da ging die Türe auf und es zeigte sich in voller Uniform Fürst von Blücher und der General Graf von Gneisenau; sie wollten den Staatskanzler begrüßen, nahmen aber nun, da sie ihn nicht mehr fanden, auch bei uns Platz am Tische. Blücher saß neben mir, und ich empfing aus erster Hand die wunderlichen Ausprudelungen des beinahe fabelhaften Helden. Er schimpfte heftig gegen die Bourbonen, wollte Ludwig XVIII. durchaus nicht besuchen, zog gegen den Grafen von Münster und gegen dessen Spießgesellen, den Grafen von Hardenberg [den Hannoveraner] in Wien, als gegen erklärte Preußenfeinde los, verschonte selbst seinen Bruder Wellington nicht und hielt über Könige und Fürsten, wie der Zufall sie ihm vorführte, ein lästerlich Gericht. Manches klang auch für einige Anwesende nicht eben verbindlich; er sagte zu Humboldt, er und alle Diplomaten hätten noch wegbleiben sollen, sie würden wieder alles verderben. Ungleichartigere Streitkräfte konnte man nicht sehen, als Blücher und Humboldt gegeneinander gestellt; ob die Keule oder der Stoßdegen die bessere Waffe sei, blieb unbestimmt, aber so viel war klar, Humboldt stand nicht im Nachteil, und als man sich näher verständigt hatte, stieß man zusammen auf guten Erfolg und auf beste Eintracht an.

Gneisenau an Clausewitz.

Paris, 23. Juli 1815.

Der Kaiser Alexander hat seine alte Rolle wieder aufgenommen als Beschützer alles des schlechten Gesindels.

Clauſewitz an Gneiſenau

über den Pariſer Friedenskongreß.

Eſtampes, 24. Juli 1815.

Gott behüte uns vor einem Wiener Kongreß auf franzöſiſchem Grund und Boden!

Niebuhr an Gneiſenau

über die von den Franzoſen geraubten Schätze der Kunſt und Wiſſenſchaft.

Berlin, 24. Juli 1815.

Aus König Friedrichs Handbibliothek iſt viel geraubt, und zwar viel mit ſeinen eigenen Anmerkungen Verſehenes, und einiges davon iſt gewiß in Bonapartes Privatbibliothek gekommen. Das meiſte indeſſen wird ſich nimmermehr aufſpüren laſſen. Viel iſt dagegen aus Cöln, Aachen und der ganzen rheiniſchen Mark geraubt: aus Städten und Klöſtern ... Cöln hat unter andern das Gemälde verloren, welches den Hauptſtolz der Stadt ausmachte, Rubens' Meiſterwerk, welches er dieſer ſeiner Vaterſtadt geſchenkt hatte. Aus Aachen iſt das hölzerne, uralte Standbild K. Karls des Großen nach Paris gebracht, und ſteckt dort in einem Winkel. Auch von den dort bewahrten Reichskleinodien (zu deren Schutz unſer König als Kämmerer des Reichs beſonders befugt iſt: jetzt aber noch mehr als Landesherr von Aachen) iſt wenigſtens ein Teil zu Paris.

Die größten Schätze der vatikaniſchen Bibliothek an griechiſchen, römiſchen und altdeutſchen Handſchriften ... kommen aus der Heidelberger Bibliothek, Deutſchlands Zierde, welche Tilly nach der Schlacht auf dem weißen Berge an den Papſt ſchenkte.

Die Wiedergewinnung der geraubten Kunſtſchätze.

Der Berliner Buchhändler Guſtav Parthey erzählt: Diesmal wurde in Paris beſſer aufgeräumt als im Jahre 1814. Aus einer unerklärlichen Galanterie hatte man damals alle geraubten Kunſtwerke in Paris gelaſſen. Die politiſchen Erfolge, die man erreicht, waren ſo groß, daß die geringen Forde-

rungen der Gerechtigkeit davor in den Hintergrund traten. Man schrieb diese unerlaubte Nachsicht dem Kaiser von Rußland zur Last, der freilich nichts zurückzufordern hatte, ja sogar 40 Kisten mit den aus Kassel geraubten Gemälden per fas et nefas an sich brachte und nach Petersburg führte, wo die Bilder trotz aller Reklamationen noch immer in der kaiserlichen Galerie sich befinden. Jetzt verwandte sich Wellington für die Niederländer, der Kaiser Franz forderte die aus Florenz, Mailand, Venedig geraubten Stücke, der Papst Pius VII. und die Spanier blieben auch nicht zurück. So ward der Raub vieler Jahre den rechtmäßigen Herren zurückgestellt. Den Franzosen wollte es anfangs durchaus nicht einleuchten, daß gewaltsam weggeführte Kunstwerke nicht als wohlerworbenes Eigentum gelten können. Sie sträubten sich solange, als es irgend anging. Der greise Denon, Napoleons Begleiter in Ägypten, Direktor der Pariser Sammlungen, ein feiner Kenner in allen Kunstfächern, war bei Wegführung der Kunstwerke aus den eroberten Ländern besonders tätig gewesen. Unter andern hatte er im Jahre 1806 die Berliner Kunstkammer und das Münzkabinett geplündert; man kann sich also wohl denken, daß die Preußen nicht gut auf ihn zu sprechen waren. Er erhob bei der verlangten Rückgabe die größten Schwierigkeiten. Anfangs wollte er die Sache bloß für einen Scherz halten und schien den Gedanken im Ernst gar nicht fassen zu können. Dann machte er die lächerlichsten Ausflüchte und hielt die preußischen Kommissäre von einem Tage zum andern hin. Bald war er unwohl oder nicht zu Hause, bald konnte er den Schlüssel nicht finden, bald fehlten die betreffenden Inventarien. Endlich riß den Preußen die Geduld, und der Leutnant Dieterici (später Geheimrat und Direktor des Statistischen Bureaus in Berlin) erhielt den Auftrag, mit 16 Mann seiner uckermärkischen Kompagnie bei dem Baron von Denon die Exekution zu vollstrecken. Als er eines schönen Morgens mit seinem kleinen Kommando einrückte, fand er nur die alte Haushälterin in der Wohnung. Eine ganze Reihe von bequemen Entresolstuben war mit dem raffinierten Luxus eines reichen alten Junggesellen eingerichtet; man fand weiche

Teppiche und noch weichere Sofas, goldne Spiegel und kostbare Stutzuhren, Ölgemälde und Kupferstiche, Majoliken und etruriſche Vaſen. Kinder, ſagte Dieterici nach ſeiner humanen Art zu den rauhen Söhnen der märkiſchen Ebene, ſetzt eure Gewehre vorſichtig zuſammen, macht es euch auf den Kanapees bequem, aber zerbrecht mir nichts! Mir ahnet, daß wir nicht lange hierbleiben werden. Darauf wurde der Haushälterin bedeutet, ſie habe auf Koſten des Barons von Denon ein ſehr gutes Diner und ſehr guten Wein für 16 Mann vom nächſten Traiteur zu beſorgen. In dem großen eleganten Salon ward eine fröhliche Tafel aufgeſchlagen. Während noch der treffliche Chablis die Runde machte, ſchickte Denon die verlangten Schlüſſel zu den Muſeen, und die Exekution ward zum Leidweſen der Exekutoren ſofort aufgehoben.

(Parthey, Erinnerungen.)

Blücher an Gneiſenau

Rambouillet, 28. Juli 1815.

Ew. Excellenz wahren bei einer unterredung zwiſchen mich und dem HErn Statzkantzler gegenwertig, gantz den äußerungen des Statzkantzler angemeſſen habe ich 3 Cabinet Befehle erhallden, die alle meine getroffenen maßregeln (ob gleich der König ſie ſchriftlich und mündlich genehmiget hat) auf heben, ich bin nun gäntzlich gelehmt und die armeh in der größten ungelegenheit, alle unſere uns angewiſenen Gellder haben wihr wohlbedegtig nicht ein gezogen, damit das gelld im lande [Preußen] blibe und unſere Statz Papihre da durch gehoben würden. hier er hallten wihr nun keine gellder und kön alſo die armeh nicht einmahl den Sold bezahlen vill weniger die Douceure ſo dem Hehr verſprochen worden, die Bekleidung der armeh ſoll nach höchſten Befehl vor ſich gehen, die ſich öffentlich den Requiſitionen widerſetzden Prefecten, welche behaupten, es muſſe ein Befehl von Ludwig den 18ten an ſie dieſer halb er gehen, habe ich aretieren laſſen, der König befiehlt ihre los laßung, dieſes iſt vor alle anderen behörden ein Singnal und niemand liwert uns materiallien.

Der HErr Statzkantzler sagte mit bestimmtheit bey den verhandlungen könnte die armeh nicht mitsprechen, ich bin in ansehung der armeh seiner meinung, aber nicht in ansehung meiner ich muß doch mit den Fürst Schwarzenberg Wellington und Wrede gleiches recht haben und bin ganz nicht gemeint mich der Dispotie der Deplomatiquer so grade zu unterwerfen um nun die HErrn Deplomatiquer das Feld zu räumen, habe ich das Commando der armeh nider gelegt, habe auch den Kriegsminister gebehten, Führ meinen Wunsch zu würken, lange darf ich nicht hier bleiben, sonst gehn dinge hervor, die das allgemeine Schaden und unsere Gegner nur Schaden Freüde gewehren ich will mich mit meinen ältesten Freünd [Hardenberg] nicht überwerffen, welches ich nicht woll vermeiden kan, wenn es so fohrt geht, ich bin durch meine Reine absicht den Statt nützlich zu werden und die armeh die gebührende Belohnung zu beschaffen, zum vorwurff des Hasses der gantzen Francöischen Nation gemacht und andere wollen sich nun uf mein Conto libes kind machen, wie wenig ich um die gunst der Francosen geitze ist bekannt, aber die ahrt wie man gegen mich verfährt ist beleidigend es geht mich nahe den König mißfellig zu werden, der mich aufs neü ein außgezeichneten beweiß seiner zu Friedenheit gegeben, aber da ich mich überzeüge hier nicht mehr nützlich werden zu können, so habe ich daß waß wie E Excellenz wissen schon lange mein vorsatz wahr getahn [nämlich um seinen Abschied gebeten].

Das Viergespann vom Siegestor in Berlin

und die preußischen Fahnen von 1806 und 1807 (Juli 1815).

General von Reiche erzählt: Bei unserm Einrücken in Paris wurden sogleich alle öffentlichen Museen und Galerien mit Truppen besetzt, indem man nicht gesonnen war, wie bei der ersten Okkupation von Paris, die geraubten Kunstschätze noch einmal aus Höflichkeit den Franzosen in Händen zu lassen. Vorzüglich war uns die Siegesgöttin, die herrliche Zierde Berlins und des Brandenburger Tores, nicht sowohl als Kunstwerk, vielmehr als ein Erinnerungszeichen ehemaligen Ruhms, als welches Napoleon es in seinem Übermute in

der unglücklichen Zeit von 1806 nach Paris hatte abführen lassen, zu wert, als daß wir ohne dasselbe wieder hätten heimkehren sollen. Allein die Siegesgöttin war verschwunden, und trotz der unermüdlichsten Nachforschungen wollte es nicht gelingen, den Schlupfwinkel zu ermitteln, wo sie versteckt gehalten wurde. Doch unser Ribbentrop [Oberkriegskommissar] gab die Hoffnung nicht auf, und nur seinen rastlosen Bemühungen und Nachforschungen war es vorbehalten, sie wieder in das Tageslicht zu ziehen. Daher danken wir es ihm mit vollem Rechte, daß sie wieder die unserige geworden ist.

Weniger glücklich sollten wir in Absicht unserer in dem unglücklichen Kriege von 1806—07 verlorenen Fahnen sein, denen schon bei der ersten Okkupation von Paris 1814 vergebens nachgespürt worden war, und die wir noch immer in der angegebenen Art nicht für vernichtet, wohl aber für versteckt hielten; sie blieben jedoch für uns verloren!

(von Reiche, Memoiren.)

Gneisenau an die Gräfin Voß,

Oberhofmeisterin der Königin Luise, über die Zurücksetzung der Armee und die Lage in Frankreich.

Paris, 2. August 1815.

... Dieser köstliche Trank [des Siegs] hat aber einen bitteren Nachgeschmack. Wir müssen dessen Hefe ebenfalls trinken. Das ist sehr unangenehm. Der Soldat hat das Seinige redlich getan, nun aber tritt ihm der Diplomat in den Weg und sagt ihm: Freund, du bist ein plumper Geselle, du wußtest die Leute nicht zu behandeln. Die sind weit wohlerzogener wie du und wollen in zierlichen Phrasen angeredet sein: du vermagst nur mit Kanonen zu reden. Halt also das Maul. Wir wollen wohl für dich sorgen, daß du nicht mehr zerlumpt einhergehst, und einen Zehrpfennig sollst du vielleicht auch haben, wenn es uns gelingt, die Leute dazu zu bereden, daß sie gutwillig etwas geben. Aber dränge dich nicht ins Haus, sondern warte fein draußen, bis man dir zum Fenster etwas hinausreicht. Wenn wir dich nötig haben, werden wir dich wohl rufen, jetzt bedürfen wir deiner nicht.

Neid und Mißgunst und Scheelsucht und Irrtum und Schwachheit, das sind die Feinde, die wir jetzt zu bekämpfen haben, bei weitem fürchterlicher als Bonaparte und seine Bande. Übrigens herrscht dieser, obgleich als Gefangener auf einem englischen Schiff, hier noch in den Gemütern, leider in den kräftigeren und fähigeren, als eingefleischte Darstellung des französischen Nationalcharakters. Die Bourbons sind ganz in der Meinung gesunken, und diese Aristokratie der Verbrecher [die Partei Napoleons], die nun in Frankreich durch hohe Ämter, Einfluß und ungeheuren Reichtum herrscht, wird nie einen andern Anführer haben wollen, als einen solchen, der Bonaparte ähnlich ist.

Blücher an seine Frau.

Paris, 4. August 1815.

Da dieser Courir nach Berlin abgehen will, so muß ich doch einige Zeillen an dich schreiben, gestern wurde hir der gebuhrtstag unseres Königs gefeiert, wozu ich eingeladen wurde, aber in einer stunde gehe ich wieder nach mein Rambouilliet, da die Cabinette mich alle entgegen wahren, so legte ich daß Commando der armeh nider, allein der König bestand darauf, daß ich es behallten müßte, bis alles abgemagt sey, nun endlich hat der König und der östreichische Kaiser anerkant daß ich recht habe und sind uf meine seitte geträten, um mich aber nicht mit alle außwertige und unsre eigne ministers zu Brouilliren gehe ich gantz auß Pariß weg und nehme ein stantquartir in Caen grade an den Sehstrande, vor der armeh habe ich alles bewirkt, sie wird gantz eingekleidet und erheldt 2 monat Tractament Douceur, und der Subaltern offizier noch 50 Thlr. gratification, uf die 100 Milion Franken bestehe ich noch, und ich hoffe daß wihr sie erhallten werden. Der Krig ist auß und ich sehne mich nach hauße gestern habe ich auß Engeland den großen Bad Orden erhallten die noch keinen außlender zu theill geworden, der Printz von Engellandt verlangte, ich soll nach london kommen, aber ich werde nicht hingehn, unser König hat mich einen gantz besonderen Orden gegeben, es ist ein großer golldner Stern

worauf der mitte ein Eisernes Kreutz angebracht ist, es ist der eintzige orden der noch Existirt aber waß helffen mich alle orden hetten wihr einen guhten vor uns vortheillhafften Friden, der wehre mich liber, ich bin indessen nicht Schuld, wenn wir die Fehde nun nicht vorteilhaft führ uns beendigen.

nach Berlin habe ich von hir abgesandt ein ahrtiges Service Porcelain uf 40 Person und zweittens, die Bonapartsche Familie, und ihm selbst von dem berümten mahler David gemahlen, alle in lebensgröße und ihm zu Pferde ich hoffe daß alles guht ankomen wird . . .

General Hügel an den König von Württemberg.

August 1815.

Wenn die alliierten Souveräne zusammen in die Stadt [Paris] reiten, so hört man immer nur rufen: Es lebe Kaiser Alexander! — Die Kriecherei der Franzosen vor dem russischen Kaiser wird täglich größer.

Blücher an den König Friedrich Wilhelm III.

Hauptquartier Chartres, 12. August 1815.

Die französischen Kontributionsgelder, aus denen die Auszahlung des rückständigen Soldes an die Truppen erfolgen sollte, waren noch nicht eingegangen, schon sollten daher die vaterländischen Kassen in Anspruch genommen werden, als Blücher im Namen der Armee den König bat, die Zahlung des rückständigen Soldes bis nach erfolgter Heimkehr auszusetzen. Dies wurde genehmigt.

Ew. Königliche Majestät haben allergnädigst befohlen, daß dem Heere der rückständige Sold ausgezahlt werden soll. Da aber in Frankreich noch nichts eingegangen ist, so hat der Staatskanzler Fürst Hardenberg durch den Finanzminister von Bülow die nötigen Summen aus dem Vaterland zu ziehen befohlen. Ew. Majestät erlauben, daß ich meine Meinung und Bitte und die des Heeres offen und unverhohlen aussprechen darf. Bei unserem Vordringen in Frankreich beseelte uns der Wunsch, nichts für uns zu erwerben als Ehre, dagegen aber dem bedrängten Vaterlande aufzuhelfen und Ew. Majestät in die Lage zu setzen, die Wunden zu heilen, die ein

langes Unglück und feindlicher Übermut dem Vaterland und und jeder einzelnen Familie geschlagen haben; aus diesen Gründen forderte ich die Kontribution von 100 Millionen aus Paris, und nur von dieser Summe wünsche ich einen Teil für die Armee zu verwenden und trug Ew. Majestät eine zweimonatliche Soldzahlung für die Armee vor, die auch allergnädigst bewilligt wurde. Da aber die veränderten Umstände dies unmöglich machen, so wird die ganze Armee nicht allein freudig auf diese zweimonatliche Zahlung Verzicht leisten, sondern wir bitten Ew. Majestät untertänigst, nur soviel Gelder uns verabfolgen zu lassen, als wir für die Verwundeten und die unumgänglichste Notwendigkeit bedürfen.

Wir wollen uns lieber auf das äußerste einschränken, als das mühsam zusammengebrachte Einkommen unseres Landes nach Frankreich ziehen und so dieses verruchte Land bereichern, um das wieder aufkeimende Leben unseres Vaterlandes zu vernichten.

Blücher an Gneisenau.

Bezieht sich auf die immer noch unerfüllten Forderungen der Armee. Blüchers Unmut wuchs dermaßen, daß er seinen Abschied erbat.

Alençon, 27. August 1815.

Daß güttige Schreiben vom 25 wo mit sie mich beEhrten habe ich gestern erhallten, mein mißmuht wachst mit jedem tage den ich sehe daß wihr mehr rück als vorwärts kommen. mein libster Freünd wihr hatten daß Eißen wahrm, hätten wihr es Schmiden laßen, so wehre der vorwurff unseres Strebens erreicht aber man hilte uns zu unverstendig solche wichtige gegenstende zu beahrbeitten, nun ist es zu späht, die hiesigen Prefecten haben sich bei uns legitmirt und die befehle daß sie nichts liffern sollen vorgezeigt, ich will nun noch das letzste versuchen einen habe ich schon nach Magdeburg geschickt und der andere geht nach Wesell, ich glaube doch, daß diese Procedur hellfen soll, . . . aber wenn wihr auch alles waß wihr Finden, in Beschlag nehmen, die Dinge die uns nohtwendig sind Finden wihr nicht und gelld giebt man uns nicht, es ist kein ander mittell als die Revenuen ein zu zihn und durch

antrepreneurs auß unserem Lande unsere Bedürfnisse kommen zu lassen, dan bleibt das gelld bey uns und unsere Fabriquen haben absatz . . .

Daß man mich ungehorsam beschuldigt, glaube ich wohl aber diese verläumdung rührt woll von unsere Saubern HErn hehr, die es nicht begreiffen können, daß ich es mich bei kommen lasse Ihre meinung entgegen zu sein, in dessen Rathe ich die menschen mich in ruhe zu lassen, sonst stelle ich sie am Pranger ich entferne mich so weit wie möglich von Paris um jede Broullierie zu vermeiden und da wihr hir nichts vorteihlhaftes mehr bewürken können, so wünsche ich unsern balldigen ab marsch.

Friedrich von Gentz über die Großmächte.

4. September 1815.

Die Freundschaft zwischen Rußland und Preußen ist gewaltig erkaltet; Preußen steht uns [Österreich] heute viel näher; und England wird uns beiden immer fremder. Dagegen sind Rußland, England und Frankreich für den Augenblick fast auf einer Seite.

Blücher an Gneisenau

über die Russen und den Zaren Alexander I.

Alençon, 5. September 1815.

Die Russen marchiren also ab, nun eine guhte Reiße, wen sie bey uns in Schlesien nuhr erst durch wehren, die Frömmigkeit des großen Mannes ist ein böses Zeichen, durch bigotterie wird man zu allen verleittet, zumahl wenn Weiber sich mit das Apostell Handwerk abgeben [gemeint ist Frau von Krüdener].

Clausewitz über den Drill.

Le Mans, 11. September 1815.

Ein Gegenstand eines wahren Kummers für mich ist der kleinliche Exerziergeist, der jetzt über uns herflutet. Wenn man von den bei den Truppen angestellten Chefs ein Bild davon bekommt, so möchte man unwillig werden. Daß die

Armee damit zerarbeitet wird, möchte sein, wiewohl das Nützliche notwendig dabei versäumt wird, aber daß die Landwehren mit dieser Quälerei, die viel persönliche Unannehmlichkeiten mit sich führt, für ihren guten Willen belohnt und der Geist in ihr verdorben wird, ist ein wahres Unglück. Ein achtbarer Gutsbesitzer, der Haus und Hof verläßt, um sich und die Seinigen der Gefahr entgegen zu werfen, die den Staat bedroht, wird hier wie ein Kadett gedrillt, muß den Gänsemarsch vorbeimarschieren, blind durchsalutieren, die Wirbel und Grüße der Tambours studieren usw.

Blücher an Gneisenau.

Coren, 12. September 1815.

... ich wünsche mir sehnligst daß hier alles zu ende geht und wihr noch bey gutem wetter und wege unsere Rückreise antreten, was hier bleiben muß von uns das trifft kein glückliges Loß noch da zu wenn ein Fremder General Comandiren soll, wieder daß letzte würde ich denn doch einwenden und vorstellen die erfahrung lehrt es uns wie die Stoltzen Insulaner mit den Fremden umgehn...

Blücher an den Landschaftsdirektor von Bonin.

Caen, 17. September 1815.

... Daß unglück ist daß alle grosse HErn sich nicht einig sind und ieder sein Interesse befridigen will, östreich held Fest mit uns, der kaiser Frantz ist der Schetzbarste man den man sich denken kan. Russland und Engeland sind uns in allen zu wider, neid und Politique bihten sich die hand. Den deüttschen Fürsten gehen die augen uf und sie schlissen sich an uns an. mit Wellington bin ich inig Freünd. ob wihr es bleiben daß wird die Zeit lehren. hier in Frankreich sind 3 Partien die Rojalisten, Bonapatisten und Foederirte oder Jacobiner die letzten sind die Sterksten, und die ersten die Schwegsten. wen die aliirten armeeh Frankreich verlissen wehre der Bürgerkrieg unvermeidlig, uf jeden Fall müssen wir die grentz Festungen behalten und eine starke armeeh muß in Frankreich bleiben. ich bleibe uf kein Fall hir, du wirst dich wun-

dern wen ich dich sage daß ich nuhr 2 nechte in Pariß geschlaffen und wen gleich die großen HErn alle verlangten, daß ich da bleiben sollte, so riß ich mich doch loß, und wen Ludwig der 18te mich auch zur taffell einlud, so bin ich doch nicht hin gegangen und habe bei kein Francosen ein Suppe genossen.

Gneisenau an die Prinzessin Luise von Preußen

über die Verhandlungen der Mächte in Paris und den deutschen Parteigeist.

Paris, 21. September 1815.

Wir arbeiten hier an dem Friedenswerk, setzen dabei den Krieg gegen die Festungen an der Grenze fort und verwirren selbst hier die Dinge so sehr, daß nächstens ein neuer Krieg daraus sich gestalten wird. Diesen bereitet die pedantische Weisheit der Engländer und ihre merkantile Eigensucht, sowie die Glattzüngeleien und die Hintergrundsgedanken eines dritten [Alexanders I.] . . . Werden Ew. Königliche Hoheit es wohl glauben, wenn ich Ihnen sage, daß ich wegen des von Ihnen mir geschenkten goldenen Ringes mit der Inschrift: gloria, virtus in Anspruch genommen worden bin? Man hat mir vorgeworfen, es sei dieser Ring das Zeichen des Tugendbundes; Herr von Stein trage ihn auch. — So sehr in Einfalt kann der Parteigeist ausarten! Nie bin ich Mitglied des Tugendbundes gewesen, aber wenn der Bund alles das getan hat, was man ihm zuschreibt, so muß ich mir Vorwürfe darüber machen, daß ich die Mitgliedschaft nicht gesucht habe.

Niebuhr über den „Tugendbund".

So gewiß der Tugendbund eine Zeitlang auf eine gewisse Art existiert hat, — zu wirklichem Leben ist die wohlgemeinte Mißgeburt nie gekommen — ebenso gewiß ist es, daß er durch seine Auflösung schon im Jahr 1810 völlig, und ohne in irgendeiner Form fortzuleben, erloschen ist. Dies war natürlich: denn ernsthafte Männer waren, durch die Erfahrung belehrt, des Tandes ekel und überdrüssig geworden: und auch die, welche sich anfänglich bei den wichtig scheinenden Formen wohl befinden mochten, hatten Zeit genug gehabt, ihrer satt zu werden. Der Tugendbund war in

Hinsicht seiner Verhältnisse zur Regierung, der er offen und wohlbekannt war, von der Art, daß ein rechtlicher Mann, ohne seine Untertanenpflicht zu verletzen, hineintreten konnte, wenn er sich überredete, Heil davon zu erwarten. Er war wohlgemeint entworfen; nach dunklen Gefühlen, die, halb und schief aufgefaßt, zu einem widersinnigen Machwerk verarbeitet waren, welches, weil unsere Nation treu und nicht phantastisch ist, in sich vergehen mußte... Die durch gemeinschaftliche Indignation über die Herabwürdigung und das Elend des Vaterlandes, durch gemeinschaftlichen Haß gegen die fremde Tyrannei, durch gemeinschaftliches Gefühl, daß nicht der Staat, nicht die Nation, nicht der einzelne selbst, dem ein solches Leben viel ärger wie der Tod war, berufen sei, veranlaßten Verbindungen, hatten schlechthin und durchaus keine politische Beziehung auf das Innere. Sie waren höchst loyalistisch... Die so Gesinnten schickten sich an, auf den ersten Wink des Königs bereit zu sein: sie haben sich ganz ruhig gehalten, wenn dieser nicht erfolgte; und wenn sie ihn mit Ungeduld erwarteten, wird irgendeiner auftreten und ihnen dies zum Vorwurf machen?... Viele von denen, die damals, manchmal wohl mit viel zu stürmischer Leidenschaftlichkeit und Ungeduld, die Minuten zählten, bis Preußen sich gegen die Franzosen erheben würde; welche... jede ihrer Meinung nach versäumte Gelegenheit als unersetzlich bejammerten; und die Last eines Daseins, wie das, welches unser aller Herzen nagte, verwünschend, lieber auch hoffnungslos nur nicht ungerochen untergehen als so fortleben mochten: — viele von ihnen ruhen, für unsere Freiheit gefallen, im Grabe: und nur von diesen wollen wir hier reden, und schweigend auf die deuten, welche der Himmel uns erhalten hat. Wehe über die, welche ihnen ins Grab Ketzernamen nachrufen, uneingedenk, wie weit sie ihnen ihre, durch kein eigenes Opfer, durch keine eigene Tat, gewährte Behaglichkeit und Sicherheit ihrer bürgerlichen Verhältnisse verdanken! — Wehe denen, die die hinterlassenen Witwen und Waisen so trösten!

(Niebuhr, über geheime Verbindungen im preußischen Staat, und deren Denunziation.)

Blücher an seine Frau
vor seinem Wegzug aus Paris.

Paris, 7. Oktober 1815.

Diesen augenblick komme ich vom König, er reist noch heutte nach Berlin ab, ich werde wohl noch etwaß hir außhallten müssen, in dessen komme ich doch vor außgang dieses monats nach Berlin, der König hat bewegt von mich abschied genommen, und hat mich 50000 Thlr. gelld geschenkt, ein hauß soll ich mich in Berlin kauffen, und dich hat er eine Pension nach meinem tode uf deine lebenszeit von jährlich 6000 Thlr. festgesetzt, sage ia keinen menschen etwas davon daß der König mich ein hauß gibt, den sonst werde ich es theuer bezahlen sollen, erkundige dich nach ein hauß unter den linden, ich denke aber wihr suchen unsres zu bekommen, meublirt ist es freilig nicht, aber wir können es ia nach unsern geschmack ein richten.

Blüchers Abschied von der Armee.

Paris, 31. Oktober 1815.

Ich kann das Heer, das jetzt auf dem Rückmarsche begriffen ist, nicht verlassen, ohne euch, brave Soldaten, mein Lebewohl und meinen Dank zu sagen. Als Seine Majestät der König mir den Oberbefehl des Heeres aufs neue anvertraute, folgte ich diesem ehrenvollen Rufe mit Vertrauen auf eure so oft geprüfte Tapferkeit. Ihr habt dieses bewährt, Soldaten, und das Zutrauen gerechtfertigt, das der König, das Vaterland, Europa in euch setzten. Eingedenk eurer hohen Bestimmung, habt ihr den alten errungenen Ruhm zu rechtfertigen gewußt und einen so schweren Kampf in so wenig Tagen beendigt, daß kaum die Nachricht vom Beginn desselben eure Heimat erreicht hatte. Ihr seid die Namen: Preußen, Deutsche wert. Nehmt meinen Dank, Kameraden, für den Mut, für die Ausdauer, für die Tapferkeit, die ihr bewiesen und womit ihr die so herrlichen und großen Erfolge in so kurzer Zeit erkämpft habt! Der Dank eurer Mitbürger wird euch bei der Rückkehr empfangen, und indem ihr die verdiente Ruhe genießet, wird euch das Vaterland zu neuen Taten bereit finden, sobald es eures Armes bedarf.

Wellington Befehlshaber der „europäischen Armee".

Aus einem Bericht des württembergischen Gesandten Wintzingerode an seinen König vom 3. November 1815.

Lord Wellington gibt die Absicht kund, jedem Korps der europäischen Armee eine oder mehrere abgesonderte Festungen zu überweisen, aber er weigert sich, nach dieser Richtung irgendeine bindende Verpflichtung zu übernehmen, indem er nicht die Absicht hat, sich seine neue Machtbefugnis für fünf Jahre auf dem europäischen Kontinent in irgendwelcher Weise einschränken zu lassen ... Wie lange aber auch die Dauer und welches die Resultate dieser sogenannten Machtbefugnis sein werden, jedenfalls wird die Nachwelt ... kaum jemals die Weisheit der Motive verstehen können, welche die großen europäischen Mächte veranlaßt haben, sich zu der Ausführung dieses bizarren überseeischen Gedankens herzugeben und die Ketten gewissermaßen mit eigenen Händen zu schmieden, welche der unersättliche englische Ehrgeiz für sie in Bereitschaft hält.

Blücher an Friedrich Wilhelm III.

Hauptquartier Aachen, 20. November 1815.

... Bei meinem Abgang von der Armee kann ich nicht umhin Ew. Königl. Maj. für die mir erzeigte Gnade und geschenktes Zutrauen allerunterthänigst zu danken und die Armee fortwährend E. K. M. Gnade und unmittelbaren Schutz zu empfehlen. Die Zeit, wo E. K. M. Paris verließen [Anfang Oktober], bis jetzt hat vielleicht zu den unangenehmsten meines Lebens gehört, von unentschlossenen und schwankenden Diplomaten abhängig, habe ich recht gefühlt, wie traurig und nachteilig es ist, von Premierministern abzuhängen und wie zerstörend für die Armee es sein würde, wenn dieser Einfluß fortdauerte und E. K. M. nicht die unmittelbare Leitung der Armee beibehielten.

Ueberhaupt ist es wohl die höchste Zeit, daß diese sonderbare Versammlung, die bis jetzt unter dem Namen der bevollmächtigten Minister der verbündeten Höfe Europa be-

herrschte, aufhört, und daß die Männer, die zwar nur Unterthanen, doch unter diesem Titel ihren eigenen Monarchen beherrschten und Gesetze gaben, wieder in ihre vorigen Schranken zurücktreten, um so mehr, da ihr elendes Machwerk sie in der Meinung der ganzen Welt zurückgesetzt hat, und Preußen und Deutschland trotz seiner Anstrengungen immer wieder als das betrogne vor der ganzen Welt dasteht und Englands Einfluß auf Deutschland sich ganz fest begründet.

Blücher.

Stein nach dem zweiten Pariser Frieden.

Arndt erzählt: Stein war jetzt allerdings wieder in seinem Vaterlande, hatte die Freude des Siegs über den alten Reichsfeind, den Franzosen, gekostet, konnte im Hausschatten und Hausfrieden seines Ahnenschlosses in Nassau sitzen und wieder nach Mainz, Köln und Aachen fahren, ohne daß ihm französische Schildwachen ihr Qui vive? zuriefen, aber die Siegesfreude? die Siegesfreude? — wie sie in ihrer Fülle, wie sie nach Schlachten wie die an der Katzbach, bei Leipzig und Waterloo ihm und allen Guten und Tapfern im hellen Sonnenschein erschienen war, so hatte er sie doch nicht kosten gedurft. Zwar die Hauptsache war gewonnen, der Alp Napoleon war abgeschüttelt und konnte in St. Helena wie ein Gefesselter seinen Franzosen und Europa seine letzten Testamentlügen diktieren; aber weder das alte Deutschland von 1600 mit dem Elsaß und Lothringen und dem burgundischen Kreise war nicht wiedergewonnen, und auch in schlimmen Abreißungen, Zerstückelungen und Zerteilungen der Lande, welche alle Redlichen verletzten, war nur zuviel gesündigt. Auch das Verfassungswerk, wie es in Wien hin und her zum Teil von den bösesten, tückischsten Schmieden auf dem Amboß geklopft und doch wenig ausgeschmiedet war, entsprach den Hoffnungen nicht, welche durch die Verkündigungen von Kalisch und Paris erregt waren.

(Arndt, Wanderungen und Wandelungen.)

Der Geheimrat Schmalz.

Schmalz, ein Schwager Scharnhorsts, hat im Jahre 1815 eine Schrift herausgegeben: „Berichtigung einer Stelle in der Bredow-

Venturinischen Chronik für das Jahr 1808. Über politische Vereine." Der harmlose Titel deckte eine Denunziation schlimmster Art. Aus dem „Tugendbund" seien „vielleicht" Vereine hervorgegangen, die die Vereinigung Deutschlands in einen Verfassungsstaat erstrebten; ihre Mitglieder verhöhnten die Dynastien; sie wollten Bürgerkrieg stiften; durch Mord, Plünderung, Notzucht die deutsche Zucht zugrunde richten. — Schmalz bekam von König Friedrich Wilhelm III. den Roten Adlerorden und von König Friedrich I. von Württemberg den Zivil-Verdienstorden. Niebuhr, Schleiermacher u. a. erwiderten scharf auf die Denunziationen Schmalzens.

General von Hüser erzählt: Ehe ich Paris verlasse, will ich erwähnen, daß während dieser Zeit nicht alle Nachrichten aus der Heimat erfreulich geklungen hatten. Es war damals die Broschüre eines Geheimrat Schmalz erschienen, welche das edelste Streben der besten Menschen verdächtigte und den Anfangspunkt der unglücklichen Demagogenverfolgungen bildete. Viele von uns wurden durch dies Machwerk sehr erbittert, und wir hielten auch gegen andere mit unserer Meinung nicht zurück. Mit meinem Freunde, dem Professor Arndt, der sich damals in Koblenz aufhielt, wechselte ich von Paris aus mehrere Briefe in dieser Angelegenheit, die ich indessen später sämtlich vernichtete, da auch das bestgemeinte Wort mißdeutet werden konnte.

(Denkwürdigkeiten des Generals von Hüser.)

Gesinnungsschnüffelei.

General von Hüser erzählt: Wer eine christliche oder eine deutsche Gesinnung aussprach, wurde damals für einen Demagogen und Volksverführer gehalten, und so genossen denn auch ich und die meisten meiner Freunde die Ehre, als Demagogen verschrien zu werden und unter der in den nun folgenden Jahren ausbrechenden, sich immer steigernden schrecklichen Jagd auf eingebildete revolutionäre Meinungen leiden zu müssen.

(Denkwürdigkeiten des Generals von Hüser.)

Niebuhr über politische Parteien.

Politische Parteien müssen in jedem Staate entstehen, wo Leben und Freiheit ist; denn es ist unmöglich, daß sich

lebendige Teilnahme nicht nach den individuellen Verschiedenheiten in ganz entgegengesetzte Richtungen, auch bei völlig gleicher Wahrheitsliebe und Redlichkeit, verteile. In demselben Verhältnis, wie jene Kräfte stärker wirken, wie der Anteil am Allgemeinen durch die Verfassung oder die Umstände einer größeren Zahl näher gebracht wird, um so ausgebreiteter und heftiger äußern sie sich. Dies muß jeder einräumen, dem diese Verhältnisse nicht fremd sind: und wer bei dieser Einsicht nur solche Parteien dulden will, die ohne Fehl auf das Gute, Rechte und Wahre allein gerichtet sind, nur in Nebensachen von einem gemeinschaftlichen, gegen jeden Tadel gesicherten Zweck, untereinander abweichen, und dabei keinen einzigen falschen Bruder zählen, der weiß wenig, wie es mit der Partei beschaffen ist, zu der er selbst gehört; denn sobald es eine Partei gibt, so sind deren auch zwei.

(Niebuhr, Über geheime Verbindungen im preußischen Staat, und deren Denunziation.)

Das Ende der Kriegszeit.

von der Marwitz erzählt: So kam denn endlich die nichtswürdigste Konvention [der zweite Pariser Friede] zustande, die je geschlossen worden ist. Alle das vergossene Blut, alle der Verrat wurde mit Gelde abgekauft durch eine während fünf Jahren zu zahlende Kontribution, welche die verbundenen Mächte unter sich teilten, und die sogenannte Sicherung für die Zukunft sollte erhalten werden durch Zurücklassung einer alliierten Armee in Frankreich, unter Wellingtons Kommando. Sie sahen nicht ein, daß sie eine solche Okkupationsarmee gleichsam nur deswegen daließen, um alle Franzosen im Haß gegen die Fremden zu vereinigen und um diese Armee von den schlechtesten unvaterländischen Gesinnungen anstecken zu lassen. — Während dieser Zeit sollten die vortrefflichen Bourbons sich recht unter dem liebenswürdigen Volke befestigen und die Okkupation sollte auch schon nach drei Jahren aufhören können, wenn das Geld richtig gezahlt würde.

Ehrliebende Minister würden geantwortet haben: Von

eurem Gelde, obgleich ihr es uns geraubt habt, wollen wir nichts; wie ihr, liebenswürdiges Volk, und ihr, vortreffliche Bourbons, euch untereinander vertragt, ist uns ganz gleichgültig und lediglich eure eigne Sache. Aber unsre teutschen Länder, die ihr seit 250 Jahren teils durch Gewalt, teils durch List uns abgenommen habt, die nehmen wir uns jetzt wieder zurück. Darin setzen wir unsre Sicherheit für die Zukunft.

Aber von solcher Gesinnung war nirgends eine Spur zu finden als in der preußischen Armee. Diese belagerte die französischen Grenzfestungen auf Blüchers Befehl immer frisch weg, während man in Paris sich wie Alliierte behandelte, und eroberte eine nach der andern, jedoch ohne Nutzen, da sie zwar zum Teil noch drei Jahr lang von Engländern und Russen okkupiert, nachher aber sämtlich zurückgegeben wurden.

Nach der Konvention — denn ein Friede konnte es, da Alliierte ihn schlossen, nicht einmal genannt werden — folgte das Gaukelspiel der heiligen Allianz im Tugendlager (bei Vertus), und ein jeder reiste oder marschierte nach Hause.

(von der Marwitz, Nachrichten aus meinem Leben.)

Niebuhr über die politische Neugestaltung Deutschlands.

Der Name der Freiheit ist vielen liebgeworden, aber wenige denken es sich, daß die Freiheit kein Stand des Genusses, sondern einer Mühseligkeit und Gefahr ist, wovon sie bisher nichts gewußt haben . . . Inzwischen geht es auch hier nicht, die Zeit zurückzuschieben: und über ihre Schwierigkeiten wehklagen, heißt sie verderben. Was zerstört ist, ist zerstört: und das hat eine höhere Gewalt, und die unwiderstehliche Gesamtmacht einer entsetzlichen Zeit getan. Treue, Vaterlandsliebe, Sitten müssen und können das Neue, — wenn es sich auch nicht gleich aus dem Bedürfnis, und ihm entsprechend, gestaltet, — durchdringen und begeistern. Und hier ist es Pflicht, nicht über Gefahren zu seufzen, — sondern zu lehren was wesentlich ist und was Schein.

(Niebuhr, Über geheime Verbindungen im preußischen Staat, und deren Denunziation.)

Freiheit und Verfassung nach der Kriegszeit.

von der Marwitz erzählt: Von Freiheit und Verfassung war kaum mehr die Rede. Nicht nur bei uns, sondern beinahe in allen Ländern brüsteten sich die Ministerien mit ihrer Weisheit. Sie allein hätten durch ihre vortrefflichen Kombinationen den Feind geschlagen und den jetzigen glücklichen (!!) Zustand herbeigeführt. Wendete etwa einer ein, daß die Kraft und Freiheitsliebe des mißhandelten Volkes doch auch das Ihrige getan hätten, so wurde dies entweder geradezu bestritten oder höchstens zugegeben, daß die Völker sich aus Liebe zu ihren rechtmäßigen Monarchen so gut betragen hätten! Von dieser Liebe war aber wenig zu sehen gewesen, denn diese Monarchen hatten sich weder vorher noch nachher so betragen, daß sie Liebe verdient hätten. Allerdings ist die Rechtmäßigkeit eines Monarchen ein großes Heil für ein Volk, aber sie schließt alle anderen Rechtmäßigkeiten der bürgerlichen Freiheit, des überall gleichen Rechtes, des Besitzes und Herkommens in sich. Wenn ein Monarch alle diese Rechtmäßigkeiten mit Füßen tritt, so darf er von der seinigen nicht weiter reden; denn er selbst hat die Gewalt an die Stelle seines sonst guten Rechts gesetzt. Und nichts ist törichter, als ewig von der bloßen Liebe zu der Person des Regenten zu reden und dadurch die Liebe zu einer dem ganzen Volk heiligen Sache nicht laut werden zu lassen, gleichsam, als ob das in jedem Menschen liegende Gefühl des Rechts, des Strebens nach Freiheit und des Widerstrebens gegen Unterdrückung durch solches Geschwätz sich austilgen ließe! (Nachrichten aus meinem Leben.)

Wo ist Deutschland?

Wo ist jetzt das Deutschland, dem der Kampf galt? Alle jungen Krieger, darunter die vorzüglichsten, wurden Politiker. Wo ist das Deutschland, fragten sie, für welches zu kämpfen wir aufgefordert wurden? Es lebt in unserm Innern. Zeigt es uns, wo wir es finden, oder wir sind genötigt, es uns selbst zu suchen!

(Steffens, Was ich erlebte.)

C. BOYSEN
Buchhandlung
9 Heuberg 9
HAMBURG.

16/245

HG
K64b

Klein, Tim (comp.)
Die Befreiung, 1813,1814,1815.

430186

DATE.

NAME OF BORROWER.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED